

Chester Wilmot

Der Kampf um Europa

**Von Dünkirchen
bis Berlin**

**Wie die West-
mächte den
Krieg gewannen
und den Frieden
verloren**

Der Kampf um Europa

Der Kampf um Europa endete nicht 1945. Dieses Buch behandelt den «Krieg um Europa» als die große, weltpolitische Auseinandersetzung unserer Zeit, von der der Zweite Weltkrieg nur eine Phase darstellt. Der Verfasser macht dem Leser erkennbar, wie sich schon während der Kampfhandlungen und unmittelbar beeinflußt von ihrem Ablauf die militärischen und politischen Entwicklungslinien anbahnten, die in unsere Tage führen und unseren Weg in die Zukunft weiterhin bestimmen werden.

Drei Ortsnamen von schicksalhafter Bedeutung kristallisieren sich dabei heraus: Dünkirchen, Jalta, Berlin.

Dünkirchen: Die Engländer waren geschlagen, der Angriff auf die Insel stand unmittelbar bevor. Warum entschloß sich Hitler stattdessen, nach Paris zu marschieren? Weshalb riskierte er schließlich den Zweifrontenkrieg? Wie wurde so Dünkirchen zum «Verdun» des Zweiten Weltkrieges?

Jalta: Die deutschen Armeen befanden sich an allen Fronten im Rückzug. Stalin hielt den größten Teil Osteuropas, darunter die wichtigsten Städte, in seiner Hand. Roosevelt war bereit, Stalin, von dem er glaubte, daß er ausschließlich auf Sicherheit bedacht sei, mehr Konzessionen bezüglich erkennbarer imperialistischer Tendenzen zu machen als Churchill

und den Engländern. Warum wurde Jalta zum Schauplatz des Sieges Stalins über seine Westalliierten?

Berlin: Warum stritten sich Eisenhower und Montgomery darum, ob die westalliierten Armeen in breiter Front Deutschland nach Osten aufrollen oder mit geballter Kraft direkt über das Ruhrgebiet bis Berlin vorstoßen sollten? Wie kam es dahin, daß durch Versagen der alliierten Strategie schließlich die Russen Berlin eroberten? — Mußte 1944 die Offensive in den Ardennen scheitern?

Wilmot hat mit einem größeren Mitarbeiterstab sechs Jahre lang das Quellenmaterial von deutscher und alliierter Seite durchgearbeitet und dank außergewöhnlicher schriftstellerischer Begabung den Stoff so übersichtlich geordnet, daß der Leser dem Ablauf der Ereignisse auf beiden Seiten folgen kann: bald sitzt er im alliierten, bald im deutschen Hauptquartier und wird überrascht durch die Objektivität bei der Beurteilung der Quellen und durch die Fairness beim Abwägen deutscher oder alliierter Entschlüsse und deren Ergebnisse.

Urteile der Weltpresse: «Die vollständigste Analyse des Zweiten Weltkrieges» (News Chronicle, London), «ein großartiges Panorama» (Observer, London), «eine brillante und lebensnahe Darstellung des europäischen Krieges» (Reporter, New York).

Über den Autor: Wilmot war Australier (unberührt von der Zwietracht der Europäer), Historiker, Kriegsteilnehmer (Afrikafeldzug, Landung in der Normandie, Schlacht bei Arnheim), Kriegsberichterstatter für BBC London und Schriftsteller.

Chester Wilmot **Der Kampf um Europa**

Neue Schweizer Bibliothek

Titel der englischen Ausgabe:
«THE STRUGGLE FOR EUROPE»
Übersetzt von Hans Steinsdorff

Lizenzausgabe
für die Neue Schweizer Bibliothek
Copyright by
ATRIUM VERLAG ZÜRICH

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Dieses Buch handelt von einer tragischen Epoche der europäischen Geschichte: von der Zeit, da Hitler das deutsche Volk ins Verderben zerrte und Stalin in Europa die Vorherrschaft der Sowjetunion errichtete. Die Wurzel der Tragödie liegt in der Tatsache schlechthin, dass Nationen miteinander in bewaffneten Konflikten gerieten, deren Gedeihen, ja blosses Fortbestehen von ihrer Bereitwilligkeit zu gemeinsamem, harmonischem Wirken abhängt. Indessen, der Kampf war unvermeidlich geworden, als Hitler, gestützt auf die Billigung des deutschen Volkes und ermutigt durch die Beschwichtigungspolitik Grossbritanniens und Frankreichs, den Weg zur Verwirklichung seiner Angriffspläne beschritt. Nachdem der Krieg einmal losgebrochen war und Hitler seine militärische Macht weit über die Reichsgrenzen ausgedehnt hatte, waren seine Beseitigung und die Ausmerzung seines unmenschlichen Regimes ein Gebot der Notwendigkeit nicht nur im europäischen, sondern auch im deutschen Interesse. Auf einem so bösen Fundament wie dem Nazismus hätte ein grosses Deutschland von Dauer niemals errichtet werden können; dies hatten auch die Männer des 20. Juli klar erkannt.

Die eigentliche Tragödie aber hob an, als Hitler Herr des Kontinents geworden war und seine Macht nur gebrochen, Europas Freiheitsrechte nur wiederhergestellt werden konnten, wenn die Demokratien des Westens im Bündnis mit dem kommunistischen Russland handelten. Zu all dem riefen die masslose Härte und hemmungslose Grausamkeit, womit Hitler seine Macht ausübte, bei den Gegnern Deutschlands leidenschaftliches, nicht leicht zu stillendes Racheverlangen hervor. So wurde das Bündnis zwischen Russland und dem Westen – und sein erklärtes Ziel, die Austilgung des deutschen Militarismus – von der überwältigenden Mehrheit des amerikanischen und des britischen Volkes wie von der Bevölkerung der besetzten europäischen Länder ohne Weiteres hingenommen, ja geradezu begierig begrüsst. Das Urteil der Geschichte freilich könnte sehr wohl dahin lauten, dass die Entschlossenheit der Westmächte, Hitler und das nationalsozialistische System zu vernichten, zwar richtig war, dass sie aber falsch handelten, als sie diese ihre Entschlossenheit bis zu der Forderung auf bedingungslose Kapitulation trieben; denn daraus folgte so gut wie unvermeidlich, dass der Krieg bis zur wirtschaftlichen Erschöpfung Europas, die die Bevölkerung manches europäischen Landes zur kommunistischen Durchsetzung reif machte, und

bis zum Zerfall des deutschen Staates fort dauerte, wodurch herrenlose Gebiete entstanden, in die die russische Macht schnell eindringen konnte.

Es fehlt der Geschichte des Zeitabschnitts von 1939 bis 1945 auch nicht an eigentümlicher Ironie. Gewiss hatte die Sowjetunion bis 1939 unter Stalins Führung ihre materielle Macht bis zu einem sehr beachtlichen Grade entwickelt, aber die Sicherheit der westlichen Welt zu bedrohen vermochte sie nicht. Heute jedoch ist, wie jedermann im Westen am eigenen Leibe spürt, die russische Stellung so stark und die der westeuropäischen Nationen militärisch und wirtschaftlich so schwach, dass drohend die Gefahr über ihnen schwebt, unmittelbarer oder mittelbarer russischer Aggression zu erliegen, wenn ihnen nicht die angelsächsischen Demokratien, besonders die Vereinigten Staaten, nach wie vor wesentliche Hilfe gewähren.

Diese Lage ist nicht so sehr durch die wenn auch noch so massiven militärischen Triumphe Russlands herbeigeführt worden wie durch die Siege der Mächte, mit denen die Sowjetunion von 1939 bis 1945 nacheinander verbündet war. Im Jahre 1939 liess Stalin – wenn auch unwillentlich – durch den Nazi-Sowjet-Pakt Hitler los, alle Rivalen Deutschlands in Westeuropa und auf dem Balkan zu vernichten oder zu verjagen. Diese seine siegreichen Feldzüge setzten Hitler instand, sich gegen Russland zu wenden und das Regime Stalins an den Rand der Niederlage zu bringen. So musste die Sowjetunion für ihre kurzsichtige Übereinkunft schwer büssen. Am Ende jedoch verkehrte Stalin die verheerenden Folgen des Kompromisses in Gewinn. Gerade die Tatsache, dass Hitler mit stillschweigender Duldung, ja mit Hilfe Russlands der wirkliche Herr Europas geworden war, ermöglichte es Stalin, die Westalliierten mit der ständigen Drohung eines Separatfriedens unter erpresserischem Druck zu halten. Die letzte Folge des Bündnisses zwischen der Sowjetunion und den Westalliierten war, dass sich mit der Überwältigung Deutschlands ganz Europa nun der Sowjetherrschaft ausgesetzt sah; gab es doch auf dem Kontinent keinen Staat mehr, dessen Streitkräfte der 1945 über die Elbe hinausgreifenden bewaffneten Macht der Sowjetunion die Spitze hätten bieten können.

Ich habe in dem vorliegenden Buch vor allem die Rolle eingehend betrachtet, die bei diesen beiden historischen Vorgängen, dem Untergang Hitlers und dem Hervortreten Stalins, die angelsächsischen Mächte gespielt haben. Dementsprechend habe ich mich in der Hauptsache darauf konzentriert, den Verlauf des abschliessenden westeuropäischen Feldzuges zu untersuchen, dessen Kämpfe das Jahr vom Juni 1944 bis zum Mai 1945 ausfüllten, denn damals erlitt die Wehrmacht die entscheidenden Niederlagen und rückte die Rote Armee nach Mitteleuropa vor. Bei der Darstellung dieses Feldzuges und seiner strategischen wie politischen Hintergründe und Folgen war ich bemüht, die Geschehnisse sowohl

auf der interalliierten als auch auf der deutschen Seite aufzuzeichnen und ineinanderzuweben, so dass der Leser jedem Zug und Gegenzug in den Kanzleien und Hauptquartieren wie jeder Bewegung und Gegenbewegung auf den Schlachtfeldern folgen kann und so ein wesentliches und, wie ich hoffe, ausgeglichenes Gesamtbild gewinnt.

Soweit ich nach dieser Methode verfahren konnte, war mir das möglich, weil mir die wesentlichen Quellen sowohl der anglo-amerikanischen als auch der deutschen Streitkräfte zur Verfügung standen. Bei Kriegsende fielen die Dokumente der deutschen Regierung und der Wehrmacht zum grössten Teil den Verbündeten in die Hände. Ich war in der günstigen Lage, die wichtigsten dieser Papiere heranziehen und überdies durch mündliche und schriftliche Bekundungen vieler führender Kommandeure und der höheren Staboffiziere der Wehrmacht ergänzen zu können. Allen, die mich so unterstützt haben, bin ich zu grösstem Dank verpflichtet, umso mehr, als ihre Bemühungen – von wenigen, unbedeutenden Ausnahmen abgesehen – darauf gerichtet waren, der guten Sache besseren historischen Verständnisses zu dienen.

Ihr ist dieses Buch gewidmet in der Hoffnung, dass die bitteren Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges zur Mahnung dienen werden. Sie lehren, dass die Westmächte aller Wahrscheinlichkeit nach die kommunistische Drohung nicht überstehen werden, wenn sie nicht einig sind, und dass, wenn sie auf den verzweifelten Weg getrieben werden sollten, gegen Sowjetrussland in der Weise vorzugehen wie gegen das nationalsozialistische Deutschland, den Endsieg der Kommunismus davontrüge; denn die abendländische Kultur würde in einem dritten Weltkrieg, wer daraus auch immer als Sieger hervorginge, vernichtet werden.

London, im März 1953

Chester Wilmot

Zu dieser Ausgabe: Chester Wilmot hat sein grosses Werk im März 1953 vollendet. Keine der späteren Arbeiten zu diesem Thema übertraf ‚Kampf um Europa‘ an Eindringlichkeit und Klarheit. Gewisse Episoden des grossen Ringens sind den Deutschen inzwischen aus zahlreichen Veröffentlichungen vertraut geworden, über anderes war man seit eh und je informiert. Der Widerstand gegen Hitler etwa und die Rolle, die Rommel in ihm spielte, dürfen heute als bekannt vorausgesetzt werden. Die Bombenangriffe auf Städte und Verkehrswege sind, aus eigenem Erleben oder aus Erzählungen älterer Menschen, lebendig genug in Erinnerung. Auch waren politische Betrachtungen, die Chester Wilmot anstellte, in eine Zukunft projiziert, die nun Gegenwart geworden ist, und Einzelangaben mehr technischen Charakters haben an Bedeutung eingebüsst. So ergab sich die Möglichkeit zu legitimen Kürzungen. Sie sollen den majestätischen Eluss der Haupthandlung noch stärker hervortreten lassen.

Erster Teil Der Weg zurück

Deutschlands Niederlage und Europas Befreiung begannen bei Dünkirchen. Am 25. Mai 1940 stand Hitlers Plan, die verbündeten Armeen zu vernichten, unmittelbar vor seiner vollen Verwirklichung. Der fünf Tage vorher das Sommetal abwärts zur Kanalküste getriebene deutsche Korridor war nun durch den Fall von Arras und die Abschnürung von Calais verbreitert und gefestigt. Den an die See zurückgedrängten belgischen, britischen und französischen Armeen waren zum Entrinnen von den Kanalhäfen nur Dünkirchen und Ostende geblieben. Der Plan General Weygands, des Oberbefehlshabers der Alliierten, von Norden und Süden die Flanken des Korridors anzugreifen, war zunichte geworden. Die englisch-französischen Kräfte, die zu dem Gegenangriff nach Süden antreten sollten, waren nach Norden abgedreht worden, um einem neuen deutschen Stoss zu begegnen, der nicht nur die Belgier von ihren Verbündeten zu trennen drohte, sondern auch Dünkirchen gefährdete und bald Ostende in deutsche Hand bringen sollte.

An diesem Tage kam König Leopold zu dem unausweichlichen Schluss, dass die belgische Armee den Kampf nicht fortsetzen könne, und in dieser Nacht begann die britische Expeditionsarmee unter General Lord Gort ihren Rückzug aus dem Raum von Lille auf Dünkirchen. Engländer und Franzosen sahen sich in einen immer mehr sich verengenden Kessel gepresst, und dieser Druck musste sich verstärken, sobald die drohende belgische Kapitulation die Nordflanke entblösst hatte. Das Schicksal der britischen Expeditionsarmee schien in Hitlers Hand zu liegen.

Transportschiffe und Verladeplätze waren Luftangriffen äusserst ausgesetzt, und es war zu erwarten, dass sie binnen Kurzem unter Artilleriefeuer liegen würden. Die umfasste Armee war so eng in den Kampf verwickelt, dass es, solange die Deutschen den Druck nicht lockerten, höchstens für wenige Tausend möglich schien, sich vom Gegner zu lösen. Überdies konnte jeder kräftig geführte Panzerstoss den Kessel spalten; die Engländer hatten nur wenig Panzerabwehrkanonen und noch weniger Panzer. Der Premierminister fürchtete, dass es binnen einer Woche sein «hartes Los» sein werde, «das schwerste militärische Missgeschick unserer langen Geschichte bekanntzugeben».

Wohl war es möglich, die Infanterie-Divisionen der Heeresgruppe B des Generalobersten v. Bock, die von Osten angriffen, in Flandern an den verschiedenen Wasserläufen zwischen Ypern und der See lange genug aufzuhalten, aber an der

Südwestflanke setzten die jetzt jeder Gegenangriffsdrohung ledigen Panzer-Divisionen der Heeresgruppe A unter Generaloberst v. Rundstedt zum Fangstoss an. An dieser Flanke hatte Gort entlang dem Kanal Gravelines – St. Omer – Béthune, dem letzten Wasserhindernis vor Düнкirchen, eine Verteidigungsstellung improvisiert, doch bisher war diese Linie nur dünn besetzt, und der Feind hatte den Kanal bereits an drei Stellen überschritten und Brückenköpfe errichtet. Die Panzergruppe des Generalobersten v. Kleist war weit näher an Düнкirchen heran als die Masse der Infanterie Gorts.

Nach der Absicht des deutschen Oberbefehlshabers des Heeres, Generalobersten v. Brauchitsch, sollten Kleists Panzer unmittelbar auf Düнкirchen vorstossen. Der vom Chef des Generalstabes, General der Artillerie Halder, entworfene Plan sah vor, «dass die frontal gegenüber einem sich planmässig absetzenden Feind zu schwerem Angriff antretende Heeresgruppe B den Feind lediglich binden, die Heeresgruppe A, die einen geschlagenen Feind trifft und auf den Rücken des Feindes losgeht, die Entscheidung bringen sollte».

Am 24. Mai jedoch, als dieser Plan in die Tat umgesetzt werden sollte, griff Hitler ein.

Als Oberbefehlshaber der Wehrmacht überwachte er von seinem Hauptquartier in Münstereifel die Operationen und hatte auf den Verlauf des Feldzuges bereits entscheidenden Einfluss genommen. Gegen den Rat v. Brauchitschs und Halders hatte er darauf bestanden, den Schwerpunkt der Offensive in die Ardennen zu legen, und so seinen Panzern die Chance zum Durchbruch bei Sedan gegeben. Dann aber versagten ihm unter dem Eindruck des eigenen Erfolges die Nerven; er schreckte davor zurück, den Stoss bis zum Kanal fortzuführen, bevor zum Schutz der offenen Flanke die Infanterie heran war. Am dritten Tage nach dem Durchbruch hatte Halder in sein Tagebuch eingetragen: «Der Führer hat eine unverständliche Angst um die Südflanke. Er tobt und brüllt, man sei auf dem Wege, die ganze Operation zu verderben.»

Hitler war, obwohl nichts seine Befürchtungen rechtfertigte, von dem Gedanken beunruhigt, es könnte den Franzosen gelingen, entlang der Somme eine neue Front zu bilden. Sein Auge war auf Paris gerichtet.

Er berief v. Brauchitsch nach Münstereifel und erklärte dem Oberkommandierenden, die Schlacht in Flandern sei so gut wie gewonnen. Man müsse sich sofort auf die Schlacht in Frankreich konzentrieren. Rundstedts Panzern sei Halt zu befehlen; es gäbe keinen Grund, sie in ein von Kanälen durchflochtenes Gelände zu verstricken. Er habe im letzten Kriege in Flandern gekämpft und wisse aus eigener Erfahrung, dass Panzer-Divisionen dort keinen entscheidenden Erfolg erringen könnten. Die Panzerverbände seien anzuhalten und zu der nächsten Pha-

se, dem Vormarsch auf Paris, aufzufrischen. Es sei Rundstedts Aufgabe, die Linie Gravelines – St. Omer – Béthune zu sperren, und die v. Bocks, die Alliierten zu zerschlagen. Bock also sollte der Hammer, Rundstedt der Amboss sein.

Brauchitsch erhob Einspruch und machte geltend, dass die am weitesten vorgedrungenen Kräfte v. Bocks 35 Meilen von Dünkirchen entfernt stünden; hingegen verfüge v. Rundstedt, dessen Panzer nur knapp 15 Meilen von dem Hafen trennten, über die Position und die Kräfte, die Falle zu schliessen. Wenn man auf Bock warten wollte, würden die Engländer entkommen. Hitler entgegnete, dass er sich von seinem Hauptziel nicht ablenken lasse: Frankreich zu schlagen. Auf die französische Armee kam es an; vernichtete er sie, war er Herr Europas.

In der Nacht gab v. Brauchitsch neue Befehle aus, und Halder notierte: «Der schnelle linke Flügel, der keinen Feind vor sich hat, wird auf ausdrücklichen Wunsch des Führers angehalten! Die Luftwaffe soll das Schicksal der eingekesselten Armee vollenden!!» Der Halt-Befehl blieb achtundvierzig Stunden in Kraft, und während v. Rundstedts «Panzer und motorisierte Verbände nach allerhöchstem Befehl wie angewurzelt auf den Höhen zwischen Béthune und St. Omer standen, kam v. Bock langsam und unter Verlusten etwas vorwärts». Bis zum 27. Mai, als schliesslich den Panzer-Divisionen der weitere Vormarsch freigegeben wurde, hatte das britische Expeditionskorps drei Tage Aufschub und damit genügend Zeit gewonnen, seine Südflanke zu verstärken. Der deutsche Stoss wurde vereitelt. Am 30. Mai vermerkte Halder: «... und wir müssen zusehen, wie bei dem schlechten Wetter, das die Luftwaffe ausschaltet, der Feind ungezählte Tausende vor unserer Nase nach England wegfährt.» Bis zum 4. Juni hatten Englands Seeleute von den verbündeten Truppen 338'000 Mann (zwei Drittel davon Briten) vom Strand und vom Hafen Dünkirchen weggeholt. Mit Churchills Worten: «Der Kern und die Struktur, um die allein England seine künftigen Armeen aufbauen konnte», waren gerettet.

Die Entscheidung über Dünkirchen war Hitlers erster schwerer militärischer Fehler, aber so unvernünftig und kurzsichtig, wie einige deutsche Generale behauptet haben, war er nicht. Wenn auch Hitler von dem Köder Paris gelockt wurde, schwerer wog seine Entschlossenheit, die so teuer bezahlten Fehler von 1914 zu vermeiden. Er würde nicht zögernd ins Schwanken geraten und sich an der Somme aufhalten lassen, wie v. Moltke an der Marne zum Halten gebracht worden war, weil er es infolge übertriebener Befürchtungen wegen der Engländer in seiner Flanke versäumte, den rechten Flügel in Schwung zu halten. Er sagte sich, dass er im Augenblick die Briten ruhig ausser Acht lassen könne, und bald vertraute er v. Kleist seine Auffassung an:

«Sie kommen in diesem Kriege nicht wieder.» Zwar hatte er seine militärischen Führer oft warnend darauf hingewiesen, dass England der gefährlichere Gegner sei, aber sein persönlicher Triumph in München hatte sein Urteil über den britischen Charakter tief beeinflusst. Mit Genugtuung erklärte er am 22. August 1939 vor seinen Oberbefehlshabern: «Unsere Gegner sind kleine Würmchen. Ich sah sie in München.» Aber dort war er nicht auf Churchill gestossen.

Als Hitler sich unter Nichtbeachtung Dünkirkens und der Engländer Paris und den Franzosen zuwandte, folgte er nicht reiner Intuition, sondern einem Feldzugsplan, den er ein Jahr vorher seinen Oberbefehlshabern in grossen Zügen dargelegt hatte. Am 23. Mai 1939 entwickelte er vor ihnen diesen Gedankengang:

«Gelingt es, Holland und Belgien zu besetzen und zu sichern, sowie Frankreich zu schlagen, dann ist die Basis für einen erfolgreichen Krieg gegen England geschaffen. Die Luftwaffe kann dann von Westfrankreich aus die engere Blockade Englands, die Flotte mit den U-Booten die weitere übernehmen. England kann auf dem Kontinent nicht kämpfen, die täglichen Angriffe der Luftwaffe und der Kriegsmarine zerschneiden sämtliche Lebensadern ... Im Augenblick, wo England von seiner Zufuhr abgeschnitten ist, ist es zur Kapitulation gezwungen.»

Das glaubte Hitler noch, und so waren in seinen Augen Truppen, die, ganz gleich in welcher Anzahl, von Dünkirchen entkämen, so gut wie Gefangene auf den Britischen Inseln.

Das letzte britische Schiff ging von Dünkirchen am 4. Juni kurz vor Tagesanbruch in See. In den Mittagsstunden hatte Hitler eine Besprechung mit dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Grossadmiral Raeder, und «legte sein Ziel dar: Nach Niederwerfung Frankreichs Verminderung des Heeres, Entlassung aller Älteren, der Facharbeiter. Schwerepunktbildung auf Luft und Marine». Die Landung in England wurde nicht erörtert.

Am Nachmittag desselben Tages hielt Churchill im Unterhaus die erste der Reden, mit denen er die Nation um sich scharen und die Welt aufrütteln sollte. England, so sagte er, werde den Kampf fortsetzen, «wenn nötig auf Jahre, wenn nötig allein». Hitler indessen war überzeugt, dass dieser herausfordernde Trotz den Sturz Frankreichs nicht überleben werde. So war er, als sich die Führer der Achse am 18. Juni zur Beratung über das französische Waffenstillstandsgesuch in München trafen, milden Bedingungen zugeneigt und besonders darauf bedacht, alles zu vermeiden, was die Franzosen reizen und, wie er fürchtete, ihre Regierung dahin bringen könnte, mit der gesamten Flotte über den Kanal zu gehen und die Engländer zu weiterem Widerstand zu ermutigen.

Der italienische Aussenminister, Graf Ciano, fasste Hitlers Ansichten in seinem Tagebuch folgendermassen zusammen: «Wenn England den Krieg will, dann wird es ein totaler Krieg sein, vollständig und erbarmungslos. Was aber die Frage betrifft, ob die Zerstörung des Britischen Empire erwünscht sei, so macht Hitler viele Vorbehalte; er betrachtet es selbst heute noch als einen wichtigen Faktor für das Gleichgewicht der Welt.» Ohne sich von dieser zur Schau gestellten Grosszügigkeit beirren zu lassen, fügte Ciano hinzu: «Hitler ist jetzt der Spieler, der einen Riesentreffer gemacht hat und am liebsten vom Tisch aufstehen und nichts mehr riskieren möchte.»

Indessen, hinter Hitlers Wunsch nach einem Übereinkommen stand mehr als Spielerinstinkt. Er wollte England zu einem Vergleich bringen, nicht aber wollte er es so schwer treffen, dass der Zerfall des Britischen Empire die Folge sein würde. «Davon», so sagte er zu Brauchitsch und Halder, «hat Deutschland ... keinen Nutzen. Wir würden mit deutschem Blut etwas erreichen, dessen Nutzniesser nur Japan, Amerika und andere sind.»

Obwohl Hitler seine Grundbedingungen für den Fall eines erfolgreichen Krieges gegen England festgesetzt hatte, war er nicht gewillt, Grossbritannien als Weltmacht herauszufordern. Seine Streitkräfte waren nur für einen Festlandskrieg organisiert und ausgerüstet. Er wusste, dass er das Britische Commonwealth und Empire nicht bezwingen konnte, bevor er seine Flotte und seine Luftwaffe für einen weltweiten Kampf mit einer Seemacht als Gegner ausgebaut und sich die Hilfsquellen gesichert hatte, die nötig waren, den zu einer solchen kriegerischen Auseinandersetzung erforderlichen ungeheuren Ölbedarf zu decken.

Als Hitler in Polen einmarschierte, verfügte er über Ölvorräte für Angriffsoperationen von noch nicht sechs Monaten. Sein gesamtes Öl-, 'Einkommen' in den folgenden zwölf Monaten, ungefähr siebeneinhalb Millionen Tonnen, reichte gerade aus, den Anforderungen in der Heimat und im Felde zu genügen, und das, obwohl die Hälfte dieser Zeitspanne die Periode des passiven ‚Zwielichtkrieges‘ war. Nach einem Plan auf weite Sicht sollte die deutsche Heimatproduktion an synthetischem und natürlichem Öl von 3 Millionen Tonnen im Jahre 1939 auf 11 Millionen im Jahre 1944 gebracht werden, aber bei dieser Steigerung fiel vor 1942 nicht genug Treibstoff ab, um strategische Bomberangriffe grossen Massstabes oder einen intensiven U-Boot-Krieg zu unterhalten. Ausserdem würden die Luft- und Seestreitkräfte nicht eher bereit sein. Inzwischen war Hitlers Ehrgeiz auf den Osten gerichtet, nicht nur, weil es sein letztes europäisches Ziel war, die slawischen Länder zu erobern und ihre Völker zu unterwerfen, sondern weil er sich auf das, was er den «Kampf auf Leben und Tod mit England» nannte, nicht eher mit Zuversicht einlassen konnte, als bis er in Osteuropa volle Sicher-

heit gewonnen und die osteuropäischen Wirtschaftsquellen der deutschen Kriegsmaschine nutzbar gemacht hatte. Das Münchener Abkommen hatte ihm die nötige Sicherheit verschafft, die Tschechoslowakei zu verschlucken. Der Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion hatte ihm den Rücken gedeckt, im Westen loszuschlagen, aber nie hatte er den Pakt als mehr betrachtet denn als eine kurzfristige Versicherung. Jetzt aber war er über Russlands Absichten beunruhigt.

Im Juni 1940, als er sich eben mit seinem nächsten Schritt im Westen befasste, wurde seine Aufmerksamkeit durch russische Massnahmen nach dem Osten abgelenkt, die bald zur Annexion von Gebieten an der Ostsee und am Schwarzen Meer führten, die Russland nach dem Ersten Weltkrieg verloren hatte.

Diese Entwicklung beeinflusste unmittelbar Hitlers Haltung gegenüber Grossbritannien. Mit den Russen in Bessarabien, kaum hundert Meilen von den Ölfeldern von Ploesti entfernt, seiner wichtigsten ausserdeutschen Treibstoffquelle, wagte er es nicht, sich auf einen länger sich hinziehenden Kampf mit dem Britischen Empire einzulassen. Daher erwachte sein Interesse daran, mit England ein Abkommen herbeizuführen, das ihm freie Hand im Osten und die Möglichkeit verschaffen würde, den ‚Zweifrontenkrieg‘ zu vermeiden, an den mit Grauen zu denken das deutsche Volk allen Grund hatte. So, wie er 1939 einen Pakt mit Moskau gebraucht hatte, um sich zu dem Angriff im Westen den Rücken zu decken, bedurfte er jetzt eines Paktes mit London, und er glaubte, er werde ihn bekommen. Grossbritannien, so dachte er, werde sich geneigt zeigen, Frieden zu schliessen, wenn es erfahre, dass es ihn jetzt verhältnismässig billig bekommen könne. Er hatte sich mit Grossmut gewappnet; er wollte nicht mehr fordern als die Rückkehr der ehemaligen deutschen Kolonien und die Anerkennung seiner Oberherrschaft über Westeuropa.

Von dieser Grundlage aus machte er im Juni auf Umwegen Versuche, sich England zu nähern. So ängstlich war er darauf bedacht, den Anschein zu wahren, als hätte er eigentlich keinen Streit mit England, dass er, obwohl Göring und Räder auf sie drangen, die Eröffnung einer Luftoffensive auf englische Häfen und Städte untersagte. Als einer dieser seiner Anträge durch die Vermittlung des Päpstlichen Nuntius in Bern die britische Regierung erreichte, war die spontane Antwort die folgende Notiz Churchills an Lord Halifax, den Aussenminister: «Ich hoffe, dem Nuntius wird klargemacht werden, dass wir nicht den Wunsch haben, über irgendwelche Bedingungen für einen Frieden mit Hitler Erkundigungen einzuziehen, und dass es allen unsern Vertretern strikt verboten ist, irgendeine solche Anregung auch nur in Erwägung zu ziehen.»

Die Frage, ob der Kampf nach dem Zusammenbruch Frankreichs fortgeführt werden solle, ist vom britischen Kriegskabinett offiziell niemals diskutiert worden. Zu Beginn der Räumung Dünkirchens, als es so gut wie sicher schien, dass das Expeditionskorps vernichtet werden und Grossbritannien im Kampf allein auf sich angewiesen bleiben würde, hatte Churchill seine militärischen Berater aufgefordert, ihm über «die britische Strategie im Falle einer gewissen Möglichkeit zu berichten». Die Stabschefs antworteten: «Unser Schluss ist, dass auf den ersten Blick Deutschland die meisten Karten in der Hand hält; die wirkliche Probe aber liegt darin, ob die Moral unserer Soldaten und der Zivilbevölkerung die zahlenmässige und materielle Überlegenheit Deutschlands aufwiegen wird. Wir glauben, dass dem so ist.»

Diese Zuversicht war nicht unbegründet. Nachdem die erste Erschütterung über das Unglück in Flandern vorübergegangen war, zog das britische Volk mit seiner eigentümlichen Fähigkeit, in der Niederlage den Sieg zu sehen, aus Dünkirchen neuen Mut.

Nicht das erste Mal hatte ein Despot des Festlandes an der französischen Küste gestanden und Drohungen über den Kanal geschleudert. Wieder und wieder hatte England in den letzten vierhundert Jahren darum gekämpft, die Beherrschung Europas durch eine einzige Macht zu verhindern. Hitler sah sich jetzt derselben britischen Hartnäckigkeit gegenüber, die Philipp von Spanien, Ludwig XIV., Napoleon und Wilhelm II. Halt geboten hatte. Als Hitler im Juni vom Cap Gris Nez über den Kanal blickte, sah er nur Grossbritanniens augenblickliche materielle Schwäche. Die Festigkeit und den Mut, die das Volk von England instinktiv aus der Vergangenheit schöpfte, würdigte er nicht.

Warnende Äusserungen der britischen Stimmung begannen Anfang Juli Berlin zu erreichen, aber der Führer blieb bei der Vertagung seiner Siegesrede im Reichstag, in der Hoffnung gleichzeitig den Frieden verkünden zu können. Als auf seine Anträge jedes englische Echo ausblieb, redete er sich entgegen dem offenkundigen Sachverhalt ein, dass allein die Hoffnung auf eine russische Intervention Grossbritanniens beharrliche Weigerung erkläre, Frieden zu schliessen, und dass Stalin mit den Briten kokettiere, um sie im Krieg zu halten.

Vermutlich hätte sich Hitler weniger eigensinnig an die Möglichkeit eines Kompromisses geklammert, wenn er über die Mittel verfügt hätte, seinem Willen durch die Blockade Nachdruck zu verleihen, worauf er früher einmal gehofft hatte. Deutschland hatte den Krieg mit nicht mehr als 57 U-Booten begonnen, aber Dönitz (damals Befehlshaber der U-Boote) hatte in genauer Voraussicht geschätzt, dass mindestens 300 U-Boote zur Verfügung stehen müssten, bevor ein wirksamer Druck auf England ausgeübt werden könnte. Bis zum Juli 1940 waren

17 ozeanfähige Boote verlorengegangen; damit war die Zahl der zu Operationen im Atlantik geeigneten U-Boote auf ein halbes Dutzend verringert worden.

Ebenso fehlte es der Luftwaffe an der Kraft zu einem Würgegriff um die englische Wirtschaft. Sie war hauptsächlich als ‚Luftartillerie‘ zur Unterstützung des Heeres entwickelt worden und weder auf strategische Operationen durch Bomberangriffe, noch auf einen Krieg gegen die Schifffahrt vorbereitet. Zwar vertrieben ihre Stukas bald die Geleitzüge aus dem Kanal und der Nordsee, aber ihre Fernkampfflugzeuge vermochten ebensowenig die Zufahrtsstrassen zur britischen Westküste zu überwachen, wie sie gegen die Häfen des Mersey und des Clyde massive Schläge führen konnten, solange ihnen die Jagdwaffe der Royal Air Force den Weg verlegte. Zu Nachtangriffen auf Fernziele endlich mangelte es der Luftwaffe an entsprechend ausgebildetem Personal und an der zu genauen Ergebnissen unerlässlichen technischen Ausrüstung.

Günstigstenfalls versprach eine Blockade erst nach langer Dauer Erfolg. Hitler aber brauchte ein Mittel, England binnen der nächsten sechs Monate in die Knie zu zwingen, um 1941 zum Angriff auf Russland den Rücken frei zu haben. ‚Andererseits blieb nur die Landung, aber weder Hitler noch die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtteile dachten mit Begeisterung an diesen Ausweg. Am 2. Juli erging aus dem Hauptquartier durch Keitel eine «vorläufige Weisung‘ für eine «Landung in England‘, aber mit dem Vorbehalt: «Alle Vorarbeiten müssen dem Rechnung tragen, dass der Plan, in England zu landen, noch keineswegs feste Gestalt angenommen hat und dass es sich nur um die Vorbereitung eines möglichen Falles handelt.»

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Wehrmachtführung mit keinerlei Vorbereitungen für eine Landung befasst. Seit November 1939 hatte die Seekriegsleitung (unabhängig und geheim) das Problem untersucht, anscheinend vor allem deshalb, damit Raeder wohlbegründete Einwendungen erheben könnte, falls sein unberechenbarer Führer urplötzlich einen solchen Plan von ihm verlangen sollte. Das Ergebnis, das Raeder am 11. Juli Hitler vortrug, besagte, dass keine Landungsflotte in See gehen könne, bevor die Luftwaffe die Royal Air Force vernichtet und die britischen Marinestreitkräfte aus dem Kanal vertrieben habe. Hitler stimmte Raeder darin zu, dass die «Luftherrschaft Vorbedingung» sei und die Landung nur als «letztes Mittel» in Betracht komme, «England friedensbereit zu machen». Das Oberkommando des Heeres pflichtete dieser Auffassung völlig bei.

Hitler unterschätzte die Schwierigkeiten nicht, sah sich aber, da sich kein anderes Mittel zur Bezwingung Englands bot, genötigt, sich der Landung zuzuwenden. So erliess er am 16. Juli die «Weisung Nr. 16‘, die unter anderem befahl:

«Da England, trotz seiner militärisch aussichtslosen Lage, noch keine Anzeichen einer Verständigungsbereitschaft zu erkennen gibt, habe ich mich entschlossen, eine Landungsoperation gegen England vorzubereiten und, wenn nötig, durchzuführen. Zweck dieser Operation ist es, das englische Mutterland als Basis für die Fortführung des Krieges gegen Deutschland auszuschalten und, wenn es erforderlich werden sollte, in vollem Umfang zu besetzen.

Hierzu befehle ich folgendes:

1. Die Landung muss sich in Form eines überraschenden Überganges in breiter Form etwa von Ramsgate bis in die Gegend westlich der Insel Wight vollziehen... Die Vorbereitungen... müssen bis Mitte August abgeschlossen sein.

2. Zu diesen Vorbereitungen gehört auch, dass diejenigen Voraussetzungen geschaffen werden, die eine Landung in England möglich machen:

a) Die englische Luftwaffe muss moralisch und tatsächlich so weit niederkämpft sein, dass sie keine nennenswerte Angriffskraft dem deutschen Übergang gegenüber mehr zeigt.

b) Es müssen minenfreie Wege geschaffen sein.

c) Durch eine dichte Minensperre muss die Strasse von Dover in beiden Flanken sowie der Westeingang des Kanals etwa in der Linie Aldernay-Portland abgesperrt sein.

d) Durch starke Küstenartillerie muss das Küstenvorfeld beherrscht und artileristisch abgeschirmt sein ...

3. ... Das Unternehmen führt den Decknamen ‚Seelöwe‘.»

Als Hitler diese Weisung herausgab, waren seit Dünkirchen bereits sechs Wochen verronnen. Aber auch jetzt noch war er nicht völlig entschlossen, denn in der Rede, die er drei Tage später vor dem Reichstag hielt, richtete er über den Kanal, wie er es nannte, «noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England». Er habe sich entschlossen und aufrichtig um die Freundschaft des Britischen Empire bemüht, «eines Weltreichs, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen, niemals meine Absicht war. Allein ich bin mir darüber im Klaren, dass die Fortführung dieses Kampfes nur mit der vollständigen Zertrümmerung des einen der beiden Kämpfenden enden wird. Mister Churchill mag glauben, dass dies Deutschland ist. Ich weiss, es wird England sein...»

Ciano, der als Ehrengast anwesend war, meinte, Hitler habe «in ungewöhnlich menschlichem Ton» gesprochen. «Ich glaube», so schrieb er an diesem Abend, «dass es ihm mit seinem Wunsch nach Frieden ernst ist. In der Tat verbreitet sich jetzt am späten Abend, wo die ersten Anzeichen der kalten britischen Reaktion auf die Rede bekannt werden, ein schlecht verhehltes Gefühl der Enttäuschung.»

Aus grosser Flughöhe über England abgeworfene Blätter mit der Rede Hitlers wurden zum Besten des Roten Kreuzes versteigert. Sobald sich klar gezeigt hatte, dass London auf seinen Appell nicht antworten werde, ging Hitler daran, den Verlust der in hoffnungsvollem Zögern dahingeschwundenen kostbaren Wochen wieder einzubringen. Am 21. Juli berief er die Oberbefehlshaber der Wehrmachtteile zu sich und eröffnete ihnen, dass «trotz der günstigen Lage mit allen Mitteln erstrebt werden» solle, «den Krieg in Kürze zu beenden. Als wirksamstes Mittel hierfür kommt die Durchführung des Unternehmens ‚Seelöwe‘ in Frage». Aber er fügte hinzu, dass es sich um ein «ausserordentlich kühnes und wagemutiges Unternehmen» handle. «Es ist keine einmalige Übersetzhandlung wie in Norwegen, eine operative Überraschung kann nicht erwartet werden, ein abwehrbereiter und zum äussersten entschlossener Gegner steht uns gegenüber und herrscht in dem zu durchfahrenden Seegebiet.» Abermals betonte er: «Voraussetzung ist die völlige Luftherrschaft», und er bestand darauf, dass wegen der nahen Schlechtwetterperiode «die Hauptoperation... bis zum 15. September abgeschlossen sein» müsse.

Das war eine rigorose Forderung, denn noch waren kaum Vorbereitungen getroffen. Aber Hitler gab dem Unternehmen ‚Seelöwe‘ den Vorrang und befahl Raeder, die Massnahmen zur Mobilisierung des westeuropäischen Schiffsraums zu verstärken. Alle Arbeiten am Bau von Kriegsschiffen, ausser dem U-Boot-Bau, wurden unterbrochen, jede Werft von Gdingen bis Cherbourg wurde in Beschlag genommen. Da keine Zeit blieb, besondere Landungsschiffe zu bauen, hob Raeder Flussleichter, Motorboote, Schlepper und Küstenfahrer aus und baute sie um. Der Marinestab schätzte den zur Deckung des Mindestbedarfs des Heeres nötigen Schiffsraum auf 1'722 Leichter, 471 Schlepper, 1'161 Motorboote und 155 Transportschiffe, aber es war ungewiss, ob eine solche Flotte rechtzeitig versammelt und bemannt werden konnte.

Je tiefer der Stab in das Problem eindrang, desto erschreckender erwies es sich. Er legte das Ergebnis seines Studiums in einer am 19. Juli datierten Denkschrift für Raeder nieder, in der es hiess: «Die der Marine im Rahmen der Operation ‚Seelöwe‘ gestellte Aufgabe steht in keinem Verhältnis zu ihren Kräften...» Die Einschiffungshäfen seien entweder zu klein oder zu schwer zerstört. «Die Transportwege führen durch ein Seegebiet, in dem die Wetterlage, Nebel-, Strom-, Gezeiten- und Seegangsverhältnisse ... die grössten Schwierigkeiten bereiten können», zumal da die Landung «wegen der starken Verteidigung der feindlichen Häfen... zumindest bei dem ersten Transporttreffen an der freien Küste erfolgen muss.» Selbst wenn die Häfen bald genommen werden könnten, wären sie sicherlich vermint und blockiert. Die Küstengewässer seien bereits vermint, und die Räumung könnte nicht eher beginnen, als bis die englische Flotte aus

dem Kanal vertrieben wäre. «Es kann nicht erwartet werden, dass es der Luftwaffe allein gelingt, die feindlichen Seestreitkräfte von den Transportwegen fernzuhalten, zumal bei der starken Abhängigkeit der Luftwaffe von den Wetterverhältnissen... Es muss daher die Möglichkeit in Rechnung gestellt werden, dass es dem Gegner, auch wenn die Überführung des ersten Transporttreffens gelungen sein sollte, möglich wird, sich mit zum äussersten entschlossenen Seestreitkräften zwischen die an der Feindküste gelandete erste Welle und die nachfolgenden Transporte einzuschieben.»

Das schwerste Problem jedoch erhob sich aus den Forderungen der Armee zu der Frage nach Stärke und Breite des Unternehmens. Nach Ansicht des Generalstabs des Heeres waren zum ersten Angriff mindestens 13 Divisionen und eine über zweihundert Meilen breite Front – von Ramsgate bis Weymouth und zur Lyme-Bucht – nötig. Diese Kräfte müssten binnen zwei bis drei Tagen an der Küste Fuss gefasst haben und zu Landoperationen übergehen können. Wäre das nicht zu erreichen, würden sich die Angriffsdivisionen bald in ihren Brückenköpfen niedergehalten sehen.

Darauf erwiderte die Operationsabteilung der Seekriegsleitung, sie halte die Sicherung einer auf so weite Seeräume ausgedehnten Transportbewegung für unmöglich; der Übergang sei nur ausführbar über die Enge der Strasse von Dover zwischen Folkestone und Eastburne. Überdies sei es zwar möglich, genug Transportraum für das erste Treffen von 90'000 Mann und 650 Panzern bereitzustellen, wie es der Heeresplan vorsah, nicht aber, gleichzeitig den für das zweite Treffen von 170'000 Mann, 34'000 Fahrzeugen und 57'000 Pferden erforderlichen Schiffsraum aufzubringen. Dieses zweite Treffen könne nur in vier bis fünf Staffeln in Abständen von zwei bis drei Tagen übersetzt werden.

Die Antwort Halders war: «Ich lehne in aller Schärfe den Vorschlag der Marine bezüglich der Durchführung der Landung nur im engen Raum Folkestone – Beachy Head ab und bezeichne dieses Vorgehen vom Standpunkt des Heeres als reinen Selbstmord.» Admiral Schniewind, der Chef des Stabes der Seekriegsleitung, verharrete seinerseits dabei, dass jeder Versuch, auf breiter Front zu landen, die Opferung der Angriffswelle zur Folge haben würde, noch bevor diese die Küste erreicht hätte.

Dieser Zusammenstoss der Meinungen spiegelte das unausweichliche deutsche Dilemma. Bei einem Versuch, entsprechend den Forderungen des Heeres auf breiter Front überzusetzen, war die Vernichtung der Landungsflotte noch auf See so gut wie sicher. Andererseits hatte das Heer nur geringe Aussichten auf Erfolg an Land, wenn auf einer so schmalen Front angegriffen wurde, wie sie von Flotte und Luftwaffe abgeschirmt werden konnte. Die einzige Hoffnung schien darin zu liegen, dass sich die Luftwaffe die Luftherrschaft und damit die Mög-

lichkeit sicherte, die britische See- und Landverteidigung durch Bombenangriffe zu lähmen.

Die überragende Bedeutung der Luftherrschaft wurde von Raeder stark hervorgehoben, als er am 31. Juli Hitler Vortrag hielt. Der Grossadmiral meldete, dass die Vorbereitungen in vollem Gange seien, aber nicht vor dem 15. September abgeschlossen sein würden, und dass sich dieser Termin nur einhalten lasse, wenn die Luftwaffe Ende August die Luftüberlegenheit erkämpft habe. In diesem Falle könnte es möglich sein, im Herbst zu landen, da Ende September und in der ersten Oktoberhälfte das Wetter im Allgemeinen gut sei und die günstigste Mond- und Gezeitenperiode zwischen dem 19. und dem 26. September liege.

Unter Berücksichtigung aller Umstände fügte Raeder jedoch empfehlend hinzu, die beste Zeit für die Operation sei der Mai 1941. Hitler war unerbittlich. Ein Versuch müsse gemacht werden, erklärte er, den Übergang für den 15. September vorzubereiten. Ob die Operation im September stattfinden werde oder nicht, werde entschieden werden, nachdem die Luftwaffe eine Woche lang Südengland konzentriert angegriffen habe. «Ist die Wirkung der Angriffe so, dass die feindliche Luftwaffe, Häfen und Seestreitkräfte stark angeschlagen werden, soll ‚Seelöwe‘ 1940 durchgeführt werden. Andernfalls Verschiebung auf Mai 1941.»

Das unmittelbare Ergebnis dieser Besprechung war eine neue Weisung Hitlers, die seinen Entschluss verkündete, «den Luft- und Seekrieg gegen das englische Mutterland in schärferer Form als bisher weiterzuführen, um die Voraussetzungen für die endgültige Niederringung Englands zu schaffen».

So wurde die wirkliche Verantwortung dafür, dass die Voraussetzungen geschaffen würden, unter denen das Unternehmen ‚Seelöwe‘ gewagt werden konnte, auf die Luftwaffe gelegt. Sie hatte die Seeherrschaft und die Luftherrschaft zu erkämpfen und zu behaupten; nur sie konnte die Schwäche Deutschlands zur See wettmachen. In Ermangelung der Feuerunterstützung durch Schiffsartillerie mussten sich die Angriffsdivisionen darauf verlassen, dass die Luftwaffe die Küstenverteidigung unwirksam machen und die Erdtruppen unmittelbar unterstützen würde, bis die Flotte Panzer und schwere Artillerie in genügender Stärke landen könnte. Überdies musste die Luftwaffe Hilfstransporte übernehmen, um die Langsamkeit des nur durch wiederholte Überfahrten zu bewältigenden Nachschubs zur See auszugleichen, hatte doch Raeder warnend Hitler darauf hingewiesen, «dass mehrere Tage überhaupt kein nennenswerter Übersetzverkehr stattfinden kann, solange nicht gewisse Häfen ausnutzbar sind».

Die Luftwaffe war im Besitz des einzigen Schlüssels, der das Tor zur britischen Festung für die übrige Wehrmacht öffnen konnte. Göring vertraute auf den

Erfolg, und das aus gutem Grund, hatte sich doch seine Luftstreitmacht bisher als unwiderstehlich erwiesen. Am 10. August verfügte die Luftwaffe über 3'242 Frontflugzeuge, die Royal Air Force höchstens über 1'350. Im Tageskampf um die Luftherrschaft (der die Entscheidung versprach) war die Luftwaffe bei Weitem im Vorteil. Gegenüber den 1392 Kampfflugzeugen und den 1'290 Jagdmaschinen, die Göring einsetzen konnte, verfügte die Royal Air Force über 704 Hurricanes und Spitfires und eine fünfzigprozentige Reserve an Maschinen, doch fehlte es ihr über die wöchentlich aus den Übungshorsten hervorgehenden Piloten hinaus an Reserven an fliegendem Personal. Da diese 700 Jagdmaschinen notwendigerweise über die ganze Länge der britischen Insel verteilt waren, hatte die Luftwaffe alle Aussichten, sich ein örtliches Übergewicht von zehn zu eins zu sichern, sogar über Südost-England, wo die Masse der britischen Jagdwaffe versammelt war.

Trotzdem zögerte der Luftwaffenstab, vom Ausgang des ersten Zusammenstosses mit Spitfires über Dünkirchen ernüchtert, sich auf eine ernste Schlacht mit der Royal Air Force einzulassen, bevor er seine volle Streitmacht auf Ab-sprungbasen nahe dem Kanal versammelt hatte. Die Luftwaffe war, wie gesagt, in erster Linie zur unmittelbaren Unterstützung der Landtruppen aufgebaut worden und konnte sich nicht Hals über Kopf in eine Luftschlacht mit einem so gefährlichen Gegner stürzen. Ehe die Offensive beginnen konnte, mussten wesentliche Bördeneinrichtungen, technisches Personal und Vorräte an Benzin und Bomben aus dem Reich herangeschafft werden. Französische, holländische und belgische Flugplätze mussten erweitert und verbessert werden. Kommandos waren zu reorganisieren, Einheiten und Verbände wieder auf volle Kampffähigkeit zu bringen. Einen Monat lang nach dem Zusammenbruch Frankreichs wurden diese Zurüstungen weniger dringlich betrieben, als es die wirkliche Lage forderte. In der Luft schwirrten Friedensgerüchte, und weder von dem unschlüssigen Führer noch von dem leichtfertig die Zeit verträdelnden Reichsmarschall ging eine feste Führung aus. Tatsächlich hatte Göring viele Geschwader nach Deutschland zurückgeschickt, damit sie ruhten und in seinem Namen die Huldigung einer begeisterten Nation entgegennehmen.

Als Hitler schliesslich Anfang August den Befehl zur Eröffnung der Luftoffensive gab, stak die Luftwaffe noch in den Vorbereitungen. Sollte das Unternehmen ‚Seelöwe‘ in der dritten Septemberwoche beginnen, auf welchen Termin es vorläufig anberaumat worden war, so durfte keine Zeit mehr verloren werden. Aber erst am 6. August berief Göring seine höheren Befehlshaber zu einer letzten Besprechung der Pläne nach Karinhall.

Die Hauptaufgabe der Luftwaffe sei, so erklärte Göring, sowohl die Streitkräfte als auch die Bodenorganisation der englischen Luftwaffe auszuschalten.

Danach sei England durch Zerstörung der Häfen von seiner Versorgung abzuschneiden. Die Ausschaltung der Royal Air Force sollte in zwei Phasen vor sich gehen. Zuerst sollte die Jagdabwehr südlich der Linie Chelmsford – Gloucester durch nachhaltige Massenangriffe auf Flugplätze und Bodeneinrichtungen niedergerungen werden. Dies werde, sagte Göring, vier Tage erfordern. In der zweiten Phase sollte die Luftwaffe bis zur Vertreibung der R.A.F. von ihrer letzten Basis etappenweise den Angriff nordwärts vortragen. Dies werde vier Wochen in Anspruch nehmen. Bis dahin werde die Versorgung der britischen Luftwaffe durch Tag- und Nachtangriffe auf die Flugzeugindustrie zum Erliegen gebracht sein.

Sofort nach der Besprechung wurde das Deckwort für die Operationen durch Fernschreiber, Telegraf und Funk den Flugplätzen und Kommandostellen in ganz Westeuropa übermittelt. Und in der Nacht erhoben in manchem Kasino der Luftwaffe kampfbegierige und zuversichtliche Offiziere wie vordem ihre Väter das Glas auf den Grossen Tag.

Zweites Kapitel **David und Goliath**

Fünfundzwanzig Panzer waren aus Frankreich zurückgekommen – 25 von 704. Von den 400'000 Mann des britischen Expeditionskorps hatten ungefähr 360'000 abtransportiert werden können, aber nur zu dem Preis des Verlustes aller Waffen und der gesamten Ausrüstung, abgesehen von dem, was der Soldat auf seinen Schultern mit sich trug. Wochenlang nach Dünkirchen hätte, wie Churchill später vor dem Unterhaus in geschlossener Sitzung erklärte, «eine Invasions-truppe von 150'000 ausgesuchten Männern mitten unter uns tödliches Unheil anrichten können». In jenen Wochen war in ganz Britannien Zeit das Kostbarste. Ende Juni betrug die Stärke der Heimattruppen 27 Divisionen und 14 selbständige Brigaden: eine beachtliche Armee – auf dem Papier. Von diesen Divisionen waren 12 ausgebildet und hatten in Frankreich Pulver gerochen, aber sie waren so gut wie unbewaffnet. Die übrigen befanden sich in der Ausbildung, verfügten jedoch mit wenigen Ausnahmen über keine Gefechtsbewaffnung. Ein paar dieser Verbände lernten soeben erst schießen.

Wie immer in der Stunde der Gefahr für das Land rafften sich Tausende von Bürgern auf, um ihre Heime, notfalls mit Flinten und Messern, zu verteidigen. Aber Mut war kein Ersatz für moderne Waffen. In den Fabriken arbeiteten Männer und Frauen Tag und Nacht, die geretteten Bataillone neu auszurüsten, doch vor Ablauf von zwei bis drei Monaten war eine fühlbare Änderung nicht zu erwarten. Jenseits des Atlantiks wurden in den Artilleriedepots der Vereinigten Staaten seit dem Ersten Weltkrieg dort ‚eingemottete‘ und gestapelte Waffen zur Verschiffung nach England vorbereitet, eine halbe Million Gewehre, achtzigtausend Maschinengewehre, neunhundert Feldkanonen und die entsprechende Munition. Der erste Transport hatte bereits Liverpool erreicht, aber der Hauptteil dieses Fallobstes von Waffen konnte erst frühestens im August in den Händen der britischen Truppen sein.

Auch die Kriegsflotte brauchte eine Atempause, um ihre Wunden zu verbinden und sich den veränderten Verhältnissen anzupassen.

So hing vom Ausgang der Luftschlacht für Grossbritannien wie für Deutschland ungeheuer viel ab. Während das Heer ausgebildet und ausgerüstet und die Verteidigung des Mutterlandes organisiert und ausgebaut wurde und während die Flotte ihre Zerstörer reparierte und schlagkräftiger machte, lag die Aufgabe, die Wehrmacht fernzuhalten, zuerst und überwiegend auf der Royal Air Force. Wenn

England die Luftherrschaft behaupten konnte, brauchte seine Verteidigung zur See und zu Lande vermutlich nie der Probe durch die Invasion ausgesetzt zu werden; wenn nicht, dann...

Im übrigen Europa, ja, fast überall in der Welt, glaubte man, dass die Luftwaffe in überwältigendem Vorteil sei. Indessen, England war am Vorabend des ‚Adlertages‘ gegen den Ansturm, der aus der Luft über das Land hereinbrechen sollte, nicht völlig ungewappnet. Es war dies der Voraussicht und Beharrlichkeit klarblickender Männer zu danken, die in den behaglichen Friedensjahren allgemeiner politischer Nachlässigkeit ein wissenschaftliches System der Luftverteidigung aufgebaut hatten. Sie hatten damit alsbald nach dem Austritt des nationalsozialistischen Deutschlands aus der Abrüstungskonferenz und aus dem Völkerbund im Oktober 1933 begonnen.

Im folgenden Winter berichteten britische Agenten aus Deutschland, dass Hitler dem Versailler Vertrag zuwider auf rüste und dabei das Hauptgewicht auf die Schaffung einer Luftstreitmacht lege. Im Juli 1934 beschloss das britische Kabinett, in den nächsten fünf Jahren die Heimatluftflotte von 42 auf 75 Geschwader – 47 Kampfgeschwader und 28 Jagdgeschwader – zu verstärken. Kaum war damit begonnen worden, da eröffnete Hitler dem überraschten Aussenminister, Sir John Simon, bei einer Unterredung im März 1935 rund heraus, dass Deutschland bereits die Luftparität mit England erreicht habe und den Aufbau der Luftwaffe bis zur Gesamtstärke der britischen und französischen Luftstreitkräfte fortsetzen werde. Diese Gratiswarnung trieb das Kabinett Baldwin dazu, einem neuen Plan zuzustimmen, der die Verstärkung der Home Defence Air Force auf 121 Geschwader mit 1‘512 Frontmaschinen zum April 1937 vorsah. Das Programm gab noch immer den Kampfflugzeugen vor den Jagdflugzeugen im Verhältnis zwei zu eins den Vorrang. Die herrschende Auffassung in der Royal Air Force war für eine Offensivstrategie, und das Kabinett hatte sich einreden lassen, dass die bereits entworfenen schweren viermotorigen Bomber das Land mit einer kriegsentscheidenden Waffe versehen würden.

Diese Ansicht behauptete sich auch weiterhin, wurde aber nicht allgemein geteilt, am allerwenigsten vermutlich von Air Marshal Sir Hugh Dowding, der bei der Bildung des Kommandos der Jagdwaffe im Juli 1936 deren Befehlshaber wurde. Im Bild einer Zeit, da das Kriegsministerium sein Bestes tat, die Panzerwaffe zu beschneiden, und Offiziere mit modernen wissenschaftlichen Ideen links liegen liess, hebt sich in auffallendem und glücklichem Gegensatz dazu die Ernennung Dowdings durch das Luftfahrtministerium geradezu als ein Schritt genialer Eingebung ab.

Verschlossen und in seinem Gehaben eher professoral, war Dowding für den Augenschein nicht der richtige Mann, die höchstgestimmte, wagemutigste Män-

nerschar aller britischen Streitkräfte zu befehligen. Die Jagdwaffe brauchte jedoch keine volkstümliche Führung, die sie durch persönliche Wirkung und persönliches Beispiel hätte begeistern müssen, sondern eine durchgebildete wissenschaftliche Organisation und zu ihrem Aufbau einen Mann von Charakter und Phantasie mit bedeutenden technischen Kenntnissen. Dowding verfügte über die nötigen Erfahrungen und die erforderlichen Eigenschaften. Er hatte 1916 in Frankreich ein Jagdgeschwader [wing] geführt und war Leiter der Ausbildungsabteilung des Luftfahrtministeriums gewesen und Befehlshaber der Luftverteidigung des Londoner Raums, bevor ihm, 1930, die verantwortliche Leitung der Abteilung für Forschung und Entwicklung übertragen wurde. In dieser Eigenschaft hatte er mit grosser Energie und mit visionärem Blick dem technischen Fortschritt der R.A.F. den Weg gewiesen. Schnell in der Beurteilung wissenschaftlicher Möglichkeiten, unermüdlich nach Mitteln zur Vervollkommnung ausspähend, beherzt und freimütig in der Vertretung seiner Sache, war er dazu ausersehen, eine von jeder Hilfe wissenschaftlicher Forschung gestützte, unvergleichliche Jagdwaffe aufzubauen und sie unversehrt zu erhalten zu der Aufgabe, die er als ihre geschichtliche Mission erahnte.

Dowding war sich klar darüber, dass es die R.A.F. in den ersten Phasen eines Konflikts mit Deutschland mit einem an Zahl weit überlegenen Gegner zu tun hätte und zur Defensive gezwungen wäre. In den Jahren 1937 und 1938 jedoch war der Stern der Offensiv-Strategie im Aufsteigen, und die zugesagte Verstärkung der Jagdwaffe wurde durch die Abneigung des Finanzministeriums, zu ihrem Ausbau die nötigen Mittel bereitzustellen, immer wieder verzögert. Simon, jetzt Schatzkanzler, hatte offenbar vergessen, was er als Aussenminister aus Hitlers eigenem Mund erfahren hatte. Zur Zeit der Münchener Krise verfügte Dowding nur über 406 Maschinen in den 29 Jagdgeschwadern des Mutterlandes, über 160 Reservemaschinen und über eine monatliche Verstärkung durch Neubauten von 35 Maschinen. Damit war seine Waffe noch nicht zwei Drittel so stark, wie er es zu einer «angemessenen Sicherheit für nötig hielt. Er hatte nur fünf Hurricane-Geschwader zur Verfügung, kein einziges von Spitfire-Maschinen; die Jagdgeschwader der Luftwaffe aber waren bereits mit der Messerschmitt 109 ausgestattet.

Nach der Münchener ‚Kostümprobe‘ wurde die Rüstungslage gründlich untersucht, mit dem Ergebnis, dass das Kabinett Chamberlain einer bis April 1940 durchzuführenden Verstärkung der Jagdwaffe auf 50 Geschwader (mit 800 Maschinen der ersten Linie) zustimmte. Aber auch jetzt noch musste das Jägerkommando eine zahlenmässige Unterlegenheit hinnehmen; der deutsche Vorsprung war zu gross. Man konnte jedoch damit rechnen, dass Dowding diesen Nachteil

durch die Überlegenheit seiner Waffe an allgemeiner Leistungsfähigkeit und vermöge ihrer wissenschaftlichen und technischen Ausrüstung wettmachen werde.

Diese Überlegenheit war bereits 1934 durch eine Reihe voraussichtlicher Entscheidungen begründet worden. Damals entschloss sich auf Betreiben Dowdings der Stab der britischen Luftwaffe, ein Jagdflugzeug mit mehr als 300 Meilen Stundengeschwindigkeit und einer Bewaffnung mit 8 Maschinengewehren entwickeln zu lassen. Das Ergebnis war der Bau der Hurricane und der Spitfire, die an Kampfkraft jeder andern ausländischen Maschine überlegen waren. Man war sich indessen darüber klar, dass die Schlagkraft, die diese Jagdmaschinen entfalten konnten, nur geringen Vorteil bot, wenn es nicht gelang, sie zum richtigen Zeitpunkt an der richtigen Stelle einzusetzen. Der Luftmeldedienst war der Schlüssel zur Luftverteidigung Grossbritanniens, war es doch offenbar unmöglich, alle bedrohten Gebiete ständig abpatrouillieren zu lassen. Bis 1935 gab es allein akustische und optische Ortungsmittel, und selbst die besten akustischen Ortungsgeräte hatten nur eine zuverlässige Reichweite von 16 Meilen.

Die Lösung dieses Problems kam aus dem Nationalen Physikalischen Forschungsinstitut, wo eben damals ein schottischer Physiker, Robert Watson-Watt, Versuche mit der Anwendung von Radiowellen auf die Beobachtung und Bestimmung von Gewitterbewegungen anstellte. Bei einer Vorführung im Februar 1935 gelang es, mit einem primitiven Radargerät auf 8 Meilen Entfernung ein Flugzeug zu orten. Mit einer Voraussicht, wie sie bei einem militärischen Amt selten zu finden ist, liess der Air Council dem Gelehrten die erforderliche Unterstützung, und das Finanzministerium gab die zur Fortsetzung der Versuche nötigen Gelder. Im März 1936 konnte Watson-Watt berichten, dass mit dem weiterentwickelten neuen Gerät Flugzeuge über See auf 75 Meilen Entfernung geortet wurden. Mit dem Zauberauge des Radar konnten nun Entfernung, Richtung und ungefähre Höhe über See sich nähernder Flugzeuge bestimmt werden. Über Land waren Angreifer nach wie vor nur mit Horchgeräten und Ferngläsern zu entdecken. Das Hauptproblem jedoch, rechtzeitige Warnung zu ermöglichen, war gelöst. Noch in demselben Jahr wurde damit begonnen, entlang der Südküste und der Ostküste von der Insel Wight bis Dundee eine Kette von Radarstationen zu legen.

Noch aber fehlte es an Mitteln, auf dem Radarschirm eigene und feindliche Maschinen zu unterscheiden und den eigenen Maschinen auf ihrem Flugweg zu folgen und sie an den Feind zu lenken. Auch dieses Problem, wurde von der wissenschaftlichen Forschung gelöst. Ein Elektronengerät ermöglichte den britischen Radarstationen die Unterscheidung von Freund und Feind; durch eine weitere Einrichtung, treffend ‚Pip-Squeak‘ [‚Piep-Quiek‘] genannt, meldeten die Jagdmaschinen ihre Position automatisch den Kontrollstationen schliesslich sorg-

te ein mit sehr hoher Frequenz arbeitendes Funktelefon für eine klare unmittelbare mündliche Verständigung zwischen Flieger und Bodendienst.

Diese und andere Erfindungen und Verbesserungen wurden unter Dowdings Leitung in ein Luftverteidigungssystem mit einem sorgfältig ausgearbeiteten Nachrichten-, Beobachtungs- und Lenkungsnetz eingefügt. Anfang September 1939 konnte es in seinen wesentlichen Funktionen arbeiten, wenn auch einige Verfeinerungen noch nicht eingebaut waren. Das System stand, aber die Stärke der Jagdwaffe lag noch immer unter der Sicherheitsgrenze. Angesichts des fortwährenden Ausbaus der Luftwaffe schätzte Dowding, dass er 52 Geschwader brauche, die heimatliche Luftfront zu halten. Er verfügte über 39, und von ihnen wurden in der ersten Kriegswoche 4 nach Frankreich abgezweigt und weitere 4 zum Schutz von Geleitzügen an der Ostküste und von Flottenbasen im Norden.

Dowding forderte die Aufstellung 12 weiterer Geschwader, aber die Produktion der Flugzeugwerke (die im September nur 93 Hurricanes und Spitfires betrug) genügte nicht einmal, die vorhandenen Einheiten bei voller Kampfstärke zu erhalten. Der Vorrang wurde noch immer der Bomberwaffe gegeben, die jetzt 55 Geschwader umfasste und der monatlich 250 neue Maschinen zuflossen. Der Air Council zögerte, diese Produktion zu kürzen; er konnte von dem Aufbau einer mächtigen Streitmacht von Kampfflugzeugen als des vermeintlichen Hauptbeitrags der R.A.F. zum Sieg nicht loskommen. So stimmte er nur der Aufstellung von 2 der 12 Jagdgeschwader zu, die Dowding brauchte.

Nach dem schnellen Zusammenbruch Polens, der die Stärke und Schlagkraft der Luftwaffe dramatisch vor Augen geführt hatte, wiederholte Dowding seinen Antrag. Am 25. September 1939 schrieb er an den Stab der R.A.F.: «Die Organisation der Verteidigung des Mutterlandes darf anderen Kommandos nicht gleichgestellt werden, vielmehr sollte ihr vor allen anderen Anforderungen der Vorrang eingeräumt werden, da das Fortbestehen der Nation und aller ihrer Funktionen von der Kriegsmarine und der Jagdwaffe abhängt.»

Diese hellseherischen Worte nahmen mehr vorweg, als selbst Dowding zur Stunde wissen konnte, aber ihre Logik stand schon damals ausser Frage, denn Hitler hatte nun den Rücken frei, sich mit allen Kräften dem Westen zuzuwenden. Im Oktober beschloss der Air Council, innerhalb der nächsten zwölf Monate die Jagdwaffe auf 60 Geschwader zu verstärken. Im Dezember befanden sich 18 neue Einheiten in der Ausbildung, aber keine war mit modernen Maschinen ausgerüstet. Die Monatsproduktion einmotoriger Jagdflugzeuge stieg vom September bis

zum Jahresende nur von 93 auf 122. In dieser schleppenden Steigerung spiegelten sich die Stimmung im Lande und die Unentschlossenheit der Regierung.

Die an der Westfront kampflos verstrichenen Monate ermutigten ein trügerisches Sicherheitsgefühl, und in dieser unwirklichen Atmosphäre war hinter dem Produktionsprogramm wenig Antrieb und kam kein Vorgefühl von Prüfungen auf, wie sie dem Lande bevorstanden.

Hitlers Einfall in Holland, Belgien und Frankreich am 10. Mai 1940 stellte den Befehlshaber der Jagdwaffe vor ein Dilemma, das Dowding seit Langem befürchtet hatte. Er verfügte damals über 53 Frontgeschwader, von denen aber 6 auf dem Festland eingesetzt waren. Die verbleibenden 47 Geschwader, hinter denen nur spärliche Reserven standen, genügten nach Dowdings Ansicht kaum, die Luftfront über England zu halten, und in dieser Lage verlangte man von ihm auch noch in den ersten drei Tagen der deutschen Offensive, weitere 6 Geschwader nach Frankreich und überdies 2 nach Norwegen zu schicken. Am 14. Mai bat der französische Premierminister, Paul Reynaud, neuerlich dringend um 10 britische Jagdgeschwader. Das Kriegskabinett bewilligte sie. Am nächsten Tag erschien Dowding, der darum ersucht hatte, von der Regierung gehört zu werden, vor dem Kabinett. Er wandte sich leidenschaftlich gegen den Kabinettsbeschluss, machte damit aber anscheinend wenig Eindruck. Als die Debatte gegen ihn auszugehen schien, erhob sich Dowding von der langen Tafel und ging langsam zu Churchills Stuhl, in der Hand ein Blatt Papier. Einige glaubten, er wolle dem Premier sein Entlassungsgesuch überreichen. Was er vor Churchill auf den Tisch legte, war jedoch ein Diagramm, das darstellte, dass der Ersatz innerhalb von sechs Wochen erschöpft sein werde, wenn man den gegenwärtigen Verlusten (30 Jagdflugzeuge täglich) weiter zusehe. Daraufhin beschloss das Kriegskabinett zu Dowdings «unaussprechlicher Erleichterung» zur Zeit keine Jagdmaschinen mehr nach Frankreich abzugeben und – in der Hoffnung, dadurch einen Teil der Luftwaffe aus der Landschlacht abzuziehen – Bombenangriffe auf das Ruhrgebiet zu richten.

Dieser Beschluss war noch keine vierundzwanzig Stunden alt, als der Durchbruch der Deutschen bei Sedan gemeldet wurde. Am Morgen des 16. Mai willigte das Kriegskabinett widerstrebend ein, 4 weitere Jagdgeschwader über den Kanal zu senden. Am Nachmittag desselben Tages flog Churchill nach Paris. Was ihm dort Reynaud eröffnete, bestürzte ihn dermassen, dass er sein Kabinett um Zustimmung zur schleunigen Abkommandierung weiterer 6 Geschwader nach Frankreich ersuchte. Das bedeutete die Schwächung der heimatlichen Jagdwaffe auf den Stand der Zeit von München.

Als sich das Kriegskabinett am späten Abend um 11 Uhr versammelte, sah es sich einer der schwersten strategischen Entscheidungen der Geschichte gegen-

über. Dowding hatte die Kernfrage im Laufe des Tages in einem Brief an den Chef des Luftwaffenstabes, Air Chief-Marshal Sir Cyril Newall, mit überzeugender Klarheit dargelegt:

«Wenn in England eine angemessene Jagdwaffe verbleibt, die Flotte schlagbereit im Hintergrund gehalten wird und die Landstreitkräfte so organisiert werden, dass sie einer Invasion entgegentreten können, dann könnten wir den Krieg auf einige, wenn nicht auf unbegrenzte Zeit allein fortführen. Wenn aber die Kräfte der Luftverteidigung des Mutterlandes an verzweifelnde Versuche verzettelt werden, die Lage in Frankreich zu wenden, dann wird die Niederlage in Frankreich die endgültige, vollständige, unabänderliche Niederlage Englands in sich schliessen.»

Newall vertrat diese Auffassung mit allem Nachdruck vor dem Kabinett und wies daraufhin, dass es in Frankreich in jedem Fall an Flugplätzen und an der Bodenorganisation für weitere 10 britische Geschwader fehle. Er willigte ein, dass 6 weitere Hurricane-Geschwader, gestützt auf vorhandene Flughäfen der R.A.F., von dort täglich über Frankreich eingesetzt würden, fügte aber hinzu: «Ich glaube nicht, dass es den Abstand zwischen Sieg und Niederlage in Frankreich auch nur im Geringsten ändert, wenn wir noch ein paar Jagdgeschwader mehr hineinwerfen, deren Verlust die Luftverteidigungsfront in der Heimat gefährlich schwächen könnte.»

Dies war das entscheidende Argument. Binnen zweier Tage hatte es der schnelle und schreckliche Gang der Ereignisse bestätigt. Als am 19. Mai die deutschen Panzerspitzen von Amiens nach Abbéville feigten, war ein neuer, noch zwingenderer Grund gegeben, mit Jagdflugzeugen zu geizen.

Als eine Woche später die Abtransporte begannen, war das Jägerkommando seiner Aufgabe zwar gewachsen, aber es blieb ihm kein Spielraum zu Ablösungen und Ersatz. Viele Geschwader waren wegen der Deckungsoperationen für das Expeditionskorps dermassen geschwächt oder abgekämpft, dass Dowding nicht mehr über die nötigen Kräfte verfügte, jedem Stoss zu begegnen. Aber die meisten deutschen Angriffe wurden abgefangen, ehe sie die Küste erreicht hatten, und nur an zwei Tagen waren sie wirklich schwer. Hätte Hitler die volle Schlagkraft der Luftwaffe gegen Dünkirchen eingesetzt, wie er es wohlgetan hätte, wäre sein Blick nicht auf Paris gerichtet gewesen, so hätte es ihm gelingen müssen, entweder die Einschiffungsoperationen zu zerschlagen oder das Jägerkommando in eine erbitterte Abwehrschlacht zu verwickeln, die in die bereits geschwächten Verbände breite Lücken gerissen hätte. So jedoch kosteten die neuntägigen Kämpfe über Dünkirchen Dowding nur 106 Jagdmaschinen und 75 Piloten.

Gleichwohl hatte der ganze Feldzug in Frankreich Dowdings Ersatzquellen aufs Äusserste beansprucht. Vom 10. Mai bis zum 20. Juni verlor das Jägerkom-

mando 463 Maschinen und 284 Flieger. Zur Zeit des französischen Zusammenbruches lagen sämtliche Hurricane- und Spitfiregeschwader unter Kriegsstärke, und ein Drittel von ihnen war nicht einsatzfähig. Hätte die Luftwaffe dies ausnutzen können, so hätte sie vermutlich die Oberhand gewonnen, ehe die R.A.F. wieder zu Atem gekommen wäre. Erst von der zweiten Juliwoche an zwangen deutsche Angriffe auf den Schiffsverkehr im Kanal und die Häfen der Südküste zu intensiver Gegenwehr. Zu dieser Zeit verfügte Dowding über 51 Frontgeschwader und 8 in fortgeschrittener Ausbildung oder Umbildung begriffene Geschwader. Er hatte die Verluste an Maschinen ohne schmälern den Rückgriff auf die Reserven ausgleichen können, da inzwischen die Neufertigung beträchtlich gestiegen war. Gespornt von der Gefahr und angetrieben von Beaverbrook, der am 17. Mai das neugebildete Ministerium für Flugzeugbau übernommen hatte, hatte sich von da an die monatliche Produktion einmotoriger Jagdmaschinen von 325 auf 440 im Juni und 490 im Juli erhöht.

Nicht an Maschinen, an Männern fehlte es jetzt. Als der Premierminister dies erfuhr, wandte er sich in der ihm eigenen unmittelbaren drastischen Art dem Problem zu und schrieb an den Luftfahrtminister, Sir Archibald Sinclair: «Das Kabinett war bestürzt, als es von Ihnen erfuhr, dass es jetzt an Jagdfliegern fehlt... Zum ersten Male hat das Luftfahrtministerium dieses Versagen zugegeben ... Lord Beaverbrook hat im Flugzeugbau und in der Flugzeugreparatur eine überraschende Besserung erzielt und mit dem Durcheinander und dem empörenden Schlendrian in der Flugzeugproduktion aufgeräumt. Ich hoffe sehr, dass Sie imstande sein werden, auf der personellen Seite desgleichen zu tun, denn es wäre in der Tat ein Jammer, wenn nutzlos Maschinen umherstünden, nur weil es an Piloten fehlt, sie zu fliegen.»

Leicht zu lösen war dieses Problem jedoch nicht, denn die Kurse der Ausbildungshorste konnten nicht ohne weiteres beschleunigt oder erweitert werden. Am 7. Juli verfügte Dowding nur über 1'243 Piloten mit Gefechtsausbildung, fast 200 weniger, als erforderlich waren, alle Geschwader voll einzusetzen. Auf dieser kleinen Schar Jagdflieger und den Männern (und Frauen), die das Warn- und Meldesystem bedienten, lag die Hauptverantwortung für das Schicksal Grossbritanniens.

Mitte Juli war das Jägerkommando besser ausgerüstet, dieser Verantwortung gerecht zu werden, als je zuvor, aber die schnelle Erholung und Verstärkung seiner Streitkräfte wurde zu einem sehr beträchtlichen Teil dadurch aufgehoben, dass die Last der auf der Jagdwaffe ruhenden Aufgaben entsprechend den deutschen Eroberungen schwerer geworden war. Nicht nur war die Luftwaffe jetzt imstande, sich mit ihrer ganzen Stärke zum Angriff auf die Britischen Inseln vorzubereiten, sondern ihre Bomber konnten von den neuen Stützpunkten nahe dem

Kanal und der Nordsee auf Flügen gegen jeden Teil Englands südlich und östlich der Linie Bristol-Hull von Jagdmaschinen begleitet werden. Weit ernster noch war, dass das bedrohte Gebiet an Breite und Tiefe zugenommen hatte. Die Deutschen konnten nun von Flugplätzen in Norwegen und der Bretagne gegen den Südwesten und den Nordosten des Landes Schläge führen und dabei die Abwehrkette, die sich nur vom Solent bis zum Forth hinzog, vermeiden.

Dowding hatte bereits im Februar gefordert, das Netz des Meldesystems so zu erweitern, dass es die Küstenfront vom Bristolkanal bis Scapa Flow decken würde, aber erst am 8. Mai wurde der Plan genehmigt, und vor Dünkirchen geschah wenig, ihn auszuführen. Erst danach erhielt der Bau neuer Radarstationen, Beobachtungsstellen, Flugplätze und Sender, ohne die die Jagdwaffe wirksam nichts ausrichten konnte, dringende Priorität. Den Juni und den halben Juli hindurch, während sich Bautrupps und Ingenieurgruppen Tag und Nacht abplackten, waren die Flottenbasen und Häfen westlich des Solent schlecht geschützt, doch verringerte sich ihre Verletzlichkeit mit jedem Tag, den Hitler wartete.

Diese Wochen einer verhältnismässigen Ruhe in der Luft waren unschätzbar. Sie gaben dem Jägerkommando die Möglichkeit, nicht nur sich zu erholen und die Kette des Abwehrsystems zu verlängern, sondern auch gewisse technische Schwächen zu beseitigen, die sich in der Schlacht über Frankreich gezeigt hatten.

Der Kessel kam jedoch nur langsam zum Kochen. Die Gründe ergeben sich aus der Aussage General Adolf Gallands, der in jenem Sommer als Major ein Jagdgeschwader führte und bald Inspekteur der Jagdwaffe werden sollte. «Die deutschen Befehlshaber im Westen», sagte er nach dem Kriege zu Befragern der Alliierten, «geizten mit ihren Bombern so, dass sie anfangs der Jagdwaffe den Auftrag gaben, allein hinüberzuzfliegen und die R.A.F. zum Kampf herauszulocken.» Als das britische Jägerkommando ablehnte, sich ertränken zu lassen, «musste etwas anderes gefunden werden, den Gegner zum Kampf zu verleiten... Jäger staff ein begleiteten nun kleine Verbände von acht bis zwölf ‚Lockvogel-Bombern‘, die Schiffe und andere Ziele an der englischen Südküste angriffen».

Das britische Jägerkommando durchschaute dieses Manöver sehr bald. Es war klar, dass der Luftwaffe weniger daran lag, Schiffe zu versenken, als daran, unter ihr günstigen Bedingungen die englischen Jäger zur Schlacht zu nötigen.

Bei Operationen über dem Kanal nämlich war es auch durch Radar nicht immer möglich, so früh Alarm zu geben, dass die Jäger rechtzeitig Gefechtshöhe gewinnen konnten; ferner konnte hier kaum Flak die feindlichen Verbände spre-

gen; und schliesslich war die Chance geringer, beschädigte Maschinen und ausgestiegene Piloten zu retten. Dowding war entschlossen, die Annahme einer Schlacht zwischen seiner kleinen Streitmacht und der Masse der Luftwaffe möglichst zu vermeiden ausser unter Bedingungen, unter denen seine Flieger den zu ihrer Unterstützung entwickelten technischen Dienst voll würden ausnutzen können.

Deshalb schloss die Admiralität Mitte Juli ausser für kleine Küstengeleitzüge den Kanal für die Schifffahrt und Ende Juli auch für die Küstenfahrzeuge, bis sie zum Schutz gegen Sturzbomber mit Sperrballons ausgerüstet waren. Nun richteten die Deutschen auf der Suche nach anderen Zielen, die die R.A.F. wohl würde verteidigen müssen, ihre Aufmerksamkeit auf Dover. Am 27. Juli wurden hier durch überraschenden Angriff eines Verbandes von 120 Bombern ein Zerstörer versenkt und zwei beschädigt. An demselben Tage versenkte die Luftwaffe einen Zerstörer auf der Höhe von Suffolk. Abermals wandte die Admiralität die Taktik an, dem Gegner das Ziel zu entrücken; Dover wurde als ein gegen die erwartete Invasion vorgeschobener Zerstörerstützpunkt aufgegeben und das Jägerkommando um die unmittelbare Verantwortung für diese Basis erleichtert. Andererseits freilich hing nun die Verteidigung der Strasse von Dover mehr denn je von der R.A.F. ab.

Länger als einen Monat zogen sich dieses Abtasten und diese Vorgefechte zur geringen Zufriedenheit der Deutschen hin. Bis zum 12. August hatte die Luftwaffe die Versenkung von 18 kleinen Dampfern und 4 Zerstörern und den Abschuss von 148 britischen Jagdmaschinen mit dem Verlust von 296 und der schweren Beschädigung von 135 Flugzeugen bezahlt. Der R.A.F. hingegen hatte dieses Vorspiel die letzte Härtung ihrer Jagdwaffe eingebracht. Während des Juli wuchs sie an Stärke und Erfahrung. Die monatlichen Verluste an Maschinen wurden mehr als ausgeglichen durch die wöchentliche Neufertigung; die Zahl der Flieger erreichte Anfang August, als die Jagdwaffe 55 Frontgeschwader und 6 in der Ausbildung umfasste, 1'434 Mann.

Die Erfahrung brachte neues Vertrauen, indessen hatte die Verteidigung bisher noch nicht mit Massenüberfällen und unmittelbaren Angriffen auf die wesentlichen Einrichtungen des Warn- und Leitnetzes zu tun gehabt. Tag um Tag war das Jägerkommando in Besorgnis, dass sich die Luftwaffe gegen die Radarstationen wenden könnte, gegen diese unverkennbaren Ziele mit ihren 360 Fuss hohen Stahlmasten, die auf den Scheiteln der Küstenhügel und den Landspitzen wie Wachtposten standen – dort, wo schon einmal Warnsignale, nur einfacherer Art, auf die See hinausgeblickt hatten: als Napoleon von der anderen Seite des Kanals in optimistischer Erwartung das Auge auf England richtete.

Am 12. August brach die Art von Angriff los, die zu fürchten das Jägerkommando allen Grund hatte. Görings Bomber richteten ihre Schläge gegen fünf Radarstationen zwischen Dover und der Insel Wight. Alle wurden beschädigt, aber nur eine zerstört. An demselben Tage wurden drei vorgeschobene Flugplätze in Kent und in rascher Folge die Themsemündung, Portsmouth und Dover heftig angegriffen. Diese Überfälle zielten sichtlich darauf, die Verteidigung zu zersplittern und aus dem Gleichgewicht zu werfen. In Dowdings Hauptquartier wusste man nicht, dass dies die Ouvertüre zu Görings ‚Adlertag‘ war, der wegen ungünstigen Wetters zweimal verschoben und schliesslich auf den 13. August festgesetzt worden war. Aber die zunehmende Intensität der feindlichen Lufttätigkeit wurde in ihrer Bedeutung völlig erkannt, und die ganze Nacht hindurch wurde an der Wiederherstellung der vier beschädigten Radarstationen gearbeitet, deckten sie doch den kurzen Anflugweg nach London.

Als der 13. August heraufdämmerte, war das Radarsystem wieder in Ordnung und bestand alsbald eine Probe auf seine Wirksamkeit. Zwei deutsche Verbände, die sich 5.30 Uhr über Amiens versammelten, wurden auf die beachtliche Entfernung von 110 Meilen geortet, ein paar Minuten später zwei weitere starke Verbände bei Dieppe und nördlich von Cherbourg. Jede Bewegung dieser Verbände wurde beobachtet und gemeldet, und das Hauptquartier der Gruppe 11, der die Luftverteidigung Südostenglands oblag, brachte die Jagdgeschwader rechtzeitig an den Feind. Gegen 6.30 Uhr waren 10 Geschwader in der Luft. Um diese Zeit erreichten die Angreifer soeben erst die Küste. Zum ersten Male griff die Luftwaffe gleichzeitig zwei weit von einander entfernte Küstenabschnitte an, die Themsemündung und den Solent, aber die vom Jägerkommando entwickelte Sperrtechnik bestand die Probe. Jeder Verband wurde abgewiesen.

Der übrige Tag brachte noch drei schwere Überfälle auf Südhäfen und eine Reihe von Angriffen auf Flugplätze. Die Deutschen hofften, die Jagdwaffe am Boden lähmen zu können, aber ihr Nachrichtendienst hatte sich versehen; von den elf angegriffenen Flugplätzen wurde nur einer von Jägern benutzt, und eben dieser eine blieb unversehrt. Auf der deutschen Seite jedoch glaubte man einen beträchtlichen Erfolg errungen zu haben.

Der deutsche Angriff wäre weit umfassender gewesen, hätte Göring nicht in letzter Minute eine ungünstige Wettervorhersage erhalten, die ihn zu einer abermaligen Verschiebung des Termins veranlasste. Der Aufschubbefehl erreichte einige Verbände rechtzeitig, andere aber waren schon aufgestiegen, als er eintraf. Die Folge war, dass bei den Angriffen am frühen Morgen zwei Verbände von Kampfflugzeugen ohne Jäger geleit angriffen und schwere Verluste erlitten. So

begann die Offensive zögernd und als eine halbe Sache unter beträchtlicher Verwirrung, und erst am 15. August hatte Göring seine Streitkräfte zu dem Generalangriff reorganisiert, der für den ‚Adlertag‘ geplant worden war.

Göring beabsichtigte, die britischen Jagdgeschwader durch vier aufeinanderfolgende Angriffe mit je über 200 Maschinen über Südostengland zu überwinden und durch einen starken Überfall auf die Nordostküste von Norwegen her zu überflügeln. Er vermeinte dieses Gebiet ungenügend gedeckt; sein Nachrichtendienst hatte gemeldet, dass viele Jagdgeschwader zur Verteidigung Londons nach Süden gezogen worden seien. Die Kosten des Irrtums waren 24 Kampfflugzeuge und eine Jagdmaschine, während die R.A.F. überhaupt keine Verluste erlitt. Niemals wieder griff die Luftwaffe von Norwegen her an. Die Schlacht im Süden war sehr viel heftiger und tobte den ganzen Tag über. Zwei der vier Angriffe wurden abgefangen, nicht aber die anderen beiden, und am Abend vermochten die Deutschen bis Croydon vorzudringen. Fünf Flugplätze und vier Flugzeugwerke wurden getroffen und 34 Jagdmaschinen abgeschossen, doch bezahlten die Deutschen diesen Erfolg sehr hoch. Die Verluste der Luftwaffe an diesem Tage waren mit 76 Maschinen die schwersten, die sie bisher erlitten hatte.

Das Jägerkommando hatte mit so ausgedehnten und unablässigen Angriffen nur dank dem Radarsystem fertig werden können. Und doch erklärte Göring eben an diesem Tage in einer besonderen Weisung: «Es erscheint fraglich, ob Angriffe gegen Dete-Geräte Zweck haben, da von den bisher angegriffenen Geräten keines ausgefallen ist.»

Dies war Görings erster schwerer Irrtum. Er ging darauf zurück, dass die Luftwaffe die überragende Bedeutung des Radar im britischen System des Sperrfliegens nicht erkannt hatte. Die Deutschen hatten zwar die Kette der Radarstationen an der britischen Küste vor dem Kriege entdeckt, ahnten aber nicht, wie empfindlich und genau das britische Gerät arbeitete. Ihre eigenen Versuche, die sie besonders während der Besetzung der Tschechoslowakei angestellt hatten, waren nur wenig erfolgreich gewesen, und ihre wissenschaftlichen Fachleute behielten die Vermutung, die Engländer könnten irgendein Geheimnis entdeckt haben, das ihnen entgangen wäre. Ihre eigenen Geräte waren vergleichsweise noch primitiv und ihre Vorführungen damit machten auf Göring so geringen Eindruck, dass sie keine besonderen Mittel zur Fortführung der Versuche erlangen konnten.

Bei Kriegsausbruch gebrauchte die Luftwaffe zum Schutz der norddeutschen Flottenstützpunkte einen leidlichen Typ von Radargerät, das aber zur Anwendung auf Offensivoperationen, die Göring allein interessierten, nicht fortentwickelt wurde. Aus der deutschen Forschungsarbeit war auch kein hochfrequentes, für Jagdmaschinen im Gefecht brauchbares Radiotelefon hervorgegangen. Das

System der Kontrolle Boden –Luft, das die R.A.F. 1939 zu hoher Leistungsfähigkeit gebracht hatte, wurde von der Luftwaffe erst zwei Jahre später übernommen! Im Jahre 1940 war sie in wissenschaftlicher Ausbildung und Ausrüstung überrundet.

Erst nach Beginn der Schlacht über England wurden sich die Deutschen des ganzen Ausmasses ihres Handikaps bewusst. «Im Juli», sagt Galland, «wurden wir uns darüber klar, dass die Jagdgeschwader der R.A.F. durch irgendein neues Verfahren vom Boden aus befehligt werden mussten, denn wir hörten Kommandos, die die Spitfires und Hurricanes genau den deutschen Geschwadern entgegenlenkten. Wir hatten damals keine Radiolenkung der Jagdmaschinen... und kein Mittel, zu erfahren, was die Briten im Verlauf jedes Gefechts mit ihren Luftstreitkräften vorhatten.»

Jede Änderung der deutschen Strategie und jedes deutsche taktische Manöver konnte von Radar wahrgenommen und vom Beobachter-Korps festgestellt werden; es wurde auf den grossen Landkarten in den Kontroll-Unterständen getreulich aufgezeichnet und funktelefonisch an die Geschwader in der Luft weitergemeldet. Es war eine Schlacht der zufälligen Möglichkeiten und der nackten Kraft gegen wissenschaftliche Kenntnisse und Gewandtheit. An Tapferkeit standen die Deutschen den Briten nicht nach, wenn es ihren Fliegern auch an der Wirkung des Reizes fehlte, der von der Verteidigung des eigenen Bodens ausgeht, aber ihr Selbstvertrauen wurde untergraben von dem Bewusstsein, dass sie im Vergleich mit ihren Gegnern blind, taub und stumm waren.

Unter diesen Umständen blieb Göring keine andere Antwort, als danach zu trachten, die feindliche Jagdwaffe durch das blosse Gewicht äusserst konzentrierter Kraft zu erdrücken. Am 15. August befahl er: «Der gesamte Einsatz richtet sich, solange nichts anderes befohlen wird, ausschliesslich gegen die feindliche Luftwaffe einschliesslich der den Flotten gegebenen Ziele der Luftwaffenindustrie.» Auch wurde nun jedes Geschwader Sturzkampfflugzeuge von drei Jagdgeschwadern begleitet, aber selbst diese Massnahme verringerte die Verluste der Bomber nicht merklich. Am 18. August verlor die Luftwaffe 71 Maschinen, darunter 37 Kampfflugzeuge. Davon beunruhigt, entschloss sich Göring, seine 300 übrigen Stukas aus der Front zu ziehen. So brachten es die Spitfires und Hurricanes fertig, durch die blosse Drohung mit ihrem Eingreifen nahezu ein Viertel der deutschen Kampfflugzeuge an den Boden zu fesseln.

Fünf Tage schlechten Wetters erzwangen eine Ruhepause. Am 24. August nahm die Luftwaffe die Schlacht mit einer neuen Weisung Görings wieder auf. «Zunächst wollen wir die feindliche Jagdwaffe zerschlagen. Stellt sie sich in der Luft nicht mehr zum Kampf, werden wir sie am Boden angreifen oder durch An-

griffe mit Kampf verbänden gegen Objekte, die im Bereich unserer Jäger liegen, zum Kampf zwingen.» Er verlangte sorgfältigeres Planen, denn: «Jeder überstürzte Einsatz bzw. jede überstürzte Befehlsgebung ist im Einsatz gegen England völlig ausgeschlossen und führt nur zu schweren eigenen Verlusten und Rückschlägen.» Göring war von den eigenen Verlusten bereits so beunruhigt, dass er ihre Schwere selbst dem Oberkommando des Heeres verbarg, das gespannt dem Ausgang der Luftschlacht entgegensah. Zwischen dem 18. und dem 26. August wurden nach den eigenen Akten der Luftwaffe 602 deutsche Flugzeuge vernichtet, aber der Luftwaffenführungsstab gab Halder nur den Verlust von 353 Maschinen zu. Für dieselbe Periode, in der die R.A.F. tatsächlich 259 Jagdflugzeuge verlor, machte Göring öffentlich und privat die Zerstörung von 791 Maschinen geltend. Da der Reichsmarschall an diese Zahl glaubte und die Hälfte der feindlichen Jagdwaffe vernichtet meinte, rüttelten ihn unverminderte Stärke und Geist des britischen Widerstandes auf, und er befahl nun: «Nur ein Teil der Jagdverbände ist jeweils zum unmittelbaren Begleitschutz der Kampfverbände einzusetzen. Anzustreben ist, dass möglichst starke Jagdkräfte zeitlich und räumlich derart freie Jagd haben, dass sie unsere Kampfverbände mittelbar schützen und gleichzeitig unter für sie günstigen taktischen Voraussetzungen zum Kampf mit den feindlichen Jägern kommen.»

Dieser Wechsel in der deutschen Taktik verschob das Übergewicht womöglich noch mehr zuungunsten der Spitfires und Hurricanes. Einheiten von 10 bis 12 Maschinen gerieten mit geschlossenen Formationen von 20 bis 40 Bombern in Kampf, die von mehr als 100 Jagdflugzeugen begleitet waren, und so konnten die Deutschen vermöge ihrer Übermacht und weit stärker geleitet oft durchbrechen. In den folgenden zwei Wochen flogen sie 33 schwere Angriffe, von denen 23 gegen die wirklichen Nervenzentren gerichtet waren: gegen die Flugplätze der Jagdwaffe und die Abschnittsstationen der Gruppe 11, die London und Südostengland verteidigte.

An drei Tagen waren die britischen Verluste so schwer wie die der Luftwaffe, und am 6. September zeigte die vergleichende Verlustliste der letzten zwei Wochen, wie sehr sich der britische Vorsprung verringert hatte. Die Deutschen hatten 378, die Briten 277 Flugzeuge verloren. Diese schweren Einbußen brachten die Reserven an Hurricanes und Spitfires auf den bisher niedrigsten Stand. Nach dem Ausgleich der im Gefecht und durch sonstige Kampfwirkungen verursachten Verluste waren die Reserven an sofort einsatzfähigen Jagdmaschinen auf 125 gefallen. Die Verluste in diesen beiden Wochen hatten die Neufertigungs- und Reparaturkapazität überstiegen.

Weit beunruhigender aber war das Problem des Ersatzes an Fliegern. Dowding berichtete später: «Anfang September stieg die Verlustkurve dermassen an, dass

ein neu aufgestelltes Geschwader ausgeblutet war, bevor eines der ruhenden oder der in der Aufstellung begriffenen Geschwader seinen Platz einnehmen konnte. Die Zahl der neu ausgebildeten Jagdflieger reichte nicht mehr hin, die in die Reihe der Frontflieger gerissenen Lücken zu schliessen.»

Piloten der Marineluftwaffe, des Bomberkommandos und des Küstenkommandos wurden nach kurzer Umschulung der Jagdwaffe zugewiesen. Die Schlusausbildung von Jagdfliegern wurde von einem Monat auf zwei Wochen verkürzt. Selbst nach diesen äussersten Massnahmen gingen aus den Kursen wöchentlich nur 65 ausgebildete Piloten hervor, während das Jägerkommando in jener kritischen Periode durch Tod, Verwundung oder Erschöpfung doppelt soviel Flieger verlor. Ende Juli hatte die Jagdwaffe 1'434 Piloten gezählt, einen Monat später war die Besatzungsstärke auf 1'023 gesunken. Am 6. September waren keine frischen Geschwader zur Verfügung, die abgekämpften Verbände zu ersetzen, die die volle Wucht des ersten Angriffs ausgehalten hatten. Alles aber, was jenseits des Kanals vor sich ging, deutete darauf hin, dass die Schlacht ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hatte.

Wenn auch schwerer Druck auf dem Jägerkommando lastete, so hatten doch ‚die Wenigen‘ bereits das gewonnen, was England am nötigsten brauchte: Zeit zur Aufstellung einer Armee, die mit einigem Vertrauen der Invasionsdrohung ins Gesicht sehen konnte. Zum Schutze der ‚Invasionsecke‘ und der Südküste standen jetzt 16 Divisionen bereit. Wenn auch noch nicht in voller Stärke bewaffnet, waren sie doch schon genügend ausgerüstet, dass sie sich nach besten Kräften bewähren würden. Am meisten fehlte es ihnen noch an Panzerabwehrkanonen, aber die Knappheit an Panzern war überwunden. Seit Dünkirchen waren aus den Werken 350 neue Kampfwagen gekommen, und die Streitkräfte des Mutterlandes verfügten jetzt über mehr als 800 Panzer.

Die Wiederbelebung der britischen militärischen Stärke verwickelte das Problem, vor das sich Hitler gestellt sah. Er konnte nicht mit der Landung einer Streitmacht rechnen, die stark genug war, die neue britische Armee zu schlagen, es sei denn, die Luftwaffe vermochte die Royal Navy aus dem Kanal herauszuhalten. Gleichviel, Göring versicherte ihm, dass dies geschafft werden könne, glaubte er doch die R.A.F. nahezu geschlagen. So wurden die Vorbereitungen für die Landung gesteigert, und Hitler teilte Ciano mit, er habe «ein Vermittlungsangebot des Königs von Schweden abgelehnt».

Die Landungspläne waren fertig. Bis zum Beginn des Unternehmens musste nur noch der Endsieg der Luftwaffe abgewartet werden. Die Forderung der Flotte, die Landung auf eine schmale Front zu konzentrieren, war schliesslich von Hitler angenommen worden, und die Heeresgruppe v. Rundstedts, die die

Operationen leiten sollte, hatte ihren Plan dem eingefügt. Der «Heeresgruppenbefehl Nr. 1 zur Durchführung der Operation Seelöwe' lautete im wesentlichen:

«Aufgabe des Heeres ist es, unter Mitwirkung der Kriegsmarine und Luftwaffe mit starken Teilen in Südengland zu landen, das englische Heer zu schlagen, London und je nach Lage auch weitere Gebiete Englands zu besetzen. Mit der Durchführung der dem Heere gestellten Aufgabe ist das Heeresgruppenkommando A mit unterstellter 16. und 9. Armee beauftragt.

Aufgabe der Heeresgruppe A ist es, zunächst die englische Südküste zwischen Folkstone und Worthing zu gewinnen und sich *dann* in den Besitz eines breiten zusammenhängenden Brückenkopfes in etwa 20-30 km Tiefe zu setzen.

Nach Eintreffen weiterer Verstärkungen wird die Heeresgruppe zum geschlossenen geführten Angriff antreten und die Linie: Themse-Mündung – Höhen südlich London – Portsmouth (1. Operationsziel) gewinnen, schnelle Kräfte *westlich* London vortreiben, die Hauptstadt von Süden und Westen zunächst abschnüren und dann den Angriff bis zur Gewinnung der Linie: Maldon (nordostw. London) – Severn-Mündung (2. Operationsziel) fortsetzen.

Aufgabe der 16. Armee ist es, aus Linie Rotterdam – Calais (beide Orte einschliesslich) auslaufend, die Landung an der englischen Küste im Abschnitt Folkestone – St. Leonards (einschl.) zu erzwingen und zunächst einen breiten Brückenkopf in der Linie Canterbury – Lauf des Great Stour – Ashford – Tenterden – Etchingham zu gewinnen.

Unter dem Schutze dieses Brückenkopfes sind möglichst starke Kräfte, vor allem Panzer, nachzuführen ...

Aufgabe der 9. Armee ist es, gleichzeitig mit der 16. Armee, aus Linie Boulogne – Le Havre auslaufend, die englische Küste zwischen Bexhill und Worthing zu gewinnen und dann im Anschluss mit 16. Armee zunächst bis zur Linie Hadlow Down – Burgess Hill – Storrington und westlich vorzustossen.

Es ist damit zu rechnen, dass das *Antreten* zum Angriff aus der Brückenkopflinie zur Gewinnung des 1. Operationszieles nicht vor dem 8. Tag nach der ersten Landung erfolgen kann...

Ergeben günstige Umstände eine Beschleunigung, so wird sich unsere sehr bewegliche und wendige Führung dieser günstigen Lage ebenso schnell anpassen wissen, wie in den bisherigen Operationen ...»

Die Ausführung dieses Befehls hing von zwei einander bedingenden Faktoren ab, über die das deutsche Heer keine Macht hatte: vom Sieg der Luftwaffe und dem Abschluss der Flottenvorbereitungen, die bereits hinter dem Zeitplan zurückgeblieben waren. Seit Mitte August hatten sich die umgebauten Leichter in

der Maas- und der Scheldemündung versammelt, und seit dem 1. September wurde das Gros der Transportflotte von norddeutschen Häfen in die Einschiffungshäfen zwischen Rotterdam und Le Havre gezogen, aber es zeigte sich schon jetzt, dass der ursprünglich bestimmte Termin, der 15. September, nicht eingehalten werden konnte. Im Tagebuch der Seekriegsleitung findet sich unter dem 30. August dieser Eintrag: «Eine Benutzung des Seeweges entlang der Küste durch Prahmschleppzüge oder Dampfer ist bis zum heutigen Tage wegen der noch bestehenden Luftbedrohung, aber auch weil eine Ausschaltung der Einwirkungsmöglichkeit feindlicher Seestreitkräfte in den betreffenden Gebieten durch den Luftkrieg noch nicht erreicht werden konnte, noch nicht in grösserem Umfang möglich. Eine Versammlung der Transportmittel in den Absprunghäfen unterliegt noch immer einer starken Gefährdung durch feindliche Lufttätigkeit, unter Umständen auch durch leichte Seestreitkräfte. Ähnliche Verhältnisse liegen auch für die Tätigkeit der eigenen Minensuchstreitkräfte und bezüglich der Zusammenziehung der für die beabsichtigten Sperrmassnahmen erforderlichen Minenschiffe und sonstigen Seestreitkräfte, sowie für die Bereitstellung der gesamten Betriebsstoffvorräte in den Absprung- und Einsatzhäfen vor.» Aus alledem wird der Schluss gezogen: «Die Versammlung der Transporteinheiten in den Einschiffungshäfen ist unter diesen Umständen – günstige Entwicklung der Wirkung des Luftkrieges und entsprechende Zielsetzung der Luftangriffstätigkeit in Richtung ‚Seelöwe‘ vorausgesetzt – erst bis zum 15. 9. möglich. Frühester Zeitpunkt der Auslaufbereitschaft daher 20. 9.»

Das war immer noch zeitig genug, denn Raeder selber hatte erklärt, dass die günstigste Gezeiten- und Mondphase zwischen dem 19. und 26. September fallen werde. Dementsprechend setzte Hitler am 3. September als vorläufigen Landungstermin den 21. September fest. Seine Entschlossenheit, wenn möglich zu landen, wurde von Raeder nicht ganz geteilt, doch war der Grossadmiral jetzt zuversichtlicher als früher und trug am 6. September Hitler die Ansicht vor, es werde möglich sein, den neuen Termin einzuhalten, wenn die Luftüberlegenheit in zunehmendem Masse gesichert würde. Der Übergang selbst werde «sehr schwierig» sein; das Heer könne nicht damit rechnen, die Divisionen zusammenzuhalten. Jedoch erscheine, günstige Verhältnisse hinsichtlich der Luftüberlegenheit, des Wetters usw. vorausgesetzt, die Durchführung der Operation ‚Seelöwe‘ als möglich.

An demselben Tage war die Luftwaffe dem Ziel, die Herrschaft über den Kanal zu gewinnen, näher denn je. Die erbitterten Zusammenstöße der letzten vier Wochen und die dabei in der Luft und am Boden entstandenen beträchtlichen Verluste und Schäden hatten die Versorgung des Jägerkommandos mit Ersatz bis zum Reissen angespannt. Von den 1'000 Fliegern der Jagdwaffe waren nur 840

ausgebildet und einsatzfähig. Niemand wusste, wie lange sie die Oberhand zu behalten vermochten, wenn die Schlacht mit dieser Heftigkeit fort dauerte und die Luftwaffe weiterhin fast ihre ganze Kampfkraft gegen die Flugplätze und das Netz des Flugmeldedienstes richtete.

In dieser kritischen Phase jedoch begann ein neuer Faktor auf den Verlauf der Schlacht einzuwirken. In der Nacht zum 25. August fielen die ersten Bomben auf die Londoner Innenstadt. Am nächsten Tage befahl Churchill einen unverzüglichen Vergeltungsangriff auf die deutsche Hauptstadt, und in der folgenden Nacht wurden 105 Bomberflugzeuge gegen Berlin eingesetzt. Nur 29 fanden die Stadt, aber es war die Promptheit der Geste, worauf es ankam. In der nächsten Woche wurde Berlin viermal angegriffen. Hitler befahl, sofort zurückzuschlagen, und verkündete hysterisch drohend am Rundfunk: «Wenn sie unsere Städte angreifen, werden wir ihre Städte ausradieren.»

Göring brannte darauf, Hitlers Befehl nachzukommen, glaubte er doch die R.A.F. so geschwächt, dass er Massenangriffe bei Tage auf London unternehmen könnte. Am 3. September kam es im Haag zwischen Göring und den Befehlshabern der Luftflotten 2 und 3, Kesselring und Sperrle, zu einer entscheidenden Besprechung. Göring eröffnete ihnen, dass der «Vergeltungsschlag» gegen London am 7. September beginnen werde und «Tag und Nacht» so lange fortgesetzt werden solle, «bis sich die R.A.F. in vergeblichen Versuchen, uns abzuwehren, verbraucht hat und der Widerstandswille der Bevölkerung gebrochen ist». Sperrle trat für die Fortführung der Angriffe auf die Flugplätze ein, weil «die Engländer immer noch ungefähr eintausend Jagdmaschinen» hätten. Kesselring jedoch meinte, die Engländer hätten «fast nichts mehr», und machte geltend, dass «unlängst nur das schlechte Wetter» seine Bomber gehindert habe, «ihre Ziele zu erreichen». Schmid, der Chef des Nachrichtendienstes der Luftwaffe, schätzte die «absolute Höchstzahl» der britischen Jäger auf 350. (Tatsächlich war die Jagdwaffe 650 Maschinen stark.) Göring machte der Debatte mit der Erklärung ein Ende, die britische Jagdwaffe sei der Vernichtung nur dadurch entgangen, dass sie sich auf Flugplätze ausserhalb der Reichweite der deutschen einmotorigen Jagdmaschinen zurückgezogen habe. Tagesangriffe auf London würden die R.A.F. zwingen, «ihre letzten Reserven an Spitfires und Hurricanes» einzusetzen.

Die Schlacht um London begann am späten Nachmittag des 7. September, einem Sonnabend. Göring setzte die stärkste Bomberstreitmacht ein, für die ein wirksames Jägergeleit eben noch möglich war: 372 Kampfmaschinen und 642 Jagdmaschinen flogen in rascher Folge zwei zusammengefasste Angriffe. Dowding hatte in Erwartung eines schweren Ansturms Vorkehrungen zur Verstär-

kung der Gruppe 11 durch ihre Flankengruppen getroffen, und Park hatte besondere taktische Weisungen gegeben. Seine Geschwader, sagte er sich, waren in zu grosse Höhen aufgestiegen und hatten infolgedessen nicht rechtzeitig eingreifen können. Auf diese Weise waren sie von den Maschinen des feindlichen Jägerschirms in Gefechte verwickelt worden, so dass die deutschen Bomber oft fast ungehindert zu ihren Zielen vordringen konnten. Deshalb wies Park seine Geschwader an, den Jägerschirm nur mit einigen Spitfiremaschinen anzugreifen und mit allen übrigen Spitfires und sämtlichen Hurricanes die Bomber. «Wann immer die Zeit es erlaubt», hiess es in der Weisung, «sind die Geschwader paarweise einzusetzen... Dem feindlichen Hauptangriff muss mit äusserster Stärke zwischen der Küste und der Linie unserer Abschnittsflugplätze begegnet werden.»

Dieser Plan erwies sich am 7. September im wesentlichen als wirksam. In zwei Stunden, die die Schlacht dauerte, wurden 23 Jagdgeschwader eingesetzt, und 21 konnten den Gegner stellen, aber der Angriff war so nachhaltig, dass eine ununterbrochene Abwehr nicht möglich war. Während die zweite Angriffswelle herüberkam, mussten die Geschwader, die die erste Welle abgefangen hatten, zum Tanken landen. So brach ein grosser Teil der Bomber nach London durch und wurde erst wieder auf dem Rückflug in Kämpfe verwickelt. Im East End waren schwere Zerstörungen angerichtet worden. An beiden Flussufern standen die Docks meilenweit in Flammen – ein unverkennbares Leuchtsignal für die 255 Bomber, die nach Einbruch der Dunkelheit angriffen.

Einige Stunden vor dem Tagesangriff hatten die britischen Stabschefs aus erkundeten Tatsachen und aus der Verhaftung vier an Land gesetzter deutscher Agenten geschlossen, Hitlers Invasionsvorbereitungen seien soweit gediehen, dass er jeden Augenblick losschlagen könne. Der massive Angriff auf London verstärkte diesen Eindruck, und um 20.00 Uhr gab das Hauptquartier der Heimatstreitkräfte an die Kommandos im Osten und im Süden das Deckwort ‚Cromwell‘: Invasion unmittelbar drohend. Die ganze Nacht hindurch hielten sich die Verteidiger, während über ihnen die feindlichen Bomber dröhnend nach London zogen, in dauernder Anspannung sprungbereit. In einigen Landbezirken wurde die Home Guard von den Kirchenglocken zu den Waffen gerufen, und schnell verbreiteten sich weithin Gerüchte, feindliche Fallschirmjäger seien abgesprungen und die Armada sei in See.

Am Sonntag jedoch, dem 8. September, regte sich auf dem Kanal nichts Ungewöhnliches, und obwohl die Rauchwolken über London weit von der See her zu bemerken waren, kamen die Tagesbomber nicht wieder. Die feindlichen Verluste waren – mit einer Einbusse von 24 Jagdflugzeugen und 14 Kampfflugzeugen – nicht schwer, aber die Stärke der Jagdabwehr und die Unfähigkeit, damit

fertig zu werden, hatten die Deutschen überrascht und unsicher gemacht. Die R.A.F. hatte 817 Einsätze geflogen und nur 28 Maschinen verloren. Die Nachtbomber setzten ihre Angriffe auf London fort, aber die Luftüberlegenheit, die zu dem Unternehmen ‚Seelöwe‘ jetzt so dringend nötig war, konnte nur in Tagesangriffen errungen werden.

Am 9. September führte Göring abermals bei Tage einen Schlag gegen London und die Jagdwaffe. Diesmal war die neue Abwehrtaktik erfolgreicher. Die Bomberverbände wurden fast zur Hälfte abgewiesen, die übrigen durch Sperrangriffe und Flakfeuer dermassen zersplittert, dass sie sich mit wahllosen Streuwürfen begnügen mussten. Die Verlegung der Angriffe von den Flugplätzen auf London hatte sich als der Wendepunkt der Schlacht über England erwiesen; mit dem Wechsel der deutschen Strategie war der britischen Jagdwaffe die Möglichkeit gegeben worden, sich wieder zu kräftigen.

Dies war Görings zweiter schwerer Fehler. Er wirkte unmittelbar auf das Unternehmen ‚Seelöwe‘ zurück. Am 10. September, als es an ihm war, seine Entscheidung zu bekräftigen, verschob Hitler den Termin um weitere drei Tage, aber während er wartete, verschlechterte sich die Lage, und das nicht nur in der Luft, sondern auch zur See. Seit ‚Cromwell‘ hatten Kriegsflotte und Bomberkommando ihre vorbeugenden Gegenmassnahmen verstärkt, und am 12. September meldete die Marinegruppe West von Paris nach Berlin, dass feindliche Luftstreitkräfte, Fernkampfartillerie und leichte Seestreitkräfte zum erstenmal bedeutender eingegriffen hätten. «Die Reeden Ostende, Dünkirchen, Calais und Boulogne müssen» wegen der Gefahr von Luftangriffen und Artilleriebeschuss «für nächtliches Anker der Transporte gesperrt werden». Einheiten der britischen Flotte könnten jetzt fast unbehelligt im Kanal operieren. «Weitere Verzögerung durch diese Massnahmen steht zu erwarten.»

Nachdem Raeder dies am 14. September bei einer Besprechung des Führers mit den Oberbefehlshabern und den Generalstabschefs der drei Wehrmachtteile vorgetragen hatte, entschied Hitler, das Unternehmen ‚Seelöwe‘ solle nur als letztes Mittel angewandt werden, da der erforderliche Grad von Luftüberlegenheit noch nicht erreicht worden sei. Zwar sei die Luftoffensive bisher schon sehr wirksam gewesen, aber sie hätte eine noch grössere Wirkung erzielt, wenn das Wetter günstig gewesen wäre. Er glaube, dass der britische Widerstand möglicherweise noch gebrochen werden könne, wenn zu weiteren Luftangriffen der Druck der Landungsdrohung hinzukomme. Halder notierte nach der Besprechung als Hitlers Ansicht: «4-5 Tage gutes Wetter nötig, um zur entscheidenden Wirkung zu kommen... Chance, den Engländer total niederzuringen, gross... Auch wenn Lufterfolge erst in 10-12 Tagen eintreten, können auf englischer Seite noch hysterische Massenerscheinungen auftreten... v. Brauchitsch: stimmt

zu. Schlägt vor, sich unabhängig von den Terminen der Marine zu machen und mit Nebel zu landen.» Das Ergebnis der Besprechung war, dass die Entscheidung abermals um drei Tage hinausgeschoben wurde. In der Zwischenzeit sollte die Luftwaffe einen weiteren Versuch unternehmen, die R.A.F. in der Schlacht über London zu zerschlagen.

Am Sonntag, dem 15. September, gab Göring seinen Kampfgeschwadern den bisher stärksten Jagdschutz mit, jedem Bomber fünf Jäger, um auf diese Weise die britische Jagdwaffe zu zwingen, sich zu verbrauchen. Besondere Sorgfalt wurde auf die Versammlung zu dicht geschlossenen Formationen verwendet, was aber nur die Wirkung hatte, dass die Angreifer von den britischen Radarstationen besonders gut geortet werden konnten. So blieb Park reichlich Zeit, seine Geschwader zu grossen Verbänden zusammenzufassen und von den Nachbargruppen Verstärkungen heranzuziehen. Dies war entscheidend für die Schlacht, die um Mittag über London und Südostengland eine Stunde lang tobte. Die Deutschen wurden gestellt, als sie kaum die Küste gekreuzt hatten, und in vielen der nun folgenden Einzelgefechte waren die Briten sogar an Zahl überlegen. Görings Verbände wurden zersprengt und nach Hause gejagt. Am frühen Nachmittag erneuerte sich die Schlacht mit demselben Ergebnis, und die Jagdwaffe vollendete ihren Sieg.

Das war die Schlusserprobung des Systems der Luftabwehr. Noch am Spätabend desselben Tages und in der Nacht darauf wurden die Deutschen in den Kanalhäfen auch an die Angriffsstärke der R.A.F. kräftig erinnert. Am Morgen des 17. September waren ungefähr 12 Prozent der Transportflotte zerstört oder beschädigt, und die deutsche Seekriegsleitung machte sich über das Schicksal der übrigen Schiffe für den Fall keine Illusionen, dass Hitler befehlen sollte, in See zu gehen. Er entschied anders. Im Kriegstagebuch des deutschen Marinestabes ist unter dem 17. September vermerkt: «Die feindliche Luftwaffe ist noch keineswegs niedergekämpft, sie zeigt im Gegenteil zunehmende Aktivität. Die Grosswetterlage lässt eine Beruhigung in Richtung längerer Hochdrucklage nicht erwarten. *Der Führer entscheidet sich daher für Aufschub Operation ‚Seelöwe‘ auf unbestimmte Zeit.*»

Zwei Tage darauf, am 19. September, begann die grosse Invasionsflotte auf Hitlers Anweisung sich auf weniger gefährdete Küstengebiete auseinanderzuziehen, ohne wenigstens so etwas wie ein Kommando-Unternehmen gegen die englische Küste auch nur versucht zu haben.

Die Luftoffensive gegen London lief noch sechs Wochen weiter, wurde aber seit Ende September fast ausschliesslich von hochfliegenden Jagdbombern getragen. Göring beharrte darauf mehr aus Unwillen als in Erwartung eines Erfolges, hatte doch der 15. September die Niederlage der Luftwaffe besiegelt. An je-

nem Sonntag meldeten die Engländer die Zerstörung von 185 feindlichen Maschinen. In Wirklichkeit verloren die Deutschen nur 56.* Von den 56 Maschinen jedoch waren 34 Bomber. Das war entscheidend. Göring hatte 679 Jagdflugzeuge aufgeboten, um 123 Kampfflugzeuge zu decken, also ein fünffaches Geleit, und trotzdem war ein Drittel der Bomber abgeschossen worden. Diese alarmierenden Verluste überzeugten ihn endlich davon, dass er weder die britische Jagdwaffe unwirksam machen, noch bei Tage der zur Desorganisation der britischen Wirtschaft oder zur Demoralisierung der Bevölkerung erforderlichen Anzahl von Bombern genügenden Jagdschutz mitgeben konnte. Das war die Lektion des 15. September, und sie entschied die Sache.

Die Härte dieser Lektion war weitgehend der Taktik zuzuschreiben, die Göring seinen Fliegern aufzwang. Er hatte die Schlacht mit lockeren Jagdverbänden begonnen, die auf eigene Faust den Gegner zu packen suchten, und Anfang September hatte ihn diese Taktik dem Erfolg nahegebracht. Als aber die Verluste an Bombern stiegen, befahl er immer geschlosseneren und engeren Jagdschutz. Mit den Angriffen auf London trieb er dies taktische Prinzip bis zur Unsinnigkeit.

Als Galland gegen den Befehl Einspruch erhob, wandte sich ihm Göring – so hat Galland berichtet – mit den Worten zu: «Nun gut, Herr Major, was für Jagdflugzeuge möchten Sie denn gerne haben?» – «Herr Reichsmarschall», antwortete Galland, «geben Sie mir ein Geschwader Spitfires.»

Diese Bemerkung wurde in der Luftwaffe legendär, aber als Erklärung der deutschen Niederlage ist sie eine offenkundige Übertreibung. Die Spitfiremaschine war nur ein Faktor des britischen Sieges, und nicht einmal der wichtigste. Viele Faktoren verschiedenster Art hatten sich so eng miteinander verflochten, dass man keinen klar herausheben kann: der selbstlose Wagemut der Flieger, Radar und das System des Flugmeldedienstes, das Genie der Forscher und Konstrukteure, die Voraussicht und Entschlossenheit Dowdings, die grenzenlose Begeisterungsfähigkeit Churchills und die tapfere Haltung der Bevölkerung.

* Diese wie andere in diesem Kapitel angeführten Zahlen sind den Akten des deutschen Luftfahrtministeriums entnommen. Die Spanne zwischen den damals behaupteten 185 Abschüssen und den wahren deutschen Verlusten rief, als sie bekannt wurde, in England einige Bestürzung hervor, ist aber leicht zu erklären. Der Kampf an jenem Sonntag war der wütendste, verworrenste und ausgedehnteste der ganzen Schlacht. Infolgedessen wurden viele Abschüsse mehr als einmal gemeldet. Da nun die Öffentlichkeit alsbald nach dem Ergebnis schrie, blieb keine Zeit zu genauen Nachprüfungen. Es verdient aber angemerkt zu werden, dass nach den weniger hektischen Phasen der Schlacht die britischen Abschussmeldungen hinter den wirklichen deutschen Verlusten zurückblieben.

Zur Niederlage der Deutschen trugen auch schwere eigene Fehler und Versäumnisse bei. Strategie und Taktik der Luftwaffe beruhten auf dem Glauben, dass die feindliche Luftstreitmacht in den ersten Tagen jedes Feldzuges durch Zerstörung ihrer Flugplätze und sonstigen Anlagen geschlagen werden könne und dass danach Städte und Armeen ungehinderten Tagesangriffen der Bomber preisgegeben seien.

Die Deutschen waren aber nicht darauf vorbereitet, den Kampf in der Luft mit einem hochorganisierten, vom Boden aus gelenkten Gegner auszufechten. Sie hatten weder genug erstklassige Jagdmaschinen noch die technische Ausrüstung, sie mit bester Wirkung einzusetzen, noch eine Neufertigung, die schwere Verluste auszugleichen vermochte. Bei Tage abgefangen, konnten ihre Bomber nachts ihre volle Kampfkraft nicht entfalten, weil sie technisch nicht entsprechend ausgerüstet und die Besatzungen für Nachtangriffe nicht ausgebildet waren.

Was die Maschinen betrifft, so lag die grösste Schwäche der Luftwaffe in der geringen Feuerkraft und der Verletzlichkeit ihrer Kampfflugzeuge und in der geringen Reichweite ihrer einmotorigen Jagdmaschinen. In den Jahren 1944/1945 waren die über Deutschland eingesetzten amerikanischen Tagesverbände aus Bombern und Jägern in nahezu gleicher Zahl zusammengesetzt, Göring aber hielt gegen Ende der Schlacht über England ein Geleit von vier bis fünf Jägern für einen Bomber für notwendig. Trotzdem waren am 15. September die britischen Jäger dank der zeitigen Alarmierung durch Radar und der exakten funktелефonischen Lenkung der Geschwader im Gefecht auch an Zahl überlegen. Hätten die Deutschen über ähnliche technische Hilfsmittel verfügt, hätten sie von der Menge ihrer Maschinen einen weit besseren Gebrauch machen können und sich nicht gezwungen gesehen, das Gesetz des Handelns dem Gegner zu überlassen. Da die deutschen Jäger vom Verhalten der Spitfires und Hurricanes nichts wussten, bevor sie sie erblickten, erhielten sie die Weisung, sich auf den Schutz der Bomber zu konzentrieren, und mussten so ihre offensiven Streifenflüge und damit die Taktik einschränken, vermöge derer die Überlegenheit in der Luft allein zu gewinnen war.

Während der ganzen Schlacht waren die deutschen Operationen von vornherein begrenzt durch die Knappheit an einmotorigen Jagdflugzeugen.

Eine Ursache dieses Niederganges liegt in dem Versäumnis, den Bau von Jagdmaschinen im ersten Kriegsjahr zu steigern. Die Neufertigung begann mit einem Ausstoss von 200 Jagdflugzeugen im September 1939. Ein Jahr später war die Durchschnittsproduktion nicht höher, weil Göring den Kampfflugzeugen den Vorrang gegeben hatte. In der Zeit vom 10. Juli bis zum 30. September überschritt

die gesamte deutsche Jagdmaschinenfertigung nicht die Zahl 600, während die Luftwaffe allein im Kampf 623 Jagdflugzeuge verlor.

Die Operationen des britischen Jägerkommandos waren hingegen zu keiner Zeit durch Mangel an Maschinen ernstlich beeinträchtigt. Nach einem Ausstoss von 93 Hurricanes und Spitfires im September 1939 erhöhte die britische Flugzeugindustrie ihre Produktion im Januar 1940 auf 157, im April auf 256, im Mai auf 325, im Juni auf 440 und im Juli auf 490 Jagdflugzeuge. Selbst in den folgenden drei Monaten, als die Flugzeugindustrie unter Bombenangriffen lag, fiel die Monatsproduktion nicht unter 460.

Vor das schwerste Problem stellten Dowding die Beschädigungen der Bodenrichtungen und der Mangel an Fliegern. Sobald aber Göring die Angriffe von Flugplätzen auf London verlegt hatte, ging die Krise vorüber, und im Verlauf des September entwickelte sich die Schlacht mehr und mehr zugunsten der R.A.F. Zwischen dem 7. und dem 30. September wurden bei einem Verlust von 164 britischen Maschinen 435 deutsche vernichtet, und als Ende September die Invasionsgefahr gebannt war und die Deutschen ernste Tagesangriffe aufgegeben hatten, zeigte die Verlustliste für die ganze Zeit, dass die Deutschen 1408 Flugzeuge verloren und 697 britische Jagdmaschinen abgeschossen hatten. Dies gibt den Massstab für den britischen Sieg.

Durch die Niederlage der Luftwaffe wurde das Unternehmen ‚Seelöwe‘ ein für allemal vereitelt. Sie war der Beginn ihres eigenen Niedergangs und trieb Hitlers Heere ostwärts. Churchill hatte solche Folgen vorausgesehen, noch ehe die Schlacht begann. Fünf Tage nach Dünkirchen hatte er an Smuts gekabelt: «Ich sehe nur einen sichern Weg, jetzt durchzukommen – dass nämlich Hitler England angreift und dabei seine Luftwaffe zerbricht.» Drei Wochen später kablete Churchill seinem grossen Freund dies: «Wenn es Hitler nicht gelingt, uns hier zu schlagen, wird er sich vermutlich gegen den Osten kehren. Ja, es ist möglich, dass er dies tut, ohne die Invasion überhaupt zu versuchen.»

Drittes Kapitel **Das Dilemma des Siegers**

Am 31. Juli kabelte Premierminister Churchill an Präsident Roosevelt: «Wenn wir durch die nächsten drei bis vier Monate durchkommen, sehe ich dem Kriegsverlauf recht zuversichtlich entgegen. In der Luft halten wir uns gut. Wir treffen jenen Menschen hart... aber der Verlust von Zerstörern durch Bomberangriffe kann sich leicht so ernst auswirken, dass die Verteidigung unserer Versorgungslinien über den Atlantik zusammenbricht.» Ein im Mai an Roosevelt gerichtetes Ansuchen wiederholend, kabelte Churchill weiter: «Ich vertraue darauf, dass Sie alles tun werden, die unverzügliche Abtretung jener fünfzig bis sechzig Ihrer ältesten Zerstörer an uns zu sichern.» Wenige Wochen später führte dieser Appell zu einem Abkommen, wonach gegen die Überlassung von Luft- und Flottenstützpunkten in Neufundland, auf den Bermudas und in Westindien fünfzig veraltete amerikanische Zerstörer an die Royal Navy abgetreten wurden.

An demselben Tage eröffnete Hitler Generalfeldmarschall v. Brauchitsch und Generaloberst Halder, dass er sich zu dem Angriff auf Russland entschlossen hätte. Die Operation müsste in fünf Monaten abgeschlossen sein.

Dies also war sein Ausweg aus dem Dilemma, in das er durch die britische Unnachgiebigkeit geraten war. Der Kern seines Problems war, dass er die Hilfsquellen für einen sich hinziehenden Kampf mit den angelsächsischen Mächten nicht erlangen konnte, ohne sich auf einen Zweifrontenkrieg einzulassen, den zu vermeiden er geschworen hatte. Er konnte den Briten, von einem anglo-amerikanischen Bündnis ganz zu schweigen, keine entscheidende Niederlage beibringen, bevor er Flotte und Luftmacht bedeutend ausgebaut und die Hand frei hatte, die Masse seines Heeres gegen den Westen zusammenzufassen. Dies konnte er solange nicht wagen, wie ihn die Drohung feindseligen sowjetrussischen Handelns zwang, seine Streitkräfte zu teilen und zwei Drittel der mobilgemachten Männer und der Rüstungsproduktion der Wehrmacht zuzuführen. Überdies konnte er weder während einer Eroberung Grossbritanniens das besetzte Europa ernähren und ruhighalten, noch den verstärkten Luft- und Seekrieg führen, der allein den Sieg zu bringen vermochte, solange er nicht zweierlei als sicher voraussetzen konnte: völlige Gewalt über die Wirtschaft der Balkanländer und laufende Lieferungen von Getreide und Erdöl aus Russland. Ende August aber beunruhigte ihn die Möglichkeit neuer sowjetrussischer Ansprüche dermassen,

dass er zwölf weitere Divisionen nach Südpolen legte, um für den Fall eines plötzlich notwendig werdenden Eingreifens die rumänischen Ölfelder zu sichern.

Hitler war gegenüber den Gefahren, die auf dem Weg nach Osten lauerten, nicht blind. Wiederholt warnten ihn seine Oberbefehlshaber, vor allem Raeder und Göring, die ihm einen Alternativplan für eine Expansion nach dem Süden vorlegten. Raeder war sogar noch vor der Verschiebung des Unternehmens ‚See-löwe‘ für die Mittelmeer-Lösung eingetreten.

Raeder stützte diese These besonders mit dem Hinweis, Grossbritannien plane, mit Hilfe des Frankreichs de Gaulles und möglicherweise auch der USA Nordwestafrika zu einer Widerstandsbasis zu machen und dort Flugstützpunkte zu Angriffen auf Italien zu errichten. Er schlug daher vor, Gibraltar zu nehmen, deutsche Streitkräfte nach Dakar und den Kanarischen Inseln zu entsenden und eng mit Vichy zusammenzuarbeiten, um jeder angelsächsischen Massnahme gegen die französischen Kolonien in Nordwestafrika zuvorzukommen. Sei so die westliche Flanke gesichert, könne Deutschland die Italiener in einem Feldzug zur Wegnahme des Suezkanals unterstützen und durch Palästina nach Syrien und der Türkei vorrücken. Damit sei die Türkei in deutscher Gewalt. Das russische Problem werde dann in einem andern Licht erscheinen. Im Grunde fürchte Russland Deutschland. Es sei fraglich, ob es dann noch nötig sein werde, im Norden gegen Russland vorzugehen.

Hitler stimmte Readers ‚allgemeinem Gedankengang‘ zu und sagte, er werde den Plan mit Mussolini besprechen, wies aber darauf hin, dass das Mittelmeer vereinbarungsgemäss italienische Einflussphäre sei und, der Duce bei dem Aufbau seines «Neuen Römischen Reiches‘ nur widerstrebend deutsche Hilfe annehme. Zudem zeigte das Oberkommando des Heeres zu ausgedehnten Operationen im östlichen Mittelmeerraum wenig Neigung, weil es nicht glaubte, dass die italienische Flotte die Verbindungswege einer deutschen Streitmacht zu decken vermöchte, die stark genug wäre, wesentliche Erfolge zu erzielen. Hitlers stillschweigender Hauptvorbehalt aber war, dass er Operationen im Mittelmeerraum nicht als eine Alternative zu seinem Plan auffasste, in Russland einzufallen, sondern nur als ein Vorspiel dazu, als ein Mittel, sich gegen die Möglichkeit zu sichern, dass England eine Zweite Front im Westen eröffnete, bevor er die Rote Armee zerschlagen hatte.

Da England unmittelbar nicht entscheidend getroffen werden konnte, suchte Hitler das Vermögen Grossbritanniens, auf dem Festland einzugreifen, durch andere Mittel zu schwächen. Am 19. September traf Ribbentrop mit «einer Überraschung in der Aktenmappe‘ in Rom ein: «einem binnen weniger Tage in Berlin zu unterzeichnenden Militärbündnis mit Japan». Er erklärte Ciano, dies Bündnis

werde «doppelt nützlich sein: gegen Russland und gegen Amerika. Unter der Drohung der japanischen Flotte wird Amerika nichts zu unternehmen wagen».

Dieser Dreimächtepakt war als Antwort auf den Handel «Zerstörer für Stützpunkte» gedacht und als Mahnung an die Russen, sich britischen Angeboten auch weiterhin zu verschliessen. Indem Hitler vor den Vereinigten Staaten und vor der Sowjetunion für den Fall, dass sie sich England anschliessen sollten, das Gespenst des Krieges mit Japan heraufbeschwor, ging er darauf aus, auf weiteres neutrales Verhalten eine Prämie auszusetzen und in London die Erwartung einer wesentlichen Hilfe von draussen herabzustimmen. Überdies hoffte er, England dadurch in der Defensive halten zu können, dass er der Invasionsdrohung die Besorgnis um die Sicherheit der fernöstlichen Besitzungen hinzufügte.

Um sich weiter zu sichern, suchte Hitler im Westen und im Süden einen cordon sanitaire zu ziehen, Spanien und Vichy zur Kriegsteilnahme auf Deutschlands Seite zu bringen und die kleinen Mächte Mittel- und Südosteuropas zum Beitritt zum Dreimächtepakt zu ermutigen. Dementsprechend hatte er bereits im August Mussolinis auf den Balkan gerichtete Ambitionen eingedämmt. Ciano charakterisiert das betreffende Ersuchen als einen «glatten Befehl, auf der ganzen Linie haltzumachen». Mussolini antwortete prompt: «Die militärischen Massnahmen, die wir an der griechischen und der jugoslawischen Grenze getroffen haben, sind nur vorbeugender Art» gegenüber zwei Staaten, die bereit seien, «bei der ersten besten Gelegenheit den Achsenmächten einen Dolch in den Rücken zu stossen.»

Es blieb gleichwohl bei dem ‚Befehl‘ des Führers. Hitler vertraute darauf, dass er die Balkanländer vermöge seiner bewährten Isolierungs- und Einschüchterungstechnik mit politischen Mitteln unter seine Gewalt bekommen werde. Zudem wollte er im Augenblick jede Angriffshandlung vermeiden, die bei den Russen Argwohn erwecken oder der amerikanischen Gruppe, die für stärkere Unterstützung Englands eintrat, Wasser auf die Mühle leiten könnte. Für die erste Novemberwoche standen die amerikanischen Präsidentenwahlen bevor. Zwar war der republikanische Kandidat, Wendell Willkie, der Achse nicht minder feindlich gesinnt als Roosevelt, aber keiner konnte eine Politik verfolgen, die der öffentlichen Meinung weit vorauseilte. Wenn Hitler nun Spanien, Frankreich und die südosteuropäischen Länder als Stützen seiner «Neuen Ordnung» um sich versammeln konnte, so hoffte er der Welt, und besonders der Neuen Welt, damit überzeugend vor Augen zu führen, dass Europa unter seiner Hegemonie friedlich geeint sei und nur durch Englands unvernünftige Weigerung, das Unvermeidliche anzuerkennen, in Krieg und wirtschaftlicher Isolierung gehalten werde.

Spannte Hitler seine Hoffnungen im Hinblick auf Amerika auch zu hoch, so hatte er doch triftigere Gründe zu der Annahme, dass seine Schritte in der Nähe seines Machtbereichs Zustimmung finden würden. Im Juni, zur Zeit des französischen Zusammenbruchs, hatte der spanische Botschafter in Berlin Ribbentrop eine Denkschrift überreicht, mit der sich General Franco «bereit» erklärte, «unter gewissen Bedingungen an der Seite Deutschlands und Italiens in den Krieg einzutreten». Die Achsenmächte sollten ihn mit Gibraltar, Französisch-Marokko und West-Algier entschädigen, ihm militärische und wirtschaftliche Hilfe gewähren und ihn besonders mit Erdöl und Getreide versorgen. Hitler hielt jedoch damals eine spanische Intervention nicht für nötig; auch war er nicht eben darauf versessen, an der Friedenstafel noch ein Maul mehr stopfen zu müssen. Ribbentrop antwortete unverbindlich; über die Entsendung einer deutschen Militärmission hinaus, die das Problem einer Wegnahme Gibaltars an Ort und Stelle studieren sollte, erfuhren die Spanier wenig Ermunterung. So schickte Franco Mitte September seinen Schwager und Innenminister Serrano Suner nach Berlin, damit er Hitler erkläre, dass «Spanien, sobald seine Versorgung mit Lebensmitteln und Kriegsmaterial gesichert» sei, «unverzüglich in den Krieg eintreten» könne. Hitler war in empfänglicher Stimmung; Suners Besuch fiel in die Zeit, da er sich klar darüber geworden war, dass in diesem Jahr eine Landung in England nicht mehr unternommen werden konnte. Jetzt lohnte es sich, um Francos Eingreifen zu handeln, und Hitler sagte zu, dass «Deutschland alles in seiner Macht stehende tun» werde, «Spanien zu unterstützen». Am nächsten Tage richtete er an Franco ein Schreiben, worin er sich bereit erklärte, «den spanischen Anspruch auf Marokko unter der einen Bedingung» anzuerkennen, dass «Deutschland ein Anteil an den Rohstoffen dieses Gebietes zuerkannt» würde; Franco antwortete unverzüglich und gefällig.

Die Achsenmächte schienen drauf und dran zu sein, einen neuen diplomatischen Sieg mit weittragenden militärischen Folgen zu erringen, als zwei Ereignisse die Berechnungen durcheinanderbrachten, auf denen die vorläufige Vereinbarung beruhte. Am 18. September, einen Tag nach Suners Unterredung mit Hitler, brach in Madrid eine Krise aus, die schon einige Zeit geschwelt hatte. Es ging um Erdöl. Im ersten Halbjahr 1940 hatte sich die Erdölausfuhr der Vereinigten Staaten nach Spanien ständig erhöht; im Juni hatte sie mehr als die doppelte Vorkriegs-Monatsmenge erreicht. Im Juli begannen die Vereinigten Staaten auf britische Vorstellungen hin die Zufuhr zu kürzen, und Anfang August benachrichtigte Washington Madrid davon, dass es künftig nur die Ausfuhr der Menge Erdöl erlauben werde, die Grossbritannien durch die Blockade durchlasse. Die britische Regierung musste anfangs bedächtig vorgehen, um Franco keinen populären

Vorwand zur Einmischung zu geben, aber der grossartige Sieg der R.A.F. über die Luftwaffe verlieh dem diplomatischen Arm Englands neue Kraft. Mitte September vermochte Churchill darauf zu bestehen, dass die Royal Navy kein Erdöl durchlassen werde, das die zur Befriedigung des laufenden Bedarfs und zur Unterhaltung eines Vorrats für zweieinhalb Monate nötige Menge überschreite. Unter diesen Umständen konnte sich Franco, wenn Deutschland die Ölversorgung Spaniens nicht zu garantieren vermochte, nicht auf einen Kampf einlassen, der aller Wahrscheinlichkeit nach länger als drei Monate dauern würde. Er konnte von Grossbritannien und Amerika genug Erdöl bekommen, den Friedensbedarf zu decken. Konnte er von Hitler genug herausholen, Krieg zu führen?

Das zweite Ereignis war der mannhafte Widerstand Vichy-Frankreichs gegen einen am 23. September von General de Gaulle unternommenen Versuch, sich mit einer Truppe des Freien Frankreich und einem Geschwader der britischen Flotte des westafrikanischen Stützpunktes Dakar zu bemächtigen. Dieser Vorfall bewog Hitler, das Regime Vichys mit freundlicherem Auge zu betrachten, hatte doch Marschall Pétain, vor dem Angriff gewarnt, beträchtliche Verstärkungen nach Dakar gesandt und sogar zur Vergeltung Gibraltar bombardiert. Nach all dem schien es Hitler, dass weitere gaullistische und britische Angriffe auf Nordwestafrika nur verhindert werden könnten, wenn Vichy seine Kolonien selbst verteidigen würde, und dass sich Pétain möglicherweise zum Eintritt in den Krieg gegen England überreden lasse. So eröffnete er denn Ciano bei dessen Besuch in Berlin am 28. September, er wünsche «Frankreich in die antibritische Koalition hereinzuziehen» und sei «gegen eine spanische Intervention, die mehr kosten würde, als sie wert» sei. Er fürchte, dass «die Vereinbarung (mit Spanien) über Marokko den Franzosen irgendwie zur Kenntnis gelangen» werde und dass die Franzosen, «wenn sie wissen, dass Marokko nach dem Krieg in jedem Fall für sie verloren ist, zu einer Verständigung mit den Briten kommen könnten». Bei näherer Überlegung indessen wurde sich Hitler darüber klar, dass die Schwäche der italienischen Flotte die spanische Unterstützung unerlässlich mache. Das westliche Mittelmeer konnte ohne das Zusammenwirken beider Mächte nicht gesichert werden: er brauchte Spanien zur Wegnahme Gibaltars und Frankreich zur Verteidigung der Nordwestecke Afrikas. Infolgedessen suchte er die spanischen Hoffnungen und die französischen Befürchtungen miteinander zu versöhnen.

Am 23. Oktober traf sich Hitler mit Franco in Hendaye, nachdem die Begegnung mit Pétain in Montoire, die am nächsten Tag stattfand, festgelegt worden war. Hitler bot Franco ein zehnjähriges Bündnis an und schlug vor, Gibraltar bald nach dem Jahreswechsel mit vereinten Kräften anzugreifen. Franco erwiderte, Spanien werde «glücklich sein, an der Seite Deutschlands zu kämpfen», sobald

seine militärischen und wirtschaftlichen Lücken geschlossen und seine politischen Wünsche anerkannt seien. Seine Begeisterung liess jedoch nach, als Hitler ihm eröffnete, er könne keine Versprechungen machen, die die Bereitwilligkeit Vichys zur Verteidigung der Kolonien vermindern könnten. Der Caudillo entgegnete, es sei ihm nicht möglich, ein Bündnis einzugehen, das ihm nicht Französisch-Marokko und einen Teil Algiers zusichere. Hitler wandte ein, Spanien werde «aus französischen nordafrikanischen Besitzungen in dem Masse einen Gebietsausgleich erhalten, wie Frankreich aus britischen Kolonien entschädigt werden» könne. Das befriedigte Franco nicht völlig, und er übernahm keine bindende Verpflichtung. Neun Stunden lang ging zwischen dem Führer und dem Caudillo das Feilschen um Ehre und Geschäft hin und her. Nach dieser Unterredung war selbst Hitler erschöpft.

Immerhin sah es so aus, als könnte Spanien jetzt dazu bewogen werden, mitzumachen, vorausgesetzt, dass sich Vichy überreden liess, Hitlers Kolonialformel anzunehmen. Am Tag nach Hendaye, in Montoire, traf Hitler einen Pétain an, der sich, unter dem vergiftenden Einfluss Lavals, «zu prinzipiellem Zusammengehen» bereit und entschlossen zeigte, die nordafrikanischen Kolonien gegen britische Angriffe zu verteidigen. Hitler versicherte ihm, dass Frankreich, wenn es Deutschland helfe, die britische Niederlage zu beschleunigen, in kürzerer Zeit und zu leichteren Bedingungen als sonst zu einem Friedensvertrag kommen werde, da sich dann die Achsenmächte ihre Kriegsbeute aus dem Britischen Empire nehmen könnten.

Pétain erklärte sich mit dieser Formel einverstanden und ermöglichte es damit Hitler, das Franco gemachte Angebot zu bekräftigen. Zu der Aufforderung zur Teilnahme Frankreichs am Krieg gegen seinen früheren Verbündeten äusserte sich der Marschall jedoch nicht. Hitler war verärgert, aber noch war seinen Hoffnungen das Tor nicht ganz verschlossen, denn Pétain gab nach, als Hitler ihm vorschlug, Laval zum Aussenminister zu machen. War dieser Verräter in Vichy an der Macht, so konnte Hitler erwarten, dass die Kollaboration, der Pétain im Prinzip zugestimmt hatte, in der Praxis zu wesentlichen Ergebnissen führen werde. Am Abend telefonierte Ribbentrop von einem französischen Bahnhof seinem italienischen Kollegen: «Das Programm einer Zusammenarbeit steuert auf greifbare Ergebnisse los.»

Hatte Hitler auch noch nicht alles erreicht, so glaubte er doch, die Grundlage zu einem Abkommen sowohl mit Madrid als auch mit Vichy geschaffen zu haben. In diesem empfindlichen Stadium der Verhandlungen kam alles darauf an, dass nichts den internationalen Schauplatz störte.

Die Illusion von einem kurzen Krieg, die Hitler unablässig genährt hatte, wurde über Nacht von dem Mann vernichtet, der nächst dem Führer das grösste

Interesse daran hatte, sie zu bewahren: dem Duce. Sein Handeln und mehr noch Art und Motive seines Vorgehens werfen ein bezeichnendes Licht auf die Außenpolitik und machen einen der tiefsten Risse in dem sogenannten Stahlpakt sichtbar. Die beiden Diktatoren waren immer bemüht, der Welt eine prächtige Fassade der Solidarität zu zeigen. In Wirklichkeit war von ehrlicher gemeinsamer Beratung wenig, von einem gemeinsamen Planen noch viel weniger und von gemeinsamer Politik überhaupt nicht die Rede. Von Mussolinis Seite träufelten Neid und Furcht noch ein besonders scharfes Gift in ihr Verhältnis. Der faschistische Tyrann vermerkte den grossartigen Aufstieg des Österreichers übel, den er gern als seinen Schützling betrachtet hatte und an den väterlich belehrende Predigten zu richten er gewohnt gewesen war. «Niemand», so hatte er einmal Hitler geschrieben, «weiss besser als ich, der ich nunmehr vierzig Jahre politischer Erfahrung besitze...»

Im Verlauf der Ereignisse sah sich Mussolini vom Platz des Fahrers im Achsenwagen entfernt, und nun wirbelte das Gefährt mit ihm als verwirrten Lakaien dahin. Bald war er versucht, seine Knochen zu riskieren und abzuspringen, wenn er fürchtete, es gehe geradeswegs in den Abgrund; dann wieder klammerte er sich fester an und beugte sich nach vorn, den Fahrer anzutreiben oder gar nach einem Zügel zu greifen, wenn sich die Aussicht auf schnelle und leichte Beute öffnete.

Als er im August 1939 erfuhr, was Hitler in Wahrheit mit Polen im Sinn hatte, erörterte er mit Ciano allen Ernstes die Möglichkeit, mit Deutschland gänzlich zu brechen. Nach dem polnischen Feldzug riet er Hitler dringend zum Frieden. «Mussolini», schrieb Ciano, «ist der Gedanke an einen Hitler, der Krieg führt und, schlimmer noch, ihn gewinnt, völlig unerträglich... Er wäre höchlichst erfreut, wenn Hitler gebremst würde.» Tatsächlich wies denn auch Mussolini, als ihm der Plan Hitlers bekannt geworden war, in Belgien und Holland einzufallen, seinen Aussenminister an, die Gesandten der beiden Staaten zu warnen.

Ohne Argwohn gegen den Duce beschuldigte Hitler König Victor Emanuel des Verrats der Rom gemachten geheimen Mitteilungen. Von nun an behielt der Führer seine Absichten bei sich, und das machte ihre Verwirklichung für Mussolini dreifach bitter. Der Duce war missgünstig, weil Hitler diplomatische und militärische Handstreich vollführen konnte, wie er sie sich wegen der Schwäche Italiens nicht leisten durfte. Es machte ihn wütend, dass jeder neue deutsche Erfolg entweder gegen seinen Rat oder ohne seine Kenntnis von dem betreffenden Unternehmen zustande gekommen war. Bei Zusammenkünften, meint Ciano, «ärgerte es Mussolini, dass Hitler das Gespräch allein führte ... Er hatte die meiste

Zeit zu schweigen, ein Verhalten, das nicht zu seinen Gewohnheiten als Diktator, richtiger noch, als Senior der Diktatoren gehört».

Vor solchem Hintergrund rollten die Ereignisse ab, die am 4. Oktober 1940 mit einer Begegnung der beiden Achsenführer auf dem Brenner begannen. Über diese Zusammenarbeit schreibt Ciano: «Hitler legte wenigstens einige seiner Karten auf den Tisch und sprach zu uns von seinen Zukunftsplänen.» Grossbritannien, Frankreich, Spanien, Russland—alles wurde durchgesprochen, nicht aber erwähnte Hitler die bereits getroffenen Vorbereitungen, drei Tage darauf deutsche Truppen nach Rumänien zu legen. Diese ohne sein Wissen getroffene Entscheidung versetzte Mussolini in helle Wut, zumal da ihm erst vor wenigen Wochen von Hitler ‚befohlen‘ worden war, nichts auf dem Balkan zu unternehmen, und da Italien und Deutschland gemeinsam Rumänien eine Regelung des ungarisch-rumänischen Grenzstreits auferlegt hatten. «Immer stellt mich Hitler vor ein fait accompli», sagte er zu Ciano. «Diesmal zahle ich ihm mit gleicher Münze heim. Er wird es aus den Zeitungen erfahren, dass ich Griechenland besetzt habe. Auf diese Weise wird das Gleichgewicht wiederhergestellt werden.»

Der Beginn des Angriffes wurde auf den 28. Oktober festgesetzt. Am 22. Oktober schrieb Mussolini an Hitler einen auf den 19. Oktober zurückdatierten Brief, den er nach Berlin senden liess, so dass ihn der Führer nach seiner Rückkehr aus Frankreich vorfinden würde. Der Duce spielte auf das bevorstehende Unternehmen gegen Griechenland an, ohne indessen, um nicht abermals einen Haltbefehl hervorzurufen, über die Art der Operation oder den Termin etwas verlauten zu lassen. Hitler wurde am 24. Oktober telefonisch von dem Inhalt des Briefes unterrichtet und ersuchte unverzüglich um eine sofortige Besprechung. Mussolini schlug freundlichst den 28. Oktober vor. Als Hitler am Morgen dieses Tages in Florenz aus seinem Zug stieg, begrüßte ihn Mussolini strahlend mit der Botschaft: «Führer, wir marschieren bereits!»

Mussolinis unbesonnen auf eigene Faust unternommenes Abenteuer machte der zärtlich gehegten Vorstellung von einem «befriedeten Europa» ein Ende und sollte bald den Nimbus der Unbesiegbarkeit der Achse zerstören, den die deutschen triumphalen Siege geschaffen hatten. Hitler war entrüstet, aber er konnte sich kaum offen beschweren, denn er selber hatte diese Art des Vorgehens eingeführt. Davon abgesehen war das Mittelmeer die Italien zugestandene Interessensphäre, und Mussolini äusserte bereits Bedenken gegen Hitlers Flirt mit Laval. So unterdrückte er denn seinen Ärger und sicherte die volle Unterstützung Deutschlands zu. In Berlin aber wurde das italienische Unternehmen als «ein bedauerlicher schwerer Fehler» angesehen, zumal da der Angriff «mit völlig ungenügenden Kräften» (sieben Divisionen) geführt und in der ersten Woche zum Stehen gebracht wurde.

Hitlers Beunruhigung über die nun im Mittelmeer und auf dem Balkan geschaffene allgemeine Lage wurde alsbald bestätigt. Churchill ergriff, aus tiefer Geschichtskennntnis Voraussicht und Festigkeit schöpfend, die so günstig sich bietende Gelegenheit. Er gedachte die Torheit Addingtons nicht zu wiederholen, der die Drohung Napoleons mit der Invasion damit beantwortet hatte, dass er seine Streitkräfte im Mutterland versammelt hielt und dafür sogar die Schwächung der Garnisonen so wichtiger Überseebasen wie Malta in Kauf nahm. Er war entschlossen, den strategischen Gewinn Dünkirchens aufs äusserste auszunutzen. Wie schwer damals auch die Niederlage von Dünkirchen geschienen hatte – tatsächlich bedeutete sie die Rettung Grossbritanniens. Sie bewahrte England vor einem abermaligen Zermürbungskrieg an der Westfront und befreite die britische Strategie von den Fesseln der Unterordnung unter das französische Denken in Landkriegsbegriffen.

Der Einfluss Grossbritanniens auf den Gang eines Krieges war immer dann am wirksamsten gewesen, wenn es nicht versuchte, den Massenarmeen stärker bevölkerter europäischer Mächte auf dem Festland entgegenzutreten, sondern wenn es vermöge seiner Seeherrschaft kleine, aber hochausgebildete Streitkräfte an lebenswichtigen oder exponierten Stellen in der Flanke oder im Rücken des Gegners genau einsetzte.

Im Ersten Weltkrieg war die Lehre dieser Erfahrung vergessen oder missachtet worden, wenn auch nicht von Churchill, und so führte das Bündnis mit Frankreich dazu, dass das Lebensblut des Empire in sinnloser Vergeudung im Schlamm von Flandern verann. Von diesem Aderlass hatte sich Grossbritannien noch nicht erholt, als es sich einem neuen Krieg mit Deutschland gegenüber sah. Bei Dünkirchen gab Hitler Grossbritannien die Freiheit zu strategischem Handeln zurück, die es vor fünfundzwanzig Jahren verloren hatte.

Obwohl immer noch eine Herbstinvasion drohte, bereiteten Churchill und das Kriegskabinett die Entsendung von Divisionen der Mutterlandstreitkräfte in das Mittelmeergebiet und nach dem Mittleren Osten vor, und Ende November waren eine Panzer-Division und 2 Infanterie-Divisionen dorthin überführt. Gleichzeitig operierte im Mittelmeer eine Flotte, die stark genug war, die italienischen Schiffe in oder vor den Häfen festzuhalten. Auch dies geschah ohne Rücksicht auf die immer noch über dem Mutterland schwebende Gefahr und trotz der Verluste zur See. Die Kosten waren hoch, denn in der letzten Oktoberwoche hatten die deutschen U-Boote nicht weniger als 198'000 Tonnen Handelsschiffsraum versenkt. Wie noch in jedem Kriege befand sich England auch diesmal in einem Konflikt der Meinungen, ob die Flotte den strategischen Hauptzielen oder dem Schutz der Handelsschifffahrt den Vorrang geben solle. Die Erfahrung sprach zweifellos für

den ersten Weg, und gleich Marlborough und Nelson schlug Churchill ihn ein. Dieser Entschluss wurde belohnt, als Mussolini Griechenland angriff.

Hätte England nicht an der Beherrschung des Mittelmeeres festgehalten, so hätte der griechische Premierminister, General Metaxas, zweifellos nachgeben müssen, denn der britische Gesandte wäre nicht in der Lage gewesen, eine unmittelbare Garantie seines Landes auszusprechen. So aber war binnen einer Woche eine symbolische britische Truppe auf griechischem Boden gelandet, die Royal Navy hatte einen italienischen Versuch, Kreta zu nehmen, vereitelt, und die R.A.F. hatte von griechischen Stützpunkten ihre ersten Angriffe gegen süditalienische Häfen geflogen. Damals hielt sich der grösste Teil der italienischen Schlachtflotte im Hafen von Taranto versteckt, doch sollte sie das nicht retten. In der Nacht zum 12. November drang die britische Mittelmeerflotte mit ihrer Luftwaffe in das italienische Lager ein und versenkte oder beschädigte schwer zwei Kreuzer und drei der sechs Schlachtschiffe Mussolinis. Vierundzwanzig Stunden lang kreuzte Admiral Sir Andrew Cunningham mit seinem Geschwader auf der Höhe des italienischen Stiefelabsatzes, aber der Feind nahm die Herausforderung nicht an.

Dieser kühne und dramatische Streich, verbunden mit den starken griechischen Erfolgen zu Lande, verwandelte die Mittelmeerszene und veranschaulichte Vichy und Madrid, dass der Krieg wahrscheinlich nicht so bald zu Ende gehen werde. Als Hitler am 18. November Ciano und Suner in Berchtesgaden empfing, äusserte sich Suner über die deutschen Bemühungen, mit Frankreich zu einer Verständigung zu gelangen, unverhohlen kritisch, und die ‚Kolonialformel‘, die Hitler Pétain hatte einreden können, machte auf ihn keinen Eindruck. Es war klar, dass Franco seit der Begegnung von Hendaye seinen Preis erhöht hatte.

«Hitler ist pessimistisch», notierte Ciano in jener Nacht, «und hält die Lage infolge der Ereignisse auf dem Balkan für beträchtlich gestört. Seine Kritik ist rückhaltlos, entschieden und definitiv.» Zwei Tage danach machte Hitler in einem Brief an Mussolini seinen Besorgnissen Luft:

«Als ich Sie bat, mich in Florenz zu empfangen, trat ich die Reise an in der Hoffnung, Ihnen noch vor dem Beginn der drohenden Auseinandersetzung mit Griechenland, von der ich nur im Allgemeinen Kenntnis erhalten hatte, meine Gedanken darlegen zu können. Ich wollte Sie zunächst bitten, die Aktion noch hinauszuschieben, wenn möglich bis zu einer günstigeren Jahreszeit, auf alle Fälle aber bis nach der amerikanischen Präsidentenwahl... Der nunmehr eingetretene Tatbestand hat sehr schwere psychologische und militärische Auswirkungen.»

Hitler beklagte sich, dass die Folgen des italienischen Fiaskos bereits spürbar seien «in der Form einer Verstärkung der Tendenzen, sich in dem Konflikt nicht

vorzeitig zu unseren Gunsten festzulegen, sondern die weitere Entwicklung abzuwarten». Ungarn und Rumänien seien im Begriff, dem Dreimächtepakt beizutreten, aber Bulgarien und Jugoslawien verhielten sich ablehnend, und «selbst in Frankreich findet unzweifelhaft eine Stärkung der Position jener statt, die ... versichern, dass in diesem Kriege das letzte Wort ... noch nicht gesprochen ist». Dann wandte sich der Führer rückhaltlos der militärischen Seite zu: «Die militärischen Folgen der Entwicklung dieser Situation, Duce, sind sehr schwere. England erhält nunmehr eine Reihe von Stützpunkten, die es in nächste Nähe des Petroleumgebietes von Ploesti bringen... Gänzlich unreparabel würde der Schaden sein, wenn grössere Ö Raffinerien ebenfalls der Zerstörung anheimfielen... Ich bin entschlossen, Duce, dann, wenn die Engländer versuchen, sich in Thrazien eine wirkliche Position auszubauen, mit entscheidenden Kräften dagegen vorzugehen. Und zwar auf jede Gefahr hin.»

Der Brief befasste sich nun mit den Gegenmassnahmen: «Spanien muss sofort bewogen werden, nunmehr in den Krieg einzutreten... Durch den Fall Gibraltars wird das Mittelmeer nach dem Westen abgeriegelt... ausserdem wird dadurch Französisch-Nordafrika am sichersten der Regierung Pétain erhalten... Das wichtigste Ziel im Mittelmeer aber ist, zunächst die Ausräucherung der britischen Flotte... Wenn wir unsere Luftwaffe richtig ansetzen, wird das Mittelländische Meer in drei bis vier Monaten zum Grab der englischen Flotte werden.» Dies sei die «entscheidende Voraussetzung» für einen Frühjahrsfeldzug gegen Griechenland. «Jugoslawien muss ... wenn möglich in unserem Sinne ... positiv interessiert an der Bereinigung ... mitarbeiten.»

Aus Mussolinis Antwort sprach Zerknirschung. «Führer», so beginnt sein Brief, «ich bedaure, dass Sie mein Brief vom 19. Oktober nicht zeitig genug erreicht hat, mir zu dem gegen Griechenland geplanten Feldzug Ihren Rat zu geben – einen Rat, an den ich mich wie bei anderen Gelegenheiten strikt gehalten hätte.» Er gibt zu, dass die Griechen die Initiative an sich gerissen hatten, kann aber seine Eitelkeit nur ein paar Sätze lang zügeln, und bald stolziert sie wieder über die Briefseiten. Unfähig, einzuräumen, dass er Befehle entgegennimmt, kleidet er seine Zustimmung in den Mantel selbstgefasster Entschlüsse: «Die spanische Trumpfkarte kann jetzt ausgespielt werden. Ich bin geneigt, mich selber mit Franco zu treffen und den nötigen Druck auf ihn auszuüben, dass er in den Krieg eintritt.» Nachdem er alle übrigen wesentlichen Vorschläge Hitlers wiederholt hat, als wären sie seine eigenen, schliesst er mit der hochtrabenden Bemerkung: «Das also wäre in grossen Zügen der Plan, zu dem ich meine Zustimmung geben könnte.»

Von nun an ist der grosse Duce zweifellos der kleinere Partner. Nie wieder wird er sich auf seine «vierzig Jahre politischer Erfahrung» berufen. Immer noch bombastisch, aber stets willfährig, wird er dahintaumeln, das eine Mal hierher zitiert, das andere Mal dorthin beordert, bis schliesslich sein verwundeter Stolz aufschreit: «Ich habe es gründlich satt, nach mir klingeln zu lassen [wie nach einem Lakaian]!»

Selbst jetzt noch erhielt Mussolini keinerlei Andeutung des Zusammenhanges zwischen Hitlers Mittelmeerplänen und seiner allgemeinen Strategie. Aus deutschen Dokumenten der damaligen Zeit geht jedoch klar hervor, dass Hitler die Mittelmeerpläne im Entscheidenden seinem Hauptvorhaben unterordnete: dem Einfall in Russland. Nirgends ist die Rede von einer «riesigen Zangenbewegung» gegen Suez, wie man sie damals in England befürchtete. Hitler hatte sich bereits entschieden, nichts gegen die Türkei zu unternehmen, um durch Syrien zum Suezkanal durchzubrechen, weil eine solche Operation «ausserordentlich langwierig und mit grössten Schwierigkeiten verbunden» wäre. In seinem Brief vom 20. November hatte er Mussolini geschrieben, er sei «nach reiflicher Überlegung... zu der Ansicht gekommen, dass ein Angriff auf das Nildelta vor dem Herbst des nächsten Jahres überhaupt nicht möglich ist». Seine Pläne gingen über die Wegnahme Gibraltars, die Vertreibung der britischen Mittelmeerflotte, die Schliessung des Suezkanals durch Luftangriffe und die Befriedung der Balkanländer nicht hinaus, nicht über Operationen also, durch die er sich Flanke und Rücken für die Zeit sichern wollte, da er nach Russland hineinstürmen würde. Demgemäss bestand er Mussolini gegenüber darauf: «Die Mittelmeerfrage muss noch in diesem Winter bereinigt werden... Ich möchte im Frühjahr, spätestens bis Anfang Mai, meine deutschen Kräfte wieder zurückerhalten.»

In seinem am 20. November an Mussolini gerichteten Brief hatte Hitler erklärt, es müsse «mit allen Mitteln versucht werden, Russland aus der Balkansphäre wegzuziehen und nach dem Osten hin zu orientieren». Mit diesem Zweck im Auge hatte Ribbentrop Molotow nach Berlin eingeladen, um «die Abgrenzung ihrer Interessenssphären in weltweitem Rahmen» zu diskutieren. Diese Konferenz sollte den Verlauf des Krieges entscheidend bestimmen.

Bei ihrer ersten Zusammenkunft am 12. November hatte der deutsche Ausminister seinem russischen Kollegen versichert, «England sei geschlagen, und es sei nur noch eine Frage der Zeit, wann es seine Niederlage endgültig gebe ... Die Achsenmächte überlegten sich daher nicht etwa, wie sie den Krieg gewinnen, sondern vielmehr, wie schnell sie den bereits gewonnenen Krieg beenden könnten». Wenn Russland mit den Ländern des Dreierpaktes ein politisches und wirtschaftliches Bündnis schliesse, könnte es sich bei der Zerlegung des Britischen Empire seinen Anteil an der Beute nehmen.

Ribbentrop sagte dann, «dass es überhaupt vorteilhaft wäre, wenn einmal der Versuch gemacht würde, zwischen Russland, Deutschland, Italien und Japan in einer ganz grossen Konzeption Interessenssphären festzulegen», nach dem Prinzip, dass «normalerweise die Stosskraft ihrer Raumexpansion sämtlich in südlicher Richtung verlaufen» sollte. Deutschland, Italien und Japan blickten bereits in diese Richtung. «Wird sich nicht auch Russland schliesslich nach Süden wenden, um den natürlichen Ausgang an das offene Meer zu gewinnen, an dem ihm so viel liegt?»

«Was für ein Meer haben Sie denn eben gemeint, als Sie vom Zugang zur offenen See sprachen?»

Da war sie, die unbequeme Frage, und Ribbentrop holte zu seiner Antwort aus, indem er jovial daran erinnerte, dass sie doch in der Vergangenheit auf Kosten Europas gemeinsam ein gutes Geschäft gemacht hätten und dass sie dies nun auf Kosten des Britischen Empire fortsetzen könnten. Und da stelle sich die Frage, ob nicht Russland auf weite Sicht den günstigsten Zugang zur See in der Richtung zum Persischen Golf fände. Was die Meerengen betreffe, so erkenne Deutschland an, dass darüber eine neue Übereinkunft getroffen werden sollte, die Russland bestimmte Sonderrechte einschliesslich freien Zugangs zum Mittelmeer sichern würde. «Molotow sass ihm mit undurchdringlicher Miene gegenüber.»* Seine Antwort war unverbindlich, aber er verriet, dass er scharf erkannte, worum es in Wahrheit ging, als er bemerkte, man müsse besondere Aufmerksamkeit der Abgrenzung der Einflussphären zwischen Deutschland und Russland zuwenden.

Später fand sich Hitler zu der Unterredung ein und wiederholte Ribbentrops grossartigen Vorschlag zur Verteilung der Welt. Die Frage sei jetzt, welche Möglichkeit die drei grossen Länder (Deutschland, Russland und Italien) hätten, freien Zugang zum Ozean zu erhalten, ohne darüber untereinander in Konflikt zu geraten. Sie seien, fügte er unheilverkündend hinzu, dafür verantwortlich, dass der gegenwärtige Krieg nicht zum Vater eines neuen Krieges werde.

Molotow erwiderte, auch er sei der Meinung, dass es im Interesse Deutschlands und der Sowjetunion liege, zusammenzuarbeiten und nicht einander zu bekämpfen. Eine Teilnahme Russlands an dem Dreierpakt erscheine ihm durchaus als annehmbar, vorausgesetzt, dass Russland Partner und nicht Strohhalm wäre. Darin sehe er keine Schwierigkeit, aber erst müssten Ziel und Bedeutung des Paktes genauer bestimmt werden. Was bedeute die Neue Ordnung in Europa und in Asien, und welche Rolle sei darin der Sowjetunion zugedacht? Überdies müss-

* Dr. Paul Schmidt: «Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945, Bonn 1949, S. 517 f. Schmidt führte das Protokoll, fungierte aber nicht als Dolmetscher.

ten noch Angelegenheiten geklärt werden, die die russischen Interessen auf dem Balkan und am Schwarzen Meer hinsichtlich Bulgariens, Rumäniens und der Türkei betreffen.

Die Dolmetscher waren verblüfft. «Die Fragen hagelten nur so auf Hitler hernieder. So hatte noch keiner der ausländischen Besucher in meiner Gegenwart mit ihm gesprochen.» Zu Schmidts Überraschung war Hitler «die Sanftmut und Höflichkeit selbst». Er «wich der weiteren Beantwortung der insistierten Fragen Molotows unter Zuhilfenahme der Engländer aus» und «sagte: ‚Ich glaube, wir müssen diese Unterhaltung jetzt abbrechen, weil wir sonst in den Fliegeralarm hineingeraten‘».

Am nächsten Tag brachte Hitler die deutschen Wirtschaftsinteressen in Finnland zur Sprache und wies darauf hin, dass Deutschland kein zur russischen Interessensphäre gehörendes Gebiet besetzt habe, wohingegen Sowjetrussland sowohl in Litauen als auch in der Bukowina über das ursprüngliche deutsch-russische Abkommen hinausgegangen sei. Russland sollte nicht in Gebieten, an denen Deutschland für die Dauer des Krieges interessiert sei, nach Erfolgen suchen. Er sei darauf bedacht, einen neuen Konflikt in der Ostsee zu verhüten, und möchte wissen, ob Russland gegen Finnland einen neuen Angriff zu richten beabsichtige. Nach dem deutschen Protokoll antwortete Molotow einigermaßen ausweichend, aber aus seinen Worten liess sich folgern, dass sich Deutschland mit der Einbeziehung Finnlands in die russische Sphäre abfinden müsse. Hitler erwiderte, dass im Falle einer allgemeinen Regelung keine deutschen Truppen in Finnland bleiben würden, fügte aber warnend hinzu, dass es eine Erneuerung des vorjährigen russisch-finnischen Konfliktes nicht geben dürfe.

Hitler suchte nun aus diesem Engpass in den grösseren Raum erdumfassenden Raubes zu entweichen und stellte in Aussicht, dass das Britische Empire nach der Eroberung Englands als eine riesige bankrotte Besitzung verteilt werden und Russland aus dieser Konkursmasse Zugang zu eisfreien Häfen erhalten würde. Jedoch müssten die Länder, die möglicherweise an dem Konkurs interessiert seien, alle Streitigkeiten unter sich beilegen und sich ausschliesslich mit der Aufteilung des Britischen Empire befassen.

Molotow unterbrach diese Hochflüge der Phantasie mit der Bemerkung, er möchte zuerst ein Europa näherliegendes Problem erörtern, nämlich das türkische. Er protestierte dagegen, dass Rumänien ohne Befragung Russlands die Garantie Deutschlands und Italiens angenommen hatte, und legte nahe, die Garantie als – «um es rundheraus zu sagen» – gegen die Interessen der Sowjetunion gerichtet zu widerrufen. Ferner wünschte er im Hinblick auf Russlands Interessen an den Meerengen zu wissen, was Deutschland wohl sagen würde, wenn Russland unter denselben Bedingungen wie denen der deutschen und italienischen Ga-

rantie für Rumänien seinerseits Bulgarien garantierte. Hitler entgegnete, Rumänien habe um die deutsche Garantie gebeten. Ob Bulgarien ein solches Ansuchen an Russland gerichtet habe? Ihm sei davon nichts bekannt, und im Übrigen müsse er sich erst mit dem Duce beraten. Seine eigene Ansicht drückte er nicht einmal vorläufig aus. Stattdessen empfahl er, die Unterredung wegen der Möglichkeit englischer Luftangriffe durch das Abendessen zu unterbrechen.

In der Besprechungspause beauftragte er Ribbentrop, konkret und in aller Form ein Bündnis vorzuschlagen und so die Sache zum Abschluss zu bringen. Dementsprechend unterbreitete Ribbentrop, als er sich in später Abendstunde in seinem Luftschutzbunker wieder mit Molotow zusammensetzte, den Entwurf eines Abkommens, das die Erweiterung des Dreimächtepaktes zu einem Viermächtepakt vorsah, und schlug vor, die Gebietsansprüche der Vertragspartner in einem Geheimprotokoll festzulegen. Deutschlands Bestrebungen, sagte Ribbentrop, richteten sich auf Mittelafrrika, die italienischen auf Nord- und Nordostafrika, die Japans auf die Gebiete südlich des Mutterlandes und auf Mandschukuo. Der Brennpunkt der russischen Ambitionen liege vermutlich südlich des Gebietes der Sowjetunion in der Richtung zum Indischen Ozean.

Dieser Köder war für Molotow womöglich noch weniger verlockend als das ursprüngliche Angebot eines Ausganges zum Persischen Golf. Molotow äusserte sich nicht einmal zu dem ‚Ausgang zum Indischen Ozean‘, gab jedoch unmissverständlich zu erkennen, dass sich das Hauptinteresse Russlands auf das Schwarze Meer und die Ostsee richte. Papierene Vereinbarungen, sagte er, genügten der Sowjetunion nicht; sie müsse vielmehr auf wirksame Garantien für ihre Sicherheit bestehen. Das Schicksal Rumäniens und Ungarns könne der Sowjetunion unter keinen Umständen gleichgültig sein. Darüber hinaus wollte Molotow wissen, was die Achsenmächte mit Jugoslawien und Griechenland vorhätten. Russland sei auch daran interessiert, zu erfahren, welche Absichten Deutschland in Polen verfolge, ferner an der schwedischen Neutralität und an einem Ausgang aus der Ostsee.

Worauf sich die sowjetrussischen Ambitionen richteten, stand nun ausser Frage. Ribbentrop beklagte sich, dass man zu genaue Einzelheiten von ihm wissen wolle. Wieder suchte er Molotows zugespitzten Fragen auszuweichen und erklärte, er könne nur immer und immer wieder betonen, dass die entscheidende Frage sei, ob die Sowjetunion bereit sei, bei der grossen Liquidation des Britischen Empire mit Deutschland zusammenzugehen. Indessen, Molotow liess sich nicht mit Versprechungen prellen, deren Einlösung in ungewisser Ferne lag. Die Deutschen, so bemerkte er, behaupteten, dass der Krieg gegen England bereits gewonnen sei. Wenn nun der Führer erklärt habe, dass Deutschland mit England

in einem Kampf auf Leben und Tod liege, so könne er das nur so auslegen, dass Deutschland für das Leben und England für den Tod kämpfe. Und als letztes Wort fügte er die boshafte Bemerkung hinzu: «Wenn England tatsächlich geschlagen und machtlos ist, weshalb haben wir dann diese Unterredung in Ihrem Luftschutzbunker geführt?»

Zwei Wochen darauf übergab Molotow dem deutschen Botschafter in Moskau die förmliche Antwort der Sowjetregierung auf Ribbentrops Vorschlag. Es zeigte sich, dass Stalin nicht bereit war, von dem von seinem Aussenminister in Berlin eingenommenen Standpunkt auch nur einen Zoll breit abzugehen. In der Note hiess es:

«Die Sowjetregierung ist bereit, dem Entwurf eines Viermächtepaktes, wie ihn der Reichsaussenminister bei der Unterredung am 13. November umrissen hat, unter folgenden Bedingungen zuzustimmen:

1. Unter der Voraussetzung, dass die deutschen Truppen unverzüglich aus Finnland zurückgezogen werden ...
2. Unter der Voraussetzung, dass ... die Sicherheit der Sowjetunion in den Meerengen gewährleistet wird durch den Abschluss eines gegenseitigen Beistandspaktes zwischen der Sowjetunion und Bulgarien und auf Grund langfristiger Pacht durch die Errichtung eines Stützpunktes für Land- und Seestreitkräfte der UdSSR im Bereich des Bosphorus und der Dardanellen.
3. Unter der Voraussetzung, dass das südlich von Batum und Baku in allgemeiner Richtung nach dem Persischen Golf sich erstreckende Gebiet als das Zentrum der Bestrebungen der Sowjetunion anerkannt wird.
4. Unter der Voraussetzung, dass Japan auf seine Rechte auf Kohle- und Erdölkonzessionen in Nordsachalin verzichtet.»

Mit dieser Antwort ging Stalin nüchtern und zweckdienlich an das Problem heran. Seine unmittelbare Sorge galt der Sicherheit seines Landes. Er hatte für die englische Sache wenig Sympathie, war aber an dem Fortbestand Grossbritanniens als einer Sicherung gegen eine Zusammenfassung der ungeteilten Stärke der Wehrmacht gegen Russland interessiert. Deutschland im Westen freie Hand zu lassen war er nur dann bereit, wenn Hitler vorher der Sowjetunion Gebiete, Stützpunkte und Rechte zugestand, die Russland gegen jede schliessliche Drohung mit einem deutschen Angriff sicherte. Sollte die Flanke Leningrads gedeckt sein, mussten die deutschen Truppen aus Finnland verschwinden. Stützpunkte in Bulgarien und an den Dardanellen waren zur Sicherung des Zuganges zum Mittelmeer nötig und dieser wieder zum Schutze vor einer Überflügelung von Süden her und als Garantie dafür, dass Russland und nicht Deutschland das Erdöl des Irak und des Iran kontrollieren würde. Diese Forderungen waren eine Goldprobe auf Hitlers Redlichkeit. Wurden sie angenommen, so konnte Stalin der Versiche-

rung einigen Glauben schenken, dass Deutschland ein Bündnis von langer Dauer wünsche und tatsächlich beabsichtige, nach der Eroberung der britischen Inseln seine Angriffsenergien südwärts zu richten. Wurden sie abgelehnt, so war es offenkundig, dass Hitler ihn nur für den Augenblick mit Versprechungen abspesen wollte, die niemals gehalten werden würden. Stalin wünschte, kurz gesagt, unbedingte Garantien für den Fall, dass der Führer anderen Sinnes werden könnte.

Hitler war nicht gesonnen, sich das Tor zu seinen östlichen Zielen dermassen verriegeln und verrammeln zu lassen. Andererseits war er nicht willens, sich in der Versorgung mit Erdöl, das er für die Niederringung Englands brauchte, in dauernde Abhängigkeit von der Gnade der Sowjetunion zu begeben. Sein Plan hatte die Teilung des Erdölgebietes am Persischen Golf unter den beiden Mächten vorgesehen. Stalins Gegenplan bezog sämtliche Ölquellen in die russische Sphäre ein. Erbittert darüber, dass er auf einen Verhandlungspartner gestossen war, der ihn an Zähigkeit übertraf, äusserte Hitler zu Raeder: «Stalin muss als eiskalter Erpresser angesehen werden und wird von allen schriftlichen Verträgen, wenn nötig, sofort zurücktreten.» Selbst wenn Russland neutral blieb, war es unwahrscheinlich, dass es weiterhin Erdöl, Getreide und Rohstoffe in genügender Menge lieferte, sofern Hitler nicht in Osteuropa eine Armee unterhielt, die stark genug war, durch ihr blosses Vorhandensein Willfährigkeit zu erzwingen. Dazu waren mindestens hundert Divisionen nötig. Hitler grollte. Er hatte das Erpressungsmonopol verloren.

Um dieselbe Zeit war er zu der Überzeugung gelangt, dass die Vereinigten Staaten im Falle der Wiederwahl Roosevelts schliesslich in den Krieg eintreten würden. Er musste also vorher entweder durch Überwindung Grossbritanniens seine Position im Westen festigen oder die Drohung im Osten beseitigen und Russland schlagen. Mit seiner Kriegsmaschine von 1941 konnte er in Russland einfallen, nicht aber in England, solange er nicht die Wehrmacht und die deutsche Rüstungsindustrie zu dem Zweck umorganisiert hatte, der Luftwaffe und der Flotte die Hauptschlagkraft in die Hand zu geben; und dies wieder war nicht möglich, solange er sich gezwungen sah, in Osteuropa eine starke Armee zu unterhalten. Er glaubte, der russischen Drohung ein Ende machen zu können, bevor amerikanische Hilfe Grossbritannien instand setzen würde, im Westen zur Offensive überzugehen. Übernahm er also das kurzfristige Risiko eines Zweifrontenkrieges, so konnte er dadurch auf Jahre hinaus die Freiheit gewinnen, seine Militärmacht und alle Hilfsquellen vom Atlantik bis zum Ural gegen eine einzige angelsächsische Front zur Verteidigung zusammenzufassen.

Hitlers Antwort auf die Denkschrift Molotows wurde nicht nach Moskau gesandt, sondern erging am 18. Dezember als Weisung an seine Oberbefehlshaber.

Diese Weisung beginnt: «Die deutsche Wehrmacht muss darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen (Fall Barbarossa).» Alle Vorbereitungen sollten bis zum 15. Mai 1941 abgeschlossen sein. Als Endziel der Operationen war genannt «die Abschirmung gegen das asiatische Rußland aus der allgemeinen Linie Wolga – Archangelsk».

Hitler war überzeugt, dass Rußland in weniger als sechs Monaten geschlagen werden könne. «Wir brauchen nur die Tür einzutreten», bemerkte er zu Jodl, «und das ganze morsche Gelände kracht zusammen.» Die Oberbefehlshaber teilten diesen Optimismus nicht, doch wagten es die Führer des Heeres, v. Brauchitsch und Halder, kaum, ihre kritische Auffassung zu äussern, und die Meinung Görings, der nachdrücklich widersprach, wog seit der Niederlage der Luftwaffe in der Schlacht über England wenig.

Der ernsthafteste Widerstand kam von Raeder. Klarer als seine Kameraden an der Spitze der beiden andern Wehrmachtteile erkannte er die Bedeutung des Mittelmeeres und die strategischen Folgen der vernichtenden Niederlage, die General Wavell in der zweiten Dezemberwoche den Italienern bei Sidi Barrani beigebracht hatte. In einem Vortrag vor Hitler am 27. Dezember rechnete er in Anwesenheit Keitels und Jodls die Früchte des britischen Sieges zusammen:

Die gegen Ägypten und damit gegen die ganze britische Position im östlichen Mittelmeerraum, dem Nahen Osten und in Nordafrika gerichtete Drohung sei mit einem Schlag beseitigt worden. Schon sei die Überführung von Luftwaffeneinheiten und Heeresverbänden in den griechischen Raum beobachtet worden. Die «von der Seekriegsleitung immer geforderte und als kriegsentscheidend angesehene Vertreibung der englischen Flotte aus dem Mittelmeer» sei «nicht mehr erreichbar». Daher sei «die erhoffte Kriegsentscheidung im Mittelmeer nicht mehr zu erzielen».

Raeder machte geltend, dass Deutschland Rußland nicht angreifen könne, ohne das Risiko eines Zweifrontenkrieges einzugehen, denn die britische Stärke sei noch sehr beträchtlich und wachse ständig durch amerikanische Lieferungen.

Hitler verwarf diese Einwände und beharrte dabei, dass «angesichts der Neigung Rußlands, sich in die Balkan-Angelegenheiten einzumischen, unter allen Umständen der letzte kontinentale Gegner beseitigt werden» müsse, «ehe er sich mit England zusammentun» könne.

Ein angeborener, durch grossartige Erfolge und den tiefen Glauben an sein eigenes Feldherrngenie üppig gediehener Optimismus liess Hitler die Schwierigkeiten unterschätzen, die einer Bezwingung Rußlands entgegenstanden, und die Möglichkeit spöttisch verkleinern, dass England im Westen eingreifen könnte.

Doch stimmte er Raeder darin zu, dass weitere Anstrengungen darauf zu richten seien, die Engländer im Mittelmeer und im Fernen Osten in die Defensive zu zwingen und so vor dem Einfall in Russland die allgemeine strategische Lage Deutschlands zu stärken. Dazu wurden in den sechs Monaten von der Ausgabe der ‚Barbarossa-Weisung‘ bis zu ihrer Ausführung alle diplomatischen und militärischen Anstrengungen zusammengefasst.

Hitler hatte in voller Erkenntnis der Wichtigkeit einer Sperrung des Westeinganges zum Mittelmeer im Dezember versucht, Franco mit der entschiedenen Forderung zum Handeln zu zwingen, deutschen Truppen am 10. Januar zu einem baldigen Angriff auf Gibraltar den Einmarsch nach Spanien zu gestatten. Franco hatte erwidert, dies sei aus mehreren Gründen nicht möglich. Er könne vor allem nicht die spanischen Kolonien einer Gefahr aussetzen, solange die britische Flotte Handlungsfreiheit besitze, und deshalb nicht in den Krieg eintreten, bevor England am Zusammenbrechen sei.

Wavells überwältigender Sieg über die Italiener in der Cyrenaika machte es Hitler ungelegen, im Januar abermals an Madrid heranzutreten. Als aber am 6. Februar der britische Vormarsch zum Stehen gekommen schien, wandte er sich wieder persönlich an den Caudillo. Sein Ton war jetzt herber und härter. «Der Kampf, den Deutschland und Italien heute durchfechten, entscheidet daher meiner heiligsten Überzeugung nach auch das künftige Schicksal Spaniens. Nur im Falle unseres Sieges wird das heutige Regime weiterbestehen.» Deutschland sei bereit, in «einem höchstmöglichen Ausmass» Getreide und Kriegsmaterial zu liefern, «allerdings immer unter der Bedingung der endgültigen Festlegung des Kriegseintritts Spaniens. Denn über eines, Caudillo, muss natürlich Klarheit bestehen: Wir kämpfen einen Kampf auf Leben und Tod und können in dieser Zeit keine Geschenke machen».

Dieser Brief traf zu Hitlers Unglück an demselben Tage in Madrid ein wie die Nachrichten, dass die Briten in der Cyrenaika südlich von Bengasi Marschall Grazianis letzte Armee vernichtet hatten; dass die britische Flotte Genua beschossen hatte; und dass das britische Flugzeugmutterschiff ‚Illustrious‘, dessen Versenkung westlich von Malta von der Luftwaffe gemeldet worden war, über das Mittelmeer nach Alexandria weitergedampft war. Kein Wunder daher, dass Franco am 26. Februar Hitler antwortete: «Die folgerichtig weiterschreitenden Tatsachen haben die Umstände, die im Oktober jenes Protokoll veranlassten, weit hinter sich gelassen, so dass dieses Protokoll heute als überholt anzusehen ist.» Nach Empfang dieses Briefes schrieb Hitler an Mussolini: «...der langen spanischen Reden und schriftlichen Erklärungen kurzer Sinn ist, dass Spanien nicht in den Krieg eintreten will und auch nicht eintreten wird. Dies ist sehr bedauerlich, weil damit

die einfachste Möglichkeit, England in seiner Mittelmeerposition zu treffen, zunächst ausschaltet.»

Die endgültige Absage Madrids war für Hitlers Diplomatie der Tiefpunkt eines Winters voller Fehlschläge. Mussolini hatte seine Politik durchkreuzt, Stalin hatte ihn erpresst, und Franco hatte ihm den Laufpass gegeben. Selbst Pétain hatte den Mut aufgebracht, Laval zu entlassen.

Angewidert kehrte Hitler dem Mittelmeer den Rücken und gab damit ein Beispiel für eine seiner tiefsten Schwächen, für die Neigung, Tatsachen, die er seinem Willen nicht fügsam machen konnte, äusserst zu verkleinern oder zu ignorieren. Er hatte als mit einer Selbstverständlichkeit damit gerechnet, dass Malta in seine Hand fallen würde, wenn erst einmal der Suezkanal und die Strasse von Gibraltar geschlossen wären. Im Januar jedoch war Malta verstärkt worden, und Hitler schreckte vor einem selbständigen Unternehmen gegen die Insel zurück. Als Raeder eine solche Operation empfahl, entschied Hitler, sie im Herbst 1941 auszuführen, «nach ‚Barbarossa‘«. So hielt Grossbritannien, als sich Deutschland nach Osten wandte, noch die drei wichtigsten strategischen Basen seiner Südflanke: Gibraltar, Malta und Alexandrien.

Während Hitler vergeblich versuchte, seine Grosse Allianz von Kontinentalmächten aufzubauen, rückten die angelsächsischen Länder auf beiden Seiten des Atlantiks enger zusammen. Im Dezember 1940 hatte Roosevelt die Amerikaner aufgefordert, die Vereinigten Staaten «zum grossen Arsenal der Demokratie» zu machen. Der Kongress war diesem Ruf gefolgt und hatte dem Entwurf des Pacht- und Leihgesetzes zugestimmt, das Churchill das «selbstloseste Gesetz der Geschichte» nannte.

Die Unschlüssigkeit Francos und die Initiative Roosevelts bewirkten, dass sich Hitler doppelt bemühte, die Japaner in den Krieg gegen England hineinzuziehen. Dadurch würden, sagte Hitler in einer Weisung vom 5. März, starke britische Kräfte gebunden und das Gewicht der amerikanischen Interessen zum Pazifik abgelenkt werden. Als der japanische Aussenminister, Matsuoka, Ende März auf Hitlers Einladung nach Berlin kam, drang Ribbentrop auf einen baldigen Angriff auf Singapore und andere britische Besitzungen im Fernen Osten. Matsuoka erwiderte, er selber brenne auf einen Krieg mit Grossbritannien, aber es gebe in Tokio viele Leute, die ihn für einen «gefährlichen Mann mit gefährlichen Gedanken» hielten. Er zweifle, ob er seine Regierung überzeugen könne, da sie fürchte, dass die Russen Japan im Rücken angreifen würden, sobald sich Japan gegen Singapore wende. Er hoffe, die Haltung der Sowjets auf seiner Rückreise in Moskau klären zu können. Das war nun ganz und gar nicht nach deutschem Geschmack. Eine Verbesserung der russisch-japanischen Beziehungen am Vorabend von ‚Barbarossa‘ passte nicht in Hitlers Plan, denn sie würde

der Roten Armee erlauben, aus der Mandschurei Divisionen an die polnische Grenze zu verlegen. Deshalb bat Ribbentrop Matsuoka, in dem Gespräch mit Moskau «nicht zu weit zu gehen», und sagte zu, dass Deutschland im Falle eines russischen Angriffs auf Japan sofort losschlagen werde. Dabei bemerkte er, dass ein Konflikt zwischen Deutschland und Russland im Bereich der Möglichkeit liege, liess aber gemäss einem strikten Befehl Hitlers nichts über den «Fall Barbarossa' verlauten.

Matsuoka machte weder Versprechungen, noch liess er sich zu einem Risiko verlocken. Zwei Wochen darauf telegraphierte der deutsche Botschafter in Moskau Ribbentrop: «Matsuoka aufsuchte mich eben, um mir Abschiedsbesuch zu machen. Er erklärte mir, dass ein japanisch-sowjetrussischer Neutralitätspakt im letzten Augenblick noch zustande gekommen sei und voraussichtlich heute nachmittag ... unterzeichnet werden würde.»

Diesem Fehlschlag der Hitlerschen Diplomatie folgte ein strategischer. Im Januar hatte Hitler mit dem Ziel, die italienische Macht in Nordafrika aufrechtzuerhalten und so der Entsendung weiterer britischer Streitkräfte nach Griechenland vorzubeugen, Mussolini dazu gebracht, bei der Verteidigung Libyens deutsche Hilfe anzunehmen. Mitte Februar war Generalleutnant Erwin Rommel mit den ersten Verbänden des Afrikakorps und dem Auftrag in Tripolis eingetroffen, den Italienern Luft zu schaffen. In diesem Jahr in Ägypten einzudringen, daran dachte Hitler nicht. Die Rommel gegebenen Befehle besagten ausdrücklich, die Hauptaufgabe des deutschen Afrikakorps sei gegenwärtig, Tripolitanien zu halten und möglichst starke britische Kräfte in Nordafrika zu binden. Selbst nach Eintreffen aller Divisionen seines Verbandes sollte er keinerlei in die Cyrenaika ausgreifende Operationen unternehmen.

In Unkenntnis über die Verschiffungen deutscher Truppen nach Nordafrika und in der Erwartung, dass Hitler Mussolini in Griechenland bald zu Hilfe kommen werde, hatte die britische Regierung Athen ihre Bereitwilligkeit erklärt, einen grossen Teil der Kräfte Wavells aus Libyen nach Griechenland zu überführen. Der griechische Oberbefehlshaber, General Papagos, nahm dies Angebot mit Besorgnis auf. Er fürchtete, dass die drei bis vier Divisionen, die Wavell entbehren konnte, Griechenland vor einer deutschen Invasion nicht bewahren, dazu aber herausfordern könnten. Churchill und die britischen Stabschefs jedoch gingen von dem Standpunkt aus, dass Hitlers Eingreifen unvermeidlich sei und nur durchkreuzt werden könne, wenn sich alle Balkanländer gegen einen deutschen Angriff fest zusammenschlossen. Die Ankunft britischer Truppen, so argumentierten sie, werde Jugoslawien zum Widerstand ermutigen und möglicherweise

die Türkei bestimmen, an der Seite der Alliierten in den Krieg einzutreten. In der Hoffnung also, auf dem Balkan Widerstandsgeist zu erwecken, sandte Churchill Mitte Februar Aussenminister Eden und den Chef des Empire-Generalstabes, General Sir John Dill, nach Athen und Ankara. Ihre Mission war nicht erfolglos.

Den ganzen Februar hindurch verhielt sich Jugoslawien zu der ‚Einladung‘ Hitlers, dem Dreimächtepakt beizutreten, ablehnend; vom letzten Tage des Monats an aber überschritten deutsche Truppen im Einvernehmen mit Sofia die Donaugrenze nach Bulgarien, das nun seine Verbundenheit mit der Sache der Achsenmächte bekanntgab. Jetzt fast eingeschlossen, gab Jugoslawien nach, aber der Staatsstreich einer Gruppe von Offizieren, durch den am 27. März die Regierung Zvetkows gestürzt wurde, schuf eine Lage, die Hitler nicht hinnehmen konnte. In dem richtigen Verdacht, dass die Briten zu dieser Revolte ermutigt hatten, eröffnete Hitler seinen Oberbefehlshabern, dass er entschlossen sei, «ohne mögliche Loyalitätserklärungen der neuen Regierung abzuwarten, alle Vorbereitungen zu treffen, um Jugoslawien militärisch und als Staatsgebilde zu zerschlagen». Nun zu weit ausgedehnten Operationen genötigt, als ursprünglich beabsichtigt, gab Hitler bekannt, dass «der Beginn der ‚Barbarossa‘-Unternehmung bis zu vier Wochen verschoben werden» müsse.

Am 6. April setzte sich die deutsche Kriegsmaschine auf dem Balkan unwiderstehlich in Bewegung, und noch vor Ende des Monats hatte in Jugoslawien und auf dem griechischen Festland jeder organisierte Widerstand aufgehört. Trotz der blitzhaften Schnelligkeit dieses Sieges hatte doch der Balkanfeldzug Deutschland zu einer Kräfteablenkung genötigt, die es sich in diesem kritischen Augenblick schlecht gestatten konnte. Hitlers Plan für den Einfall in Russland forderte die Mobilisierung der vollen deutschen Offensivkraft im Osten, denn das deutsche Oberkommando schätzte, dass die Rote Armee zwischen Schwarzem Meer und Ostsee mindestens über 155 Divisionen verfüge. Die deutschen Kräfte an dieser Front beliefen sich auf 110 Divisionen erster Linie, 16 Reservedivisionen und 12 von Rumänien vorgesehene Divisionen: alles in allem auf 138 Divisionen. Bei diesem Verhältnis hatte Hitler selbst unter Berücksichtigung des höheren Kampfwertes der deutschen Truppen und ihrer Ausrüstung nicht den Spielraum an Überlegenheit, der, wie Erfahrungen in der Vergangenheit gezeigt hatten, zu einer erfolgreichen Offensive mit tief im feindlichen Gebiet gelegenen Zielen erforderlich ist.

Dies war die Ausgangslage zu der Zeit, als man glaubte, dass gegen Griechenland eine kleinere Operation genügen werde. Sobald sich aber die jugoslawische Krise entwickelte, verstärkte Hitler die für den Balkanfeldzug bereitgestellten Kräfte von 18 auf 28 Divisionen, von denen 24 bereits für das Unternehmen ‚Bar-

barossa' vorgesehen waren. Zu ihnen gehörten 7 seiner 19 Panzer-Divisionen und 3 seiner 12 motorisierten Divisionen. So wurde also ein Drittel der schnellen Verbände, die zu tiefen Stößen und weiten Umfassungen in Russland bestimmt waren, zu der Zeit, da sie in ihre Versammlungsräume in Polen rücken sollten, nach dem Südbalkan abgezweigt.

Heute ist klar, dass Hitler Griechenland und Jugoslawien wohl mit halb so starken Kräften hätte überrennen können, aber er durfte das Risiko eines Sichfestlaufens oder auch nur einer Verzögerung um wenige Wochen nicht eingehen. Schnelligkeit verlangte Stärke, die aber bedeutete eine Verschiebung des Angriffs auf Russland, nahm doch die Überführung der 24 ‚Barbarossa‘-Divisionen auf den unzulänglichen und unzuverlässigen Bahnlinien Südosteuropas an die Ostfront über zwei Monate in Anspruch.

Um wieviel Zeit der Balkanfeldzug den Beginn der Offensive gegen Russland tatsächlich verzögert hat, ist schwer zu schätzen, weil das Wetter für Angriffsoperationen aus Polen mindestens bis zur zweiten Juniwoche ungünstig war. Der Entschluss, den Beginn der Operationen im Osten zu verschieben, ist jedoch gefasst worden, ohne die Wetterlage in Betracht zu ziehen, und es ist heute unmöglich, zu sagen, ob Hitler, wie ursprünglich geplant, am 15. Mai losgeschlagen hätte, wenn er nicht nach Griechenland und Jugoslawien gezogen worden wäre. Nach der Meinung Halders und Blumentritts, der damals Stabschef der 4. Armee in Polen war, verursachten «die Auseinandersetzung auf dem Balkan und das ungewöhnliche Wetter im Jahre 1941 den Verlust vier kostbarer Wochen». Diese vier Wochen sollten das Gewicht vieler Monate bekommen, noch ehe das Jahr zur Neige ging.

Als Hitler am 22. Juni 1941 seine Armeen nach Russland hineinjagte, waren seit der Unterzeichnung des französischen Waffenstillstandsvertrages auf den Tag zwölf Monate vergangen. In diesem Jahr hatte Hitler seine Macht bis zum Schwarzen Meer und zum Mittelmeer ausgedehnt und den fesselnden Griff um Nord- und Westeuropa enger geschlossen. Aber das Hauptziel hatte er verfehlt: es war ihm nicht gelungen, Grossbritannien zu bezwingen.

Wenn die Vereitelung der Pläne Hitlers in gewissem Masse darauf zurückgeht, dass er von denen, die sich als seine Freunde bekannten, behindert, ja verraten worden war, so ist dies zum Teil durch das begründete Misstrauen dieser Männer Hitler gegenüber zu erklären, sowie durch die nicht ganz so begründete Furcht vor der britischen Macht, die zu demonstrieren Churchill, so gering seine Hilfsquellen auch waren, keine Gelegenheit vorübergehen liess.

Militärisch hatte Grossbritannien in diesem Jahr nicht viel mehr zu tun vermocht, als das Deutsche Reich am Rande zu beunruhigen; aber durch kühnen

Gebrauch der grossen Beweglichkeit, die ihm Seemacht und Luftmacht verliehen, hatte es Hitler die strategischen Siege streitig machen können, die ihn vor der Gefahr eines Zweifrontenkrieges bewahrt hätten. Dadurch wurde er gezwungen, die Wehrmacht zu einer Offensive im Osten einzusetzen, ehe er im Westen und im Süden Abwehrfronten aufgebaut hatte.

Wenn auch der Fehlschlag seiner allgemeinen Strategie an Hitler frass, war er doch überzeugt, dass sein kontinentales Reich unverletzlich sei und Grossbritannien die Verwirklichung seiner Pläne nicht stören könne. Seine Selbsttäuschung ging so weit, dass er die Hoffnung hegte, England könnte sich zu einem Vergleich bereit zeigen und dem ‚antikommunistischen Kreuzzug‘ anschliessen, wenn er erst einmal in Russland eingefallen war. Bei seiner Besprechung mit dem Oberbefehlshaber und dem Chef des Generalstabes des Heeres am 3. Februar hatte Hitler gesagt: «Wenn ‚Barbarossa‘ steigt, hält die Welt den Atem an und verhält sich still.» Churchill aber hielt weder den Atem an, noch schwieg seine Zunge. Am 22. Juni verkündete er von London über den Rundfunk:

«Wir haben nur ein unverrückbares Ziel. Wir sind entschlossen, Hitler und jede Spur des Naziregimes auszutilgen. Nichts wird uns davon abbringen – nichts. Wir werden niemals nachgeben, wir werden niemals mit Hitler oder einem von seiner Brut verhandeln... Jeder Mensch und jeder Staat, der gegen das Nazitum kämpft, kann unserer Hilfe sicher sein. Jeder Mensch und jeder Staat, der mit Hitler marschiert, ist unser Feind... Daraus folgt, dass wir Russland und dem russischen Volk jede erdenkliche Hilfe gewähren werden. Wir werden an alle unsere Freunde und Verbündeten in jedem Teil der Welt appellieren, diesen Weg einzuschlagen und, wie wir es tun werden, treu und standhaft bis zum Ende zu verfolgen.»

Viertes Kapitel **Die Intuition marschiert**

«Ich erkläre heute und erkläre es ohne jeden Vorbehalt: der Feind im Osten ist gebrochen und wird sich nie wieder erheben.» Diese zuversichtlichen Worte richtete Adolf Hitler am 3. Oktober 1941 an das deutsche Volk, fünfzehn Wochen nach dem Beginn des Unternehmens ‚Barbarossa‘. Am Tag vorher hatte er zum vermeintlich abschliessenden Vormarsch auf Moskau antreten lassen und seine Soldaten mit der Versicherung in den Kampf geschickt, dies sei «der Beginn der letzten grossen Entscheidungsschlacht dieses Jahres». Überzeugt, dass dem so sei, plante Hitler schon für die kommenden Jahre voraus. In einer bereits am 14. Juli ausgegebenen Weisung hatte er erklärt: «Die militärische Beherrschung des europäischen Raumes nach der Niederwerfung Russlands erlaubt es, den Umfang des Heeres demnächst wesentlich zu verringern... Die Rüstung der Kriegsmarine ist auf diejenigen Massnahmen zu begrenzen, die unmittelbar der Kriegführung gegen England und eintretendenfalls gegen Amerika dienen. Der Schwerpunkt der Rüstung geht auf die Luftwaffe über, die in grossem Umfang zu verstärken ist.»

Dementsprechend hatte Hitler Ende September dem Oberkommando des Heeres befohlen, 40 Infanterie-Divisionen aufzulösen und die Mannschaften wieder der Industrie zuzuführen. Gleichzeitig hatte er sofortige Einschränkung der Produktion für das Heer und eine Steigerung der Rüstung für die Luftwaffe und die Flotte angeordnet. Während des Aufbaus der zum unmittelbaren Angriff auf die Britischen Inseln nötigen Luft- und Seemacht sollte die Wehrmacht zu Beginn des Jahres 1942 im Mittleren Osten eine Generaloffensive vortragen: von Libyen zum Nil und nach Suez, von Bulgarien durch die Türkei nach Syrien und Palästina und vom Kaukasus zu den Erdölgebieten am Persischen Golf.

Der Optimismus, der diese Weisungen eingegeben hatte, wurde von den deutschen Oberkommandos nicht geteilt; v. Brauchitsch und Halder hatten immer bezweifelt, dass es ein kluger Entschluss sei, in Russland einzufallen, und sich von Anfang an dem Hitler sehen Plan des Ostfeldzuges widersetzt. Sie hatten einem massiven Stoss auf Moskau das Wort geredet und den Grundsatz verfochten, dass es vor allem auf die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ankomme; Moskau aber sei die einzige Stadt, die zu verteidigen die Russen gezwungen wären. Hitler hingegen hatte mehr wirtschaftliche und politische Ziele im Auge. Im

Norden wollte er sich in den Besitz der baltischen Ostseeküste und Leningrads setzen und sobald wie möglich den Finnen die Hand reichen; im Süden gedachte er sich der ukrainischen Kornkammer und des Industriegebietes am unteren Dnjepr zu bemächtigen; Moskau konnte warten.

Der Plan, der aus diesem Widerstreit hervorging, war in gewissem Masse ein Kompromiss. Im Grossen und Ganzen folgte er Hitlers Konzept, schloss aber eine spätere Entwicklung der Hauptoffensive in der Richtung auf Moskau nicht aus, denn er sah für die erste Angriffsphase die Bildung des Schwerpunktes nördlich der Pripjetsümpfe vor. Hier sollte die Heeresgruppe Mitte unter Generalfeldmarschall v. Bock durch eine Reihe von Zangenbewegungen beiderseits der Bahnstrecke Warschau – Moskau die in Weissrussland stehenden Sowjetkräfte vernichten. Nach Erreichen von Smolensk aber sollte v. Bock haltmachen und, wenn nötig, mit einer seiner beiden Panzergruppen die Heeresgruppe Nord (Generalfeldmarschall v. Leeb) unterstützen, «um im Zusammenwirken mit der aus Ostpreussen in allgemeiner Richtung Leningrad operierenden nördlichen Heeresgruppe die im Baltikum kämpfenden feindlichen Kräfte zu vernichten. Erst nach Sicherstellung dieser vordringlichsten Aufgabe, welcher die Besetzung von Leningrad und Kronstadt folgen muss, sind die Angriffsoperationen zur Besetzung des wichtigsten Verkehrs- und Rüstungszentrums Moskau fortzuführen».

Während v. Leeb geradeswegs auf den Finnischen Meerbusen losmarschieren sollte, hatte die Heeresgruppe Süd unter Generalfeldmarschall v. Rundstedt einen entsprechenden Stoss zum Schwarzen Meer zu führen. Sie sollte aus Südpolen «in allgemeiner Richtung Kiew» angreifen, «um mit starken Panzerkräften schnell in die tiefe Flanke und den Rücken der russischen Kräfte vorzugehen und diese dann im Zuge des Dnjepr aufzurollen». Nach Übergang über den unteren Dnjepr und Erreichen des Asowschen Meeres hatte v. Rundstedt die Krim zu nehmen. Diese Operationen waren wesentlich selbständiger Art und mit dem Hauptangriff im Norden nicht unmittelbar verknüpft, dessen Ziel war, alsbald nach Sicherung der baltischen Flanke Moskau zu nehmen.

In der Weisung vom 18. Dezember hiess es: «Die im westlichen Russland stehende Masse des russischen Heeres soll in kühnen Operationen unter weitem Vortreiben von Panzerkeilen vernichtet, der Abzug kampfkraftiger Teile in die Weite des russischen Raumes verhindert werden.» Die Anwendung dieser Taktik brachte unmittelbaren Erfolg. Am 3. Juli vermerkte Halder in seinem Tagebuch: «Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, dass der Feldzug gegen Russland innerhalb 14 Tagen gewonnen wurde.» Mitte August war v. Rundstedt

den Dnjepr abwärts zum Schwarzen Meer vorgestossen; v. Leeb hatte die russischen Kräfte an der baltischen Küste abgeschnitten und näherte sich Leningrad; v. Bock war 450 Meilen vorgerückt und hatte Smolensk genommen.

So ausserordentlich diese Erfolge auch waren, wurden doch beim Oberkommando des Heeres wegen des weiteren Verlaufs des Feldzuges Befürchtungen wach. Man sagte sich, dass Hitlers stures Festhalten an seinem ursprünglichen Plan, wie Halder damals vermerkte, «zu einem Auseinanderlaufen der Kräfte und einem Stehenbleiben in der entscheidenden Richtung auf Moskau» führen müsse. Schon hatte Hitlers Weigerung, dem Stoss in der Mitte ungeschmälernten Vorrang zu geben, v. Bock daran gehindert, bei Smolensk die doppelte Umfassungsoperation zu wiederholen, die er bei Minsk ausgeführt hatte, östlich von Smolensk war es den Russen gelungen, zur Verlegung des Weges nach Moskau eine halbe Million Mann freizumachen. Überdies wussten die Deutschen jetzt, dass die Rote Armee viel stärker war, als sie angenommen hatten. «In der gesamten Lage hebt sich immer deutlicher ab, dass der Koloss Russland... von uns unterschätzt worden ist», schrieb Halder am 11. August in sein Tagebuch. «Wir haben bei Kriegsbeginn mit etwa 200 feindlichen Divisionen gerechnet. Jetzt zählen wir bereits 360. So ist unsere auf grösste Breite auseinandergezerrte Truppe ohne jede Tiefe immer wieder den Angriffen des Feindes ausgesetzt. Diese haben teilweise Erfolge, weil eben auf dem ungeheuren Raum viel zu viele Lücken gelassen werden müssen.»

Brauchitsch drang, beunruhigt von der Erholungskraft, die die Rote Armee gezeigt hatte, abermals in Hitler, unverzüglich mit voller Stärke auf Moskau vorzustossen. «Wir wussten», sagte Halder, als er nach dem Kriege befragt wurde, «dass die Russen zwischen Smolensk und Moskau neue Stellungen ausbauten und starke frische Kräfte zur Verteidigung der Hauptstadt sammelten. Der Schwerpunkt der Roten Armee lag also vor der Front v. Bocks, und hier mussten wir den Hauptstoss führen, ehe die Russen Zeit gefunden hatten, weitere Reserven heranzubringen.»

Im Süden hatten um diese Zeit v. Rundstedts Panzer zwar den unteren Dnjepr überschritten, aber Kiew hielt sich noch, und starke russische Kräfte hatten der deutschen Sense ausweichen und sich geordnet ostwärts der Stadt zurückziehen können. Die Aussicht, diese Armeen durch eine Umfassungsbewegung einzukesseln und damit alle derartigen Operationen zu übertreffen, die er bisher gewagt hatte, befeuerte die Phantasie des Führers. Am 21. August verwarf er v. Brauchitschs ‚Moskau-Plan‘. Stattdessen sollten, wie Halder bei seiner Befragung nach dem Kriege sagte, die stärkstmöglichen Kräfte der Heeresgruppe Mitte und Süd zu einer grossen Umfassungsoperation gegen die Sowjetkräfte östlich von Kiew zusammengefasst werden. So sei das Ziel, die russischen Armeen vor Mos-

kau entscheidend zu schlagen, dem Hitler beherrschenden Wunsch untergeordnet worden, ein wertvolles Industriegebiet in die Gewalt zu bekommen und in der Richtung zum russischen Erdöl vorzustossen. «Hitlers bemächtigte sich jetzt die fixe Idee, sowohl Leningrad als auch Stalingrad zu nehmen, denn er redete sich ein, dass Russland zusammenbrechen werde, wenn diese beiden ‚heiligen Städte des Kommunismus‘ fielen.»

Obwohl Smolensk am 16. Juli genommen worden war, fiel Kiew erst am 19. September. Die Deutschen meldeten, in der «grössten Schlacht der Weltgeschichte», wie Hitler diese Umfassungsoperation nannte, 665'000 Gefangene gemacht zu haben. Halder jedoch schien es, als sei mit ihr «der schwerste strategische Fehler des Ostfeldzuges» begangen worden. In der Tat, mit diesen zwei Monaten zwischen dem Fall von Smolensk und der Einnahme Kiews war die Möglichkeit, von Moskau Besitz zu ergreifen, dahingeschwunden. In diesen zwei Monaten hatten die Russen die Verteidigung ihrer Hauptstadt organisieren können, der Verschleiss durch die weiten Kreuz- und Quermärsche hatte die Kampfkraft der deutschen Panzerverbände geschwächt, und ehe der Sieg errungen war, fiel der erste Schnee. Obwohl sich so ein früher Winter ankündigte und trotz den Meldungen, dass sich die russischen Kräfte erholten, und der drohenden Erschöpfung der Panzerdivisionen, deren Verluste an Gerät die Neuanfertigung überstiegen hatten, schlug v. Brauchitsch noch einmal vor, die Heeresgruppe v. Bock mit allen Mitteln zu verstärken und in der «bis zum Einbruch des Winters verfügbaren Zeit» einen machtvollen Stoss auf Moskau zu führen. Hitler stimmte zu, nahm aber v. Brauchitschs Folgerung nicht an, die Operationen an den anderen Fronten entsprechend einzuschränken. Er bestand auf einer Fortführung des Angriffs der Heeresgruppe v. Leesb auf Leningrad und des Vormarsches der Heeresgruppe v. Rundstedts in der Richtung auf Rostow und den Kaukasus. So beging Hitler abermals den verhängnisvollen Fehler, sich nicht auf das entscheidende Ziel zu konzentrieren.

Im August wäre es v. Bock möglicherweise gelungen, durchzustossen; als er schliesslich am 2. Oktober antrat, war es zu spät. Aber das zeigte sich nicht sofort. In zwei Wochen hatten die Deutschen die halbe Entfernung von Smolensk nach Moskau in einem Zuge zurückgelegt, und die Panzergruppen hatten zwei grosse Kesselschlachten geschlagen und dabei, wie sie meldeten, bei Wjasma und Brjansk 600'000 Gefangene gemacht. Am 20. Oktober waren die Panzerspitzen nur noch 40 Meilen von Moskau entfernt, und selbst der nüchterne Halder räumte ein, dass «bei einigermassen richtiger Führung und bei einigermassen gutem Wetter die Einschliessung Moskaus gelingen» müsse. Während der letzten zehn Tage des Monats jedoch regnete es stark und fast unaufhörlich. Panzer und

Fahrzeuge blieben stecken, und der Angriff kam zum Stehen. Am Monatsende lag hoher Schnee. Jetzt empfahl v. Rundstedt, der scharfsinnigste unter Hitlers Heerführern, für den Winter haltzumachen, aber v. Bock und v. Brauchitsch, die Moskau schon in Reichweite wähten, bekräftigten in dem Glauben, den Sieg noch in diesem Jahr an sich reissen zu können, Hitlers Entschlossenheit, den Vormarsch fortzusetzen. Als am 15. November Bodenfrost der Schlammperiode ein Ende gemacht hatte, wurde die Offensive sofort wieder aufgenommen. «Noch ein letzter Ruck», sagte Hitler zu Jodl, «und es ist geschafft»; und v. Bock rief seine Truppen zu äusserster Anstrengung auf: «Das letzte Bataillon wird den Erfolg entscheiden!»

Am 2. Dezember kämpften die Angriffsspitzen der 4. Armee v. Kluges, den Kreml in Sicht, in den westlichen Vororten Moskaus. Doch hier wurde ihnen Halt geboten. Als die für den Winterfeldzug ausgerüstete Rote Armee eine Woche darauf zur Gegenoffensive übergang, sah sich v. Kluge von Umfassung bedroht. Der lange Arm, der sich nach Moskau ausgestreckt hatte, war in Gefahr, abgehauen zu werden. Hitler jedoch befahl: «Die 4. Armee darf nicht einen einzigen Schritt zurückgehen.» Das schreckliche Beispiel des Rückzugs Napoleons wie ein Gespenst vor Augen, fürchtete er, dass jede Absetzbewegung in regellose Flucht münden könnte. Der Befehl an die 4. Armee wurde auf die ganze Front angewendet. Als Halder erfuhr, dass Hitler darauf bestand, die Truppen dürften, auch wenn überflügelt oder gar eingeschlossen, keinen Fussbreit Boden aufgeben, bemerkte er dazu: «Tatsächlich handelt es sich darum, dass die Truppe bei Kältegraden über 30 Grad einfach nicht mehr hält.»

Der Befehl zum Stehenbleiben rief zwischen Hitler und dem Oberkommando des Heeres eine neue Krise hervor. Die Bedeutung ihrer Lösung, die weitreichende Folgen hatte, zeigt sich erst ganz, wenn man sie als abschliessende Handlung eines Verfahrens auf fasst, durch das Hitler, der ehemalige Gefreite, den stärksten Generalstab, der je dagewesen war, überspielte, und die furchtbarste Kriegsmaschine, die die Welt je gesehen hatte, in seine alleinige Gewalt bekam. Dies war die Saat, aus der die deutsche Katastrophe hervorging.

Als der gefürchtete Befehl zum Einfall in Russland ausgegeben wurde, erhob das Oberkommando des Heeres nur schwache Einwände. Die Generale wussten, dass von nun an jede Opposition heftige Ausbrüche von Gegenbeschuldigungen hervorrufen und die Möglichkeit, den Plan und seine Ziele gemäss der wahren Stärke der Wehrmacht auf ein erträgliches Mass zurückzuführen, nur verringern würde. Auch diese Bemühungen blieben, wie Halder berichtet, nutzlos, denn Hitlers Glaube an seine Unfehlbarkeit und an die Allmacht seines Willens hätte mehr

und mehr zugenommen, ebenso seine nervöse Reizbarkeit. Gleichzeitig habe er sich immer mehr in die Führung des Heeres, auch in geringere Angelegenheiten, eingemischt, und gespannte Auseinandersetzungen über strategische und selbst taktische Fragen, die völlig unter die Verantwortlichkeit des Oberbefehlshabers des Heeres fielen, seien immer häufiger geworden. Verwöhnt von den schnellen Erfolgen der ersten Feldzüge, habe er die Durchführung von Operationen in einer Zeitspanne erwartet, die die Gelände- und Strassenverhältnisse im Osten völlig ausser Acht gelassen hätte. Der Vormarsch nach Russland hinein habe für seine Ungeduld nie genügend schnelle Fortschritte gemacht.

Schon in den ersten siegreichen Monaten des russischen Feldzuges griff Hitler über die Verhältnisse der Wirklichkeit hinaus. Die 150 deutschen, finnischen und rumänischen Divisionen genügten zwar zu Beginn des Unternehmens ‚Barbarossa‘, die Anfangsziele zu erreichen, konnten jedoch bei der schnell sich verlängernden Front keine dauernd aus der Tiefe genährte Offensive vorwärts tragen. Nachdem die deutschen Armeen aus der verhältnismässig schmalen Enge zwischen Schwarzem Meer und Ostsee herausgetreten waren, wurden sie bald von der Weite der Steppe verschlungen. Je verzweifelter Hitler zur Verfolgung der sich zurückziehenden Russen antrieb, desto mehr setzte er sich der Gefahr aus, dass die Rote Armee einen Gegenschlag führte, sobald der Winter sie begünstigte. Als der Stoss auf Moskau im Dezember zum Stehen gekommen war, empfahl v. Brauchitsch, die Armee zurückzunehmen und für den Winter zur Defensive überzugehen, aber Hitler wehrte sich, wie Halder sagt, mit fanatischer Wut gegen den Gedanken des Rückzuges auf eine Winter Stellung und verlangte, dass sich die Truppen selbst in taktisch unmöglichen Lagen bis zum letzten Mann schlügen, wo immer sie standen.

Nachdem sich Generalfeldmarschall v. Brauchitsch gegen diese sinnlose Opferung von Männern und Material vergeblich gestemmt hatte, trat er zurück. Generalfeldmarschall v. Rundstedt hatte bereits seinen Abschied genommen; die anderen Heeresgruppenführer, die Generalfeldmarschälle v. Bock und v. Leeb, wurden bald wegen angegriffener Gesundheit abgelöst; Halder, der bis September 1942 blieb, wurde nur noch geduldet. Am 19. Dezember 1941 vollendete Hitler, unmittelbar nach dem Rücktritt v. Brauchitschs, die Vernichtung der Unabhängigkeit des Heeres, indem er sich selbst zum Oberbefehlshaber der Armee machte. So waren nun die Gewalten des Staatsoberhauptes, des Kriegsministers, des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht und des Oberbefehlshabers des Heeres sämtlich in der Person des Führers vereinigt, an den jeder deutsche Soldat, Seemann und Flieger, jeder deutsche Beamte und jedes Mitglied der Nationalso-

zialistischen Partei durch einen unbedingten Treueid persönlich gebunden war. Damit noch nicht genug, forderte und erhielt er vom Reichstag den Titel eines ‚Obersten Gerichtsherrn‘, als der er mit absoluter Straf- und Entlassungsgewalt ausgestattet war.

Diese Vereinigung von Befehlsgewalten in Hitlers Hand war in ihrer Wirkung umso einschneidender, als er die Macht sowohl des OKW als auch des OKH bereits halbiert hatte. Bis zum Beginn des Unternehmens «Barbarossa» hatte das Oberkommando der Wehrmacht die Strategie geplant und bestimmt und die Operationen der drei Wehrmachtteile überall im Allgemeinen überwacht; das Oberkommando des Heeres hatte die Kontrolle über die Armee gehabt, sie bei den Operationen an allen Fronten geführt und ihre Versorgung und Ausbildung geleitet. Mitte 1941 jedoch hatte Hitler verfügt, dass sich das OKH mit der Leitung der Operationen auf die russische Front (ausser Finnland) zu beschränken habe und dass alle anderen Kriegsschauplätze dem OKW vorzubehalten seien, das damit so gut wie zu einem neuen Generalstab für den westlichen, den südlichen und den nördlichen Kriegsschauplatz wurde.

Als dieser Gewaltenteilung die Verabschiedung v. Brauchitschs folgte, war Hitlers Triumph über die Generale vollständig. Kein General befahl von nun an einen grösseren Verband als eine Heeresgruppe. Hitler allein war in der Lage, an alle Teile des Heeres an allen Fronten Befehle auszugeben. Es gab kein entsprechendes Kommando und keinen entsprechenden Stab, der für die strategische Planung und die Kriegführung als ein Ganzes verantwortlich gewesen wäre. Tatsächlich war das einzige koordinierende Verbindungsorgan zwischen der Ostfront und den anderen Kriegsschauplätzen, zwischen dem OKH und dem OKW, mit seinem kleinen persönlichen Stab Hitler selber. Das OKW und das OKH waren so vollständig voneinander getrennt, dass selbst die Überführung eines Regiments vom Osten nach dem Westen Hitler persönlich vorgetragen werden musste.

Diese Änderungen waren nicht auf eine wirksame Kriegführung zugeschnitten, sondern auf einen wirksameren Schutz der politischen Position Hitlers. Er wandte auf das Heer die Politik des «Teile und Herrsche» an, derer er sich so erfolgreich bedient hatte, als er sich mit seinen politischen Gegnern daheim und draussen auseinandersetzte. Er machte es so für jeden General und für jede Gruppe von Generalen ausserordentlich schwierig, über Streitkräfte Kontrolle zu gewinnen, die stark genug gewesen wären, seine Autorität zu bedrohen.

Hitlers Kampagne zur Schwächung der Befehlsgewalt des Oberkommandos des Heeres machte bei dieser Umbildung nicht halt. Schon immer seit der Entmachtung der SA im Jahre 1934 hatte sich Hitler gegen eine Revolte des Heeres

durch die stillschweigende Entwicklung unabhängiger Streitkräfte unter dem Befehl seiner beiden treuesten Untergebenen, Görings und Himmlers, zu sichern gesucht. Im Jahre 1935 machte er alle Fliegerabweereinheiten zu einem Teil der wohnnazifizierten Luftwaffe. So sorgte er dafür, dass es überall im Reich loyale Soldatenzellen gab und das Heer über keine Waffe verfügte, mit der es sich gegen die Luftwaffe hätte verteidigen können, wenn Göring sie zur Unterdrückung gegen eine Generalsrevolte hätte einsetzen müssen. Im Jahre 1942 nun erhielten die unter Görings Befehl stehenden Streitkräfte weiteren Zuwachs. Die Ostfront brauchte dringend Verstärkungen, und es wurde beschlossen, das überzählige Luftwaffenpersonal, das für einen erneuerten Angriff auf England ausgehoben worden war, als Bodentruppen einzusetzen. Das OKH wünschte, diese Rekruten auf abgekämpfte, aber erprobte Heeresdivisionen zu verteilen und so neues und altes Blut zu beider Vorteil zu mischen. Auf Görings Vorschlag jedoch fasste sie Hitler zu Luftwaffen-Felddivisionen zusammen, ungefähr zu zwanzig, die, obwohl sie unter dem Kommando von Heeresverbänden kämpften, ein Teil der Luftwaffe blieben.

Weit schwerer wog militärisch und politisch die Verstärkung der Waffen-SS. Die Schutzstaffeln, ursprünglich Hitlers Leibgarde, waren vor dem Kriege zu einer militärischen Staatspolizeimacht ausgebaut worden, die 1940 drei Divisionen entsprach. Im Jahre 1941 wurde sie schnell verstärkt und erhielt bei der Zuteilung von Mannschaften und Ausrüstung den Vorrang, um sie, die schliesslich über dreissig Divisionen zählte, zu einer Elitetruppe zu machen.

Infolge dieser Entwicklung wurden die Bodentreitkräfte innerlich gespalten. Oft unterstanden einem Armeeführer oder einem Korpskommandeur sowohl Wehrmachtverbände als auch SS-Divisionen und Luftwaffen-Felddivisionen, über die er keine volle Befehlsgewalt hatte. In letzter Instanz «gehörtem sie zu den ‚Privatarmeen‘ Himmlers und Görings, an die sich die Kommandeure dieser Divisionen unmittelbar wenden konnten, wenn sie mit irgendeiner Entscheidung des betreffenden Heeresverbandes nicht einverstanden waren. Das Ergebnis waren dauernde Konflikte in der Verwaltung und eine allgemeine Schwächung des Kommandogefüges – ausgenommen an der Spitze.

So vorteilhaft diese Politik persönlich und politisch für Hitler auch war, militärisch wirkte sie verheerend. Nach Speer, der Hitler besser erkannt hatte als die meisten des engsten Kreises um den Führer, war dessen Entschluss, den Oberbefehl über das Heer an sich zu nehmen, die unglücklichste Entscheidung des Krieges, weil durch sie die Armee ohne wirklichen Oberbefehlshaber gelassen worden sei. Von einem Oberbefehlshaber werde erwartet, dass er die Interessen seiner Waffe vertrete und enge Fühlung mit der Truppe halte. Er müsse sich mit der Regelung endloser Einzelangelegenheiten befassen. Hitler habe dazu gar kei-

ne Zeit gehabt, auch habe es ihm an Sachverständnis gefehlt, und so sei der Posten des Oberbefehlshabers des Heeres tatsächlich abgeschafft worden.

Der Posten des Oberbefehlshabers des Heeres wurde genau in dem Augenblick ‚abgeschafft‘, wo die deutsche Armee mehr denn je einer ausgeglichenen und erfahrenen Führung bedurft hätte. Auf die schweren Probleme aber, die sich durch den Ausbruch des Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten erhoben, war Hitlers einzige Antwort, dass er sich immer mehr auf sein eigenes Urteil und seine eigene Autorität verliess und immer weniger auf Urteil und Autorität der Männer vom Fach, weil er ihnen misstraute. Es war vielleicht kein Zufall, dass die Ausdehnung seiner persönlichen Macht im Dezember 1941 der Ausdehnung des Krieges von einem europäischen Konflikt zu einem Weltkampf unmittelbar folgte.

Seit Beginn der Offensive gegen Russland war es eines der Ziele der allgemeinen Hitlerschen Strategie gewesen, einerseits Japan in den Krieg zu ziehen und andererseits die Vereinigten Staaten neutral zu erhalten. Hitler wünschte, wie Jodl es ausgedrückt hat, «einen starken neuen Verbündeten ohne einen starken neuen Feind». Demgemäss wurde Raeder am 21. Juni 1941 angewiesen, «bis zur klaren Entwicklung des ‚Barbarossa‘ *jeden* Zwischenfall mit USA» zu vermeiden; und Ribbentrop erhielt den Auftrag, die Japaner zu sofortigem Eintritt in den Krieg und dazu zu bewegen, ihren Angriff nicht gegen Singapore zu richten, wie Hitler früher angeregt hatte, sondern gegen Wladiwostok, so einen Seeweg zu sperren, auf dem der amerikanische Nachschub die Rote Armee erreichen konnte, und auf diese Weise zu verhindern, dass Stalin auf seine östlichen Armeen zur Verteidigung des europäischen Russlands zurückgreifen konnte.

Am 10. Juli 1941 kabelte Ribbentrop seinem Botschafter in Tokio: «Ich bitte Sie im Übrigen, mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln im Sinne meiner Botschaft an Matsuoka weiter auf den schnellstmöglichen Kriegseintritt Japans gegen Russland hinzuwirken... Natürliches Ziel muss weiter bleiben, dass Japan und wir uns vor Eintritt des Winters auf der Transsibirischen Bahn die Hand reichen.»

Die Antwort aus Tokio war nicht ermutigend. Auch im Oktober zeigten sich die Japaner nicht zugänglicher. Bei der Bildung des neuen Kabinetts unter General Tojo wurden die beiden Schlüsselpositionen im Aussenministerium mit Togo und Nishi besetzt, die beide starke Fürsprecher einer Freundschaft mit der Sowjetunion waren. Nach Keitel erlaubte diese Sicherung der Neutralität Japans den Russen, dem deutschen Vormarsch wesentliche Verstärkungen entgegenzuwerfen: «Ich erinnere mich, dass in der Zeit des November, Anfang Dezember 1941, als das Vorgehen der deutschen Armeen westlich Moskau zum Stehen kam, mir bei Frontbesuchen, wo ich Hitler begleitete, mehrfach die Frage der Generale ge-

stellt wurde: ‚Wann tritt Japan in den Krieg ein?‘ Begründet wurde das von der Generalität damit, dass fortlaufend nacheinander über Moskau Fernost-Divisionen in den Kampf geworfen wurden, also frische Kräfte aus dem Fernen Osten auftraten. Ich will mich nicht festlegen, es handelt sich um etwa 18-20 Divisionen.» Nach dem Fehlschlag des Versuches, die Hilfe Japans gegen Russland zu erlangen, war Hitler umso entschlossener, den Vereinigten Staaten keinerlei Vorwand zum Eingreifen zu geben. Im Juli 1941 übernahmen amerikanische Streitkräfte den Schutz Islands. Nach dem Zusammenstoß zwischen einem U-Boot und einem amerikanischen Zerstörer im Juli 1941 kündigte Roosevelt warnend an, dass von nun an «deutsche und italienische Kriegsschiffe, die in Gewässer eindringen, deren Schutz zur Verteidigung Amerikas notwendig ist, dies auf eigene Gefahr tun». Amerikanische Kriegsschiffe würden in einem solchen Fall sofort feuern. Raeder und Dönitz forderten daraufhin die Aufhebung der Einschränkungen, die Hitler den U-Boot-Operationen auferlegt hatte, aber der Führer bekräftigte seinen Entschluss, eine Kriegserklärung der USA so lange zu vermeiden, wie der Ostfeldzug im Gange war; er befahl, «ungefähr bis Mitte Oktober im Handelskrieg jeden Zwischenfall zu vermeiden».

Als im Oktober der entscheidende Sieg, den Hitler im Osten brauchte, ausblieb, wuchs seine Sorge, er könnte sich mit beiden angelsächsischen Mächten im Krieg sehen, bevor er mit Russland zu einem Ende gekommen wäre. Ende Oktober rückten die Vereinigten Staaten der offenen Teilnahme am Krieg einen Schritt näher durch Änderung des Neutralitätsgesetzes und durch die Ankündigung des Präsidenten, dass amerikanische Handelsschiffe, die «zur Verteidigung gegen die Klapperschlangen der See bewaffnet sind, nicht gehindert werden dürfen, unsere amerikanischen Güter in die Häfen unserer Freunde zu bringen... unter dem Schutz unserer amerikanischen Flotte», die Befehl hatte, «auf Sicht zu feuern». «Der Vormarsch Hitlers und des Hitlerismus», erklärte Roosevelt, «kann gestoppt werden – und wird gestoppt werden.»

Zwei Jahre früher hätte Hitler eine solche Erklärung nicht unerwidert gelassen, aber jetzt hielt er sich an die «strategische Notwendigkeit und bekräftigte abermals den Befehl an seine U-Boote, Zwischenfälle mit amerikanischen Schiffen zu vermeiden. Er war noch nicht so weit, die Karten aufzudecken; auch lag ihm nicht daran, dass es möglichst bald zu einem Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Japan komme. Andererseits freilich befürchtete er, dass die Japaner, wenn die Gemässigten in Tokio die Oberhand gewönnen, mit Amerika wie bereits mit der Sowjetunion zu einer Verständigung gelangen und es damit den Vereinigten Staaten ermöglichen könnten, unbehindert durch irgendeine Ablenkung nach dem Fernen Osten in den europäischen Krieg einzutreten. Infolgedes-

sen ermutigte Ribbentrop die Japaner, bei den Gesprächen, die im November in Washington stattfanden, unnachgiebig zu bleiben, und liess ihnen am 29. November durch ihren Botschafter in Berlin versichern: «Sollte Japan in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten geraten, so würde Deutschland diesem Krieg natürlich sofort beitreten.»

Trotzdem gab es keinen auf ein gemeinsames Vorgehen abgestimmten Plan. Deutschland und Italien waren noch nicht einmal vom Zusammenbruch der Washingtoner Verhandlungen benachrichtigt worden, als sich die japanische Flotte bereits auf dem Marsch nach Pearl Harbour befand. Am 3. Dezember 1941 ersuchte die japanische Regierung die Achsenmächte, «sofort nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten Amerika den Krieg zu erklären», gab aber keinen Hinweis darauf, wann oder wie der erste Schlag geführt werden würde. Getreu der unter den Achsenpartnern üblichen Prozedur hatte weder Hitler noch Mussolini eine Ahnung von dem japanischen Plan, Pearl Harbour anzugreifen, bis die Nachricht von diesem verräterischen Akt über die Welt hereinbrach. Zwei Tage vorher aber hatten die Achsenmächte Japan die gewünschte Garantie gegeben, und dies, obwohl – wie Ciano damals in seinem Tagebuch vermerkte – «der Gedanke, das amerikanische Eingreifen herauszufordern, den Deutschen immer weniger behagte». In der Tat, der japanische Angriff war der abschliessende Fehlschlag der globalen Strategie Hitlers. Im September 1939 hatte er einen Kontinentalkrieg begonnen, in dem er einen Gegner nach dem andern zu isolieren und zu vernichten bestrebt war, um auch nur die Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges zu vermeiden. Jetzt, im Dezember 1941, sah er sich in einen Weltkampf verwickelt, auf den er in keiner Weise gerüstet war: einer Kombination von Weltmächten gegenüber, die gegen Deutschland von allen Seiten Schläge führen konnten.

Nur langsam wurde sich Hitler über die volle strategische Bedeutung der neuen Lage klar; die schnellen Anfangserfolge Japans verdunkelten die in der Zukunft lauernden Gefahren. Als Raeder ihn am 12. Dezember darauf hinwies, dass die Lage im Atlantik sich durch das erfolgreiche Eingreifen Japans erleichtern werde, fragte Hitler mehr rhetorisch, ob es möglich sei, dass die Vereinigten Staaten und Grossbritannien Ostasien für eine Zeit aufgeben würden, «um zunächst Deutschland und Italien zu erdrücken». Raeder antwortete nach dem Protokoll: «Es ist nicht anzunehmen, dass die Gegner vorübergehend Ostasien aufgeben, denn England würde damit Indien äusserst gefährden, und die USA können ihre Flotte nicht aus dem Pazifik nehmen, solange die japanische Flotte diesen beherrscht.»

Von dieser Vermutung über die Absichten der Alliierten, die Hitler durchaus teilte, folgerte Raeder weiter, Deutschland sollte, während Grossbritannien und

Amerika durch den Kampf im Pazifik gebunden seien, die Gelegenheit ergreifen, Malta wegzunehmen, zum Suezkanal vorstossen und den Weg zu einer Vereinigung mit den Japanern im Indischen Ozean öffnen. Den ganzen Winter hindurch drängte Raeder in diese Richtung; er machte geltend, dass die gegenwärtig so ausgesprochen günstige Lage im Mittelmeer vermutlich nie wiederkehren werde. Hitler beachtete die Chance nicht. Der Kampf mit Russland nahm ihn völlig in Anspruch, und soweit er sich mit den Westmächten befasste, richtete er seinen Blick nicht auf das Mittelmeer, sondern nach Norwegen.

In der Woche nach Weihnachten 1941 unternahmen britische Kommandos zwei kleine Überfälle auf die norwegische Küste. Am 29. Dezember erklärte Hitler seinem Grossadmiral, er erwarte einen allgemeinen Angriff der Briten mit Flotte und Landungstruppen. Die deutsche Flotte müsse «ihre ganze Kraft zur Verteidigung Norwegens einsetzen». Die Schlachtschiffe ‚Scharnhorst‘ und ‚Gneisenau‘ und der Kreuzer ‚Prinz Eugen‘ müssten deshalb so schnell wie möglich von Brest herangeholt werden. Dies könne, fügte Hitler hinzu, am besten «mit einem völlig überraschenden Durchbruch durch den Kanal» geschehen, «d.h. ohne vorherige Bewegungen zur Ausbildung, bei schlechtem Wetter, das Flugzeugverwendung unmöglich macht». Der Marinestab erklärte, ein solcher Versuch habe keinerlei Aussicht auf Erfolg. Der Führer aber bestand darauf, und so wurde das Unternehmen geplant und ausgeführt.

Dieser verwegene erfolgreiche Marsch der drei Kriegsschiffe übte auf Hitler und seine Strategie einen Einfluss aus, der die wirkliche Bedeutung der Operation weit übertraf. Ihr Gelingen verführte ihn dazu, die britische Offensivstärke zu unterschätzen, und speiste die Quelle seines Selbstvertrauens von Neuem.

Der Glaube an sein Feldherrngenie erfuhr diese Steigerung in einem Augenblick, wo Halder und sein Stab alles taten, ihn davon zu überzeugen, dass Deutschland nicht die Hilfsquellen und Reserven habe, im Osten eine neue Offensive zu unternehmen. Sie setzten sich für eine strategische Defensive ein, dazu bestimmt, die russische Armee sich erschöpfen zu lassen und die Stärke der Wehrmacht für die Entscheidungsschlacht im Westen zu bewahren, zu der es über kurz oder lang kommen musste. Hitler strafte diesen Rat mit Verachtung. Er weigerte sich, den schweren Einbussen Rechnung zu tragen, die das Heer infolge seiner eigenen Taktik des Stehenbleibens um jeden Preis erlitten hatte*, ja fasste den im wesentlichen erfolgreichen Widerstand des Heeres gegen die russi-

* Nach den offiziellen deutschen Meldungen betrug die Verluste vom 22. Juni 1941 bis zum 28. Februar 1942: 210572 Tote, 747761 Verwundete und 47303 Vermisste. Die Ausfälle durch Erfrierungen beliefen sich mindestens auf 112 627.

sche Winteroffensive als einen weiteren Beweis dafür auf, dass seine Generale unfähig und feige Pessimisten seien. *Seine* Willensstärke hatte dem Winter-Rückzug Halt geboten; *seine* Willensstärke würde auch die Frühjahrsoffensive vorwärtstragen. Er behauptete, die russischen Reserven seien nun erschöpft, und die Eroberung des kaukasischen Erdölgebietes werde die sowjetische Kriegsmaschine zum Stillstand bringen.

So trieb Hitler in einer letzten Anstrengung, in Russland die Entscheidung zu erzwingen, ehe Grossbritannien und die Vereinigten Staaten eine neue Front im Westen bilden konnten, die Wehrmacht auf den Weg nach Stalingrad. Er hatte auf einen kurzen, auf den europäischen Kontinent beschränkten Krieg gesetzt, aber wenn er sich, wie es nun schien, auf einen langen Kampf gegen eine anglo-amerikanische Allianz einlassen musste, war es durchaus notwendig, sich das Erdöl des Kaukasus zu sichern.

Im Jahre 1941 war die gesamte Ölversorgung, über die er verfügte, auf 8'929'000 t gestiegen (gegenüber 7 Millionen t im letzten Vorkriegsjahr); dabei hatte er die Kriegsmaschine nur dadurch im Gang halten können, dass er 1'140'000 t von seinen mageren Reserven in Anspruch nahm. Ende 1941 beliefen sich die Reserven für alle militärischen und zivilen Zwecke ausser für den Bedarf der Flotte nur auf 797'000 t und damit kaum auf die Produktion eines Monats. Unter solchen Verhältnissen verfügte Hitler über keinen ausreichenden Spielraum, und dabei war er noch nicht gezwungen gewesen, einen Feldzug mit unablässigen Operationen an zwei Fronten zu führen.

Hitler konnte damals nur mit einem jährlichen Zufluss von 12 Millionen t Rohöl rechnen. Die Produktion synthetischen Treibstoffs, 4 Millionen t im Jahre 1941, stieg 1943 auf 6 Millionen, aber dieser Gewinn wurde zum Teil dadurch aufgehoben, dass die rumänische Produktion sank. Durch Verschleiss war sie bereits von 8,7 Millionen t im Jahre 1937 auf 5,5 Millionen im Jahre 1941 zurückgegangen, und die Hälfte dieses Ertrages wurde zur Aufrechterhaltung seiner Wirtschaft und zur Versorgung seiner in Russland kämpfenden Truppen von Rumänien selbst gebraucht. Auch wenn Hitler im Osten zur strategischen Defensive übergegangen wäre, hätte er nicht über genug Erdöl verfügt, gegen die Westmächte einen Luft- und Seekrieg zu führen, mit dem er ihre Niederlage hätte erzwingen können.

Im Jahre 1941 hatte die Luftwaffe über ein Viertel ihres Bedarfs aus den Vorräten decken müssen, und jede Wiederaufnahme einer Luftoffensive im Westen von der Intensität der Schlacht über England hätte mindestens das Doppelte der Menge an Flugbenzin erfordert, die das von Deutschland beherrschte Europa produzierte. Die Flotte befand sich in einer ebenso misslichen Lage. Am 13. Novem-

ber legte Raeder Hitler die folgende vielsagende Aufstellung vor:

Treibstoff	
Gesamtvorräte der deutschen und der italienischen Flotte	410'000 t
Monatlicher Gesamtbedarf beider Flotten	200'000 t
Monatliche Gesamtzuweisung	84'000 t

Die U-Boot-Operationen wurden davon noch nicht berührt, weil die Versorgung mit Dieselöl ausreichte. Vor Ende 1941 aber hatte die Knappheit an Treibstoff die deutsche Flotte gezwungen, die Operationen im Atlantik aufzugeben, die für die ‚Tirpitz‘, die ‚Scharnhorst‘ und die ‚Gneisenau‘ geplant worden waren. Am 12. Dezember meldete Raeder, die Öllage sei «sehr kritisch». Der Bedarf der Marine sei «auf die Hälfte gedrosselt». Dies habe eine «unerträgliche Einschränkung der Fahrmöglichkeiten» zur Folge. Die rumänischen Lieferungen an Deutschland und Italien hätten völlig aufgehört. Die Rumänen, sagte Raeder, verlangten zur Deckung ihrer Währung Gold. Hitler schickte das Gold sofort, aber auch danach kam nicht genug Öl heran. Die rumänischen Lieferungen, die Mitte 1941 46'000 t monatlich betragen hatten, waren im April 1942 auf 8'000 t gesunken. In demselben Monat wurden den Achsenflotten 61'000 t zugeteilt, eine Menge, die nur ein Drittel ihres Bedarfs deckte. In den vorangegangenen fünf Monaten waren die Vorräte von 380'000 t auf 150'000 t gefallen.

Eine strategische Defensive im Osten bot günstigenfalls die Aussicht auf ein Unentschieden und einen Kompromissfrieden. Aber Hitler wollte diese Lösung nicht annehmen. Er wusste, dass die Welt Deutschland ein zweites Mal nicht vergeben würde. Er wusste, dass weder seine persönliche Macht noch die des nationalsozialistischen Reichs einen Verhandlungsfrieden überleben würde. Er hatte die Zukunft seines Regimes und Deutschlands dem Würfelspiel des Krieges anheim gegeben, und so musste er bis zum letzten Wurf weiterwürfeln. Totaler Sieg oder totale Niederlage: Dies war die Essenz der nihilistischen Philosophie, in der der Nationalsozialismus gründete. Hitler war entschlossen, ohne Schwanken und Skrupel die Politik zu verfolgen, die er am 23. November 1939 bei einer Geheimbesprechung mit seinen Oberbefehlshabern verkündet hatte:

«Ich werde angreifen und nicht kapitulieren. Das Schicksal des Reiches hängt nur von mir ab ... Jede Hoffnung auf Kompromisse ist kindisch: Sieg oder Niederlage! Dabei geht es nicht um ein nationalsozialistisches Deutschland, sondern darum, wer künftig in Europa dominiert... Mein Leben spielt keine Rolle dabei. Ich habe das deutsche Volk zu gewisser Höhe geführt, wenn man uns jetzt auch in der Welt hasst. Dieses Werk setze ich aufs Spiel. Ich habe zu wählen zwischen Sieg oder Vernichtung. Ich wähle den Sieg ...»

Fünftes Kapitel **Auf der Suche nach einem Plan**

Zwölf Monate vor dem Beginn des Unternehmens ‚Barbarossa‘, als das übrige Europa ob des Sturzes Frankreichs furchtgelähmt verharrte, taten die Engländer den ersten Schritt auf dem Wege, der sie vier Jahre später über den Kanal zurückführen sollte. Am 22. Juni 1940 wurde der Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich unterzeichnet, und damit wähnte Hitler Grossbritannien «für immer vom Kontinent vertrieben». In der folgenden Nacht unternahmen britische Kommandos bei Boulogne einen Erkundungsvorstoss an die französische Küste. Aus diesem Anfang sollte sich die mächtige Invasionsstreitmacht von 1944 entwickeln. .

Im nächsten Monat bildete Churchill ein Kommando für amphibische Unternehmungen, das den Weg für die schliessliche Rückkehr auf den Kontinent vorbereiten und bis dahin eine Reihe von Störungs- und Ablenkungsüberfällen auf die besetzte Küstenstrecke ausführen sollte. Am 5. Oktober 1940, als die Tagesangriffe auf London noch im Gange waren, beauftragte er den Planungsstab, die Möglichkeiten offensiver Operationen in Europa, darunter die Bildung eines Brückenkopfes auf der Halbinsel Cherbourg, zu untersuchen.

Solange jedoch Grossbritannien allein stand, konnte es der Macht Hitlers auf dem Festland ernstlich nicht gefährlich werden. Der Verteidiger war in überwältigendem Vorteil, war doch die Möglichkeit einer Landung vor allem eine Frage des Stärkeverhältnisses. Die Aussichten eines Landungsunternehmens konnten zu jeder beliebigen Zeit durch ein einfaches Rechenexempel festgestellt werden: Wieviel Kräfte konnten die Briten an der jenseitigen Küste des Kanals landen und versorgen; wieviel Kräfte konnte Deutschland dort gegen sie aufbringen? Es war das eine Frage der Anzahl, der Ausrüstung und vor allem der Transportmittel. Keine Improvisation der Verwaltung, keine strategische oder taktische Findigkeit, keine Opferbereitschaft der Truppe konnte das Ergebnis ändern, das die Statistik von vornherein zu erkennen gab. Ihre Antwort lautete, dass eine Landung über den Kanal unmöglich war, solange nicht ein grosser Teil der deutschen Kräfte an andere Fronten hatte abgezogen werden müssen; solange nicht die britischen Kräfte aus Hilfsquellen ausserhalb des Commonwealth und des Empire verstärkt waren; und solange England nicht die Versorgungslinien des Atlantik und die Luft über Westeuropa beherrschte.

Das Kräfteverhältnis zwischen beiden Seiten des Kanals verschob sich fühlbar das erste Mal im Juni 1941, als Hitler in die Sowjetunion einfiel. Noch in dem Monat, während dessen sich Russland von einem unfreundlichen Neutralen in einen hilfsbedürftigen Verbündeten verwandelte, sandte Stalin an Churchill das erste einer langen Reihe von Schreiben, die auf sofortige Bildung einer zweiten Front in Frankreich drängten. Es war das eine Bitte, die zu erfüllen nicht in der Macht Grossbritanniens lag, denn selbst jetzt, wo 150 deutsche Divisionen im Osten gebunden waren, standen noch nahezu 50 Divisionen im Westen und in Norwegen 'auf der Wacht, gegenüber der britischen Schwäche eine mehr als genügende Streitmacht. Im September wurde die Bitte der Sowjets fast zu einer Forderung. In einer persönlichen Botschaft an Churchill vom 4. September schrieb Stalin: «Die Deutschen betrachten die Gefahr im Westen als einen Bluff und führen alle ihre Kräfte ungestraft nach dem Osten über.» Dem fügte er die nicht zu rechtfertigende Behauptung hinzu, Hitler sei nur imstande gewesen, sich der halben Ukraine zu bemächtigen und die Tore von Leningrad zu erreichen, weil es die Briten unterlassen hätten, in Frankreich aktiv einzugreifen. Am nächsten Tage stellte der Premierminister in einer Depesche an den britischen Botschafter in Moskau, Sir Stafford Cripps, die Sache in harten militärischen Worten klar: «Wenn es möglich wäre, auf die französische oder die niederländische Küste einen erfolgreichen Ablenkungsangriff zu unternehmen, durch den deutsche Truppen aus Russland abgezogen werden würden, so würden wir ihn befehlen, und müsste er noch so teuer erkauf werden. Unsere Generale aber sind sämtlich davon überzeugt, dass wir nur blutig abgewiesen werden würden, oder dass wir kleine Landeköpfe, die wir vielleicht bilden könnten, nach wenigen Tagen wieder auf geben müssten ... [denn] die Deutschen haben im Westen immer noch mehr Divisionen stehen als wir in Grossbritannien... [und] der zum Transport einer grossen Armee zum Kontinent hinüber erforderliche Schiffsraum ist nicht vorhanden.» Zusammenfassend sagte Churchill: «Nichts, was wir tun könnten oder getan haben könnten, würde auf den Kampf an der Ostfront irgendwelchen Einfluss ausüben oder ausgeübt haben.» Der Botschafter wies in Moskau auf diese Tatsachen hin, aber Stalin antwortete: «Ich kann nur immer wiederholen, dass das Nichtvorhandensein einer zweiten Front ganz einfach die Pläne unseres gemeinsamen Feindes begünstigt.» Als die russischen Forderungen und Vorwürfe nicht abrissen, kabelte Churchill an Cripps:

«Ich habe für Ihre schwierige Lage alles Verständnis und volles Mitgefühl mit Russland in seinem bitteren Kampf. Sie [die Russen] haben gewiss kein Recht, uns Vorwürfe zu machen. Sie haben ihr Schicksal selber auf sich herabbeschworen, als sie durch ihren Pakt mit Ribbentrop Hitler auf Polen lisliessen und so den

Krieg entfesselten. Sie schnitten sich selbst von einer wirksamen zweiten Front ab, als sie die Vernichtung der französischen Armee zuließen. Wenn sie sich vor dem 22. Juni mit uns beraten hätten, so hätten manche Vereinbarungen darüber getroffen werden können, ihnen die wesentliche Unterstützung eher zu gewähren, die wir ihnen jetzt in Gestalt von Kriegsmaterial zukommen lassen. Bis Hitler angriff, wussten wir jedoch nicht, ob sie kämpfen oder auf welche Seite sie sich stellen würden ...»

Der Premierminister bedeutete Sir Stafford, vorsichtig zu sein und nicht «alle diese salzigen Wahrheiten in die russischen Wunden zu reiben», sondern die Sowjetregierung der «Loyalität, Redlichkeit und Standhaftigkeit der britischen Nation zu versichern». Wenn auch Grossbritannien wenig dazutun konnte, die russische Front zu entlasten, so plante es doch bereits, wie Churchill im August Roosevelt mitgeteilt hatte, «den überrannten Völkern durch die Landung von Befreiungsarmeen zu Hilfe zu kommen, wenn die Zeit reif ist».

Zwei Wochen nach Pearl Harbour kamen Roosevelt und Churchill mit ihren Stabschefs in Washington zusammen und trafen zwei Entscheidungen von grösster Tragweite. Sie beschlossen, die gesamten militärischen und wirtschaftlichen Mittel der beiden Nationen unter der Leitung eines gemeinsamen Kommandos, des «Kombinierten Komitees der Stabschefs», zusammenzulegen. Dies war die Wurzel des Erfolges der Alliierten. Es war, mit den Worten des Vorsitzenden des Komitees der amerikanischen Stabschefs, General George C. Marshall, «die vollkommenste Zusammenfassung militärischer Anstrengungen, die jemals von zwei verbündeten Nationen zustande gebracht worden ist. Die strategische Führung aller Streitkräfte der beiden Nationen, die Zuteilung von Menschen und Material, die Abstimmung der Transportmittel aufeinander, die militärischen Nachrichtendienste und die Verwaltung der eroberten Gebiete: dies alles wurde gemeinsamer Verantwortung unterstellt».

In diesem gemeinsamen Ausschuss der britischen und amerikanischen Generalstäbe kam es unvermeidlicherweise zu scharfen Meinungsverschiedenheiten, zu Zusammenstössen der Temperamente und zu Konflikten der besonderen nationalen Interessen und Eigenheiten, aber dies kann das allgemeine Urteil Marshalls nicht beeinträchtigen, denn die Divergenzen waren kaum grundsätzlicher Art, sondern das Ergebnis freimütig ausgesprochener Überzeugungen. Der Ausschuss, der unter der allgemeinen Leitung Roosevelts und Churchills arbeitete, war ein Muster der demokratischen Methode, eine Kommission, die handelte. Der beste Massstab für die Fähigkeit und Ehrlichkeit der Männer, die in ihr vereinigt waren, ist vielleicht die Tatsache, dass sie trotz aller Differenzen eine gemeinsame Politik festlegen und zur Durchführung dieser Politik alle Mittel und Kräfte beider Mächte zusammenfassen konnten. Dieser interalliierte Stab gab

den Verbündeten eine ausgeglichene und umfassende Führung und damit eine unschätzbare Überlegenheit.

Die zweite grosse Entscheidung der Washingtoner Zusammenkunft, der ‚Arcadia‘-Konferenz, bestimmte, wie der betreffende Punkt der Tagesordnung hiess, die «Grundlage gemeinsamer Strategien Dieses Problem war der Gegenstand britisch-amerikanischer Stabsbesprechungen gewesen, die im Februar 1941 in London stattgefunden hatten und bei denen darüber Übereinstimmung erzielt worden war, dass, falls die Vereinigten Staaten in einen Krieg sowohl mit Deutschland als auch mit Japan verwickelt werden sollten, die Hauptanstrengungen der Alliierten zuerst gegen die Deutschen zu richten seien. Als sich aber Churchill und seine Mitarbeiter nach dem Überfall auf Pearl Harbour nach Washington begaben, befürchteten sie, die Schwere des japanischen Angriffs im Pazifik könnte die Amerikaner zu dem Ersuchen veranlassen, den Londoner Plan zu ändern. Die Briten atmeten daher erleichtert auf, als ihnen bei der ersten Zusammenkunft General Marshall eine Denkschrift vorlegte, worin es hiess: «Trotz dem Eintritt Japans in den Krieg ist es nach wie vor unsere Ansicht, dass Deutschland der Hauptfeind und seine Niederlage der Schlüssel zum Sieg ist. Ist erst Deutschland geschlagen, dann müssen der Zusammenbruch Italiens und die Niederlage Japans folgen.»

Dieser Vorschlag wurde das Fundament der britisch-amerikanischen Strategie. Er war ausschliesslich militärisch begründet, aber es zeugte gleichwohl von grossem politischen Mut, dass Roosevelt ihn unverzüglich bestätigte, denn das amerikanische Volk brannte darauf, an Japan Rache zu nehmen. In den europäischen Krieg waren die Amerikaner nicht durch einen verräterischen Überfall wie den auf Pearl Harbour gestürzt worden, auch glaubten sie nicht, dass ihre «vitalen Interessen’ in Europa ebenso auf dem Spiele standen wie im Pazifik. Wenn die Amerikaner nach dem Fernen Osten blickten, denken sie als Amerikaner, wenden sie sich aber Europa zu, wird ihre nationale Einheit durch die alten Treueverhältnisse und die alten Feindschaften beeinflusst, die sie oder ihre Väter von Europa mitgebracht haben. Infolgedessen stimmten sie in ihrer Haltung gegenüber Deutschland und Italien nicht so überein wie gegenüber Japan. Als der Krieg kam, richtete sich ihre Wut vor allem gegen die Japaner; zudem hatten sie im Pazifik einen Oberbefehlshaber, General MacArthur, den Ehrgeiz und Ichsucht nur den eigenen Kriegsschauplatz sehen liessen und der die Strategie des «Zuerst Hitler’ nicht nur als völlig verfehlt angriff*, sondern sie auch mit allen möglichen politischen Manövern zu hintertreiben suchte.

* Ich sage dies mit Bedacht, denn ich war als Korrespondent zugegen, als MacArthur auf einer Pressekonferenz in Melbourne im Juni 1942 diese Anklage erhob.

Die grundlegende strategische Entscheidung war zweifellos richtig. Als die Führer der Alliierten zusammenkamen, standen die Deutschen in den Aussenbezirken Leningrads und Moskaus, und niemand konnte sagen, wie lange Russland aushalten werde. Sein Widerstand hatte die Erwartungen der britischen und der amerikanischen Stabschefs bereits weit übertroffen, und so fürchten sie nun, es könnte zusammenbrechen, ehe die Vereinigten Staaten ihre Stärke mobilisiert und zum Tragen gebracht hätten. Deshalb bestand der Präsident darauf, amerikanische Truppen so zeitig wie möglich im neuen Jahr gegen Deutschland einzusetzen, und nahm einen Vorschlag Churchills für eine anglo-amerikanische Landung in Tunesien an. Von dort konnten dann verbündete Streitkräfte im Zusammenwirken mit einer Offensive der britischen 8. Armee, die am Weihnachtsabend Benghasi nahm, in Tripolitanien eindringen.

An demselben Tage jedoch kablete der australische Premierminister, John Curtin, dass der Fall von Singapore nur noch eine Frage von Wochen sei, und bat um unverzügliche Hilfe. In den nächsten zwei Wochen verschlimmerte sich die Lage im Fernen Osten, während Churchill noch in Amerika weilte, so schnell und bedrohlich, dass der Entsendung frischer Kräfte dorthin für den Augenblick der Vorrang gegeben werden musste. Infolgedessen konnten die Amerikaner ihren Anteil an Schiffsraum gemäss dem tunesischen Plan nicht stellen, und die Entsendung von 5 britischen Divisionen, die im Mittleren Osten standen oder auf dem Wege dorthin waren, nach dem Fernen Osten schloss die Möglichkeit eines baldigen Vormarsches der 8. Armee nach Tripolitanien aus.

Im ersten Vierteljahr 1942 drohte das Vordringen Japans nach Neu-Guinea und Burma eine Revision der globalen anglo-amerikanischen Strategie zu erzwingen. Im März kennzeichnete Admiral Pound, der Chef des britischen Admiralstabes, die veränderte Lage folgendermassen: «Obwohl Deutschland immer noch der Hauptfeind bleibt und seine Niederlage der Schlüssel zum Siege ist, ist es jetzt entscheidend geworden, den japanischen Vormarsch aufzuhalten, um uns instand zu setzen, Deutschland zu schlagen.» Die grundlegende Voraussetzung des Washingtoner Beschlusses war die Annahme gewesen, dass die Japaner vor lebenswichtigen Gebieten zum Stehen gebracht werden könnten, und zwar ohne Einsatz von Mitteln, vor allem von Schiffsraum, die für die Offensive gegen Deutschland wesentlich waren. Als jedoch die Japaner im April im Bengalischen Meerbusen erschienen waren und Hitler sich anschickte, den Vorstoss nach dem Kaukasus zu erneuern, war die Gefahr gross, dass die Achsenmächte am Indischen Ozean einander die Hand reichen könnten.

Angesichts dieser Möglichkeit kamen die britischen Stabschefs zu dem Schluss, dass der strategische Schwerpunkt im Gebiet des Persischen Golfs und

seiner Ölfelder liege; dort waren die beiden Kriege strategisch ineinander verhakt. Daraus ergaben sich für 1942 als dringendste Aufgaben, die Japaner zum Stehen zu bringen, den Mittleren Osten zu sichern und die Herrschaft über das Meer zu gewinnen. Zu dieser Zeit und viele Monate lang danach beherrschte die Frage des Schiffsraums alle strategischen Berechnungen Englands und Amerikas. Auf der Washingtoner Konferenz indessen hatte keiner der Verbündeten vorausgesehen, wie schnell und tief ihre Seemacht bald sinken sollte. Von September 1939 bis Dezember 1941 waren fast 10 Millionen t Handelsschiffsraum versenkt und nur ein Drittel davon ersetzt worden, aber man rechnete damit, dass die amerikanischen Werften, die sich auf den Bau von 8 Millionen t im Jahre 1942 eingerichtet hatten, die Lücke schliessen und einen grossen Teil der neuen Verluste an Handelsschiffen ausgleichen könnten. Die Erfahrung des vergangenen Jahres legte die Annahme nahe, dass die Briten der U-Boot-Drohung Herr geworden seien. Im ersten Halbjahr 1941 hatten die monatlichen Schiffsverluste durchschnittlich 470'000 t betragen, aber in den fünf Monaten vor Pearl Harbour waren sie in allen Gewässern auf 170'000 t zurückgegangen. Diese wesentliche Besserung der Lage hatte zu dem optimistischen Schluss verführt, dass man auf dem besten Wege sei, die Schlacht im Atlantik zu gewinnen. Deshalb hatte man auf der Washingtoner Konferenz keine besonderen Beschlüsse zum U-Boot-Krieg gefasst und den Operationen im Atlantik keinen Vorrang eingeräumt.

Dieser Optimismus sollte bald erschüttert werden, denn mit der Ausdehnung des Krieges auf den Pazifik und den Indischen Ozean wuchs der Bedarf an Schiffsraum ungeheuer, und das eben zu der Zeit, wo die Verluste zur See unvermittelt in beunruhigender Weise stiegen. Von Kriegsbeginn bis Pearl Harbour war die deutsche U-Boot-Flotte von 57 Booten auf 249 angewachsen, und mit dem Eintritt Amerikas in den Krieg hatte sich Dönitz im Westatlantik ein ganz neues Operationsgebiet geöffnet, das ihm bisher aus politischen Gründen verschlossen gewesen war.

Im ersten Halbjahr 1942 fanden die Deutschen an der amerikanischen Ostküste und später im Karibischen Meer und im Golf von Mexiko reiche und leichte Beute. «Meine Flotte», schrieb Roosevelt am 18. März in einem Brief an Churchill, «ist in der Vorbereitung auf einen solchen Unterwasserkrieg vor unseren Küsten ausgesprochen nachlässig gewesen. Die meisten Seeoffiziere haben es sich, was ich Ihnen wohl nicht besonders zu sagen brauche, in den früheren Jahren abgewöhnt, in Schiffsgrössen von weniger als zweitausend Tonnen zu denken. Sie haben diese Lektion vor zwei Jahren gelernt. Wir müssen sie noch lernen.» Es waren keinerlei Vorbereitungen für eine Küstenschiffahrt in Geleitzügen getroffen worden, und zu Erkundungstreifen gegen U-Boote standen nur wenige Kriegsschiffe und Flugzeuge zur Verfügung. Ja, die amerikanischen Han-

delsschiffe waren nicht einmal bewaffnet, und es vergingen fünf Monate, ehe für die Küstengemeinden Verdunkelung angeordnet wurde. Nach Professor Morison, dem amerikanischen Flottenhistoriker, warfen «Miami und seine luxuriösen Vororte den Glanz ihrer Neon-Lichter auf sechs Meilen empor, und dagegen hoben sich die Schiffe auf Südkurs als Schattenrisse ab. Schiffe wurden versenkt, und Seeleute ertranken, nur damit die Bevölkerung in gewohnter Weise ihren Geschäften und ihrem Vergnügen nachgehen konnte». Die Schiffsverluste der Alliierten stiegen in den amerikanischen Gewässern alarmierend: von 196'243 t im Januar auf 354'489 t im März und auf 452'000 t im Mai. Nahezu die Hälfte des im Mai verlorenen Schiffsraums wurde im Golf von Mexiko versenkt, wo ein halbes Dutzend U-Boote 41 Schiffe in die Tiefe schickte. «Das Traurige ist», sagt Morison, «dass mindestens die Hälfte dieser Versenkungen durch Massnahmen hätte verhütet werden können, die später getroffen wurden: durch Küsten-Geleit für alle Handelsschiffe und entsprechende Abschirmung in der Luft.» Im Mai errangen die U-Boote 95 Prozent ihrer Erfolge in Gewässern, für deren Schutz die Amerikaner verantwortlich waren. Schliesslich stellten die Amerikaner in demselben Monat mit Hilfe britischer, zur Abwehr von U-Booten ausgerüsteter Fischdampfer Geleitzüge zusammen. Zu dieser Zeit indessen drohten die von den U-Booten zugefügten schweren Verluste an Handelsschiffsraum bereits die Grundlagen der anglo-amerikanischen Strategie zu untergraben. Die in den ersten beiden Jahren in den Schiffsraum gerissene breite Lücke war auch nicht zu einem Teil geschlossen worden, und die Versenkungen in allen Seegebieten seit Pearl Harbour hatten die Neubauten der Werften um mehr als zwei Millionen Tonnen überstiegen.

So schwer auch die Schifffahrtslage war, dachten doch der Präsident und seine Stabschefs nach wie vor an Offensive. Am 9. März kabelte Roosevelt an den Premierminister: «Mich beschäftigt immer mehr der Gedanke, in diesem Sommer auf dem europäischen Festland eine neue Front zu eröffnen... und obwohl die Verluste zweifellos hoch sein werden, so werden sie doch durch mindestens ebenso hohe deutsche Verluste und dadurch ausgeglichen werden, dass wir die Deutschen zwingen, starke Kräfte aller Art von den russischen Fronten abzuziehen.» Der Premierminister beantwortete diese Anregung zurückhaltend, aber die Amerikaner setzten ihre Planungen fort, und am 8. April trafen Marshall und Harry Hopkins, der persönliche Vertreter des Präsidenten, in London ein, um einem unmittelbaren und baldigen Handeln in Europa das Wort zu reden. Die Engländer bestritten nicht Marshalls Hauptthese, dass «der letzte Schlag gegen Deutschland über den Kanal und ostwärts durch die westeuropäischen Ebenen»

geführt werden müsse, und nahmen seine Empfehlung an, unverzüglich mit den Vorbereitungen zu einer im Frühjahr 1943 über den Kanal hinweg zu unternehmenden Invasion (Deckname ‚Roundup‘) zu beginnen.

Während die britischen Stabschefs Marshalls langfristigem Plan zustimmten, waren sie über die weitere Anregung einigermaßen entsetzt, für 1942 eine Landung in Frankreich «als Opfer zur Abwendung des drohenden Zusammenbruches des russischen Widerstandes» vorzubereiten. Marshall dachte daran, noch im Herbst 1942 als Basis für die grosse Offensive im Frühjahr 1943 einen kleinen Brückenkopf zu bilden. Aber er musste zugeben, dass die dazu mindestens erforderlichen Truppen und Schiffe nicht vor Oktober versammelt sein könnten, also in einer für eine amphibische Operation im Kanal denkbar ungünstigen Jahreszeit. Aber auch im Oktober hätten die dann verfügbaren Transportschiffe nur genügt, allergünstigstenfalls 9 gelandete Divisionen zu versorgen, und so schwache Kräfte könnten, wie die Engländer geltend machten, die Deutschen selbst dann nicht behindern, wenn es gelänge, sich den Winter hindurch auf dem Festland zu behaupten. Bei einer Zusammenkunft am 14. April kam man endgültig dahin überein, eine Landung in Frankreich 1942 nur zu versuchen, wenn ein verzweifeltes Unternehmen notwendig werden sollte, um die Sowjetunion vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Der betreffende Plan erhielt den grosssprecherischen Decknamen ‚Sledgehammer‘ (Schmiedehammer), obwohl man sich klar darüber war, jedenfalls auf der britischen Seite, dass ein solches Unternehmen nur eine geringe Ablenkung zu bewirken vermöchte, andererseits aber verheerend ausgehen könnte.

Am 11. April, als der Plan ‚Sledgehammer‘ in London noch erörtert wurde, in der Frage seiner Ausführbarkeit aber noch keine Einigung erzielt worden war, sandte Roosevelt an Stalin eine Kabeldepesche, worin es hiess: «Ich erwäge einen sehr wichtigen militärischen Vorschlag, der die Verwendung unserer Streitkräfte zu dem Zweck einschliesst, Ihre gefährdete Westfront zu entlasten... Ich brauche Ihren Rat, ehe wir uns endgültig über den strategischen Kurs unseres gemeinsamen militärischen Vorgehens entscheiden.» Roosevelt regte an, Molotow solle mit einem militärischen Berater zur Besprechung des Vorschlages nach Washington kommen.

Molotow hatte es mit der Reise nach Washington nicht eilig. Als er aber Ende Mai, sechs Wochen nach der Einladung, eintraf, brachte er eine dringende Forderung mit. Er wies Roosevelt und Marshall darauf hin, «Hitler könnte in solchem Umfange Verstärkungen an Truppen und Material einsetzen, dass dem die Rote Armee möglicherweise nicht standzuhalten vermöchte». Ganz andere Aussichten hingegen böten sich, «wenn Grossbritannien und die Vereinigten Staaten eine neue Front eröffnen würden, um 40 deutsche Divisionen auf sich zu ziehen».

Molotow erklärte, dass er diese Frage in London mit dem Premierminister durchgesprochen, aber «keine positive Antwort» erhalten habe. Er würde gern vom Präsidenten «eine klare Antwort» haben.

Das amerikanische Protokoll vermerkt nun: «Darauf legte der Präsident General Marshall die Frage vor, ob sich die Voraussetzungen klar genug überblicken liessen, um Mr. Stalin zu erklären, dass wir eine zweite Front vorbereiten. ‚Jawohl‘, antwortete der General. *Daraufhin ermächtigte der Präsident Molotow, Stalin davon zu unterrichten, dass wir mit der Bildung einer zweiten Front in diesem Jahr rechnen.* General Marshall fügte hinzu, dass... wir die nötigen, entsprechend ausgebildeten Truppen hätten; wir hätten das Material, die Flugzeuge und die Panzer-Divisionen. Die Schwierigkeiten lägen bei den Transportmitteln.» In der sich anschliessenden Diskussion indessen legte Präsident Roosevelt dar, dass es wegen der Knappheit an Schiffsraum für die Vereinigten Staaten schwierig werden würde, mit den vorgesehenen Leih- und Pachtsendungen nach Russland fortzufahren und gleichzeitig die erforderlichen Invasionskräfte in England zu versammeln. Er schlug daher vor, die Verschiffungen nach Russland während der nächsten zwölf Monate von 4'100'000 t auf 2'500'000 t einzuschränken, betonte aber, dass davon nicht die Panzer, die Munition oder andere unmittelbare Kampfmittel betroffen würden. Der Präsident wies darauf hin, dass die Russen «ihren Kuchen nicht gleichzeitig essen und behalten» könnten.

«Auf diese Feststellung», heisst es in dem amerikanischen Protokoll, «gab Mr. Molotow mit einigem Nachdruck zurück, dass die zweite Front stärker sein würde, wenn die erste Front noch fest hielte, und stellte, was anscheinend sarkastisch gemeint war, die Frage, was sich wohl ereignen würde, wenn die Sowjets ihren Bedarf beschnitten und dann schliesslich doch keine zweite Front käme.» Obwohl Molotow keine Zusicherung geben konnte, dass Russland in eine Kürzung der Leih- und Pachtsendungen einwillige^e werde, bestand er auf einer endgültigen und öffentlichen Erklärung der Amerikaner, dass sie noch in diesem Jahr eine Landung an der Kanalküste unternehmen würden. Er entwarf hierzu ein Kommuniqué, das den Satz enthielt: «Bei den Besprechungen wurde vollständige Übereinstimmung hinsichtlich der dringenden Aufgabe erzielt, im Jahre 1942 in Europa eine zweite Front zu eröffnen.» Als dieser Entwurf Marshall vorgelegt wurde, bereute er seine allzu bereitwillig gegebene Zusicherung und riet dem Präsidenten, die Worte «im Jahre 1942» auszulassen. Aber Molotow war davon nicht abzubringen, und als er auf dem Rückweg nach Moskau in London eintraf, besass er die amerikanische Zustimmung zur Veröffentlichung eines Kommuniqués in der Fassung seines Entwurfs.

Churchill akzeptierte Molotows Text, weil er sich sagte, eine solche Veröffent-

lichung werde die Deutschen beunruhigen und irreführen, privat aber versicherte er dem russischen Aussenminister, dass die britische Regierung für die Eröffnung einer zweiten Front keine Gewähr übernehmen könne. Um Molotow über die britische Ansicht nicht im Zweifel zu lassen, übergab er ihm eine Denkschrift; so klar diese Denkschrift auch war, für die Russen zählte nur das veröffentlichte Kommuniqué, und später betonten sie, dass es eine endgültige Zusage bedeute. Unter der Bevölkerung Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten verbreitete sich dieselbe Auffassung, und als 1942 die zweite Front nicht Wirklichkeit wurde, war man auf beiden Seiten des Atlantiks begrifflicherweise tief bestürzt. Das Kommuniqué Molotows sollte den Westalliierten, besonders dem Präsidenten, noch schwere Verlegenheiten bereiten. In den nächsten zwei Jahren lastete die Zusage, die er gegeben hatte, beunruhigend auf Roosevelts Gewissen und beeinträchtigte bei seinen Verhandlungen mit Stalin seine moralische Position.

Je mehr sich die Engländer in das Problem vertieften, desto klarer wurde ihnen, dass, wenn überhaupt, für eine grosse amphibische Operation mit britisch-amerikanischen Kräften im Jahre 1942 nur Französisch-Nordafrika in Betracht komme. Diese Ansicht wurde bei den weiteren Beratungen in Washington von Churchill und dem Chef des Empire-Generalstabes, Sir Alan Brooke, nachdrücklich vertreten. Roosevelt war ihr zugänglich, aber Marshall hoffte immer noch, dass sich das Unternehmen ‚Sledgehammer‘ werde durchführen lassen, und war entschlossen, die Operation ‚Bolero‘, die Aufstellung einer amerikanischen Streitmacht in England zu einem Angriff über den Kanal, durch nichts stören zu lassen. Während der Auseinandersetzungen über diese Frage jedoch wendete sich die Schlacht in Libyen zugunsten der Deutschen. Tobruk fiel, und Rommel jagte die britische 8. Armee Hals über Kopf nach Ägypten hinein. Der Mittlere Osten schien durch Umfassungsoperationen über Suez und durch den Kaukasus bedroht, denn in der Ukraine erneuerten die Deutschen ihre Offensive, und es war mit ihrem Durchbruch zum Kaspischen Meer zu rechnen. Die britische Befürchtung, dass sich die Deutschen und die Japaner am Indischen Ozean die Hand reichen könnten, lebte verstärkt wieder auf.

Roosevelt ermass die Gefahr schnell und erbot sich, eine amerikanische Panzer-Division nach Ägypten zu senden, aber Marshall widersprach entschieden mit der Begründung, dass dann die Verschiffungen zu dem Unternehmen ‚Roundup‘ fühlbar eingeschränkt werden müssten. Er erklärte sich indessen einverstanden, statt der Panzer-Division 300 Sherman-Panzerwagen und 100 Sturmgeschütze zu schicken. Das genügte Brooke, denn es fehlte der 8. Armee nicht an Männern, wohl aber an Ausrüstung, und der Sherman-Panzer versprach, anders als der britische Crusader, jedem der Kampfswagen, über die Rommel in

Afrika verfügte, gewachsen zu sein. Darüber und über die Entsendung von Flugzeugen hinaus lag es nicht im Konzept der amerikanischen Stabschefs, eine konsequente Mittelmeer-Strategie zu verfolgen. Sie bestanden vielmehr darauf, dass ‚Bolero‘ «bis zum 1. September auf vollen Touren» weiterlaufen solle. Churchill und Brooke nahmen das nur mit grösstem Widerstreben hin; sie hielten dafür, dass kein Schiff für ein verzweifelttes Unternehmen wie ‚Sledgehammer‘ abgezogen werden dürfe, solange jede Tonne zur Behauptung der hart bedrängten Schlachtfronten gebraucht wurde. Aber sie konnten die Missbilligung des Planes ‚Sledgehammer‘ nicht mit aller Schärfe aussprechen, wenn sie vermeiden wollten, dass die Amerikaner ihre ganze Aufmerksamkeit dem Pazifik zuwandten. Marshall fasste Churchills Zustimmung zur Fortführung von ‚Bolero‘ dahin auf, dass die Briten zu einer Landung in Frankreich noch in diesem Jahr bereit seien für den Fall, dass die Lage für die Russen kritisch werden sollte, doch war noch keine endgültige Verständigung erreicht, als Rommels Vorstoss nach El Alamein Churchill und seine Berater zwang, sofort nach London zurückzukehren.

Während sich die Alliierten in Washington noch mit der Ausarbeitung einer gemeinsamen Strategie abmühten, war Generalmajor Dwight D. Eisenhower in London eingetroffen, um den Oberbefehl über die zum Einsatz auf dem europäischen Kriegsschauplatz bestimmte amerikanische Armee zu übernehmen und sie auf einen bei der nächsten günstigen Gelegenheit über den Kanal zu führenden Angriff vorzubereiten. Er musste jedoch bald feststellen, dass nach der Überzeugung der britischen Planungsstäbe im Jahre 1942 eine erfolversprechende Landung in Frankreich nicht möglich war und dass ein verfrühter Angriff mehr schaden als nützen würde, weil er Hitler auf Monate hinaus von jeder ersten Bedrohung im Westen entlasten und ihm erlauben würde, alle Kräfte zur Vernichtung der Roten Armee zusammenzufassen. Churchill bekräftigte alsbald nach seiner Rückkehr nach Whitehall diese Auffassung. Wie er es sah, war das dringendste Problem, den Mittleren Osten zu retten, wo seit den Washingtoner Besprechungen die Lage schlimmer und schlimmer geworden war. Ihm und den britischen Stabschefs schien es, dass der den Unternehmungen ‚Bolero‘ und ‚Sledgehammer‘ zugeteilte Schiffsraum eher zur Verstärkung der Kräfte in Ägypten und zu einer Landung in Französisch-Nordafrika verwendet werden sollte.

Der Würgegriff um den Seeverkehr hatte sich seit dem Frühjahr noch enger geschlossen. Selbst der resolute und zuversichtliche Marshall war beunruhigt. Am 19. Juni hatte er dem Oberbefehlshaber der amerikanischen Flotte, Admiral Ernest King, geschrieben: «Die Verluste durch U-Boote vor unserer atlantischen Küste und im Karibischen Meer bedrohen nachgerade unsere gesamten Kriegsanstrengungen... Von den 74 der Armee für Juli zugeteilten Schiffen ... sind 17

bereits versenkt worden... Ich fürchte, ein bis zwei weitere solche Monate werden unser Transportwesen so lähmen, dass wir auf wichtigsten Kriegsschauplätzen nicht genug Truppen und Flugzeuge werden zum Tragen bringen können, um den Kriegsverlauf entscheidend zu beeinflussen.» Das war nicht übertrieben; der Juni war im Seekrieg bisher der schlimmste Monat. Durchschnittlich wurde alle vier Stunden ein Handelsschiff versenkt, und die Verluste erreichten die niederschmetternde Summe von 825'310 t. Im Juli stiegen sie noch, und am 14. Juli kablete Churchill an Roosevelt: «Die Schiffsverluste der Alliierten betragen in der letzten Woche fast 400'000 t. Wenn es bei dieser Quote bleibt, die in diesem wie im letzten Krieg ohne Beispiel ist, dann werden die Verluste zweifellos die bestehenden Neubaupläne weit übersteigen.»

Zu dieser Zeit betrug der seit Jahresbeginn verlorengegangene Handelsschiffsraum insgesamt mehr als viereinhalb Millionen Tonnen; damit waren die Gesamtverluste von 1941 bereits übertroffen. Diese schreckliche Einbusse ging fast ganz auf den Unterwasserkrieg zurück und hatte die Deutschen in dem halben Jahr nur 21 U-Boote gekostet. Währenddem hatten sie für jedes versenkte U-Boot 5 gebaut. Anfang Juli verfügte Dönitz über eine Flotte von 331 Booten, von denen 140 im Einsatz waren, und es bestand nur geringe Aussicht, dass der von ihnen unter dem Handelsschiffsraum der Alliierten angerichteten Verheerung in naher Zukunft Einhalt geboten werden konnte.

Unter solchen Umständen hielten es die Briten für Wahnsinn, in diesem Jahr eine Landung über den Kanal zu versuchen. Eisenhower und die übrigen jetzt in London weilenden amerikanischen Befehlshaber urteilten anders, und als sie über die britische Auffassung nach Washington berichtet hatten, war die unmittelbare Reaktion der amerikanischen Stabschefs, dass sie Roosevelt rieten, sich im Krieg mit Deutschland defensiv zu verhalten und sich darauf zu konzentrieren, Japan zu schlagen. Am stärksten befürwortete Admiral King diese Strategie.

Bei Beratungen des interalliierten Ausschusses der Generalstäbe behielt King konsequent und offen die Haltung bei, dass dieser Krieg ein Krieg gegen Japan sei. Es ist das auch nicht verwunderlich. Der Krieg im Pazifik war ein Seekrieg, in dem die Flotte zweifellos die Hauptwaffe war, deren Strategie die andern Waffen zu dienen hatten. King war stolz und ehrgeizig. Im Pazifik konnte die Flotte für seine Rechnung Ehre und Ruhm gewinnen, im Atlantik gab es keinen Feind, der ihres Stahls würdig gewesen wäre. Dort hatte sich seine Flotte mit der Gesinderolle zu begnügen, Handelsschiffe zu geleiten und die amphibischen Operationen des Heeres zu unterstützen, auf die jeder amerikanische Seemann schon immer mit Widerstreben und Verachtung herabgesehen hatte. Zudem mussten ame-

rikanische Kriegsschiffe in europäischen Gewässern aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem allgemeinen Oberbefehl der Royal Navy kämpfen, die King für veraltet und unfähig hielt. Man schreibt ihm die Worte zu: «Ich habe im Ersten Weltkrieg unter den gottverdammten Briten gekämpft, und soweit es an mir liegt, wird keines meiner Schiffe wieder unter ihnen kämpfen.» Ob nun diese Bemerkung seine wohlwogenen Ansichten wiedergibt oder nicht – fest steht, dass er ständig den Einsatz amerikanischer Marinestreitkräfte im Krieg gegen Deutschland einzuschränken gesucht hat. Infolge dieses seines Standpunktes und weil Roosevelt seinem Fachurteil und seiner Tüchtigkeit mit Recht vertraute, sollte King auf die Entwicklung der anglo-amerikanischen Strategie in den nächsten drei Jahren einen mächtigen Einfluss ausüben.

Gegenwärtig kam hinzu, dass King mit der Forderung, sich dem Pazifik zuzuwenden, nicht alleinstand. Am 10. Juli, als Eisenhowers Bericht aus London eingetroffen war, schrieb Kriegsminister Henry Stimson in sein Tagebuch: «Das britische Kriegskabinett... sucht jetzt die Entscheidung umzustossen, die erst vor Kurzem so mühselig erreicht worden ist, als Mr. Churchill hier war... Ich fand Marshall ganz aufgebracht darüber... und er schlug ein Entweder-Oder vor, was ich herzlich guthiess. Da die Briten das, worein sie eingewilligt haben, nicht durchführen wollen, werden wir ihnen den Rücken kehren und den Kampf mit Japan aufnehmen.»

Am 15. Juli unterbreiteten Marshall und King dem Präsidenten einen Gegenplan über umfassende Operationen im Südwest-Pazifik, und Stimson schlug vor, ihn wenigstens als Drohung zu benutzen, um die Briten herumzukriegen. Dies lehnte der Präsident gelassen ab, ja, er sandte Marshall, King und Hopkins mit dem Auftrag nach London, dort den Einsatz amerikanischer Bodenstreitkräfte gegen Deutschland für 1942 zu sichern. Sie sollten für die Operation ‚Sledgehammer‘ eintreten, sich aber auf den nordafrikanischen Alternativplan einigen, falls die Briten an der Ansicht festhielten, dass in diesem Jahr eine erfolgreiche Landung in Frankreich nicht möglich sei. In einer Weisung an Marshall erklärte Roosevelt am Tag darauf: «Ich bin gegen eine ausschliessliche umfassende amerikanische Anstrengung im Pazifik ... Es ist äusserst wichtig, klar zu erkennen, dass wir mit einer Niederlage Japans nicht Deutschland schlagen und dass eine amerikanische Konzentration gegen Japan in diesem Jahr oder 1943 die Möglichkeit einer völligen Beherrschung Europas und Afrikas durch die Deutschen erhöht.» So hielt Roosevelt die ursprüngliche Washingtoner Entscheidung aufrecht. Niemals wich er von diesem Standpunkt ab.

Die Londoner Beratungen, die am 18. Juli begannen, zogen sich erschöpfend hin, doch die Amerikaner kämpften eine verlorene Schlacht gegen Tatsachen, die sie zu verkleinern suchten, aber nicht leugnen konnten. Die Engländer betonten,

als einzige Operation über den Kanal, durch die Hitler 1942 von Russland ernstlich abgelenkt werden könnte, komme ein mit wirklich starken Kräften gegen die Küste bei Calais unternommener Angriff in Frage. Dieses Gebiet aber sei zu stark verteidigt, für die Deutschen zu leicht zu verstärken und Gegenangriffen zu stark ausgesetzt. Eine Landung dort würde bestimmt abgewiesen werden, denn sofort verfügbar seien nur Landungsschiffe für eine Division, andererseits aber sei es unmöglich, eine genügend grosse Transportflotte vor dem unausweichlichen Anbruch ungünstigen Wetters im Oktober zu versammeln.

Marshall liess diese Darlegung gelten und schlug eine Landung auf der Halbinsel von Cherbourg vor. Dort war der Feind in der Tat verwundbar, aber dieser Vorteil wurde durch die längeren Hin- und Rückfahrten und die Schwierigkeiten einer Abschirmung in der Luft wettgemacht, war doch der Langstreckenjäger noch nicht entwickelt. Die Briten machten überdies geltend, dass ein Landekopf bei Cherbourg, falls man dort wirklich Fuss fassen würde, nicht zu einer Basis für eine grosse Offensive ausgebaut werden könnte und auch nicht eine einzige deutsche Division von Russland abzöge, da die bereits in Frankreich stehenden feindlichen Kräfte die Halbinsel an ihrer Enge mit Leichtigkeit abzuriegeln vermöchten. Ein solcher Landekopf würde im Winter zu einer blutenden Wunde werden, aus der die Mittel wegrönnen, die zu dem Unternehmen ‚Roundup‘ gebraucht würden. Die blossе Drohung mit der Invasion halte bereits 40 deutsche Divisionen im Westen untätig fest, und diese Drohung lasse sich durch grössere, durch Luftangriffe verstärkte Überfälle und durch täuschende Schiffsbewegungen aufrechterhalten. Einzig und allein durch eine völlig neue Drohung, eben durch eine Landung in Französisch-Nordafrika, würden sich weitere, für die Ostfront bestimmte deutsche Truppen ablenken lassen.

Die Amerikaner wandten ein, dass eine erfolglose Landung in Frankreich immer noch besser sei als nichts; dass Nordafrika zu weit weg liege, als dass ein Unternehmen dort das Hauptproblem beeinflussen könnte: das Schicksal Russlands; und dass die Verbündeten, wenn man sich 1942 im Mittelmeergebiet engagierte, nicht in der Lage wären, 1943 eine Offensive über den Kanal zu führen. Dies war die Operation, an die sie ihr Herz gehängt hatten. Für Marshall und tatsächlich die meisten amerikanischen Militärs war die Aufgabe, Deutschland zu schlagen, ein Problem der Produktion und der Organisation. Sie glaubten, wie es ein Angehöriger des Stabes Churchills einmal ausgedrückt hat, «wenn sie genug Energie hinter den Transport ihrer Streitkräfte über den Atlantik setzten, dann trüge sie ihr Schwung gleich über die Strasse von Dover». Es kam in ihren Augen nur darauf an, die Produktionstechnik auf das strategische Feld auszudeh-

nen. Marshalls Versessenheit auf die Offensive war auch ein Ausdruck des überschäumenden Optimismus und des grenzenlosen Selbstvertrauens, die den amerikanischen Charakter kennzeichnen.

Marshalls Haltung wurde auch von einer politischen Erwägung bestimmt. Die Vereinigten Staaten stellten die grösste Armee ihrer Geschichte auf, und sie durfte nicht tatenlos in den Ausbildungslagern dahinleben. Dem von Natur ungeduldigen amerikanischen Volk juckte es in den Fingern, an den Japanern Rache zu nehmen, und hinhaltende Operationen im Pazifik liessen sich politisch nur rechtfertigen, wenn man dafür die Deutschen mit Erfolg angriff. Marshall glaubte, dass eine Landung in Französisch-Nordafrika weder die amerikanische öffentliche Meinung, noch die Bedürfnisse der Strategie der Alliierten befriedigen würde.

So waren die Amerikaner «unüberzeugt und enttäuscht», als die Engländer schliesslich den Plan ‚Sledgehammer‘ [Landung noch 1942] ablehnten. Eisenhower meinte, dass dieser 22. Juli 1942 einmal als der «schwärzeste Tag der Geschichte»* angesehen werden könnte, und es scheint, dass Marshall und King Europa sofort den Rücken gekehrt hätten, wenn da nicht zwei Tatsachen gewesen wären: Roosevelts Entschlossenheit, an der Strategie «Hitler zuerst» festzuhalten, und Churchills ständige Versicherung, dass die Landung in Nordafrika (die jetzt den Decknamen ‚Torch‘ erhielt) das durchaus notwendige Vorspiel zu ‚Round-up‘ [Invasion über den Kanal] sei, weil die Öffnung des Mittelmeers mindestens 1 Million t Schiffsraum freisetzen würde, der bei der Versorgung des Mittleren Ostens und Indiens durch die Route um das Kap dauernd gebunden sei. Die amerikanischen Stabschefs waren geneigt, an dem ‚Sledgehammer-Plan‘ bis zum 15. September festzuhalten für den Fall, dass die russische Lage verzweifelt werden sollte, aber am 25. Juli entschied der Präsident die Sache mit dem Kabeltelegramm, dass das Unternehmen ‚Torch‘ spätestens am 30. Oktober durchzuführen sei.

Wieder in Washington, versuchten Marshall und King den Präsidenten umzustimmen, aber im August zerrannen wohl ihre Illusionen über die Durchführbarkeit einer Landung in Frankreich noch in diesem Jahr durch den bitteren Ausgang des Überfalls auf Dieppe. Die 5'000 Kanadier, die daran teilnahmen, verloren insgesamt 3'369 Mann, doch war ihr Opfer nicht vergebens. Diese «gewaltsame Erkundung» bewies über alle Zweifel hinaus, dass mit den 1942 verfügbaren Mitteln kein befestigter Kanalhafen mit stürmender Hand genommen werden konnte.

* Nach dem Kriege jedoch sagte Eisenhower in seinem Buch ‚Crusade in Europe‘ (S. 71): «Die spätere Entwicklung hat mich davon überzeugt, dass diejenigen, die die Operation ‚Sledgehammer‘ für unklug hielten, in der Beurteilung des Problems damals recht hatten.»

te, und brachte Erfahrungen, die in den kommenden zwei Jahren Hunderten alliierter Soldaten das Leben retten sollten. Man weiss jetzt, dass Hitler, weit entfernt, seine westliche Position zu schwächen, sie auf die von den Engländern durch blosser Überfälle und Täuschungsmanöver aufrecht erhaltene Invasionsdrohung hin verstärkt hatte. Im Sommer 1942 wurden 7 Divisionen, darunter 4 Panzer-Divisionen, von Russland nach Frankreich überführt. Damit stiegen die deutschen Kräfte im Westen einschliesslich Norwegens auf 45 Divisionen, nahezu ein Viertel der deutschen operativen Streitmacht, und das, als jeder Kampf verband zu dem Stoss in den Kaukasus gebraucht wurde. Die Luftwaffe musste sogar noch mehr Kräfte abgeben. Kaum die Hälfte war im Osten eingesetzt; im Übrigen war sie auf das Mittelmeergebiet und den Westen verteilt.

Inzwischen, Anfang August, hatte sich Churchill in der Annahme, dass die Landung in Nordafrika nun fest vereinbart sei, nach Ägypten begeben, um das Kommando des Mittleren Ostens auf eine von Alamein aus im Zusammenwirken mit dem Unternehmen ‚Torch‘ vorzutragende Offensive vorzubereiten. Von Kairo flog er nach Moskau, um Stalin über die Pläne der Alliierten ins Bild zu setzen. Bei den ersten Besprechungen im Kreml war die Atmosphäre ‚kalt und düster‘. Stalin liess die schriftliche Darlegung, die Churchill im Juni Molotow übergeben hatte, ganz ausser Acht und behauptete, die Nichteröffnung einer zweiten Front im Jahre 1942 sei ein Wortbruch; die Westmächte, sagte er, «fürchten sich zu sehr davor, die Deutschen zu bekämpfen». Churchill erwiderte auf diese Beschuldigungen offen und entschieden und enthüllte dann den ‚Torch-Plan‘. Das entspannte die Atmosphäre; Stalin erkannte sofort die strategische Bedeutung des Planes. Aber er war noch nicht ganz zufriedengestellt, und sein Stabschef, Woroschilow, blieb Churchills militärischen Beratern gegenüber dabei, dass «eine zweite Front entscheidend» sei «und deshalb ermöglicht werden» müsse. Die Russen äusserten jedoch die Zuversicht, dass sie nach Einbruch des Winters den Kaukasus halten könnten, zu dessen Verteidigung, wie Stalin hinzufügte, 25 Divisionen verfügbar seien. Darüber und über die Behauptung hinaus, dass Russland monatlich 2'000 Panzer produziere, verriet Stalin von seinen Plänen und Hilfsquellen wenig. Immerhin kehrte Churchill nach London mit der Überzeugung zurück, dass die Rote Armee aushalten werde, und bestärkt in dem Glauben an die Richtigkeit des ‚Torch-Plans‘. Umso bestürzter war er, als er die Amerikaner immer noch unschlüssig und voller Abneigung antraf, in Nordafrika so bald und so kühn anzugreifen, wie die britischen Stabschefs vorgeschlagen hatten.

Die anglo-amerikanische Kontroverse, die sich um die Operation ‚Torch‘ entspann, fordert eine genaue Untersuchung, weil sich in ihrem Verlauf der tiefe Widerstreit in der strategischen Auffassung der beiden Mächte offenbarte und ihr

Ausgang den Verlauf des Krieges wesentlich beeinflusste. Trifft es zu, wie einige Amerikaner für ihre Auffassung geltend gemacht haben, dass das Unternehmen ‚Torch‘ und der Feldzug, der sich daraus im Mittelmeergebiet entwickelte, eine unnötige Ablenkung war, die die Eröffnung der eigentlichen zweiten Front um ein Jahr verzögerte und den Krieg verlängerte? Oder war es das unerlässliche Vorspiel zu einem Angriff über den Kanal, ein gutes Beispiel für das alte Sprichwort: «Der weiteste Umweg ist der kürzeste Weg nach Hause»?

Den ganzen August hindurch wogte der Streit zwischen den Stabschefs auf der Suche nach einem praktischen Kompromiss über den Atlantik hin und her. Die Rollen waren jetzt vertauscht, die Briten drangen auf das Unternehmen, die Amerikaner sträubten sich. Das Endziel des Feldzuges war nach dem Konzept Churchills, das Mittelmeer zu öffnen, einen Schlag gegen Italien zu führen und die deutsche Südflanke zu entblößen. Zu diesem Zweck wollte Churchill durch zusammenlaufende Angriffe von Osten und Westen die Achsen-Streitkräfte aus Nordafrika hinauswerfen, aber das konnte nur dann zu einem schnellen Erfolg führen, wenn die Alliierten die wahrscheinliche deutsche Reaktion, die Aufstellung eines Sperrverbandes in Tunesien, zu vereiteln vermochten. Deshalb schlugen die britischen Stabschefs vor, den Angriff im zeitigen Oktober zu führen, ehe die Winterpause in Russland deutsche Reserven freisetzte, und in möglichster Nähe der tunesischen Flottenbasis Bizerta zu landen.

Dieser kühne Plan sprach die Amerikaner wenig an; sie sagten sich, dass er sie in einen langen Feldzug im Mittelmeergebiet hineinzöge und eine weitere Verschiebung des Angriffes über den Kanal zur Folge hätte. Sie glaubten nicht, dass die englische 8. Armee Rommel in Ägypten zu schlagen vermöge, und fürchteten, die Deutschen könnten in Spanien einrücken, binnen weniger Tage die Strasse von Gibraltar schliessen und die im Mittelmeer gelandeten Streitkräfte von ihrer Versorgung abschneiden. In dem ursprünglichen Weisungsentwurf für Eisenhower, der zum Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte für ‚Torch‘ bestimmt war, hatten die britischen Stabschefs Landungen bei Casablanca, Oran, Algier und Bone, knapp 120 Marschmeilen von Bizerta, vorgesehen. Als sich zeigte, dass die anglo-amerikanischen Seestreitkräfte im Atlantik und den europäischen Gewässern nicht stark genug waren, einen so ausgedehnten Angriff zu decken, schlugen die Engländer vor, die Landung bei Casablanca auszuschneiden. Aber die Amerikaner bestanden darauf, durch eine Basis ausserhalb des Mittelmeeres eine Versorgungslinie zu den innerhalb gelandeten Streitkräften für den Fall zu sichern, dass die Strasse von Gibraltar geschlossen werden würde. Die Breite der Angriffsfront hing also nun von einer verstärkten Unterstützung durch

die Flotte der Vereinigten Staaten ab. King jedoch war an dem Unternehmen ‚Torch‘ nur als einem Mittel interessiert, die Deutschen an der Errichtung von U-Boot-Stützpunkten in Dakar und Casablanca zu hindern. Er erklärte sich bereit, zur Deckung und Unterstützung von Landungen an der westafrikanischen Küste Kriegsschiffe der amerikanischen Atlantikflotte zur Verfügung zu stellen, liess aber wissen, dass er ohne ausdrücklichen Befehl kein Schiff der Pazifischen Flotte zu Operationen im Mittelmeer abgeben werde. Admiral Halsey hatte in den Gewässern der Salomoninseln eine Offensive begonnen, und King wollte den erreichten Erfolg ausnutzen, ehe sich der japanische Widerstand versteifte. Diese Offensive blieb nicht ohne Rückwirkung auf den afrikanischen Feldzug, weil durch sie die japanischen Seestreitkräfte im Indischen Ozean auf 5 Unterseeboote und 4 Hilfskreuzer zusammenschmolzen und es Japan nicht mehr möglich war, Hitlers Ersuchen um Angriffe auf die nach dem Mittleren Osten bestimmten britischen Geleitzüge zu erfüllen. Aber das war ein schwacher Ausgleich für diejenigen, die an die Möglichkeit eines grossen Sieges in Nordafrika für den Fall glaubten, dass die Alliierten die zu dem kühnen Vorgehen nötige Seestreitmacht versammeln könnten.

Admiral Sir Andrew Cunningham, der Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte für das Unternehmen ‚Torch‘, war erpicht darauf, ohne Rücksicht auf das Risiko von Luftangriffen von Sizilien und Sardinien her geradeswegs auf Bizerta loszugehen. Dieser Plan wurde noch erörtert, als, in der zweiten Augustwoche, ein nach Malta bestimmter stark geschützter Geleitzug seinen gefährvollen Marsch durch die tunesischen Gewässer antrat. Der Konvoi lag von Sardinien an unter Feuer. Churchill teilte dem Unterhaus mit: «Dreibis vierhundert deutsche und italienische Bomber, Torpedoflugzeuge und Langstreckenjäger wurden von ihren Küstenstützpunkten aus gegen unsere Armada – eine riesige Versammlung von Schiffen – eingesetzt, und in den Engen, die vermint waren, wurde sie von Schnellbooten und U-Booten angegriffen. Sowohl der Konvoi als auch die Geleitflotte erlitten schwere Verluste. Ein Flugzeugträger, die ‚Eagle‘, zwei Kreuzer und ein Zerstörer wurden versenkt, andere beschädigt. Schlimmer noch war die damals öffentlich noch nicht bekanntgegebene Tatsache, dass von 15 Handelsschiffen nur 5 nach Malta durchgekommen waren. Sie genügten zwar, der belagerten Insel Luft zu schaffen, aber der dafür gezahlte Preis gab denen, die sich Cunninghams verwegendem Plan widersetzen, ein unwiderlegliches Argument in die Hand. Als Churchill von Moskau zurückkehrte, war noch keine Kompromisslösung gefunden.

Die amerikanischen Stabschefs, die so versessen darauf gewesen waren, sich im September über den Kanal zu stürzen, waren jetzt einer Landung östlich von Oran durchaus abgeneigt und zweifelten, ob sie selbst diese begrenzte Operation vor November durchführen könnten. Ihre Vorsicht ging zum Teil darauf zurück,

dass sie den ganzen Plan nicht mochten, und zum Teil darauf, dass sie soeben durch Erfahrung gelernt hatten, was sie von ihren Alliierten nur widerwillig hatten annehmen wollen. Beim näheren Studium der praktischen Probleme einer amphibischen Operation waren sich Marshall und seine Berater über die grossen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens wie über den Mangel Amerikas an geeigneten Mitteln und entsprechend ausgebildeten Truppen klargeworden. Der Planungsstab des Kriegsministeriums kam zu dem Schluss, dass man «weniger als fünfzig Prozent Erfolgsaussicht» habe, und Marshall war nun, obwohl nicht ganz so skeptisch, wegen der Möglichkeit eines Fehlschlages überbesorgt.

In der Befürchtung, dass die entsprechenden Ratschläge zur Vorsicht den Plan untergraben könnten, kabelte Churchill am 26. August an Roosevelt:

«Risiken und Schwierigkeiten werden sich durch Verzögerungen verdoppeln und eine Verstärkung unserer Kräfte ernstlich beeinträchtigen. Sorgfältiges Planen bis in jede Einzelheit, Sicherheit vor allem andern bei jeder Berechnung, weitschauende Vorkehrungen für einen langen Feldzug, um jeder denkbaren widrigen Zufälligkeit begegnen zu können: dies wird, so bewundernswert es auch in der Theorie sein mag, tatsächlich das Unternehmen ruinieren...»

Um die auf der militärischen Führung ruhende Verantwortungslast zu erleichtern, sollten meiner Meinung nach Sie und ich das Risiko unmittelbar auf uns selbst nehmen.»

Diese Botschaft bewirkte die notwendig gewordene Intervention des Präsidenten. Keiner willigte ein, mehr Kriegsschiffe zu stellen, und die amerikanischen Stabschefs stimmten der Ausdehnung der Angriffsfront bis einschliesslich Algier zu, aber zunächst keinen Landungen weiter östlich. Die Briten nahmen dieses Kompromiss mit einiger Besorgnis an; sie fürchteten, dass es für die Bizerta angreifenden Streitkräfte ein zu schweres Entfernungshandikap bedeute. Unter den damaligen Umständen aber konnte von den Amerikanern kaum erwartet werden, dass sie den gewagteren Kurs einschlagen würden. Es war dies ihre erste Offensivoperation gegen Deutschland; sie hatten die harte Lektion des Geleitzuges für Malta frisch vor Augen und glaubten alle zusammen nicht an das afrikanische Unternehmen. Der Angriff auf den Geleitzug setzte Hitler in stand, ohne dass er dies gewusst oder beabsichtigt hatte, in Tunesien zwei Monate lang, bevor es angegriffen wurde, alle Möglichkeiten wahrzunehmen. Der Sieg, den Hitler damals über den Geist des anglo-amerikanischen Oberkommandos davontrug, brachte ihm einen Vorteil, wie er ihn auf dem Schlachtfeld nicht hätte erringen können, denn die Zerschlagung des Konvois veranlasste die Alliierten, Pläne aufzugeben und vor Unternehmungen zurückzuschrecken, die zweifellos zu einem

Erfolg geführt hätten. In seinem späteren Bericht hierüber an das interalliierte Komitee der Stabschefs erklärte Cunningham:

«Ich werde immer bedauern, dass der kühnere Plan, den ersten Angriff auf dieses Gebiet [Bone] oder gar noch weiter östlich zu unternehmen, nicht ausgeführt worden ist. Hätten wir auch nur eine kleine Streitmacht in die östlichen Häfen geworfen, so wären wir der Achse bei ihrem ersten Schritt zur Besetzung zuvorgekommen, und der Erfolg wäre vollständig gewesen.»

Cunninghams Ansicht ist zweifellos richtig; man hätte Hitler durch grössere Kühnheit zu Beginn der Operation zuvorkommen können. Am 1. Dezember, über drei Wochen nach der Landung der Alliierten in Algier und Marokko, hatte er nur eine deutsche Division nach Tunesien verlegt. Zu der Zeit freilich, als die strategische Entscheidung getroffen werden musste, konnte der interalliierte Stab weder mit der völligen Überraschung rechnen, die dann erzielt wurde, noch mit der durch Ölangel verursachten Untätigkeit der italienischen Schlachtflotte.

Kaum zu rechtfertigen jedoch ist die Verzögerung des Beginns der Operation. Die erste Entscheidung über das Unternehmen ‚Torch‘ fiel am 25. Juli, aber die zu seiner Durchführung nötigen Pläne wurden erst sechs Wochen später genehmigt, und auch dann erst, nachdem Roosevelt die Sache mit seinen Stabschefs vorangetrieben hatte. Das gegen den Plan vor allem von King geführte Nachhutgefecht verhinderte die von den Briten vorgeschlagene Landung im zeitigen Oktober und liess nur geringe Möglichkeiten, vor Beginn der Winter-Regenperiode eine Entscheidung herbeizuführen. Durch die daraus folgende Verlängerung des afrikanischen Feldzuges bis in das späte Frühjahr 1943 schwand die Möglichkeit, noch in demselben Jahr über den Kanal anzugreifen. Niemals konnte die Strategie der Alliierten die Monate wieder einholen, die durch die transatlantische Auseinandersetzung über das Unternehmen ‚Torch‘ verloren worden waren.

Gleichwohl brachte die Landung in Französisch-Nordafrika ungeheuren Gewinn. Es mag Hitler gelungen sein, den Sturmangriff auf Südeuropa um mehrere Monate aufzuhalten, aber dies kostete ihn 150'000 Mann einiger der besten deutschen Divisionen und schwächte Kräfte und Geist Italiens bis zum Reißen.

Womöglich noch erfolgreicher war der afrikanische Feldzug für die Position und die Macht der Alliierten, die er mit einem Schlage ausserordentlich stärkte. Die Herrschaft über die ganze nordafrikanische Küste machte eine Million Tonnen Schiffsraum zu neuen offensiven Unternehmungen frei und verdoppelte das Gebiet des besetzten Europas, das die Alliierten unmittelbar bedrohen konnten. Überdies war das Unternehmen ‚Torch‘ eine unschätzbare Erprobung von Technik und Ausrüstung für eine amphibische Operation, die vervollkommen werden

mussten, bevor man einen erfolgversprechenden Angriff über den Kanal führen konnte. Es hatte sich gezeigt, wie schlecht vorbereitet und schlecht ausgebildet für eine solche, höchste Anforderungen stellende Aufgabe die verbündeten Streitkräfte in Wirklichkeit waren.

Die Amerikaner zogen aus dem nordafrikanischen Feldzug besonderen Nutzen. Sie hatten zwar weniger Erfahrung als die Briten, erkannten dafür aber schneller, woran es ihnen fehlte, und wandten die erhaltene Lehre konsequenter an. Die Grundlagen zu den gewaltigen amerikanischen Armeen, die sich zwei Jahre später über Europa hinwegwälzen sollten, wurden in Nordafrika gewonnen. Dort zeigte sich auch, dass die Amerikaner in ‚Ike‘ Eisenhower einen grossen Mann hervorgebracht hatten, der für die Rolle des Obersten Befehlshabers von Verbündeten besonders geeignet war. In Nordafrika hatte sich erwiesen, dass Eisenhowers Überzeugung zutraf, es müsse möglich sein, eine innig ineinanderwirkende anglo-amerikanische Befehlsorganisation zu schaffen, in der der Geist der Einigkeit und das Bewusstsein des gemeinsamen Ziels gegenseitige nationale Vorurteile und Eifersüchteleien zwischen den verschiedenen Waffen nicht aufkommen lassen würden. Dass er so die verbündeten Armeen im Felde zusammenschweisse, dies war Eisenhowers einzigartiger Beitrag zum Sieg. Wenn auch vielleicht nicht als einer der grossen Heerführer, so trat er doch als ein Mann hervor, dem die grossen Heerführer seiner Zeit freudig Erfolgstreue erwiesen.

Eisenhowers Erfolg als Oberbefehlshaber in Nordafrika war umso bemerkenswerter, als er über Erfahrung weder im Kampf noch als Oberkommandierender verfügte. Andere konnten zu dem Unternehmen ihr im Feld erprobtes Führertum beitragen, aber bei niemandem sonst war Eisenhowers ungewöhnliche Fähigkeit anzutreffen, die Bestrebungen zum Teil von eigenen Interessen bestimmter Verbündeter und miteinander rivalisierender Waffen zu vereinigen und zwischen Persönlichkeiten verschiedener Herkunft und verschiedenen Temperaments eine Atmosphäre der Harmonie zu schaffen. Von Anbeginn an forderte er «unmittelbare und dauernde Treue zu dem Begriff der Einigkeit», und am Ende des Feldzugs konnte er dem interalliierten Komitee der Stabschefs berichten, dass während der ganzen Dauer seines Kommandos überall nach seinem Hauptgrundsatz gehandelt worden sei: «Bei einem solchen Unternehmen ist der grösste Patriot der Mann, der am geneigtesten ist, seinem verbündeten Kameraden mit Verständnis und Achtung zu begegnen und zu jedem Problem eine objektive Lösung zu suchen, ohne sich um Angelegenheiten zu kümmern, die er als Ausfluss nationaler Selbstsucht erkennt.» Weil er diesem Prinzip treu blieb, sollte Eisenhower der erfolgreichste Führer verbündeter Streitkräfte werden, den die Kriegsgeschichte kennt.

Sechstes Kapitel **Der grosse Plan**

Im Dezember 1942, drei Wochen, nachdem die ‚Fackel‘ [‚torch‘] entzündet worden war, schlugen Roosevelt und Churchill Stalin eine Dreimächte-Konferenz zur Erörterung der künftigen Strategie der Alliierten vor. «Wir müssen uns», hiess es in dem Telegramm Churchills, «sobald wie möglich darüber entscheiden, wie Deutschland 1943 aufs wirksamste angegriffen werden kann.» Stalin antwortete, dass er den Gedanken einer Zusammenkunft begrüsse, leider aber unter dem Druck seiner militärischen Pflichten nicht in der Lage sei, «die Sowjetunion... auch nur einen Tag zu verlassen». Die Antwort, die Stalin an Roosevelt sandte, besagte stillschweigend, dass er auf Handeln mehr Wert lege als auf Diskussionen. «Gestatten Sie mir», so kabela er, «den Ausdruck des Vertrauens, dass die Zusagen, die Sie, Herr Präsident, und Herr Churchill im Hinblick auf das Jahr 1942, auf jeden Fall aber für das Frühjahr 1943 über die Eröffnung einer zweiten Front in Europa gemacht haben, eingelöst werden und dass gemeinsam von den Streitkräften Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten im Frühling nächsten Jahres eine zweite europäische Front eröffnet werden wird.»

Roosevelt und Churchill legten auf ein vertrauensvolles Verhältnis zu Stalin den grössten Wert. Da nun für das kommende Jahr noch keine genauen strategischen Pläne gefasst waren, beschlossen sie eine Konferenz mit dem interalliierten Komitee der Stabschefs. Sie fand im Januar 1943 in Casablanca statt. Ihr am meisten umstrittenes Thema war nicht, wie allgemein angenommen wird, die Frage, ob sich 1943 die Hauptanstrengungen auf das Mittelmeergebiet oder über den Kanal richten sollten, sondern das weltweite Problem, ob die Offensivkraft der Alliierten im kommenden Jahr gegen Deutschland oder gegen Japan zusammenzufassen sei. Die Engländer wie die Amerikaner hatten erkannt, dass der tunesische Feldzug kaum vor Mai beendet werden konnte. Somit war die Eröffnung einer Offensive von England her vor September nicht möglich. Dann aber war es zu spät, vor Anbruch des Winters einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Es handelte sich jetzt nicht mehr nur, um ein verzweifertes Ablenkungsunternehmen zur Entlastung der Russen, sondern darum, mit so starken Kräften in Frankreich zu landen, dass die Invasionsheere Westeuropa befreien und in das Herz Deutschlands vorstossen konnten.

Es bedurfte für die Stabschefs keiner langen Erörterung, sich darüber klar zu

werden, dass es unmöglich war, eine solche Operation vor dem Frühjahr 1944 zu beginnen. Mindestens 40 Divisionen mussten vor dem Angriff auf britischem Boden versammelt werden, und die Offensive selbst erforderte bis zu 100 Divisionen, die zum grössten Teil von den Vereinigten Staaten zu stellen waren. Die Zwischenzeit aber musste dazu ausgenutzt werden, die gesamten amerikanischen Kampfmittel zu mobilisieren, die Nachschublinien über den Atlantik zu sichern und die Luftherrschaft über Europa zu erringen. Dementsprechend beschlossen die Stabschefs eine umfassende Offensive gegen die deutschen Unterseeboote und zur Schwächung der feindlichen Rüstungskapazität einen sich steigernden Bomberkrieg gegen die deutschen Industriezentren. Unterdessen sollte in England ein britisch-amerikanischer Stab die Einzelplanungen und die Vorbereitungen zu der Invasionsoffensive (die bald in ‚Overlord‘ umbenannt wurde) vorantreiben.

Über all das waren sich die Alliierten einig. Nicht aber waren sie es in der unmittelbaren Frage, wohin der strategische Schwerpunkt im Jahre 1943 zu legen sei: was nach der Eroberung Tunesiens mit Eisenhowers afrikanischen Land- und Marinestreitkräften zu geschehen habe. Churchill hatte diese Frage am Vorabend von Casablanca in einem Kabeltelegramm an Roosevelt folgendermassen beantwortet: «Die vor uns liegende oberste Aufgabe ist erstens, die afrikanische Mittelmeerküste in Besitz zu nehmen und dort die Flotten- und Luftstützpunkte zu errichten, die zur Öffnung eines effektiven Seewegs für Truppentransporte erforderlich sind; und zweitens, von den Stützpunkten an der afrikanischen Küste her in kürzester Zeit in die Weichteile der Achse einen kräftigen Schlag zu führen.»

Nach Auffassung der Briten war es wesentlich, die Deutschen während der Monate bis zu dem Angriff über den Kanal im Mittelmeerraum durch harte Kämpfe zu binden. Sie schlugen vor, sich Siziliens als Sprungbrett auf das italienische Festland zu bemächtigen, in der Hoffnung, Hitler in einen ausgedehnten Feldzug im Mittelmeergebiet hineinzuziehen und ihn zu zwingen, zum Schutz gegen einen Einfall der Alliierten von Italien nach dem Balkan oder nach Südfrankreich auf Kosten der westlichen Position seine Kräfte in Südeuropa zu verstärken. Ein Sturmlauf gegen Italien, so begründeten sie ihren Plan, würde wahrscheinlich den Sturz Mussolinis und den Zusammenbruch des Achsenpartners herbeiführen, was in Deutschland und in allen besetzten Ländern für Hitler ernste politische Rückwirkungen haben müsste. Überdies konnten die alliierten Luftstreitkräfte von süditalienischen Stützpunkten aus gegen die deutschen Industriewerke Schläge führen, die den auf Grossbritannien gestützten Kampfflugzeugen entzogen waren, und vor allem das rumänische Erdölgebiet angreifen.

Dies lebenswichtige und verwundbare Ziel in den Bereich der Bomber zu brin-

gen, war eine der Absichten hinter dem weiteren britischen Vorschlag, die Türken durch das Anerbieten wesentlicher Hilfe zur Kriegserklärung an Deutschland zu bewegen. Der Eintritt der Türkei in den Krieg hätte zudem den nach Russland bestimmten Geleitzügen den Bosphorus geöffnet und den kostspieligen Umweg nach Murmansk oder durch Persien erspart. Eine bewegliche Mittelmeerfront bot zudem eine neue Gelegenheit, die Wehrmacht zu schwächen und Hitler zu zwingen, seine Kräfte noch weiter zu verteilen, und ihn so einem entscheidenden Schlag im Westen auszusetzen.

Diesem strategischen Plan traten die amerikanischen Stabschefs entschieden entgegen. Sie teilten die britische Ansicht nicht, dass Operationen im Mittelmeergebiet zu einem Erfolg des Unternehmens ‚Overlord‘ fühlbar beitragen könnten. Marshall befürchtete im Gegenteil, dass «in Italien ein Vakuum entsteht, an das die für die Offensive über den Kanal bestimmten Kräfte und Mittel so vergeudet werden würden, wie sich die Deutschen im nordafrikanischen Feldzug verblutet» hätten. Er und die Offiziere seines Stabes meinten, die Offensivkraft der Alliierten sollte, da sie 1943 nicht mehr zu einem unmittelbaren Angriff auf Frankreich zum Tragen gebracht werden könne, gegen Japan eingesetzt werden.

Mit diesem Vorschlag beabsichtigten die Amerikaner nicht, die vereinbarte allgemeine Strategie umzustossen, aber die Ereignisse, die sich seit einem halben Jahr im Fernen Osten abspielten, drängten sie, die Japaner daran zu hindern, ihre ausgedehnten Gewinne im pazifischen Inselgebiet zu sichern und ihren Würgegriff um China weiter zu stärken.

Seit der vernichtenden Niederlage der japanischen Flotte im Korallen-See und bei den Midway-Inseln Mitte 1942 war die Gefahr einer weiteren Ausdehnung Japans auf die pazifische Inselwelt gebannt, aber bei den folgenden Operationen auf Guadalcanal und Neu-Guinea hatten die Amerikaner eine neue bestürzende Erfahrung machen müssen. Die Japaner hatten dort bei der Verteidigung eine Ausdauer, Hartnäckigkeit und stoische Unerschütterlichkeit bis in den Tod bewiesen, die jede neuzeitliche abendländische Vorstellung übertrafen.

Neu-Guinea und Guadalcanal waren ein grässliches Vorzeichen. Die Japaner waren im Besitz aller strategischen Basen, die den Weg nach dem Mutterland deckten. Liess man ihnen Zeit, sich reichlich mit Proviant und Munition zu versehen und zu verschanzen, so war der Fortgang des blutigen Ausrottungskampfes von Insel zu Insel unvermeidlich. Einige Inseln konnten vielleicht ausgelassen werden, aber die Hauptstützpunkte wollten genommen sein, bevor man dem Mutterland einen tödlichen Schlag versetzen konnte. In diesem primitiven Dschungel- und Sumpfkrieg, wo sogar die Krankheiten den Feind begünstigten,

konnte selbst die mächtigste industrielle Überlegenheit der Vereinigten Staaten, die sich hier nicht zu entfalten vermochte, das Gleichgewicht nicht herstellen.

Das Problem war militärisch, aber auch politisch äusserst beunruhigend. Die Amerikaner hatten sich eifrig danach gedrängt, die Hauptlast des Krieges gegen Japan auf sich zu nehmen, und Churchill hatte Roosevelts Standpunkt anerkannt, dass «die ganze Verantwortung für die Operationen im Pazifik von den Vereinigten Staaten getragen werden wird». Admiral King hatte dies dahin ausgelegt, dass der pazifische Krieg keine Angelegenheit des interalliierten Komitees der Stabschefs sei. Mit dieser Verantwortung auf den Schultern und bestrebt, sie zu erfüllen, sahen die Amerikaner einen tödlichen Kampf Mann gegen Mann vor sich, den die Armee und die Bevölkerung nicht bestehen würden und auch nicht würden bestehen können.

In der Hoffnung, diese Sorgen zu beschwichtigen und die Vereinigten Staaten zu bewegen, ihre Mittel zu einem grösseren Teil gegen Deutschland einzusetzen, sagte Churchill in Casablanca zu, dass, sobald Hitler geschlagen sei, «alle Land-, See- und Luftstreitkräfte des Britischen Empire auf dem schnellsten Wege nach dem fernöstlichen Kriegsschauplatz gebracht» werden würden und «Grossbritannien den Krieg an der Seite der Vereinigten Staaten mit aller Energie bis zur bedingungslosen Kapitulation Japans fortführen» werde. Der Premierminister bot an, diese Zusicherung in einem besonderen Vertrag festzulegen, aber Roosevelt antwortete, das Wort Grossbritanniens genüge. Wenn es auch ungesagt blieb, so war doch offenbar, dass den Amerikanern aus Gründen, die später zutage traten, unbedingt daran lag, den pazifischen Krieg ohne britische Hilfe zu gewinnen. Jedenfalls wären die Menschenopfer eines fernöstlichen Zermürbungskrieges, wenn die Briten sie mittrügen, nicht weniger schrecklich. Nicht Männer und Hilfsquellen waren das Problem, sondern die Sicherung von Stützpunkten zum entscheidenden Angriff, vor allem aus der Luft, auf das japanische Mutterland. Es genügte nicht, die Äste des japanischen Reiches abzuhauen, solange Stamm und Wurzeln unangetastet blieben.

Bei diesem ihrem Gedankengang waren die Amerikaner besonders dadurch beunruhigt, dass nach dem Verlust Burmas, durch den der Landweg nach Tschunking abgeschnitten worden war, der chinesische Widerstand zusammenbrechen könnte. Für diesen Fall sahen die Amerikaner keine Möglichkeit, Japan zu schlagen. Aus all dem zogen sie den Schluss, dass der Hauptteil der zu amphibischen Operationen verfügbaren Kräfte und Mittel im Jahre 1943 im Fernen Osten eingesetzt werden müsse, zu dem Zweck, durch die Rückeroberung Burmas den Landweg nach China wieder zu öffnen und die Japaner durch weitere Angriffsoperationen daran zu hindern, sich auf den Salomoninseln einzurichten.

Roosevelt und schliesslich auch seine Stabschefs waren sich klar darüber, dass sich die Westmächte nicht das ganze Jahr 1943 hindurch in Europa defensiv verhalten und zugleich erwarten konnten, im Frühling zu einem erfolgreichen Angriff über den Kanal imstande zu sein. Es musste damit gerechnet werden, dass sich die Russen mit Hitler vergleichen würden, wenn sie sich sagten, dass sie die Last des europäischen Krieges auch weiterfort allein zu tragen hätten. Schon einmal hatten sie sich mit Hitler verständigt. Jedenfalls war es möglich, dass Hitler, wurde die Wehrmacht nicht zu einem Feldzug im Westen oder im Süden Europas gezwungen, der Roten Armee eine lähmende Niederlage beibrachte und die Hand freibekam, vor dem Frühjahr 1944 beträchtliche Verstärkungen nach dem Westen zu überführen.

Diese Erwägungen gewannen schliesslich die Oberhand. Die Strategie «Hitler zuerst» wurde bestätigt. Die am 25. Januar in einer Erklärung niedergelegte britisch-amerikanische Entscheidung besagte, dass «die Operationen im Pazifik mit dem Ziel fortzuführen sind, den Druck auf Japan aufrechtzuerhalten»; diese Operationen seien aber «so zu begrenzen, dass sie nicht nach der Ansicht des Komitees der Stabschefs die Fähigkeit der Vereinten Nationen zur Wahrnehmung jeder günstigen Gelegenheit in Frage stellen, Deutschland im Jahre 1943 zu schlagen». Die entscheidende Wendung in dieser Erklärung war: «... nach der Ansicht des [amerikanischen] Komitees der Stabschefs [«Joint Chiefs of Staff»] ...», nicht also des «Kombinierten Komitees der Stabschefs» [«Combined Chiefs of Staff»]. Damit hatten sich die Amerikaner Entschlussfreiheit vorbehalten, die Ausdehnung der pazifischen Operationen allein zu bestimmen. Das war umso bedenklicher, als Marshall und die Offiziere seines Stabes über den Wert eines Feldzuges im Mittelmeergebiet nach wie vor skeptisch dachten. Sie waren mit einleitenden Schritten Englands in Ankara einverstanden und damit, dass Eisenhower im Juli auf Sizilien landen sollte (Operation ‚Husky‘); auch stimmten sie im Prinzip zu, den Druck auf Italien mit dem Ziel zu verstärken, es kapitulationsreif zu machen. Es kam jedoch kein langfristiger Feldzugsplan zustande, und Eisenhower erhielt keinen Befehl über Operationen nach Abschluss des Unternehmens «Husky». Marshall brachte vor, Hitler werde, hätte er einmal Sizilien verloren, keinen Versuch zur Verteidigung Süditaliens machen, und so werde es nicht nötig sein, auf die italienische Halbinsel einen grossen amphibischen Angriff zu unternehmen. Dementsprechend legten die Amerikaner ihren Plänen für den Krieg gegen Japan die Annahme zugrunde, dass Eisenhower nach Abschluss der Operation ‚Husky‘ Landungsfahrzeuge in grosser Zahl nicht mehr brauchen werde. Es war das, wie die Ereignisse bald zeigen sollten, eine höchst unglückselige Annahme.

Liessen die Stabsbesprechungen in Casablanca viele Fragen offen, so banden

sich die Alliierten in einer politischen Sache vorbehaltlos und öffentlich. Am letzten Tage der Konferenz, dem 24. Januar, gab der Präsident vor der Presse eine Erklärung ab, die, nach der guten oder der schlimmen Seite, den weiteren Kriegsverlauf und damit die Gestalt der Nachkriegswelt tief beeinflussen sollte. Roosevelt teilte den Journalisten mit, die Alliierten seien entschlossen, von Deutschland, Italien und Japan die «Bedingungslose Kapitulation» zu fordern, und fügte – «als wäre ihm gerade ein glücklicher Einfall gekommen», wie der Korrespondent der ‚Times‘ berichtete – dieser Erklärung hinzu: «Wir sollten diese Zusammenkunft die «Konferenz der Bedingungslosen Kapitulation» nennen.»

Der Präsident selber bemerkte hernach zu Hopkins, diese Wendung sei ihm, während er gesprochen habe, plötzlich durch den Kopf gefahren, und schon sei sie ihm entschlüpft. Robert Sherwood, Hopkins' Biograph und ebenfalls Mitglied des Rooseveltschen Stabes, akzeptiert diese unbestimmte Erklärung nicht. Er sagt: «Diese Ankündigung der Forderung auf bedingungslose Kapitulation war durchaus reiflich überlegt.» Der Präsident «war sich, als er sie machte, ihrer Bedeutung völlig bewusst». Dass die Erklärung Roosevelts vorbereitet war, ist zweifellos richtig. Die amerikanischen Stabschefs hatten eine Woche vor dem Beginn der Konferenz von Casablanca in Washington «die Formel des Präsidenten «Bedingungslose Kapitulation*» diskutiert und gutgeheissen. Am dritten Tage der Konferenz in Casablanca erwähnte Roosevelt die Formel beim Frühstück mit Churchill und Hopkins. Der Premierminister drückte sofort seine Zustimmung aus und kabelte am nächsten Tage, dem 19. Januar, an das Kriegskabinett: «Wir schlagen vor, über die Arbeit der Konferenz ein Presse-Communiqué abzufassen. Ich wüsste gern, was das Kriegskabinett davon denkt, wenn wir diesem Bericht eine Erklärung über die feste Absicht der Vereinigten Staaten und des Britischen Empire einfügten, den Krieg unerbittlich weiterzuführen, bis wir die bedingungslose Kapitulation Deutschlands und Japans herbeigeführt haben.» Er schlug vor, die Formel nicht auf Italien anzuwenden, um Mussolinis Sturz zu beschleunigen, aber das Kriegskabinett sagte in seiner Antwort, es sei «einhellig der Meinung, dass bei einem Ausschluss Italiens der Nachteil überwiegt», und bestätigte den allgemeinen Vorschlag.

Nach dem Eingang dieser Antwort scheint der Premierminister die Sache mit dem Präsidenten nicht mehr besprochen zu haben. Als Angehörige der beiden Stäbe das offizielle Kommuniqué aufsetzten, enthielt es jedenfalls keine Wendung, die auf die «Bedingungslose Kapitulation» Bezug genommen hätte. Roosevelt indessen nahm augenscheinlich an, dass seinem Vorschlag völlig zugestimmt worden sei, und formulierte vor Beginn der Pressekonferenz die folgende Notiz:

«Der Präsident und der Premierminister sind, nachdem sie die gesamte Weltlage besprochen haben, mehr denn je davon überzeugt, dass der Weltfriede nur durch die völlige Ausmerzung der deutschen und der japanischen Kriegsmacht herbeigeführt werden kann. Dies schliesst ein, das Ziel dieses Krieges mit der einfachen Formel der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, Italiens und Japans zu bezeichnen.»

Der Präsident hatte diese Notiz in der Hand, als er zu den Korrespondenten sprach, und erinnerte die Journalisten daran, dass im amerikanischen Bürgerkrieg General Ulysses S. Grant als ‚Grant der bedingungslosen Kapitulation‘ bekannt geworden ist – ein Spitzname, den ihm seine Forderung nach bedingungsloser Kapitulation des belagerten Forts Donelson in Tennessee eingebracht hatte. Diese Formel mag gegenüber einer einzelnen Festung in einem Bürgerkrieg angemessen gewesen sein, sie aber unterschiedslos auf die Teilnehmer an einem Weltkampf anzuwenden, wenn sie noch dazu so verschieden sind an Nationalcharakter und kriegerischem Geist, das scheint ebenso unlogisch wie gefährlich. Offenbar jedoch hat man damals der Wirkung dieser Forderung auf den feindlichen Widerstand wenig Beachtung geschenkt. Sicherlich sind die beiden unheilverkündenden Wörter von keinem Sachverständigen psychologischer Kriegführung vorher daraufhin geprüft worden, welchen Eindruck sie voraussichtlich auf die deutschen Streitkräfte und das deutsche Volk machen würden.

In dem anglo-amerikanischen Entschluss, die bedingungslose Kapitulation zu fordern, drückte sich der wiedergewonnene Glaube an die eigene Kraft und der entschiedene Wille aus, dafür zu sorgen, dass Deutschland nie wieder den Weltfrieden bedrohen könne. Vor der Konferenz von Casablanca war die britische Regierung öffentlich verpflichtet worden, nämlich durch die britisch-sowjetische Vereinbarung vom Juli 1941, mit Deutschland keinen Separatfrieden zu schliessen, und Eden hatte damals erklärt, dass Grossbritannien «unter keinen Umständen irgendwann über irgendeine Frage mit Hitler verhandeln» werde.

Dieser Standpunkt war danach von den Amerikanern bekräftigt worden, die ebenso wie die Engländer entschlossen waren, diesmal den Krieg in das Herz Deutschlands zu tragen. Es würde mit dem Teufel keinen Pakt geben, auch würde das deutsche Volk nicht wieder wie 1918 unversehrt und unbelehrt davonkommen. Sie würden den Deutschen nicht wieder die Möglichkeit geben, sie wegen des Bruches von «Vierzehn Punkten» anzuklagen. Sie würden Deutschland überhaupt keine Punkte anbieten. Jenen, die so dachten, erschien die «Bedingungslose Kapitulation» als die richtige Forderung an einen Feind, der «Totalen Krieg» führte. Dieser Standpunkt war im Lichte früherer Erfahrung nicht unvernünftig, aber es ist ein anderes, einen solchen Entschluss im Geheimen zu fassen, um spä-

ter einen bestimmten Kurs zu erzwingen, und ein anderes, ihn im Voraus dem Feind zu verkünden.

Auf der ersten Etappe ihres langen Fluges nach Casablanca waren Roosevelt und Hopkins am 11. Januar auf Trinidad gelandet. Zwei Wochen vorher war von diesem Hafen ein langsamer, von einem Zerstörer und 3 Korvetten geleiteter Konvoi von 9 Tankern mit Öl für die verbündeten Streitkräfte in Nordafrika auf die transatlantische Reise nach Gibraltar gegangen. Auf dieser Fahrt war der Geleitzug zuerst von einem patrouillierenden U-Boot gesichtet und dann von einem der ‚Wolfsrudel‘ Dönitzens gestellt worden. Von den 9 Tankern trafen nur zwei in Gibraltar ein. Zu dieser Zeit hatte gerade die Konferenz von Casablanca begonnen...

Am 19. Januar entschied das interalliierte Komitee der Stabschefs, dass «die Überwindung der U-Boote die erste Aufgabe der Vereinten Nationen» bleibe, und empfahl dem Präsidenten und dem Premierminister, dem «Schutz des Seeverkehrs» den ersten Vorrang zu geben. Politiker wie Militärs stimmten darin überein, dass von einer entscheidenden Invasion nach Westeuropa nicht die Rede sein konnte, solange die Schlacht im Atlantik nicht gewonnen war.

Die Entwicklung des Seekrieges, der sich das Kombinierte Komitee der Stabschefs in Casablanca gegenüber sah, war äusserst beunruhigend. Noch immer herrschte ein gefährlicher Mangel an Geleitschiffen, und noch immer stand auf den Werften der amerikanischen Marine der Bau von Fahrzeugen zur Bekämpfung der U-Boote nicht mit an erster Stelle. Die für Nordafrika bestimmten Landungsstreitkräfte hatten nur durch Herabsetzung der Lebensmittelsendungen nach England auf 55 Prozent der vor einem Jahr verschifften Menge und durch völlige Einstellung der Geleitzugfahrten nach Murmansk hinreichend geschützt werden können. Eisenhowers Armee hatte Afrika unbehelligt erreicht, aber den Preis dafür hatten Schiffe auf den nordatlantischen Handelswegen zahlen müssen, deren Geleitschutz auf eine Stärke beträchtlich unter der Sicherheitsgrenze hatte eingeschränkt werden müssen. Dönitz nahm die Gelegenheit mit schrecklicher Tüchtigkeit wahr; im November verloren die Alliierten durch U-Boote über 600'000 t Schiffsraum.

In der letzten Woche des Jahres hängten sich 20 U-Boote im Nordatlantik an einen auf einsamer Route marschierenden Geleitzug und versenkten in einer dreitägigen Schlacht 14 Schiffe. Diese Katastrophe war der Schlussposten in der Rechnung für 1942. Er brachte den im abgelaufenen Jahr durch U-Boote vernichteten Handelsschiffsraum auf über 6 Millionen t, und Dönitz' wachsende Flotte zählte jetzt 400 Boote. Ein Vergleich der betreffenden Zahlen ergibt, dass die Alliierten für jedes versenkte U-Boot 60'000 t Schiffsraum verloren hatten. Im Herbst hatte die Fertigung der amerikanischen Werften die Versenkungsrate zu

übersteigen begonnen, aber noch war eine breite Lücke zu schliessen, zeigte doch die Jahresbilanz ein Defizit von 1'318'000 t. Die Hauptlast dieser Einbussen hatte Grossbritannien auf sich nehmen müssen; von drei versenkten Schiffen hatten zwei die Flagge seiner Handelsmarine getragen.

Eine Woche nach Casablanca verriet Hitler seine Entschlossenheit, den Kampf gegen den Schiffsverkehr der Alliierten zu steigern; er entliess Raeder, der in seinen Augen ein ‚Schlachtschiff-Admiral‘ war, und beförderte Dönitz vom Befehlshaber der U-Boote zum Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, und als im folgenden Monat Albert Speer zum Minister für Rüstung und Kriegsproduktion ernannt wurde, erhielt er den Auftrag, dem U-Boot-Bau den ersten Vorrang zu geben. Damit trat die Schlacht im Atlantik in eine neue Phase. Die britische Admiralität berichtete: «Nie zuvor hat der Feind seine Kräfte so zweckmässig und ausschliesslich gegen ein Ziel entfaltet: zur Unterbrechung der Zufuhr von Amerika nach Grossbritannien. Das Tempo beschleunigt sich, und die Entscheidung kann nicht mehr lange hinausgeschoben werden.»

Im März 1943 erreichte die Schlacht ihren Höhepunkt. Mitte März wurden vier aufeinanderfolgende Geleitzüge von zusammengefassten U-Boot-Rudeln laufend angegriffen, die an einigen Tagen bis zu 70 Boote zählten. Beide Seiten setzten stärkste Kräfte ein, und es schien, als sei die viertägige Schlacht zugunsten der Deutschen verlaufen. Neunundzwanzig Schiffe des Geleitzuges wurden versenkt und acht Nachzügler gingen verloren; von den U-Booten wurden nur eines versenkt und zwei schwer beschädigt. Aber aus dem Vermerk, den Dönitz am 20. in sein Tagebuch eintrug, klang ein Unterton von Sorge: «Fast alle Boote erhielten Wabos und Fliebos [Beschuss durch Unterwasserbomben und Fliegerbomben].»

Im März vernichteten die U-Boote im Atlantik 523'000 t Schiffsraum, und gegen Ende des Monats berichtete die Admiralität: «Beunruhigend ist der grosse Anteil aus Geleitzügen versenkten Schiffsraums: nahezu 400 000 t ... Das ist die höchste Zahl versenkter Geleitzugtonnage seit Kriegsbeginn.» Im April jedoch begannen die in Casablanca beschlossenen Gegenmassnahmen zu wirken. Es standen jetzt mehr Flugzeugträger zur Verfügung, die eine Verstärkung des unmittelbaren Schutzes im ganzen Atlantik ermöglichten. Selbständige Gruppen der Royal Navy fuhren weite Seitenpatrouillen und jagten U-Boote, wo immer sie welche auf stöbern konnten. Am wichtigsten war, dass von Neufundland, Island und Irland aus operierende Langstreckenflugzeuge schliesslich ‚die Lücke‘ im Mittelatlantik zu decken vermochten, die bisher aus der Luft nicht hatte abgeschirmt werden können. Diese Maschinen waren wie die des Küstenkommandos der R.A.F., die den Biskayischen Meerbusen und die Ausfahrtwege der

Hauptstützpunkte der U-Boote überwachten, mit einem neuen Radargerät ausgestattet, das nicht nur eine sehr genaue Ortung feindlicher U-Boote ermöglichte, sondern auch die Annäherung des Flugzeuges nicht verriet. Das Ergebnis dieser Neuerungen war, dass die Verluste der Verbündeten im April unter der Hälfte der Märzverluste blieben.

Der von den Alliierten gewonnene technische Vorsprung war für die Deutschen eine Quelle der Beunruhigung und des Rätselratens. Am 6. Mai trug Dönitz in sein Tagebuch ein: «An der Aufgabe, dem U-Boot wieder Geräte zu geben, mit denen die feindliche Ortung festgestellt werden kann, wird von den zuständigen Stellen mit allem Nachdruck gearbeitet, ebenso an der als Haupt- und Fernziel anzusehenden Aufgabe, das U-Boot gegen die Ortung zu tarnen.» Eine Woche darauf, nachdem bei einem Angriff von 41 U-Booten auf einen Geleitzug im Nordatlantik nur 6 Schiffe hatten versenkt werden können, aber ebensoviel U-Boote verloren gegangen waren, berichtete Dönitz an Hitler: «Dabei stehen wir zur Zeit in der grössten Krise des U-Boot-Krieges, weil der Gegner durch neue Ortungsmittel zum ersten Male das Kämpfen unmöglich macht und uns grosse Verluste (15-17 U-Boote / Monat) zufügt.»

In der zweiten Maihälfte führte Dönitz noch einen schweren Schlag gegen einen transatlantischen Geleitzug, aber diesmal verlor er 4 U-Boote, ohne ein einziges Schiff zu versenken. Nach dieser bitteren Erfahrung schrieb der Grossadmiral: «Verluste, auch schwere Verluste, müssen getragen werden, wenn sie von entsprechenden Versenkungserfolgen begleitet sind. Im Mai aber musste im Atlantik die Versenkung von etwa 10'000 BRT mit einem Bootsverlust bezahlt werden, während vor noch nicht langer Zeit erst auf die Versenkung von etwa 100'000 BRT ein Verlust kam. Die Verluste im Mai haben somit eine untragbare Höhe erreicht.»

Am 31. Mai hielt Dönitz in Berchtesgaden Hitler über den Umschwung im U-Boot-Krieg Vortrag. Nach dem Protokoll führte er aus:

«Der Grund der augenblicklichen Krisis des U-Boot-Krieges ist die erhebliche Zunahme der Luftwaffe des Gegners. In der Enge Island/Faröer ist durch Horchdienst jetzt an einem Tage die gleiche Zahl von Flugzeugen festgestellt, die noch vor Wochen dort nur innerhalb einer Woche auftraten. Ferner Einsatz von Flugzeugträgern an den Geleitzügen im Nordatlantik, so dass die gesamten Strassen des Nordatlantik jetzt von der feindlichen Luftwaffe überwacht sind. Die U-Boot-Krise würde jedoch durch die Zunahme der Flugzeuge allein nicht erfolgt sein. Das Ausschlaggebende ist, dass die Flugzeuge durch ein neues Ortungsgerät, das auch anscheinend von Überwasserfahrzeugen angewandt wird, in der Lage sind, die U-Boote zu orten und bei tiefer Wolkendecke. Unsichtigkeit oder

bei Nacht dann überraschend anzugreifen. Waffenmässig kommt es darauf an, den U-Booten zwecks Warnung des unerwarteten Luftangriffs ein brauchbares FuMB zu geben, d.h. ein Gerät, mit dem die Frequenz des ortenden Flugzeuges erfasst werden kann. Wir besitzen nichts auf diesem Gebiet. Wir wissen noch nicht einmal, mit welcher Wellenlänge der Gegner uns ortet. Wir wissen überhaupt nicht, ob es Hochfrequenz oder andere Ortungsmittel sind. Alles Mögliche zur Feststellung geschieht... Ich habe mich aus dem Nordatlantik abgesetzt in den Raum westlich der Azoren in der Hoffnung, dort weniger Luftüberwachung vorzufinden... Es kommt darauf an, jetzt Kräfte zu sparen, andernfalls würde nur das Geschäft des Gegners betrieben werden... Ich bin der Ansicht, dass der U-Boot-Krieg geführt werden muss, auch wenn er sein Ziel, grosse Erfolge zu erringen, nicht mehr erreicht... Wie weit aber die Wirkung des U-Boot-Krieges hinsichtlich seines Erfolges sich wieder hochziehen lässt, ist nicht vorauszusagen.»

Hier unterbrach Hitler den Vortrag des Grossadmirals: «Es kommt gar nicht in Frage, dass im U-Boot-Krieg etwa nachzulassen sei. Der Atlantik ist mein westliches Vorfeld, und wenn ich dort auch in der Defensive kämpfen muss, so ist das besser, als wenn ich mich erst an den Küsten Europas verteidige.»

Um diese Zeit jedoch war das Gesetz des Handelns bereits an die Alliierten übergegangen, und Dönitz blieb nur übrig, die U-Boote aus dem Nordatlantik zurückzuziehen. Der Juni 1943 war, wie Churchill dem Unterhaus mitteilte, «in jeder Hinsicht der beste Monat von allen sechszwanzig Monaten des [See-] Krieges».

Die wesentliche Besserung der Lage zur See, besonders im Nordatlantik, im Frühjahr 1943 spiegelte sich in den Beschlüssen, die bei der nächsten strategischen Besprechung Ende Mai in Washington gefasst wurden. Auf dieser Konferenz, bekannt unter dem Decknamen ‚Trident‘, beurteilte das interalliierte Komitee der Stabschefs den Kriegsverlauf so günstig, dass es den vorläufigen Termin für die Offensive über den Kanal auf den 1. Mai 1944 festsetzte.

Um diese Zeit hatten Churchill und Brooke bei einem Besuch des türkischen Präsidenten in Ankara festgestellt, dass die Türkei nicht willens war, jetzt in den Krieg einzutreten, und dass infolgedessen im östlichen Mittelmeer grössere Operationen nicht möglich waren. Umso mehr drängten sie darauf, die Offensive nach Italien hineinzutragen, und zwar nicht statt des Unternehmens ‚Overlord‘, sondern zu seiner Vorbereitung.

Das Ausmass der Niederlage der Achse in Nordafrika hatte alle Erwartungen übertroffen, und so schlugen die Engländer vor, Eisenhower genug Kräfte zuzu-

teilen, dass er nach Abschluss der Kämpfe auf Sizilien ohne Verzug auf der italienischen Halbinsel landen könne. Marshall und seine Offiziere wollten sich nicht binden. Sie beabsichtigten, nach Sizilien Sardinien zu besetzen, aber nicht weiterzugehen. Das Äusserste, womit sie sich einverstanden erklärten, war die Weisung, Eisenhower solle «den Angriff auf Sizilien durch die Vorbereitung von Operationen ausnutzen, von denen erwartet werden könne, dass sie Italien zum Ausscheiden aus dem Krieg bringen» würden. Dabei bestanden sie darauf, dass die letzte Entscheidung über die Ausdehnung dieser Operation dem interalliierten Komitee der Stabschefs vorbehalten bleibe, und beschnitten die Entschlussfreiheit Eisenhowers durch Kürzung der ihm für Sizilien zur Verfügung stehenden Kräfte ernstlich.

Diese einschränkenden Befehle waren die Folge der schweren wachsenden Béunruhigung der amerikanischen Stabschefs über die Lage in Burma und dem Pazifik. Nach ihrer Auffassung konnte ein Feldzug in Italien nur auf Kosten der gegen Japan geplanten Operationen oder des Aufbaus der Invasionsarmee für ‚Overlord‘ geführt werden, und sie waren nicht bereit, das eine oder das andere Unternehmen beeinträchtigen zu lassen. Roosevelt teilte ihre Besorgnisse. Überdies war er in seinen Entschlüssen durch einen politischen Umstand behindert, den selbst er bei aller seiner Unerschrockenheit nicht ausser Acht lassen konnte: durch die mächtige und beharrliche Agitation der Freunde MacArthurs für zunehmende Verstärkungen im Südwestpazifik. Bis zu den Präsidentenwahlen waren es nur noch achtzehn Monate, und MacArthur kam als ein Kandidat der Republikaner in Betracht, der aus seiner persönlichen und politischen Gegnerschaft gegen Roosevelt kein Hehl machte.

Die Debatte über die Mittelmeer-Strategie arbeitete gewisse Grundunterschiede in den Auffassungen der beiden Alliierten von diesem Krieg und seiner Führung in scharfem Relief heraus. Die Amerikaner waren militärisch unkompliziert und geradezu ungeschliffen. Deutschland war der Hauptfeind, folglich schlage auf ihn zuerst los, und zwar auf dem kürzesten Wege: über den Kanal! Waren die Deutschen in Frankreich noch zu stark, nun gut, dann mussten die Alliierten eben so lange mit dem Aufmarsch ihres Invasionsheeres fortfahren, bis die nötige Streitmacht versammelt war. Sie gingen von der Theorie aus, sie könnten mit ihrer Militärmaschine, wenn sie nur gross genug war, hinfahren, wohin immer sie wollten. Nur ein Volk mit einem vorhandenen oder mobilisierbaren Überschuss an Kräften, mit ungeheuren Hilfsquellen und mit grenzenlosem Selbstvertrauen konnte es sich leisten, einen solchen Kurs zu verfolgen.

Die Briten hingegen waren im Kriege an Zahl nie stark genug gewesen, dass sie von dem Grundsatz hätten ausgehen können, den Feind mit Ungestüm zu

überrennen. Sie haben ihre Feldzüge durch Manövrieren gewinnen müssen. Daher waren sie einem Sturm auf Hals über Kopf gegen das stärkste feindliche Bollwerk instinktiv abgeneigt und begünstigten eine Strategie indirekten Sichheranarbeitens. Sie hatten sich damit ausgesöhnt, dass ein Angriff über den Kanal schliesslich notwendig sein werde, weil es unwahrscheinlich schien, Deutschland anderwärts oder durch andere Mittel eine entscheidende Niederlage beizubringen. Sie waren jedoch entschlossen, einen Angriff über den Kanal nicht zu riskieren, bevor sie jeden strategischen Kunstgriff angewendet hatten, der eine Schwächung des feindlichen Widerstandes in Frankreich versprach. Sie wussten aus langer, in europäischen Kriegen gewonnener Erfahrung, dass es darauf ankam, vor einer Landung die grosse Beweglichkeit auszunutzen, die ihnen die Seeherrschaft (und jetzt die Luftherrschaft) verlieh, um den Gegner zur Zersplitterung seiner Kräfte zu zwingen und dem Vorteil seiner geographischen Lage, auf der inneren Linie operieren zu können, entgegenzuwirken. Dies war der Grund, weshalb sie aus dem Mittelmeergebiet jeden Gewinn herauszuholen suchten, ehe sie sich auf das Wagnis des Unternehmens ‚Overlord‘ einliessen.

Die Amerikaner betrachteten diesen Zickzackweg als Zeitverschwendung. Das britische Konzept, den Feind zu einem Beitrag zu seiner eigenen Niederlage zu nötigen, setzte eine Feinheit strategischer Auffassung und eine Erfahrung voraus, über die die Amerikaner natürlicherweise nicht verfügten und die sie nur langsam würdigten. Sie zogen es vor, Hitler ‚auszuproduzieren‘, statt ihn ‚auszumanövrieren‘, und zweifelten nicht daran, dass sie das konnten. Sie waren es gewohnt, riesige industrielle Aufgaben in grosszügiger Weise zu lösen; sie kannten die Kapazität ihrer Wirtschaftsmaschine und waren sicher, dass sie ihnen alle die Mittel liefern könne, die die Alliierten brauchten. Wenn sie auch nicht geneigt waren, von den Briten Ratschläge oder Warnungen anzunehmen, weil sie ihre Verbündeten nicht ganz unberechtigterweise für übervorsichtig und phantasielos hielten, so zogen sie doch aus ihrer eigenen Erfahrung und aus den Lehren ihrer eigenen Fehler und Irrtümer schnell und rücksichtslos Nutzen. Sie sagten sich, dass viele der Schwierigkeiten, die den Briten so ungeheuer erschienen, durch amerikanische Findigkeit und amerikanischen Schwung überwunden werden könnten. Der Krieg hatte in ihnen den Grenzgeist wieder entflammt, und sie waren von dem Gefühl natürlicher und industrieller Überlegenheit durchdrungen.

Ihr Glaube an den Erfolg eines unmittelbaren Generalsturms wurde durch tiefes Vertrauen in ihre Männer gestärkt – ein Vertrauen, das sich auf die Dauer als gerechtfertigt erweisen sollte – und durch ihre Bereitwilligkeit, schwere Verluste auf sich zu nehmen. In ihr Volk waren nicht so schreckliche Lücken gerissen worden wie in das britische im Ersten Weltkrieg; sie fühlten, dachten und handel-

ten in der Gewissheit, eine Nation zu sein, die biologisch noch in der Blüte steht und wächst. Die britischen politischen und militärischen Führer hingegen waren sich keineswegs darüber klar, wie weit sich ihre Truppen von den schweren Niederlagen der ersten Jahre erholt hatten, und sträubten sich dagegen, zu hohe Anforderungen an sie zu stellen. Sie wussten, dass sich Grossbritannien noch einen Pyrrhussieg nicht gestatten konnte, und hatten sich durchaus auf einen Krieg eingerichtet, der ruhig etwas länger dauern mochte, wenn er weniger kosten und mehr mit ihm erreicht werden würde. Der Zeitfaktor, der ihre Verbündeten spornte, berührte sie kaum. Die Amerikaner brannten darauf, den Krieg hinter sich und ‚die Jungen wieder nach Hause‘ zu bringen, auch wenn dies bedeutete, dass weniger heimkehren würden. Es war das zum Teil ein Ausfluss der dem amerikanischen Volk eigentümlichen Ungeduld, zum Teil eine Wirkung der Tatsache, dass für 1944 die Präsidentenwahlen bevorstanden, bei denen das Volk über die Führung des Krieges offen sein Urteil abgeben würde.

Die amerikanischen Stabschefs sahen einer Offensive über den Kanal im Vertrauen auf die Machtmittel ihres Landes so zuversichtlich entgegen, dass sie die Engländer verdächtigten, sie befürworteten eine Mittelmeer-Strategie aus rein politischen Gründen. Sie liessen gern durchblicken, dass sie «einzig und allein damit beschäftigt» seien, «den Krieg zu gewinnen» – als ob ein Krieg nichts wäre als ein internationales Turnier, das darüber zu entscheiden hätte, wer Meister der Kriegskunst sei. Ein Krieg aber wird ja um politischer und wirtschaftlicher Ziele willen ausgefochten, die der führende Strategie nie aus dem Auge verlieren darf. Sonst kann es, wie so oft schon, geschehen, dass der Krieg gewonnen, der Friede aber verloren wird.

Churchill und seine Stabschefs haben zu keiner Zeit vorgeschlagen, die Hauptoffensive gegen Deutschland durch Südeuropa vorzutragen, aber Churchill war überzeugt, dass begrenzte Ablenkungsoperationen zur Ermutigung der Türken oder zur Unterstützung der griechischen und der jugoslawischen Partisanen deutsche Divisionen vom Kanal abziehen und so zum Gewinn des Krieges wesentlich beitragen würden, und dass eine solche Strategie die Aussichten, auch den Frieden zu gewinnen, vergrössern würde. Welchen strategischen Weg die Westalliierten nach Berlin auch einschlugen – Frankreich, Belgien, Holland und Skandinavien blieben im demokratischen Lager. Keineswegs sicher aber war, dass die Balkanländer geneigt oder imstande sein würden, sich ebenso zu entscheiden, wenn die Rote Armee sie befreite. Die Interessen Grossbritanniens und auf die Dauer auch der Vereinigten Staaten verlangten die Wiederherstellung demokratischen Einflusses in Mittel- und Südosteuropa. Im Verlauf des Jahres 1943 befasste sich Churchill mit zunehmender Sorge immer mehr mit der Notwendig-

keit, Stalins Ambitionen einzudämmen. So suchte er, ohne von dem Grundsatz ‚Hitler zuerst‘ abzuweichen, den Plan zu einem Feldzug zu entwerfen, der nicht nur einen militärischen Erfolg bringen, sondern auch verhüten würde, dass es nach dem Sieg in irgendeinem lebenswichtigen Gebiet um die demokratische Sache politisch schlechter stünde als vorher.

Eine solche Auffassung lag den Amerikanern ganz fern. Ihre Stabschefs sagten sich, dass sie die Anwesenheit amerikanischer Streitkräfte in Europa vor dem eigenen Volk nur dann rechtfertigen könnten, wenn sie diese ausschliesslich zu dem militärischen Zweck einsetzten, Deutschland auf dem kürzesten Weg zu schlagen. Sie vertraten dementsprechend den Standpunkt, dass sich die Alliierten bei strategischen Entscheidungen nicht von politischen Erwägungen, wie sie Churchill beschäftigten, beeinflussen lassen dürften.

Roosevelt stimmte in dieser Auffassung mit seinen Stabschefs überein. Der Präsident war tatsächlich so ängstlich darauf bedacht, jeden Eindruck politischer Beeinflussung seiner strategischen Entscheidungen zu vermeiden, dass er sich eingehender Besprechungen militärischer Angelegenheiten mit dem Aussenminister enthielt. Vor Pearl Harbour hatte der Aussenminister, Cordell Hull, dem Kriegsrat Roosevelts angehört. Nach Pearl Harbour wurde er nie wieder zu Konferenzen hinzugezogen, die sich mit militärischen Dingen beschäftigten.

Die amerikanische Haltung ging zum Teil auch auf ein natürliches Misstrauen gegen europäische Politiker zurück. In den Vereinigten Staaten hat sich der Glaube erhalten, dass amerikanische Diplomaten in ihrer Ehrenhaftigkeit und Offenherzigkeit von den bestrickenden und ränkevollen Staatsmännern Europas leicht getäuscht und irreführt werden könnten. Obwohl die amerikanischen Stabschefs Churchill bewunderten, zweifelten sie an seinem strategischen Urteilsvermögen und beargwöhnten seine politischen Motive. Sie wussten seine Fähigkeit, anzuspornen und zu begeistern, sehr wohl zu schätzen, fragten sich aber, wohin er sie führen werde. Sie begriffen diese Natur und dieses Temperament nie völlig und waren über die extravaganten Einfälle entsetzt, mit denen er sie zu überraschen pflegte. Immer neue Pläne und Entwürfe überstürzten einander in seinem rastlos arbeitenden, fruchtbaren Gehirn, und seine eigenen Stabschefs fragten sich von einem zum andern Mal bänglich besorgt, was wohl er ihnen diesmal vorschlagen werde.

Bei Zusammenkünften oder bei Tisch gab er gern seiner Neigung nach, einen ausgefallenen Vorschlag in die Unterhaltung zu werfen, manchmal nur zu dem Zweck, ein witziges Wortgefecht zu entfesseln, meist aber, um seine Zuhörer zu jedem nur möglichen Einwand anzustacheln. Roosevelt wusste das. Marshall, King und Arnold indessen konnten nur selten zwischen ernsthaften Vorschlägen und sondierenden Einfällen unterscheiden. Sie liessen sich mit ihm nicht gern auf

eine Diskussion ein, weil sie wussten, dass er ihnen dialektisch überlegen war. So neigten sie dazu, dem Rezept zu folgen: «Streite dich nicht, sage einfach Nein.» Churchill indessen wünschte offene Kritik, nicht stille Opposition. Er umgab sich mit charakturvollen und erfahrenen Männern und erwartete von ihnen Freimütigkeit. Nie vergass er, dass er der Diener des Parlaments war, und er war peinlich darauf bedacht, zu seinen Entscheidungen und Plänen Rat und Zustimmung des Kriegskabinetts und der Stabschefs einzuholen. Den Amerikanern jedoch erschien er als unberechenbar und unkontrollierbar. Sie waren entschlossen, sich von seinem Feuer nicht bezaubern zu lassen.

Trotz dem überall spürbaren Widerstreben der Amerikaner gegen eine Fortführung des italienischen Feldzuges blieb Churchill unermüdlich. Ende Mai flog er mit Marshall und Brooke nach Algier, um aus dem Rest von Entschlussfreiheit, den das interalliierte Komitee der Stabschefs Eisenhower gelassen hatte, das Beste herauszuholen. Er suchte Eisenhower davon zu überzeugen, dass «nichts weniger als der Fall Roms von diesem Kriegsjahr verlangt werden» müsse und dass die Besetzung der italienischen Hauptstadt «die bestmögliche Vorbereitung für ‚Overlord‘ wäre». Eisenhower, kaum zugänglicher als Marshall, erwiderte, er könne sich nicht entscheiden, bevor er wisse, wie stark der Widerstand auf Sizilien sei, wo am 10. Juli gelandet werden sollte.

Diese Operation verlief so günstig, dass sich Eisenhower innerhalb einer Woche entschloss, das italienische Mutterland anzugreifen. Am 20. Juli gaben die amerikanischen Mitglieder des interalliierten Stabes endlich ihre Zustimmung, blieben aber dabei, dass nach der Besetzung Siziliens die Überführung der bewussten Luft- und Seestreitkräfte vom Mittelmeergebiet nach andern Kriegsschauplätzen planmässig vor sich gehen müsse. Ihre britischen Kameraden waren über diese kurzsichtige Politik entsetzt. Es schien ihnen, dass ein grosser Sieg zum Greifen nahe liege, Eisenhower aber die Mittel verweigert würden, zuzufassen.

Churchill brannte auf kühnes offensives Handeln: «Weshalb das Bein hinaufkriechen wie ein Käfer, vom Knöchel an aufwärts? Besser, gleich gegen das Knie einen Schlag führen!» Von Churchill ermutigt, regte Eisenhower an, bei Salerno nahe Neapel zu landen, vorausgesetzt, dass man die nötigen Kräfte versammeln könne. Daraufhin erliessen die britischen Stabschefs auf eigene Verantwortung an alle Luftwaffen- und Flotteneinheiten, die aus dem Mittelmeer abgezogen werden sollten, einen vorläufigen Wartebefehl. Das verursachte in Washington eine heftige Reaktion; Marshall und King erklärten am 24. Juli, dass sie auf der Ausführung der ursprünglichen Befehle bestehen müssten. Da traf, keine vierundzwanzig Stunden später, aus Rom die Nachricht ein, dass Mussolini gestürzt

worden war. Die grosse Gelegenheit, die die Engländer ein halbes Jahr lang vorausgesagt hatten, drängte sich den Verbündeten auf.

Unverzügliche Landung auf der Halbinsel mit starken Kräften war das Gebot der Stunde. Indessen, Eisenhowers Truppen waren auf Sizilien in schwere Kämpfe verwickelt, und zudem musste er zu seiner Bestürzung feststellen, dass mit den ihm zugeteilten Schiffen an eine ausgedehnte Landung vor der ersten Septemberwoche nicht zu denken war. Sogar die Möglichkeit, aus der Luft anzugreifen, um den Einmarsch deutscher Divisionen nach Italien zu verzögern, war ihm durch eine von Marshall am 2. August ergangene Bestätigung des Befehls, wonach gemäss der Entscheidung ‚Trident‘ 4 Geschwader Liberators sofort nach England zurückfliegen mussten, beschnitten worden.

Da Eisenhower den Zusammenbruch Italiens nicht durch schnelles Zuschlagen beschleunigen konnte, suchte er durch das Angebot eines Waffenstillstandes zu vernünftigen Bedingungen und durch die Proklamation einer vorläufigen Einstellung der Luftangriffe auf italienisches Gebiet den Zerfall des Staates herbeizuführen. Aber die neue Regierung des Marschalls Badoglio antwortete nicht. Damals und später noch wurde ihr Schweigen auf die Wirkung der Forderung auf bedingungslose Kapitulation zurückgeführt, die Churchill und Roosevelt ausdrücklich wiederholten. Heute ist wohl klar, dass solche Erwägungen Badoglio ziemlich fernlagen. Entscheidend war, dass es ihm an der nötigen Macht fehlte, eine Kapitulation durchzuführen. Er verfügte auf der ganzen Halbinsel nur über 12 schwache Divisionen, die Deutschen über 8, darunter über 4 Panzer-Divisionen, und über starke Luftstreitkräfte. Badoglio konnte sich nur einer Gewalt ergeben, die seine Regierung zu schützen vermochte. Er selber schreibt: «Eine einseitige Erklärung Italiens, Frieden schliessen zu wollen, hätte bedeutet, dass wir uns mit gebundenen Händen und Füssen den Deutschen ausgeliefert hätten... Ich beugte mich der Notwendigkeit, die Deutschen solange wie möglich hinzuhalten und gleichzeitig alles in meiner Macht Stehende zu tun, mit den Briten und Amerikanern in Fühlung zu kommen... Ich war sicher, dass ich, wenn ich mit den Alliierten in Fühlung käme, bessere Bedingungen als die bedingungslose Kapitulation erhalten würde, auf der die Engländer bestanden.»

Auf der deutschen Seite gab es kein Zögern. Hitler hatte seit dem tunesischen Zusammenbruch mit einer politischen Krise in Italien gerechnet und bereits begonnen, in Österreich und Norditalien zur Deckung gegen einen Abfall Italiens und eine Invasion der Alliierten in Südeuropa unter Rommel eine Reservearmee aufzustellen. Tatsächlich besprach Hitler – am 25. Juli – mit seinem Stab die Verstärkung dieser Armee, als die Nachricht vom Sturz Mussolinis eintraf.

Hitler war zuerst geneigt, Rom durch Luftlandetruppen zu isolieren, «kurzerhand nach Rom hereinzufahren, die ganze Regierung, den König, die ganze Blase sofort zu verhaften, vor allem den Kronprinzen... und Badoglio». Dann aber entschloss er sich, bis zur Festigung seiner Position in Norditalien zu warten. In diesem Stadium der Ereignisse war er bereit, Süditalien einschliesslich Roms aufzugeben, und befahl, die 70'000 Mann starken deutschen Truppen auf Sizilien sofort zurückzunehmen. Es sei in Wirklichkeit belanglos, sagte er, ob Rommel, den Stiefel halten könne oder nicht. Worauf es ankam, war eine feste Nordfront von Pisa über den Appenin bis Rimini. Zur Verteidigung dieser Linie waren Divisionen von der Ostfront abzuziehen, selbst auf die Gefahr hin, dass dort Gelände preisgegeben werden musste. So standen, bevor Badoglios Unterhändler in Lissabon eingetroffen war, 15 deutsche Divisionen auf italienischem Boden, und weitere 4 waren im Anmarsch. Damit war entschieden, dass die Alliierten, wie auch die diplomatischen Verhandlungen ausgehen mochten, um Süditalien zu kämpfen haben würden; Hitler hatte die Frist voll ausgenutzt und war nun entschlossen, zu verteidigen, was er im ersten Augenblick hatte aufgeben wollen.

Die Nachricht von der Bereitschaft der Italiener, zu kapitulieren, sobald die Alliierten mit starken Kräften auf der Halbinsel gelandet wären, fiel mit einer weiteren «historischen Konferenz' (,Quadrant') zusammen, zu der sich Churchill, Roosevelt und ihre Stabschefs in Quebec getroffen hatten. Am 18. August erhielt Eisenhower von dort den Befehl, «die bedingungslose Übergabe Italiens anzunehmen und den grösstmöglichen militärischen Vorteil daraus zu ziehen... Sardinien und Korsika zu besetzen, die Errichtung von Luftstützpunkten im römischen Gebiet und, wenn möglich, nördlich davon in Angriff zu nehmen und auf die deutschen Streikräfte in Norditalien starken Druck auszuüben».

Diese Weisung bedeutete weniger als sie besagte, denn Eisenhower erhielt nicht die zu ihrer Ausführung nötigen Kräfte zugeteilt. Vielmehr musste die Überführung der zu Operationen gegen die Japaner und zur Aufstellung der Invasionsarmee in Grossbritannien vorgesehenen Einheiten gemäss dem ‚Trident-Plan‘ fortgesetzt werden. Der Abzug der für ‚Overlord‘ bestimmten 7 Divisionen war zweifellos notwendig, aber in dieser Stunde einer grossen Gelegenheit darüber hinaus Eisenhowers Kommando zugunsten des fernöstlichen Krieges zu schwächen, war strategisch ungesund. Man erlaubte ihm, den Abmarsch von 18 Panzer-Landungsschiffen nach dem Indischen Ozean bis zur Landung bei Salerno aufzuschieben, aber man hatte seine Mittel zu dieser Anfang September unternommenen Operation insgesamt so knapp bemessen, dass die Angreifer beinahe ins Meer zurückgeworfen worden wären.

Es war jedoch zur Zeit der Konferenz von Quebec überhaupt zu spät, aus der

italienischen Lage vollen Gewinn zu ziehen. Die Alliierten hätten darauf gerüstet sein müssen, im Augenblick des Sturzes Mussolinis in Italien zu landen, aber dies war eben infolge der Entscheidungen der Trident-Konferenz im Mai unmöglich gemacht worden, durch die auf Drängen der amerikanischen Stabschefs für das zweite Halbjahr 1943 dem Pazifik und Burma der Vorrang gegeben wurde. Zur Zeit der italienischen Kapitulation operierten 13 amerikanische Divisionen im pazifischen Raum, während in Grossbritannien und im Mittelmeergebiet insgesamt 10 standen. Von ihnen waren nur 4 zu Operationen in Italien verfügbar, die aber wegen der Knappheit an Schiffsraum nicht mit ganzer Wirkung eingesetzt werden konnten. Die Folge dieser Fehlverteilung der Kräfte war, dass die Alliierten ein Jahr brauchten, die Deutschen auf die Linie Pisa – Rimini zurückzudrängen, mit der sich Hitler ursprünglich hatte zufriedengeben wollen, bis sich zeigte, dass seine Gegner auf eine Ausnutzung des Sturzes Mussolinis nicht vorbereitet waren.

Trotzdem brachte der italienische Feldzug bedeutende Vorteile, wie sie anderwärts nicht hätten erzielt werden können und die wesentlich waren für einen Erfolg des Unternehmens ‚Overlord‘. Mit der Einnahme Foggias im Oktober hatte man Flughäfen in die Hand bekommen, von denen aus schwere Bomber das rumänische Ölgebiet und die Jagdflugzeuge in Österreich und Süddeutschland erreichen konnten. Es waren das Hauptziele in der ersten Phase der Schlacht gegen die Luftwaffe, vor deren beträchtlicher Schwächung an eine Offensive über den Kanal nicht zu denken war. Zudem band die italienische Front mehr deutsche als alliierte Kräfte. Im Oktober fesselten Eisenhowers 11 Divisionen in Italien doppelt so starke deutsche Kräfte; durch seinen Entschluss, sich südlich von Neapel zu stellen, hatte Hitler eine lange Küstenflanke entblösst, und so sah er sich zum Schutz gegen mögliche Landungen zwischen Rom und Genua gezwungen, in Norditalien 10 Divisionen untätig bereitzuhalten – «und dies», wie Jodl zugab, «zu einer Zeit, wo die Ostfront, den schwersten Anstürmen ausgesetzt, dringender denn je um Reserven bat».*

Während des Mittelmeerfeldzuges gingen in London die Vorbereitungen für ‚Overlord‘ unter der Leitung des Generalleutnants F.E. Morgan und des Brigadegenerals R.W. Barker weiter. Morgan war in Casablanca zum «Stabschef des (noch zu bestimmenden) Obersten Befehlshabers der Alliierten‘ ernannt worden, welchen zungenbrecherischen Titel [«Chief of Staff to the Supreme Allied Commander*»] er auf ‚COSSAC‘ zusammengezogen hatte.

* Jodl, Ansprache an die Gauleiter am 7. November 1943. «Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof», Dokument 172-L.

Morgan hatte Befehl, für den künftigen Obersten Befehlshaber ein britisch-amerikanisches Hauptquartier zu errichten und für den Einfall in Nordwesteuropa einen Planentwurf auszuarbeiten.

Der der Konferenz in Quebec vorgelegte COSSAC-Plan schlug vor, in der Normandie zu landen, und zwar mit 3 zu verschiffenden Infanterie-Divisionen und 2 Luftlandebrigaden als erstem Treffen und 2 weiteren, auf Landungsfahrzeuge vorverladenen Divisionen als unmittelbar folgendem Treffen. Nach Sicherung eines Landekopfes zwischen Caen und Carentan sollten die britisch-amerikanischen Streitkräfte zur Wegnahme Cherbourgs zusammengefasst werden. Da man sich klar darüber war, dass es Wochen brauchen würde, den Hafen von Minen und Hindernissen zu räumen, empfahl der Plan, den Landekopf über zwei künstliche Häfen, die in England zusammengebaut und über den Kanal geschleppt werden sollten, zu versorgen und zu verstärken. Die Verfasser des Planentwurfs rechneten damit, dass in den ersten zwei Wochen 18 Divisionen gelandet werden könnten und dass der Landekopf dann Cherbourg und die Westnormandie bis zu der Linie Mont St. Michel – Alençon – Trouville umfassen würde. In diesen Raum sollten die Hauptkräfte der amerikanischen Armee unmittelbar von den Vereinigten Staaten hinübergebracht werden, bis 100 Divisionen zum Angriff auf das Reich selbst bereitstünden.

Nach diesem Plan sollten also die Verbündeten eine mächtige Armee auf französischem Boden versammeln, aber der kritische Punkt war die Stärke des ersten Treffens, für das der Plan geringere Kräfte vorsah, als zur Landung auf Sizilien erforderlich gewesen waren. Dem war so, weil die Zahl der Landungsschiffe und Transportflugzeuge, mit der Morgan rechnen konnte, sehr knappgehalten worden war. Dementsprechend machte er die Ausführbarkeit des Plans von der Voraussetzung abhängig, dass «die Deutschen in Frankreich höchstens über eine Reserve von 12 schnellen Divisionen verfügen und [von ihnen] im Raum von Caen am X-Tag nicht mehr als 3, am X-Tag plus 2 nicht mehr als 5 und am X-Tag plus 8 nicht mehr als 9 stehen würden».

Obwohl der in dem COSSAC-Plan zwischen Erfolg und Fehlschlag gelassene Spielraum zugegebenermaßen sehr eng war, nahm das interalliierte Komitee der Stabschefs den Entwurf an und bestätigte als vorläufigen X-Tag den 1. Mai 1944. Es war der amerikanische Begeisterungsschwung, der diese Entscheidung durchsetzte, denn die Engländer äusserten Besorgnis, dass die für den ersten Angriff vorgesehenen Kräfte nicht genügen würden, die mächtigen Verteidigungsanlagen des Atlantikwalls zu durchbrechen, den Hitler hatte errichten lassen. Churchill drang vergeblich auf eine Verstärkung der Kräfte um ein Viertel, aber

die Amerikaner, die den zusätzlichen Schiffsraum hätten stellen müssen, lehnten mit der Begründung ab, dass dies nur auf Kosten der Operationen im Pazifik möglich wäre, die einzuschränken sie nicht willens seien.

Marshall schlug vor, statt der von Churchill geforderten allgemeinen Verstärkung die im Mittelmeer verfügbaren amphibischen Fahrzeuge zu einer Landung in Südfrankreich einzusetzen, dadurch «im Raum Toulon–Marseille einen Stützpunkt zu schaffen und von ihm aus nordwärts zu drücken, um in Verbindung mit ‚Overlord‘ eine Ablenkung zu bewirken». Churchill stimmte dieser Operation (die den Decknamen ‚Anvil‘ erhielt) mit einiger Zurückhaltung zu. Nach seiner Meinung genügte zur Bindung der in Südfrankreich stehenden deutschen Divisionen die bloße Landungsdrohung und konnten die für die Operation ‚Anvil‘ vorgesehenen Kräfte besser zu einer Landung in Norditalien oder zur Unterstützung der jugoslawischen Partisanen verwendet werden.

Die Quebecer Entscheidung, im Frühjahr 1944 im Norden und Süden Frankreichs zu landen, wurde den Russen im Oktober auf der Konferenz der Aussenminister der drei verbündeten Hauptmächte mitgeteilt. Molotow zeigte sich argwöhnisch und skeptisch, mussten doch die Generale Ismay und Deane (die das interalliierte Komitee der Stabschefs vertraten) erklären, dass sie keine unbedingten Zusagen machen könnten, da ‚Overlord‘ bestimmt fehlschläge, wenn die Deutschen in der Lage sein sollten, von der Ostfront starke Kräfte abzuziehen zu können.

Da Molotow so starkes Gewicht auf ‚Overlord‘ legte, waren seine Gäste verblüfft, als er plötzlich vorschlug, die Alliierten sollten versuchen, Schweden und die Türkei zum Eintritt in den Krieg zu bewegen. Während er die schwedische Frage nicht eben forcierte, bestand er so beharrlich auf einer türkischen Intervention und der Öffnung der Dardanellen als einer Notwendigkeit, dass Eden sich bereit erklärte, auf dem Rückwege nach London von Neuem an die Türkei heranzutreten. Der Augenblick war dazu kaum günstig, denn soeben waren britische Kräfte von einigen Inseln des Dodekanes, wo sie Fuss gefasst hatten, vertrieben worden. Jedenfalls bekräftigten die Türken ihre Neutralität aufs neue.

Trotzdem wirkte das russische Verlangen auf Churchill bei seiner Suche nach neuen Wegen, Deutschland im Mittelmeergebiet zu treffen, als Sporn. Seine Zweifel an der Durchführbarkeit des COSSAC-Plans hatten sich seit Quebec vertieft. Die ungewöhnliche Hartnäckigkeit des deutschen Widerstandes in Italien und die gewaltige Stärke, die die deutsche Jagdwaffe über dem Reichsgebiet zu entfalten vermochte, hatten in ihm die Befürchtung wachgerufen, dass ein Versuch, – *mit den Mitteln und Kräften, die die Amerikaner zu dem Unternehmen ‚Overlord‘ beizusteuern bereit waren** – in Frankreich einzufallen, zu seiner

* Vom Herausgeber hervorgehoben.

Wiederholung der Erstarrung der Fronten von 1914 –18 führen würde, die so viel Opfer gefordert hatte. Er war nicht der Mann, vor den Kosten und Risiken eines Krieges zurückzuschrecken, solange sie notwendig und unvermeidlich waren; aber schwer beunruhigt–wie er sich oft äusserte – «von der Vorstellung im Kanal treibender Leichen», war er entschlossen, nicht zuzulassen, dass britische Truppen ohne ausreichende Unterstützung dem Atlantikwall gegenübergestellt würden. Bei Salerno waren die Amerikaner unter günstigeren Verhältnissen als denen, auf die man in der Normandie gefasst sein musste, bei einem Angriff auf einer Frontbreite von 3 Divisionen mit knapper Mühe und Not einer Katastrophe entgangen. Die Risiken des Unternehmens ‚Overlord‘ waren beträchtlich grösser, und doch deutete nichts darauf, dass man die Warnung von Salerno in Washington begriffen hätte.

Diese Überlegungen führten Churchill und seine Stabschefs zu dem Schluss, dass der COSSAC-Plan, wie er in Quebec angenommen worden war, angesichts der feindlichen Abwehrkraft keinerlei entscheidenden Erfolg verspreche. Der tiefste Grund der britischen Besorgnisse war das Ausmass, in dem die Amerikaner im Fernen Osten gebunden waren. Die Befürchtungen deswegen verstärkten sich in Kairo, wo sich die Westalliierten im November trafen, um vor der Weiterreise nach Teheran zu Besprechungen mit Stalin ihre gemeinsamen Pläne festzulegen. Bei seiner Ankunft in Kairo musste Churchill zu seiner Überraschung feststellen, dass dort (auf Einladung Roosevelts) Generalissimus Tschiang Kaischeck und seine Gemahlin eingetroffen waren, um einen amerikanischen Plan für ausgedehnte Operationen in Burma zu erörtern. Er sah die Öffnung eines Landweges für die Zufuhren nach China im Sommer 1944 vor und dazu einen umfassenden Einfall nach Burma mit Landstreitkräften von Indien und China und mit amphibischen Streitkräften vom Bengalischen Meerbusen her. Dieser Plan der amerikanischen Stabschefs beruhte auf ihrer Befürchtung, dass sich China, wenn ihm nicht beizeiten Erleichterung gebracht würde, zu Verhandlungen mit Japan gezwungen sehen oder militärisch lahmgelegt werden könnte. In jedem Fall verloren die Amerikaner die Möglichkeit, vom asiatischen Festland gegen die japanischen Mutterinseln zu wirken. Churchill und die britischen Stabschefs teilten die amerikanischen Besorgnisse über den Ausgang des pazifischen Krieges nicht. Sie waren überzeugt, dass Japan, war erst Deutschland geschlagen, zur Kapitulation bewogen werden könnte. So lehnten sie den burmesischen Plan ab und protestierten gegen die Bereitwilligkeit, mit der Roosevelt dem chinesischen Generalissimus versicherte, der Plan könne ausgeführt werden.

Als Churchill in Quebec bei der Beratung über den COSSAC-Plan für eine

Verstärkung der Landungsfahrzeuge um ein Viertel eingetreten war, hatten das Marshall und King mit der Begründung abgelehnt, es fehle dazu an den nötigen amphibischen Kräften. Jetzt aber waren diese auf einmal da und wurden nach dem Indischen Ozean abgezogen. Die Engländer waren über die Entschlossenheit, mit der die Amerikaner auf den Einfall nach Burma beharrten, äusserst beunruhigt. Sie hatten sich für ‚Overlord‘ unter der Voraussetzung verpflichtet, dass das Komitee der amerikanischen Stabschefs auch auf Kosten der fernöstlichen Operationen die zur Sicherung eines Erfolges nötigen Landungsfahrzeuge, Kriegsschiffe und Handelsschiffe bereitstellen würde. Nun aber schien es, dass diese Mittel nicht mehr zur Verfügung waren. Deshalb beantragten Churchill und Brooke in Kairo, die Operation ‚Overlord‘, wenn die Angriffskräfte nicht verstärkt werden könnten, erst nach einer entsprechenden Schwächung der Wehrmacht in Frankreich zu beginnen. Die aber sei nur zu erreichen, wenn Hitler durch einen neuen Angriff im Süden gezwungen würde, wesentliche Kräfte vom Westen abzuziehen.

Im Verlauf der Besprechungen in Kairo sah Roosevelt ein, dass er den fernöstlichen Plänen seiner Stabschefs und den britischen Bedenken wegen ‚Overlord‘ nicht zugleich gerecht werden konnte. So neigte er dazu, Churchills Vorschlag aufzugreifen, im Mittelmeergebiet weitere Offensivoperationen zu unternehmen, bis die deutschen Streitkräfte im Westen in einem Masse vermindert wären, das den COSSAC-Plan ausführbar machen würde. Wenn Roosevelt schliesslich zu dieser Ansicht gelangte, so liess er sich von der Tatsache leiten, dass die Russen im Oktober selber angeregt hatten, die Westmächte sollten versuchen, die Türken zum Eintritt in den Krieg zu bewegen. So einigten sich Roosevelt und Churchill darauf, die endgültige Entscheidung über die anglo-amerikanische Strategie für das Jahr 1944 nach der Konferenz mit Stalin zu treffen. In den Köpfen der amerikanischen Stabschefs jedoch lag sie fest. Sie verliessen Kairo, so schreibt Sherwood, «gerüstet zu Schlachten in Teheran, in denen die Amerikaner und die Russen eine gemeinsame Front bilden würden».

Als Roosevelt in Teheran eintraf, zweifelte er nicht daran, dass er mit Stalin schon zu Rande kommen werde. Die Gelegenheit, auf die er lange gewartet hatte, war da. Schon im März 1942 hatte er an Churchill geschrieben: «Ich weiss, meine grobe Offenheit wird Ihnen nichts ausmachen, wenn ich Ihnen rundheraus erkläre, dass ich glaube, Stalin persönlich besser behandeln zu können als Ihr Aussenministerium oder mein Aussenamt. Stalin hasst die Arroganz aller Ihrer hohen Leute. Er meint, ich werde ihm besser liegen, und ich hoffe, dass er weiter so denken wird.» Später, aber vor der Konferenz von Teheran, äusserte Roosevelt zu William Bullitt, der amerikanischer Botschafter in Moskau gewesen war: «Mir

ist so, als ob Stalin nichts anderes wünscht als Sicherheit für sein Land, und ich sage mir, wenn ich ihm nun alles gebe, was in meiner Macht steht und keine Gegenleistung verlange, dann wird er sich – noblesse oblige – nichts einzuverleiben versuchen und für eine Welt der Demokratie und des Friedens arbeiten.»

Die erste Begegnung war eine private Zusammenkunft zwischen Roosevelt, Stalin und ihren Dolmetschern. Die beiden Staatsoberhäupter erörterten in grossen Zügen die Weltlage, und der Präsident gab zu verstehen, dass seine Vorstellungen von Kriegführung und Gestaltung des künftigen Friedens nicht ganz mit denen des britischen Premierministers übereinstimmten. Stalin spürte bei Roosevelt den Wunsch heraus, als unabhängig von Einflüssen Churchills zu erscheinen, und verfolgte die Taktik, diesem Bestreben Nahrung zu geben. Zu Beginn der offiziellen Konferenz schlug er vor, für alle Sitzungen das Präsidium Roosevelt zu übertragen. An demselben Abend lud er ihn ein, von der amerikanischen Gesandtschaft in die Sowjetbotschaft umzuziehen; er behauptete, dies sei eine Vorsichtsmassnahme, weil das Gerücht von einem deutschen Komplott umgehe, den Präsidenten zu ermorden.

Bei der ersten formellen Sitzung begrüsst Roosevelt die Russen als «neue Mitglieder im Familienkreis» und gab einen ins Einzelne gehenden Rückblick auf den Kriegsverlauf vom Standpunkt der Westalliierten, wobei er in Beziehung zu dem Feldzug gegen Deutschland besonders die Erfordernisse des Krieges gegen Japan hervorhob. Sodann setzte er auseinander, dass die Knappheit an Schiffsraum, vor allem an Landungsfahrzeugen, im Jahre 1943 die Offensive über den Kanal verhindert habe. Er versicherte aber Stalin, das Hauptziel der Alliierten für 1944 sei, den Plan auszuführen, welchen auch immer, der die russische Front am meisten zu entlasten verspreche. Sie beabsichtigten, um den 1. Mai herum zu der Operation ‚Overlord‘ loszuschlagen, und würden den Angriff äusserst ungern anderer Operationen wegen verschoben sehen. Er und der Premierminister hätten jedoch in Betracht gezogen, ob es sich nicht empfehle, als Vorspiel zu ‚Overlord‘ eine neue Offensive im Mittelmeergebiet zu eröffnen; doch sei es ihr Wunsch, hierzu erst die Ansicht des Marschalls zu erfahren.

Stalin erwiderte dem Sinne nach, was er wünsche, sei ‚Overlord‘, und zwar je eher, desto besser. Er deutete an, dass er auf den Feldzug in Italien wenig Wert lege, dass der Balkan vom Herzen Deutschlands weit entfernt sei und dass der einzige Weg dorthin durch Frankreich führe. Wegen des Pazifiks brauchten die Vereinigten Staaten nicht über Gebühr beunruhigt zu sein, weil die Sowjetunion ihre Kräfte nach der Niederlage Hitlers baldmöglichst gegen Japan einsetzen werde. «Dann werden wir», sagte er, «mit gemeinsamer Kraft siegen.»

Obwohl diese Erklärung nicht ganz unerwartet kam, weil Cordell Hull einen Monat zuvor in Moskau Ähnliches versichert worden war, bewirkte sie doch in der amerikanischen Haltung zum Krieg in Europa eine deutliche Änderung. Der Präsident besass nun aus dem Munde Stalins selbst eine formelle Garantie, dass der Marschall, wenn die Westmächte ihre Kräfte zu einem entscheidenden Schlag gegen Deutschland zusammenfassten, Amerika im Kampf gegen Japan unterstützen würde. Dies verringerte die Befürchtung der Amerikaner, der japanische Krieg könnte sich unter masslosen Opfern und Kosten endlos hinziehen, würden sich doch die Russen mit der starken Kwantung-Armee in der Mandschurei auseinandersetzen und bei Wladiwostok Flugstützpunkte zu Angriffen auf die japanische Kriegsindustrie zur Verfügung stellen können. Damit hatte Roosevelt einen begründeten Einwand gegen King und andere, die dafür eingetreten waren, keine Kräfte und Mittel aus dem pazifischen Raum für ‚Overlord‘ abzugeben.

Die russische Zusage rief bei den Amerikanern grössere Genugtuung hervor als bei den Briten. Als Churchill in einer der folgenden Sitzungen seine Forderungen nach Operationen im Mittelmeergebiet unterstrich, fragte ihn Stalin grob, ob er denn überhaupt an ‚Overlord‘ glaube, oder ob er sich «damit nur der Sowjetunion gefällig zeigen» wolle. Der Premierminister erwiderte, es könne nicht die Rede davon sein, ‚Overlord‘ auf die lange Bank zu schieben. Das Problem sei, zu entscheiden, was mit den im Mittelmeergebiet stehenden Kräften in den kommenden fünf Monaten zu geschehen habe, während deren die Offensive über den Kanal noch nicht möglich sei. Stalin antwortete, er sei für die Landung in Südfrankreich, worauf Churchill vorschlug, in Norditalien zu landen, um in den Besitz von Flughäfen im Potal zu gelangen, Titos Partisanen in Jugoslawien zu unterstützen und im Zusammenwirken mit den Türken den Dodekanes und Griechenland wiederzunehmen, falls die Türkei, was die Russen im Oktober ja selber angeregt hätten, in den Krieg einträte.

Von allen diesen Projekten interessierte Stalin nicht eines. Er drängte auf eine Zusicherung, dass die im Mittelmeerraum vorhandenen amphibischen Kampfmittel in Südfrankreich, nicht auf dem Balkan eingesetzt werden würden. Es war klar, dass die Russen über die Türkei anderen Sinnes geworden waren; sie glaubten jetzt, sich mit den deutschen Armeen an der Ostfront, die bereits durch die Überführung von 15 der besten Divisionen nach Italien geschwächt worden waren, allein auseinandersetzen zu können. Es war offenkundig—jedenfalls für Churchill—, dass Stalin keinerlei anglo-amerikanische Streitkräfte auf dem Balkan zu sehen wünschte, auf dessen ‚Befreiung‘ er brannte.

Stalin wies darauf hin, dass es einer Ablenkungsoperation durch anglo-ameri-

kanische Kräfte in Südosteuropa gar nicht bedürfe, weil die Rote Armee gleichzeitig mit ‚Overlord‘ eine Offensive eröffnen und so die Deutschen im Osten völlig binden werde. Dies gab ihm die Gelegenheit, um die Angabe eines festen Termins für die Invasion zu ersuchen. Churchill und Roosevelt wiederholten, dass die Offensive auf den Mai anberaumat, der Tag aber noch nicht festgelegt sei. Stalin liess nicht locker und fragte, wer die Operationen leiten werde. Auf die Antwort, dass der Oberste Befehlshaber noch ernannt werden müsse, warf er freundlich ein: «Glauben Sie nicht auch, dass Sie sich entscheiden sollten? Die Zeit wird ziemlich knapp.»

Gegen Ende der Konferenz glaubte der Präsident, zu Stalin fruchtbare persönliche Beziehungen hergestellt zu haben. Wieder in Washington, sprach er von ihm in den wärmsten Worten: «Ich glaube, wir werden mit ihm und dem russischen Volk sehr gut auskommen – wirklich sehr gut.» Diese öffentliche Erklärung spiegelte die Echtheit seiner Überzeugung. Privat erzählte er Frances Perkins, die Arbeitsminister war, wie es ihm gelungen sei, Stalins Zurückhaltung zu brechen. «In den ersten drei Tagen kam ich absolut nicht weiter. Ich konnte mit Stalin keinen persönlichen Kontakt gewinnen, obwohl ich ihm in allem entgegengekommen war... Er war korrekt, steif, feierlich, lächelte nicht einmal, – nichts Menschliches, wo man einhaken konnte... Ich fühlte mich ziemlich entmutigt, weil ich glaubte, dass ich mit ihm persönlich nicht vorwärtskam.» Am dritten Tage der Konferenz habe er versucht, auf eine völlig andere Weise an ihn heranzukommen: «Sobald ich am Konferenztisch Platz genommen hatte, begann ich Churchill mit seinem Britentum, mit John Bull, mit seinen Zigarren und mit seinen Gewohnheiten zu hänseln. Das kam bei Stalin an. Winston wurde rot und machte ein finsternes Gesicht, und je mehr er so reagierte, desto mehr lächelte Stalin. Schliesslich brach Stalin aus tiefstem Herzen in schallendes Gelächter aus, und das erstemal nach drei Tagen sah ich Licht.* Der Glaube, Stalins Freundschaft gewonnen zu haben, beeinflusste die Politik, die Roosevelt zwischen Teheran und seiner nächsten Begegnung mit Stalin in Jalta verfolgte, ganz ausserordentlich.

Der Präsident stand mit der günstigen Beurteilung des Ergebnisses der Konferenz von Teheran nicht allein. Die in Aussicht gestellte russische Unterstützung des Unternehmens ‚Overlord‘ und im Kriege gegen Japan zerstreute bei den amerikanischen und den britischen Stabschefs manche Zweifel. Sie hatten immer in der Auffassung übereingestimmt, dass ein Sturmlauf über den Kanal

* Die Gerechtigkeit verlangt hinzuzufügen, dass Roosevelt vor dieser seltsamen Sitzung gesagt hatte: «Winston, ich hoffe, du wirst, was idi heute vorhabe, nicht übelnehmen.»

schliesslich notwendig sei, und waren nur darüber verschiedener Meinung gewesen, wann und mit welchen Kräften er unternommen werden müsse. Brooke und seine Offiziere waren nachdrücklich für den Feldzug gegen Italien eingetreten, aber von Churchills südosteuropäischen Plänen nie begeistert gewesen, und so atmeten sie auf, dass nun eine feste politische Entscheidung für ‚Overlord‘ vorlag.

Die Briten waren sich – ausser Churchill – der über die unmittelbaren Konsequenzen hinausgehenden politischen Folgen der Konferenz von Teheran ebenso wenig sofort bewusst wie die Amerikaner; ja, es ist fraglich, ob selbst Churchill schon damals das volle Ausmass des Sieges Stalins erkannt hat. Von den Russen gestossen und von den Amerikanern gezogen, war die allgemeine Strategie der Westmächte von den Gebieten der sowjetischen Aspirationen weggelenkt worden. Schon vor Teheran war es unvermeidlich, dass nach einer Erzwingung der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands die Sowjetunion in Osteuropa den Platz der herrschenden Macht einnehmen würde; keineswegs unvermeidlich aber war die Ausdehnung des russischen Einflusses tief bis nach Mitteleuropa und Südosteuropa hinein. Nach Teheran hingegen war diese Entwicklung so gut wie unaufhaltsam.

Diese Perspektive ging über den Horizont des interalliierten Komitees der Stabschefs, das selbstverständlich von der Aufgabe, den Krieg zu gewinnen, voll auf in Anspruch genommen war, weit hinaus. Anfang Dezember nahm es die Besprechungen in Kairo wieder auf, für das Unternehmen ‚Overlord‘ und die Landung in Südfrankreich (Operation ‚Anvil‘) fast unwiderruflich verpflichtet. Bis zu dem geplanten Termin waren es kaum noch fünf Monate, noch aber wussten die Stabschefs nicht, woher sie die allein für den COSSAC-Plan nötige Ausrüstung nehmen sollten. Trotzdem erklärten sich die amerikanischen Stabschefs erst nach langen Debatten und einem persönlichen Appell des Premierministers an den Präsidenten bereit, den burmesischen Feldzug zu verschieben und dem Unternehmen ‚Overlord‘ für eine weitere Division Landungsfahrzeuge zuzuteilen. Dies erfüllte Churchills Forderungen nach einer Verstärkung der Angriffskräfte um ein Viertel nicht völlig, doch konnte man die Entscheidung hierüber bis zur Überprüfung des Plans durch Eisenhower, der am 6. Dezember zum Obersten Befehlshaber ernannt wurde, sowieso nicht treffen.

An demselben Tage erklärte das interalliierte Komitee der Stabschefs ‚Overlord‘ und ‚Anvil‘ zu den ‚Hauptoperationen für 1944*‘: «Sie sind im Mai durchzuführen. In keinem Teil der Welt darf irgendetwas unternommen werden, was den Erfolg dieser beiden Operationen gefährden könnte.» Eisenhowers Ernennung und Auftrag wurden am Weihnachtsabend öffentlich bekanntgegeben.

Siebentes Kapitel **Die Stärke der Wehrmacht**

Eine durch geheime Kanäle im Dezember 1943 in Berlin eingegangene Information über die Teheraner Konferenz liess keinen Zweifel daran, dass sich die Alliierten fest verpflichtet hatten, im Frühjahr 1944 in Frankreich eine zweite Front zu eröffnen. Hitler war diese Nachricht nicht unwillkommen, denn die Erfahrung der letzten zwei Jahre in Russland hatte gezeigt, dass er die Sowjetunion so lange nicht schlagen konnte, wie er gezwungen war, ein Drittel seines Heeres und zwei Drittel seiner Luftwaffe zur Verteidigung Europas gegen die Westmächte und zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den besetzten Ländern zu verzetteln. Andererseits konnte er, wenn er den Angriff über den Kanal erst einmal abgeschlagen hatte – und dessen glaubte er sich sicher –, starke Kräfte vom Westen nach dem Osten werfen und dort einen grossen, vielleicht den entscheidenden Sieg erringen. Bis dahin aber gedachte er nach der Vertreibung der alliierten Armeen vom europäischen Festland die Briten und Amerikaner dadurch in der Defensive zu halten, dass er neue See- und Luftwaffen, die die Lage verwandeln würden, gegen sie zum Tragen brachte: Elektro-U-Boote von umwälzender Konstruktion und Wirkung, Düsenflugzeuge, fliegende Bomben und Langstrecken-Raketen. Mit diesen Waffen vermeinte Hitler die Initiative zur See und in der Luft wieder an sich reissen und Landangriffe vom Westen her unterbinden zu können, bis er im Osten und im Süden wenigstens starre Fronten gesichert hätte.

Dieser Plan gründete in der Annahme, dass die Offensive über den Kanal abgewiesen werden könne. Die Alliierten, so behauptete er steif und fest, würden gegen deutsche schlachterprobte Truppen und gegen fast undurchdringliche Befestigungen «lauter Verbände» in den Kampf schicken, «die nicht kriegsgeübt sind». Die Befestigungsanlagen bei Dieppe seien jetzt viel stärker als 1942. «Das ist gegenüber damals wie 1:1'000.» Er selber grübele «dauernd über Sachen nach, die die Verteidigung verbessern» und entwerfe «die verschiedensten Teufeleien».

Hitlers zuversichtliche Beurteilung wurde von seiner unmittelbaren Umgebung bereitwillig geteilt, mit der bemerkenswerten Ausnahme Jodls, der als Chef des Wehrmachtsführungsstabes für alle Kriegsschauplätze ausser dem russischen verantwortlich war. Es war erst sechs Wochen her, da hatte er sich in einer Ansprache an die Reichs- und Gauleiter über die Bedrohung vom Westen ungewöhnlich offen geäussert: «Zugegeben, dass es an der Ostfront brennt, aber kein

Erfolg des Feindes ist dort unmittelbar tödlich, ausser die Ausschaltung des rumänischen Ölgebietes. Aber die Führung kann nicht die Augen verschliessen, dass das Feuer bereitgehalten ist, um zu irgendeiner Zeit einen Brand im Westen anzufachen, den man, wenn er nicht sofort gelöscht wird, nicht mehr unter Kontrolle bringen kann.»

Damit hatte Jodl den Kern des Problems blossgelegt, wie der Generalstab es sah: Reserven waren wichtiger als Befestigungen, weil die Alliierten dank der Beweglichkeit und Wendigkeit, die ihnen die Beherrschung von Luft und Meer verlieh, fast überall von Nordnorwegen bis zur spanischen Grenze losschlagen konnten. Jodl glaubte, dass dem nicht durch den Versuch begegnet werden könne, jede Meile der Küstenlinie zu halten, sondern nur durch die Aufstellung einer starken operativen Reserve, die schnell dem Angriff entgegengeworfen werden konnte, wo immer er erfolgte. Es sei eine «Unmöglichkeit, 2'600 km Küstenfront an allen Stellen mit einem tiefgestaffelten Festungssystem zu befestigen». Daher seien «zur Bildung von Schwerpunkten stark bewegliche und besonders gut ausgerüstete Reserven im Westen unbedingt notwendig». In den ersten beiden Kriegsjahren hatte Deutschland, wie Jodl es nannte, «ein räumliches Kapital» angesammelt, «von dem wir heute zehren». Aber die Bewahrung dieses Kapitals an Raum verschlang sozusagen fast das gesamte deutsche militärische Einkommen. Mehr und mehr war Hitler der Gefangene seiner eigenen Eroberungen geworden. Im November 1943 war die Anzahl der deutschen Felddivisionen anderthalbmal so gross wie zu Beginn des russischen Feldzuges, aber alle waren völlig in Anspruch genommen. Von den 320 Divisionen ausserhalb des Reichsgebietes band die Rote Armee 206, 24 standen in den Balkanländern, 22 in Italien, 50 in Frankreich, Belgien und Holland und 18 in Dänemark und Norwegen. Auf deutschem Boden befanden sich 15 Divisionen in der Neuformation oder der Wiederaufstellung, aber eine strategische Reserve war nicht vorhanden.

Im Frühjahr 1943 hatte Hitler mit der Bildung einer zentralen Reserve begonnen, doch wurde sie im Sommer an der Ostfront eingesetzt und nach ihrer Wiederaufstellung im Herbst in Italien. Im Winter sollte eine neue Reserve von über 20 Divisionen gebildet werden, aber dies war nicht möglich, solange nicht im Osten eine feste Front aufgebaut war. Dort hatten die Deutschen nach der Katastrophe von Stalingrad, bei der Hitler 300'000 Mann verloren hatte, einen gewandten Rückzug aus dem Kaukasus ausgeführt und durch die Wiedereinnahme von Charkow im März 1943 bis zum Hochsommer eine Atempause gewonnen. Hitler hätte damals wohl die Ukraine und Weissrussland halten können, wenn er nicht eine neue Offensive versucht hätte. Als die Offensive gegen den Kursker Bogen schliesslich Anfang Juli vorgetragen wurde, warf Hitler mit 17 Panzerdivisionen die Hälfte seiner gesamten Panzerstreitkräfte in den Kampf. Die Rus-

sen aber hatten Zeit gewonnen und waren abwehrbereit. Hitler erlitt eine schwere Niederlage.

Nachdem Hitler alle Reserven im Osten eingesetzt hatte, fehlte es ihm an frei verfügbaren Kräften, um der durch den Sturz Mussolinis am 25. Juli hervorgerufenen Krise zu begegnen. So war er genötigt, ein halbes Dutzend seiner besten Divisionen aus Russland abzuziehen. Das wäre möglicherweise ohne gefährliche Folgen an der Ostfront hingegangen, wenn dort für den Fall eines Rückzuges eine Aufnahmestelle ausgebaut gewesen wäre. Nach Stalingrad hatte Zeitler die Errichtung einer solchen Reservestellung entlang dem Dnjepr empfohlen, aber Hitler hatte in der Befürchtung abgelehnt, seine Generale könnten, wenn sie eine feste Stellung hinter sich wüssten, der Neigung verfallen, sich auf sie zurückzuziehen. So geschah vor dem Sommer nichts, die Dnjepr-Linie auszubauen, und als Hitler bald danach v. Manstein und v. Kluge befahl, schnell auf sie zurückzugehen, um Kräfte für Italien freizubekommen, da war die ‚Hagenstellung‘ noch nicht fertig.

Bei einer Besprechung am 26. Juli erhob v. Kluge gegen den Rückzugsbefehl Einspruch. Er könne nicht auf eine Stellung zurückgehen, die praktisch nicht vorhanden sei; er müsse, während die Hagenstellung fertiggebaut werde, östlich des Dnjepr weiteroperieren; so lange aber könne er nicht eine einzige Division entbehren. Die Hagenstellung, erklärte v. Kluge, könne allerfrühestens ungefähr in vier Wochen besetzt werden. Worauf Hitler entgegnete: So lange können wir sicherlich nicht warten, es müssen Kräfte freigemacht werden, das nützt alles nichts.» Die verlangten Divisionen wurden verfügbar gemacht, und der Rückzug auf die unfertige Hagenstellung begann. Am 3. August aber eröffneten die Russen ihre Sommeroffensive. In den folgenden sieben Wochen gingen die Deutschen unter schwerem Druck zurück, die Rote Armee drängte stark nach, und noch ehe v. Kluge und v. Manstein sich in der Hagenstellung festgesetzt hatten, war auch sie angegriffen und durchbrochen.

Nachdem die Russen im Herbst den Übergang über den Dnjepr erzwungen hatten, setzten sie ihre Offensive in den Winter hinein fort, drangen im Dezember von Kiew nach Westen vor und drohten dadurch die Heeresgruppe Süd zu überflügeln und in dem weiten Bogen des unteren Dnjepr zu umfassen. Um Weihnachten war die Lage der Heeresgruppe so kritisch, dass v. Manstein zur Verkürzung der Front und zur Gewinnung von Reserven gegen eine Fortführung des russischen Stosses die völlige Räumung des Dnjeprbogens empfahl. Bei einer Besprechung am 27. Dezember unterstützte Zeitler diesen Vorschlag nachdrücklich; der Dnjeprbogen sei ohnedies nicht mehr zu halten, und die Sowjetoffensive sei nur zum Stehen zu bringen, wenn sofort Verstärkungen verfügbar gemacht würden. Hitler entgegnete, ein Rückzug v. Mansteins würde den Verlust der Krim bedeuten, der die Haltung der bereits unter dem Druck der Alliierten stehenden

Türkei aufs Ernsteste beeinflussen und in Rumänien «katastrophale Folgen» haben müsste, weil dann das Erdölgebiet von Ploesti in den Bereich der russischen Luftwaffe geriete. Hitler machte geltend, die russischen Kräfte seien jetzt sicherlich nahezu erschöpft.

Die Kontroverse im Führerhauptquartier über v. Mansteins Vorschlag setzte sich bis in das neue Jahr fort und griff weit über die Debatte über den Dnjeprbogen hinaus. Kein geringeres Problem hatte sich aus ihr erhoben als die Frage, ob Hitler allgemeinen Rückzugsbewegungen im Osten während des Winters zur Verkürzung der Gesamtfrent und dadurch zur Sicherung einer erfolgreichen Abwehr der Frühjahrsoffensive im Westen zustimmen werde. Jodl, der jetzt in die Auseinandersetzung eingriff, drang in Hitler, nicht nur die Ukraine, sondern auch das Gebiet der baltischen Länder aufzugeben und auf der kürzesten Linie zwischen Schwarzem Meer und Ostsee eine feste Front zu errichten. Dadurch würden über 20 Divisionen frei werden, mit denen die Kräfte im Westen dermassen verstärkt werden könnten, dass die von den Alliierten geplante Offensive über den Kanal von vornherein zum Scheitern verurteilt wäre. Der Führer jedoch gab nicht nach. Er willigte zwar in einige Frontberichtigungen im Nordabschnitt ein, durch die 8 Divisionen erspart werden konnten, weigerte sich aber, die baltischen Länder aufzugeben, weil dies es der Sowjetflotte ermöglichen würde, im Sommer die Erztransporte aus Nordschweden zu unterbinden. Hinzu kam, dass er die baltische Küste halten zu müssen glaubte, weil dort, worauf ihn Dönitz bei einer Besprechung am 1. Januar hinwies, «das einzige Übungsgebiet für die neuen offensiven U-Boote ist».

Hitlers Zuversicht, dass er sowohl die Ostfront halten als auch den Angriff über den Kanal abschlagen könne, wurde durch die Tatsache gestützt und genährt, dass sich, wenn auch die Offensivkraft der Wehrmacht zur Neige gegangen war, die Wirtschaftskraft hinter der deutschen Kriegsmaschine trotz dem Luftkrieg der Alliierten ausserordentlich entwickelt hatte und noch anstieg. Im Jahre 1943 war die Versorgung aus Produktion und Einfuhr mit Stahl, Kohle, Erdöl und anderen Rohstoffen die höchste der deutschen Geschichte, und der Ausstoss von Waffen und Munition erreichte, wie die folgende Aufstellung zeigt, einen beispiellosen Stand:

	1940	1941	1942	1943
Munition (in 1'000 kg)	865 000	540 000	1 270 000	2 258 000
Automatische Waffen	170 880	324 800	316 691	435 400
Artillerie	5 499	7 082	11988	26 904
Panzer	1 359	2 875	5 573	11 897
Flugzeuge	8 070	9 540	12 950	22 050

Diese Produktionssteigerung war den Anstrengungen eines einzigen Mannes zuzuschreiben: Albert Speers, der, sechsunddreissig Jahre alt, im Februar 1942 zum Minister für Rüstung und Kriegsproduktion ernannt worden war. Von Beruf Architekt, wusste Speer von Industrieproduktion wenig, aber er war ein wendiger und glänzender Kopf, verfügte über grosse Energie und hatte eine ungewöhnliche Improvisationsgabe.

Vor der Ernennung Speers war kein Versuch unternommen worden, die Hilfsquellen des Reichs und der besetzten Länder für einen totalen Krieg zu mobilisieren. Von September 1939 bis Februar 1942 liess man, wie der «United States Strategie Bombing Survey» berichtete, «die Wirtschaft unter der lockeren Aufsicht des Wirtschaftsministeriums Funks zum grössten Teil in gemächlicher, friedenszeitähnlicher Weise arbeiten ... Die Erzeugung überflüssiger Güter für den zivilen Bedarf ging weiter, und knappe Rohstoffe wurden unwichtiger Produktion zugeteilt». Die Arbeitszeit wurde kaum verlängert, die Anzahl der in der Rüstungsindustrie beschäftigten Arbeiter kaum vermehrt, und der Ausstoss von Waffen und Kriegsmaterial stieg nur wenig. Hitlers Pläne hatten ja auf der Annahme beruht, dass der Krieg von kurzer Dauer sein und geographisch begrenzt bleiben werde. Dieser Auffassung war das Wirtschafts- und Rüstungsamt beim OKW nachdrücklich entgegengetreten, aber die Erfahrungen der ersten beiden Jahre schienen sie zu bestätigen. Jeder Feldzug war mit viel geringeren Kosten gewonnen worden, als man erwartet hatte, und die Wehrmacht hatte keine wesentliche Erhöhung der Rüstungsproduktion gefordert. Es waren keine Pläne für einen langen Krieg oder zur Entwicklung des deutschen Wirtschaftspotentials gemäss einem erdumspannenden Kampf gegen eine Allianz von Weltmächten vorbereitet. Ja, im Herbst 1941 war Hitler so siegeszuversichtlich gewesen, dass er das OKW angewiesen hatte, Produktionsquellen, die dem Heer zugeteilt waren, an die Luftwaffe und die Kriegsmarine abzutreten. Die Folge war, dass im Winter die deutschen Fabriken, während die Wehrmacht in Russland die ersten Niederlagen erlitt und fühlbare Mengen ihrer Ausrüstung verlor, eifrig mit der Umstellung der Produktion eben der Waffen, die bald so verzweifelt nötig gebraucht wurden, auf Luftwaffen- und Marinebedarf beschäftigt waren.

Im September 1939 hatte die deutsche Rüstungsproduktion die britische weit überstiegen, aber in den folgenden zweieinhalb Jahren gab Hitler den Vorsprung preis. In dieser Zeit mobilisierte Grossbritannien seine Hilfsquellen schneller und drastischer als Deutschland, schränkte die Lebenshaltung beträchtlich ein und erreichte so in der Herstellung von Flugzeugen, Panzerwagen und Material eine Produktionshöhe, die 1941 und 1942 die deutsche weit übertraf.

Die Periode vergeudeter Möglichkeiten endete nach der Ernennung Speers nicht sofort, doch waren die Intensität der Kriegführung und ihre Organisation bisher nicht ernstlich in Frage gestellt. Noch gab es für die gesamte Wirtschaft keine zentrale Planung, noch keine wirkliche Kontrolle der Industrie. Das ganze Jahr 1942 hindurch stiess Speer auf den starken Widerstand der zivilen Ministerien, die sich einer Kürzung der Produktion für den heimischen Markt widersetzen, und bei den Wehrmachtteilen, die eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit wachten. Trotzdem konnte Speer durch Ausnutzung bisher unerschlossener Kapazität und rationellere Verwendung der vorhandenen Werkanlagen, Arbeitskräfte und Rohstoffe in seinem ersten Amtsjahr den monatlichen Ausstoss verdoppeln.

Freilich konnte Speer, während er mit den Anforderungen Schritt hielt, keine wesentlichen Vorräte ansammeln, so dass die bei Stalingrad erlittenen schweren Einbussen in die vorhandenen mageren Reserven breite Lücken rissen. Aus den Berichten des Oberkommandos des Heeres geht hervor, dass diesen Verlusten die Halbjahresfertigung von Panzern und Fahrzeugen, die drei- bis viermonatige Fertigung von Geschützen und die zweimonatige Fertigung von Handfeuerwaffen und Granatwerfern entsprachen.

Nach der Katastrophe von Stalingrad beugte sich Hitler endlich der Notwendigkeit sofortiger starker Erweiterung der Herstellung von Waffen und sonstigem Material. Speer wurde nun Minister für Rüstung und Kriegsproduktion, als der er ausser über die Flugzeugindustrie fast über das ganze zivile und militärische Wirtschaftsleben Verfügungsgewalt erhielt. Zwar griff Hitler nach wie vor in die Aufstellung der Produktionsziele und die Festlegung der Prioritäten ein, ja sogar in Entscheidungen über durchaus technische Fragen, aber Speer hatte mit der Zeit gelernt, die überspannten und oft widerspruchsvollen Forderungen des Führers in praktische Programme umzusetzen. So wurde mit Speer als oberstem Leiter ein verspäteter Versuch unternommen, die Produktion der deutschen Wirtschaft zu planen und zu kontrollieren. Er bildete ein zentrales Planungsamt, das Werkanlagen und Rohstoffe zu teilte, und setzte für jede Industrie Rationalisierungskommissionen ein, denen keine Beamten oder Geschäftsleute vorstanden, sondern «Technokraten» Fachleute industrieller Organisation und Leitung. Durch diese Kommissionen reorganisierte Speer rücksichtslos die weniger leistungsfähigen Fabriken und führte Methoden der Massenherstellung am Fließband ein, die vernachlässigt worden waren. Durch diese einschneidende Rationalisierung wurden grosse Ersparnisse an Arbeitszeit und Rohstoffen erzielt, während andererseits die Aushebung eines neuen Schubs von Fremden die Zahl der in der Rüstungsindustrie beschäftigten Arbeiter im Jahre 1943 um anderthalb Millionen vermehrte.

Das Ergebnis war eine abermalige ausserordentliche allgemeine Steigerung der Rüstungsproduktion. Im Dezember 1943 war der Ausstoss von Waffen und Munition 150 Prozent höher als im Februar 1942. «Alles in allem», sagt der ‚United States Strategie Bombing Surveys «war die deutsche Armee trotz den mit den Rückzügen des zweiten Halbjahres 1943 verbundenen Verlusten Anfang 1944 besser mit Waffen versehen als zu Beginn des russischen Feldzuges.» Das galt besonders von den Panzerverbänden; die Fertigung von Panzerwagen, Sturmgeschützen und Motorgeschützen hatte sich unter Speer verdreifacht, die «gepanzerzte Stärke’ der Armee an 4‘512 Kampfwagen usw. am 1. Januar 1942 zwei Jahr später fast auf 11‘000 erhöht. Überdies wurden in derselben Periode die Panzerdivisionen mit schwereren Kampfwagen grösserer Feuerkraft ausgerüstet. Die leichteren Panzer der ersten Jahre waren fast ganz verschwunden; der mittelschwere Panzer herrschte vor, zudem war die Wehrmacht mit schweren ‚Panthern’ und ‚Tigern’ wohlversehen, die stärker waren als irgendein Kampfwagen der Alliierten, den «Joseph Stalin’ ausgenommen. Zu Beginn des Jahres 1943 verfügte die Wehrmacht nur über 72 ‚Tiger’ und ‚Panther’, aber Ende desselben Jahres waren deren 1‘823 in der Hand der Truppe, und jeden Monat verliessen 375 die Werke.

Obwohl die deutsche Rüstungsproduktion in den Jahren 1942 und 1943 nach der unerheblichen Erhöhung in den beiden vorangegangenen Jahren auffallend gestiegen war, genügte die Gesamtproduktion doch nicht, an mehr als einer Hauptfront ausgedehnte und intensive Operationen zu führen. Einen Zermürbungskrieg zu gewinnen, fehlte es Deutschland an den nötigen Hilfsquellen. Im Dezember 1943 trieb Speer die Produktion abermals in die Höhe mit dem Ziel, den Ausstoss im ersten Halbjahr 1944 zu vermehren, aber wenn auch nicht Hitler, so wusste doch er, dass sich die deutsche Rüstungswirtschaft der Grenze ihrer Kapazität näherte und dass diese wegen Stahlknappheit nicht mehr wesentlich erweitert werden konnte.

Die Stahlknappheit war eine der Erbschaften der Hitlerschen Theorie vom kurzen Krieg. Im Jahre 1938 hatte General Thomas, der Chef des Wirtschafts- und Rüstungsamtes im Oberkommando der Wehrmacht, Hitler warnend darauf hingewiesen, dass die damals monatlich unter zwei Millionen Tonnen liegende Stahlerzeugung Deutschlands den Anforderungen eines langen, harten Kampfes, den der Generalstab als Folge eines zunächst begrenzten Konfliktes befürchtete, keinesfalls genügen würde. Dementsprechend trat Thomas für eine Verbreiterung der deutschen Industriebasis und somit eine Verstärkung des deutschen militärischen Potentials durch die Errichtung neuer Hochöfen und Giessereien ein. Hitler verwarf diesen langfristigen Entwicklungsplan und bestand darauf, dass der zur Rüstungsproduktion verfügbare Stahl der unmittelbaren Herstellung von

Waffen und Munition in der grösstmöglichen Menge dienstbar zu machen sei. Wieder einmal schien Hitler recht gehabt zu haben. Mit der Besetzung der Tschechoslowakei und der Eroberung Frankreichs, Belgiens und Hollands war Deutschland so viel produktive Kapazität zugewachsen, dass es den Ausstoss von Rohstahl fast um die Hälfte erhöhen konnte. Die Notwendigkeit, neue Hochöfen und Giessereien zu bauen, schien nicht mehr zu bestehen, und noch im Jahre 1941, als Deutschland überschüssige Stahlerzeugungs-Kapazität hatte, wurden keine neuen Produktionsanlagen errichtet.

Als Speer ins Amt kam, war es zu spät, ein so umfassendes Grundprogramm auszuführen, wie es allein eine wesentliche Erhöhung der deutschen Stahlversorgung hätte herbeiführen können. In den Jahren 1942 und 1943 wurde der Ruf nach sofort verfügbarem Stahl immer drängender. Ein Panzer heute war soviel wert wie zwei Panzer morgen. Durch Ausnutzung der Kapazität der verfügbaren Werkanlagen brachte es Speer fertig, binnen eines Jahres den Ausstoss von 2,4 Millionen t auf 2,9 Millionen t zu erhöhen. Im Jahre 1943 versorgten Deutschland und die besetzten Länder Hitler mit 34'644'000 t Rohstahl. Das aber war die Spitze, und sie erreichte nur ein Fünftel der gesamten Produktion auf der Seite der Gegner.

Am 8. Juli 1943 meldete Dönitz im Führerhauptquartier Hitler, dass zwei neue U-Boot-Typen im Entwurf fertig seien, die die Seekriegführung umzuwälzen versprochen. Die hervorstechendste Eigenschaft dieser U-Boote war, dass sie unter Wasser ebenso schnell marschieren konnten wie auf dem Wasser und dass sie getaucht lange Zeit zu operieren vermochten, ohne zum Laden der Batterien auf-tauchen zu müssen.

Hitler wies Speer sofort an, dem Bau dieser U-Boote ersten Vorrang zu geben. Vor dieser Besprechung hatte der Marinestab geschätzt, dass keines dieser Boote vor Ablauf von 17 Monaten fertig sein werde, aber Speer schlug vor, Bau und Erprobung von Musterbooten zu überspringen, die neuen Typen in die Produktion zu geben, sobald die Entwürfe bis ins Einzelne ausgearbeitet seien, und so die Bauzeit um die Hälfte zu kürzen; um Verzögerungen durch Luftangriffe auf die Werften zu vermeiden, empfahl er die Vorfabrikation der Teile im Lande, so dass die Boote auf den Werften nur montiert zu werden brauchten. Dönitz stimmte zu, so radikal und riskant dieser Plan auch war. Im Dezember 1943 war von jedem Typ ein Modell in voller Grösse fertig, und Speer konnte melden, dass die ersten Elektro-U-Boote im Frühjahr 1944 marschbereit sein würden.

Inzwischen musste Dönitz die Schlacht im Atlantik mit den herkömmlichen, bereits geschlagenen Booten fortführen. Nachdem er sie mit besserem Radargerät, schwererer Flak und einem neuen, akustisch gelenkten Torpedo ausgerüstet

hatte, versuchte er eine neue Offensive gegen die nordatlantischen Geleitzwege. Indessen, wie im April und Mai des vergangenen Jahres, waren seine Verluste auch diesmal schwer und die Erfolge gering. Die Royal Navy war der Entwicklung des akustisch gelenkten Torpedos zuvorgekommen und hatte ein wirksames Abwehrmittel bereit. Das neue deutsche Radargerät leistete gegen sich nähernde feindliche Flugzeuge im wesentlichen nicht mehr als das bisherige, und das Rätsel der Radarausrüstung der Alliierten blieb ungelöst. Mit einem Unterton von Verzweiflung vermerkte Dönitz am 12. November in seinem Tagebuch: «Der Gegner hat alle Trümpfe in der Hand: Weitreichende, dauernd alle Gebiete überdeckende Luftaufklärung unter Anwendung von Ortungsmethoden, gegen die wir noch keine sicheren Warnmittel haben, dadurch Feststellung der Boote und ihrer Aufstellungen...»

Im Jahr vorher, als die Alliierten monatlich über 600'000 t Handelsschiffsraum verloren, hatte Dönitz geglaubt, mit seiner damaligen U-Boot-Flotte den ‚Tonnagekrieg‘ gewinnen zu können. Jetzt wusste er, dass dies ein Wahn gewesen war. Im Jahre 1943 hatten die Alliierten in allen Gewässern noch keine 300'000 t monatlich eingebüsst und für jedes versenkte Schiff vier neue gebaut. Ständig an Grösse zunehmende Geleitzüge überquerten jetzt, fast unbehelligt von den U-Booten, die sie einst gefürchtet hatten, den Atlantik. Hitlers «westliches Vorfeld» war dahin und konnte vor dem Einsatz der neuen U-Boote nicht wiedergewonnen werden.

Der Ausfall der deutschen Flotte und die Ohnmacht der U-Boote gegen die Aufstellung der interalliierten Invasionsstreitmacht in Grossbritannien liessen es Hitler umso notwendiger erscheinen, die Vorbereitungen zur Bombardierung der Basis des Angriffs über den Kanal, besonders Londons, mit den neuen «Vergeltungswaffen*» zu beschleunigen: mit der fliegenden Bombe, der «V 1, und der Rakete, der «V 2». Schon 1942 hatte Speer Pläne zur Herstellung dieser Geschosse vorgebracht, Hitler jedoch hatte sich skeptisch verhalten, bis am Weihnachtsabend in Peenemünde eine V 1 erfolgreich lanciert worden war. Zur Geheimhaltung des Plans wurden peinliche Vorsichtsmassnahmen getroffen, aber im April des nächsten Jahres hatten britische Agenten mit Hilfe des polnischen Untergrunds genug erfahren, dass sie dem Kriegskabinett in London eine allgemeine Warnung zugehen lassen konnten. Im Mai 1943 machte ein Erkundungsflugzeug der R.A.F. die Peenemünder Forschungsstation ausfindig, und bald darauf offenbarten Luftaufnahmen, dass die Deutschen dort mit unbemannten Düsenflugzeugen Versuche anstellten. Das Geheimnis war enthüllt, aber die Frage war, wo und wann die Projektile eingesetzt werden würden.

Die Entscheidung hierüber fiel im Sommer desselben Jahres, nachdem eine V 1 bei dem ersten grossen Versuch 243 Kilometer geflogen war, ohne mehr als

einen Kilometer von ihrer Bahn abzuweichen. Dies Ergebnis zerstreute Hitlers Zweifel an der Genauigkeit der Geschosse, und er wies Speer an, der Herstellung fliegender Bomben besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Entlang der Kanalküste, vor allem an der Strasse von Dover, sollten mit der Richtung gegen London und das Gebiet Southampton–Portsmouth Abschussrampen gebaut werden, von denen 96 bis zum 15. Dezember fertig sein sollten. Bis dahin sollte die Herstellung der Projektile die monatliche Anzahl von 5'000 erreicht haben und ein Vorrat derselben Menge zur Eröffnung der Offensive verfügbar sein.

Im August begannen 40'000 ausgehobene Arbeiter mit der Errichtung der Abschussbahnen und der Vorratsdepots, und Mitte November schien es, als werde Weihnachten alles fertig sein. Gegen Ende November jedoch hatte die Luftaufklärung der Alliierten 63 Abschussrampen entdeckt. Zunächst war man im Luftfahrtministerium und im Hauptquartier der 8. amerikanischen Luftflotte einigermaßen misstrauisch; man dachte an eine zur Ablenkung der strategischen Bomber von Deutschland bestimmte Täuschung. Dann überwog die Meinung derer, die die Drohung ernst nahmen, und am 5. Dezember begannen Kampfflugzeuge der Alliierten die Abschussbahnen zu bombardieren. Weder das schlechte Wetter noch die gute Tarnung gewährte den Deutschen Schutz; die britischen wie die amerikanischen Flugzeuge konnten vermöge der neuesten Radarhilfen für Navigation und Abwurf diese ausserordentlich kleinen Ziele mit bis dahin unerreichter Genauigkeit angreifen.

Nach fünfwöchigen Überfällen sahen sich die Deutschen zu dem Schluss genötigt: «Wenn der Feind nicht daran gehindert wird, seine Angriffe im bisherigen Masse auch gegen die restlichen 50% der Stellungen durchzuführen, so sind in spätestens 14 Tagen sämtliche Stellungen angegriffen, mindestens stark beschädigt, sowie von den Arbeitern verlassen.» Diese düstere Prophezeiung erfüllte sich nicht, denn die verbündeten Kampfflugzeuge mussten sich dringenderen Zielen zuwenden. Immerhin waren im Februar von den 96 Rampen 73 so schwer beschädigt, dass sich ihre Reparatur nicht lohnte und die Deutschen sich entschlossen, das ganze System aufzugeben. Sie standen dort, wo sie acht Monate vorher gestanden hatten, und machten sich daran, neuartige Abschussstellungen zu errichten, die zwar nicht so leistungsfähig, aber leichter zu bauen und dermassen getarnt waren, dass sie der Luftaufklärung entzogen blieben.

Zum Schutz gegen Spionage wurden die Sicherheitsmassnahmen besonders verschärft. ‚Unzuverlässige‘ Fremdarbeiter wurden aus den Bautrupps ausgekämmt, und das Flak-Regiment 155, das mit dem Raketenabschuss betraut war, wurde von allen Nichtdeutschen gesäubert. Der Begriff ‚Sicherheit‘ wurde bei dem Regimentskommandeur Wachtel so zur fixen Idee, dass er sich den Namen

Wolf zulegte und mit einem falschen Bart verummte. Er siedelte mit seinem Stab um und nahm Dienstbezeichnungen und Uniform einer Arbeitseinheit der Organisation Todt an. Aus Gründen, die von den Aufzeichnungen des Regiments verschwiegen werden, wurde diese Kostümmetamorphose – jedenfalls von den Offizieren – in einer dunklen Februarnacht in Taxis in den Strassen von Paris vorgenommen...

Eine Vorsichtsmassnahme von grösserer operativer Bedeutung war der Entschluss des Oberkommandos der Luftwaffe, die neuen Abschussstellungen bis kurz vor Beginn der Offensive weder mit Bombenvorräten noch mit Rampen und Gerät zu versehen. Während des Frühlings wurden 64 dieser Abschussbahnen soweit fertiggestellt, wie die Sicherheitsvorkehrungen es erlaubten. Da aber trat eine neue Verzögerung ein, diesmal durch Ereignisse, die die Produktionspläne über den Haufen warfen. Im August 1943 hatte die R.A.F. die Einrichtungen in Peenemünde schwer beschädigt und die Forschungsarbeit durcheinandergebracht, als der Entwurf der fliegenden Bombe fast fertig war. Damals mussten noch einige Fehler beseitigt werden, Hitler aber, der es mit dem Einsatz der neuen Waffe eilig hatte, ordnete an, weitere Versuche zu unterlassen und mit der Massenherstellung der V 1 zu beginnen. Das Ergebnis war, dass die meisten Bomben, als die ersten Serien erprobt wurden, zu früh kreperten. Es stellte sich heraus, dass an jedem einzelnen Geschoss eine Menge Änderungen vorgenommen werden musste. Die Produktion der ersten drei Monate wanderte auf den Schrotthaufen.

Im Dezember betrug der Ausstoss statt der geplanten 5'000 weniger als 1'000, und erst im März des nächsten Jahres war ein genügender Vorrat beisammen. Die monatliche Produktion aber erreichte selbst jetzt noch erst 2'000; zu wenig, eine ernsthafte Offensive zu nähren. Infolgedessen entschloss sich Hitler, abzuwarten und Vorräte anzusammeln, bis der Beginn des Invasionsangriffs die Eröffnung des V-Waffen-Krieges lohnen würde. Er hoffte, dass dann die verbündeten Luftstreitkräfte von der Unterstützung des Landungsunternehmens zu sehr in Anspruch genommen sein würden, als dass sie wirksame Angriffe gegen die Abschussrampen richten könnten.

Diese Rückschläge beraubten Hitler des Mittels zu einem direkten Vergeltungsfeldzug, den er für die beste Antwort auf die Luftangriffe der Verbündeten hielt. Bis Ende 1943 war er über die anglo-amerikanische Luftoffensive nicht sonderlich beunruhigt gewesen.

Die strategischen Luftstreitkräfte der Vereinigten Staaten, die vom Mittelmeergebiet und von Grossbritannien aus operierten, hatten sich zu der Offensive gegen das Reich mit dem englischen Bomber-Kommando vereinigt, und die Angriffe waren viermal schwerer gewesen als 1942. Die der deutschen Rüstungsindustrie zugefügten Verluste jedoch waren nicht entsprechend gestiegen. In einem

Bericht des Ministeriums Speer über die Operationen dieses Jahres heisst es, dass zwar die Bombenangriffe einen gewissen Rückgang des Ausstosses von Rohmaterial und Waffen zur Folge gehabt hätten, dass aber diese Einbussen durch energische Wiederherstellungsarbeiten in erträglichen Grenzen hätten gehalten werden können.

Den weitaus grössten Teil des 1943 auf Deutschland niedergegangenen Bombengewichts hatte die R.A.F. bei ihren Nachtangriffen auf bestimmte Gebiete abgeworfen. Diese Überfälle hatten ausgedehnte Zerstörungen und schwere Verluste unter der Zivilbevölkerung verursacht, besonders im Ruhrrevier und in Hamburg, aber in der Rüstungsproduktion keine ernstlichen Stockungen hervorgerufen. Es hatte zwar örtliche Ausfälle und vorübergehende Stockungen gegeben, doch hatten sie schnell ausgeglichen werden können, weil es damals weder an Arbeitskräften noch an Werkräumen und Werkausrüstung mangelte. Über sechs Millionen Fremdarbeiter und Kriegsgefangene waren bereits für die deutsche Wirtschaft ausgehoben. Sie hatten es unnötig gemacht, Frauen in grösserer Anzahl einzuziehen oder die Arbeitszeit zu verlängern. Mit wenigen Ausnahmen arbeiteten die deutschen Rüstungsbetriebe im Jahre 1943 weniger Stunden als 1942 und noch immer in einer Schicht. Weil also ein starkes ‚Polster‘ von Reservekapazität vorhanden war, das die anfänglichen Schläge der Luftoffensive auffing, konnte Speer die Produktion von Waffen und Material selbst in den schwer getroffenen Städten aufrechterhalten, ja steigern. Vom Standpunkt Hitlers hatten die unterschiedslosen britischen Bombenangriffe gewisse Vorteile, weil sie dem deutschen Volk ein starkes Gefühl nationaler Gefährdung aufdrängten und in ihm eine Opferbereitschaft wachriefen, die ihm abzufordern er bisher gezögert hatte.

Speer sah als wahrscheinlich voraus, dass die Luftangriffe in den kommenden Monaten schwerer und wirkungsvoller werden würden, aber er hatte Mühe, Hitler und Göring vom Ernst der Gefahr zu überzeugen.

Die nationalsozialistischen Führer liessen sich nicht nur von der Ungenauigkeit der britischen Nachtüberfälle, sondern auch von der begrenzten Reichweite der amerikanischen Tagesangriffe in Selbstsicherheit wiegen. Im Oktober 1943 setzte die 8. amerikanische Luftflotte ihre schweren Bomber ohne Jagdschutz zu einem Angriff auf Schweinfurt ein, das Zentrum der deutschen Kugellagerindustrie. Von den 288 beteiligten Kampfflugzeugen wurden 62 abgeschossen und 138 beschädigt; noch schwerer wog, dass 599 amerikanische Piloten ums Leben kamen. Nach dieser bitteren Erfahrung stellten die Amerikaner alle Tagesoperationen ohne Geleit bis zur Entwicklung von Langstrecken-Jagdmaschinen ein. In der Annahme, dass die Amerikaner nicht imstande seien, ein Jagdflugzeug mit grösserer Reichweite zu bauen, versicherte Göring dem Führer, die deutsche In-

dustrie habe vor Tagesangriffen wenig zu fürchten. Der Reichsmarschall hielt an dieser Auffassung fest, bis er selber mit knapper Not amerikanischen Jägern entkam, die sein Privatflugzeug über Hannover stellten und bis Berlin verfolgten.

Bis zu diesem desillusionierenden Erlebnis war Göring zuversichtlich geblieben. Zwischen der Schlacht über England und der Schlacht von Stalingrad war ernstlich wenig geschehen, die Luftwaffe zu verstärken; dabei war sie von Hitler bei seinen verbissenen Bemühungen, in Russland eine Entscheidung zu erzwingen, erbarmungslos eingesetzt worden. So war die Stärke der Luftwaffe an startbereiten Maschinen trotz der Verdoppelung der Flugzeugfertigung in dieser Periode nach den schweren Verlusten an der Ostfront und im Mittelmeergebiet Ende 1942 geringer als zwei Jahre vorher. Hinzu kommt, dass in dieser ganzen Zeit gemäss der Hitlerschen Offensivstrategie die Herstellung von Kampfflugzeugen den Vorrang hatte und diese Politik bis zum Frühjahr 1943 beibehalten wurde. Nachdem Hitler widerwillig den Jägern die Priorität eingeräumt hatte, stieg die Fertigung von Jagdmaschinen von 962 im März auf 1'263 im Juli. Diese Entwicklung jedoch wurde durch die Luftangriffe der Alliierten gestört. Sie waren nicht schwer, genügten aber gerade, die Deutschen zu dezentralisierenden Verlagerungen zu zwingen, die sowohl die laufende Produktion als auch die geplante Erweiterung unterbrachen. Der Dezember trug nur 687 neue Jagdflugzeuge ein, und am Jahresende war die Jagdwaffe schwächer als im Sommer.

Der Fall der Düsenflugzeuge ist ein weiteres Beispiel dafür, dass Hitler seinem Glauben an einen kurzen Krieg bedeutende Möglichkeiten geopfert hatte. Bereits 1940 hatte der Generalstab der Luftwaffe Pläne zur Herstellung von Düsenflugzeugen vorgebracht, aber sie wurden beiseite geschoben, weil – nach Galland, der Inspekteur der Jagdwaffe wurde – «Hitler dachte, der Krieg sei so gut wie vorbei». Erst spät im Jahre 1942 wurde der Bau von Düsenflugzeugen in Angriff genommen, aber in die Palastpolitik hineingezogen. Vermöge seines persönlichen Einflusses auf den Führer erhielt Willi Messerschmitt für die Entwicklung eines einmotorigen Düsenjägers, einer als Me 163 bekanntgewordenen ‚Eintagsfliege‘, die Priorität. General Milch, der an der Spitze der Flugzeugproduktion stand, erhob gegen die Annahme des Modells mit der ausgezeichneten Begründung Einspruch, dass die Maschine einen hochspezialisierten Treibstoff verlange, der sehr knapp war, dass sie von diesem Treibstoff nur eine Menge für sieben Flugminuten mitführen könne und dass sie eine ungewöhnlich lange Startbahn brauche. Hitler schob diese Argumente beiseite, die Me 163 wurde in die Serienfertigung gegeben, und im Herbst 1943 erreichte ihre Produktion auf Kosten anderer Düsenflugzeuge 80 Maschinen monatlich. Damit konnte jedoch die Herstellung des Treibstoffs nicht Schritt halten; Galland erhielt davon so wenig, dass

er im Monat nur zehn Piloten auszubilden vermochte. Kaum war dies Problem einigermaßen gelöst, als die R.A.F. im November bei einem Angriff auf Hamburg das chemische Werk zerstörte, das der alleinige Hersteller eines unentbehrlichen Bestandteils jenes Treibstoffs war. Da kein Ersatzstoff gefunden werden konnte, musste das Projekt aufgegeben werden. Die Führung, die die deutsche Forschung im Düsenantrieb errungen hatte, wurde so in zwei Jahren der Versäumnis und einem Jahr fruchtloser Versuche vertan. Messerschmitt wandte sich nun dem Bau eines zweimotorigen Düsenjägers zu, der Me 262, die eine weit längere Flugdauer hatte und deren ‚Durst‘ mit einem weniger spezialisierten Treibstoff gestillt werden konnte, doch war es höchst unwahrscheinlich, dass diese Maschine noch vor dem Invasionsangriff der Alliierten in Serie würde hergestellt werden können.

Nach dem Fehlschlag des Düsenjäger-Programms und der Verringerung des Ausstosses herkömmlicher Jagdmaschinen im letzten Vierteljahr 1943 sah sich die Luftwaffe in äusserst schwieriger Lage. Die Herstellung operativer Flugzeuge war von 12'950 im Jahre 1942 auf 22'050 im Jahre 1943 gestiegen, aber selbst diese beachtliche Gesamtfertigung deckte kaum die Verluste des Jahres und machte nur ein Fünftel der in den Vereinigten Staaten und Grossbritannien produzierten Menge aus. Im Dezember konnte sich Göring dem Bedürfnis nach einer ausgedehnten und schnellen Vergrösserung der Jagdwaffe nicht mehr verschliessen. Kaum war damit der Anfang gemacht worden, da setzte, am 19. Februar 1944, eine neue Überfallwelle der verbündeten Luftstreitkräfte auf die deutschen Flugzeugwerke ein. Die Amerikaner griffen bei Tage, die Engländer nachts an, und im Verlauf einer Woche wurden die Hauptzentren des deutschen Jagdflugzeugbaus in Mittel- und Süddeutschland, die bisher ausserhalb des Bereichs von Tagesangriffen gelegen hatten, von gutgezielten Schlägen getroffen.

Die Wirkung auf den Ausstoss von Jagdmaschinen war unmittelbar und beträchtlich, doch werden sich die genauen Einbussen niemals feststellen lassen, weil die Annahme begründet ist, dass die Berichte der Werke und des Ministeriums – anscheinend unter stillschweigender Duldung Görings und Milchs – gefälscht worden waren, um das volle Ausmass der Katastrophe Hitler zu verbergen. Immerhin ergibt ein sorgfältiger Vergleich der verschiedenen deutschen Berichte und Meldungen, dass diese Angriffswelle Hitler mindestens 2'500 Jagdflugzeuge aus der Hand schlug: 500 durch Abschuss in der Luft während der Offensive, 1'000 durch Zerstörung in den Werken und weitere 1'000 durch Ausfälle infolge des Zusammenbruchs der Produktion.

Trotz diesen schweren Verlusten holten die Deutschen beträchtlich wieder auf. Am 1. März wurde die gesamte Produktion von Jagdflugzeugen Speer unter-

stellt, der sich sofort daran machte, die Industrie zu reorganisieren. Innerhalb eines Monats hatte er den Produktionsstand vom Januar wieder erreicht, und im April überstieg der Gesamtausstoss einmotoriger und zweimotoriger Jagdmaschinen zum ersten Male zweitausend. Allerdings hatte diese Leistung mit der Zusammenfassung aller Mittel zur Fertigung der überkommenen Typen und einer dermassen durchgreifenden Standardisierung erkaufte werden müssen, dass künftige Verbesserungen nicht mehr möglich waren. Es wog das besonders schwer im Falle der einmotorigen Tagesjäger, weil die beiden Haupttypen, die FW 190 und die Me 109, im Vergleich mit ihren amerikanischen und britischen Gegnern bereits überholt waren.

Gezwungen, weiterfort unterlegene Maschinen zu fliegen, erlitten die Tagesjagdgeschwader bei ihren Bemühungen, das Reich vor den amerikanischen Angriffen zu schützen, schwere Verluste. Die Entwicklung des Langstrucken-Gelichts und eines neuen Radargeräts zum ‚blinden‘ Bombenabwurf setzte die Amerikaner instand, das ganze Frühjahr 1944 hindurch ihre Angriffstätigkeit in einem Ausmass aufrechtzuerhalten, auf das die Luftwaffe nicht gefasst gewesen und dem sie nicht gewachsen war. Zu Beginn des Jahres hatte Galland den Aufbau einer Reserve von 1'000 Jagdflugzeugen als einer ‚Anti-Invasions-Waffe‘ vorbereitet. Es war zu spät; die Geschwader, die er ausbildete, und die Flugzeuge, die er für die Schlacht in Frankreich zu retten hoffte, wurden in die Schlacht um Deutschland hineingezogen.

Achtes Kapitel **Das Führerprinzip in der Praxis**

Jodl schloss die Ansprache, die er im November 1943 an die Gauleiter hielt, mit einem Glaubensbekenntnis zum Führer und einer Erklärung, weshalb er an den endlichen Triumph Deutschlands glaube. «Meine tiefste Zuversicht», sagte er, «gründet sich aber darauf, dass an der Spitze Deutschlands ein Mann steht, der... vom Schicksal nur dazu ausersehen sein kann, unser Volk in eine hellere Zukunft zu führen ... Allen gegenteiligen Meinungen zum Trotz muss ich hier zum Ausdruck bringen, dass er die Seele nicht nur der politischen, sondern auch der militärischen Kriegführung ist und dass die Kraft seines Willens und der schöpferische Reichtum seiner Gedanken... die ganze Wehrmacht durchpulst und zusammenhält.»

Nicht viele hohe deutsche Generale hätten dieses Urteil über das Feldherrntum des Führers bestätigt, keiner aber konnte leugnen, dass er die treibende Kraft hinter der deutschen Kriegsmaschine war. Seine frühen Siege und sein Defensiv-erfolg im ersten harten russischen Winter hatten seinen Glauben an seine eigene Unfehlbarkeit und seine Überzeugung gestärkt, dass Krieg vor allem eine Willensfrage sei. «Nach Hitlers Meinung», sagt Speer, «war militärisches Führertum eine Sache der Intelligenz, der Hartnäckigkeit und eiserner Nerven. Er sagte sich, dass er diese Eigenschaften in weit höherem Masse besitze als irgendeiner seiner Generale. Er sagte sich, dass er allein zähe und unbeugsam genug sei, den Schlägen des Schicksals standzuhalten.» Hitler glaubte, dass es in der Schlacht einfach auf den Mut ankomme, noch härter und brutaler zu sein als der Feind. Entschlossenheit, im Angriff alles auf eine Karte zu setzen und in der Verteidigung keinen Fussbreit zu weichen – dies seien, so dachte er, die höchsten militärischen Eigenschaften, die ohne Rücksicht auf das Verhältnis zwischen den materiellen Kräften auf beiden Seiten den Sieg verbürgten. Hinzu kam ein bemerkenswerter Sinn für günstige strategische Möglichkeiten und ein Gefühl für das Unorthodoxe und Unerwartete. Keine Ahnung jedoch hatte er von den Erfordernissen einer Positionsschlacht, von einer Operation, die in der taktischen Führung von Armeen die sichere Gewandtheit des Berufssoldaten verlangt.

Weil es Hitler daran fehlte, waren seine Generale allzu schnell mit dem Urteil bei der Hand, er sei ein geschickter Amateur oder ein mit einem Sprung emporgestommener Gefreiter. In Wirklichkeit hatte er die Werke der hervorragenden deutschen Heerführer und Militärschriftsteller von Friedrich dem Grossen und

Clausewitz bis zu Moltke, Schlieffen und Seeckt gründlicher studiert als die meisten seiner Offiziere. In den ersten Kriegsjahren las er unersättlich weiter und entwickelte eine ungewöhnliche Fähigkeit zur Auffassung technischer Einzelheiten. Speer bekundet: «In Angelegenheiten der Heeresausrüstung waren seine Kenntnisse denen seines militärischen Stabes weit überlegen. Er war über die Besonderheiten von Spezialwaffen und Panzern, Munitionsarten und Neuerungen besser unterrichtet als sie. Tatsächlich ist es so, dass er mehr wusste, als für einen Mann in seiner hohen Stellung gut war.»

Hitlers umfassende Belesenheit in militärischer Literatur und ein ausserordentliches Gedächtnis für Einzelheiten glichen seinen Mangel an soldatischer Berufsausbildung in beträchtlichem Masse aus; ja, dieser Mangel war, solange Deutschland das Gesetz des Handelns besass, in gewisser Beziehung sogar entschieden vorteilhaft. Eben weil er durchaus unorthodox war, übte Hitler auf die Feldzüge der ersten beiden Jahre entscheidenden Einfluss aus. Die deutschen Erfolge jener Zeit gehen nicht nur auf materielle Überlegenheit, sondern auch auf die Kühnheit und Originalität der Hitlerschen Strategie zurück.

«Man hat aus dem Krieg eine Geheimwissenschaft gemacht. Man hat ein feierliches Wesen darum veranstaltet», bemerkte Hitler 1933 zu Hermann Rauschning. «Krieg ist das Natürlichste, Alltäglichsste... Krieg ist Leben.» Hitler wandte auf die Kriegführung dieselben Methoden an, mit denen er in der politischen Sphäre zum Erfolg gelangt war. Dort war er immer revolutionär und autoritär gewesen.

Nachdem Hitler im Dezember 1941 den unmittelbaren Oberbefehl über das Heer an sich gerissen hatte, suchte er nur noch selten Berlin oder die Fronten auf. Abgesehen von gelegentlichen Aufenthalten in Berchtesgaden, vergrub er sich in sein Hauptquartier, in Winniza in der Ukraine und bei Rastenburg in Ostpreussen. «Das Führerhauptquartier», sagte Jodl in Nürnberg, «war eine Mischung zwischen einem Kloster und einem Konzentrationslager. Es war von zahlreichen Drahtzäunen und Stacheldrähten umgeben, durch weit abgesetzte Aussenposten an den Zufahrtstrassen abgesichert. In der Mitte lag der sogenannte Sperrkreis 1. Dauerausweise, um diesen Sperrkreis zu betreten, hatte nicht einmal mein Stab, sondern nur der General Warlimont. Jeder Posten musste jeden Offizier kontrollieren, den er nicht kannte. In dieses Allerheiligste drang von der Aussenwelt, ausser den Lageberichten, nur sehr wenig.» Und selbst diese wenigen Nachrichten wurden sorgfältig zensiert und nur in einem beschränkten Kreis in Umlauf gegeben. Auf Befehl Hitlers bekam der Generalstab nicht die Berichte des Auswärtigen Amtes, die Wilhelmstrasse nicht die Meldungen des militärischen

Nachrichtendienstes zu Gesicht. Die Aufzeichnungen über die Führerbesprechungen in Marineangelegenheiten zeigen, dass selbst Dönitz Hitler ausdrücklich um «Zustellung der Feindnachrichten des Auswärtigen Amtes» bitten musste. Der Führer stimmte zu und gab «entsprechende Anweisungem, jedoch «unter Hinweis darauf, dass die Nachrichten *nur für den Ob. d. M.* bestimmt seien».

Die Beschränkung, die Hitler der Unterrichtung seiner Untergebenen auferlegte, war eine seiner wesentlichen Methoden, die Macht auszuüben, bedeutete sie doch, dass niemand mit ihm eine Angelegenheit auf dem Boden gleicher Kenntnisse erörtern konnte. Wollte sich Jodl gegen eine bestimmte militärische Entscheidung wenden, so konnten ihm politische Gründe entgegengehalten werden, deren Wert er nicht zu bestreiten vermochte. Ähnlich konnte ein auf wirtschaftlichen Erwägungen beruhender Einspruch Speers mit einem Hinweis auf strategische Überlegungen zum Schweigen gebracht werden, von denen er nichts wusste. Indem er dergestalt seiner Umgebung Informationen vorenthielt, verringerte Hitler ihren Einfluss und vergrößerte entsprechend seinen eigenen, wodurch wiederum die Abhängigkeit seiner Berater von ihm verstärkt wurde. Nach einer langen privaten Unterredung mit Hitler im August 1943 schrieb Dönitz: «Die ungeheure Kraft, die der Führer ausstrahlt, seine unbeirrbare Zuversicht, die voraus schauende Beurteilung der Lage in Italien hat es in diesen Tagen sehr deutlich gemacht, dass wir alle miteinander sehr arme Würstchen sind im Vergleich zum Führer, dass unser Wissen, unser Sehen der Dinge aus unserem beschränkten Sektor heraus Stückwerk sind. Jeder, der glaubt, es besser machen zu können als der Führer, ist dämlich!»

Männer von wirklichem Charakter und innerer Unabhängigkeit brachten ip Hitlers engstem Kreis keine lange Zeit hinter sich, doch wäre es eine Übervereinfachung, jeden seiner Mitarbeiter als einen Ja-Sager wie Ribbentrop oder als einen Schmeichler wie Keitel oder als einen Opportunisten wie Bormann abzutun. Selbst Männer von ungewöhnlicher Fähigkeit in ihrem eigenen Bereich wie Speer, Dönitz und Jodl, die intelligent genug waren, die Folgen seiner Politik zu sehen, und den Mut hatten, offen zu sprechen, gerieten in den Bann seiner Persönlichkeit.

Speer sagt: «Alle, die lange Zeit mit ihm zusammengearbeitet haben, waren von ihm völlig abhängig und ihm ergeben. Wie stark sie auch in ihrer eigenen Umgebung auftraten, in seiner Gegenwart wurden sie unbedeutend und schüchtern. Feigheit allein erklärt das nicht. Infolge ihrer langen Zusammenarbeit entwickelten sie nicht nur einen unheimlichen Glauben an ihn, sondern gerieten völlig unter seinen Einfluss. Sie standen in seinem Bann, ihm blind ergeben und ohne eigenen Willen. Ich habe bemerkt, dass mich ein längeres Zusammensein mit ihm erschöpfte und ausleerte.» Auch Dönitz, der bei der Marine als ein har-

ter, unbeugsamer Befehlshaber galt, bekannte: «Ich habe... bewusst nur selten meinen Weg ins Hauptquartier genommen, weil ich das Gefühl hatte, dass ich so am besten meine Stosskraft behalte, und zweitens, weil ich nach mehreren Tagen, zwei bis drei Tagen oder zwei Tagen Aufenthalt im Hauptquartier das Gefühl hatte, mich von seiner suggestiven Kraft wieder absetzen zu müssen.»

Hitlers Befehlsgewalt war zwar absolut und unanfechtbar, aber wenn er sie ausübte, verdarben aus dem Temperament stammende Sprunghaftigkeit und Mangel an Erfahrung in der operativen Führung von Armeen vieles oder alles. Seine Mängel und Schwächen traten mehr und mehr zutage, nachdem er die strategische Initiative verloren hatte. Jetzt nämlich entdeckte er: «Es ist tausendmal leichter, mit einer Armee nach vorwärts anzustürmen und Siege zu erringen, als eine Armee nach einem Rückschlag oder einer Niederlage in einer anständigen Haltung wieder zurückzubringen.» Die Verhältnisse des Jahres 1943 verlangten Kenntnisse und Gewandtheit des Berufssoldaten, über die Hitler nicht verfügte, aber er bestand nach wie vor darauf, dass ihm als dem Oberbefehlshaber des Heeres selbst die einzelnen taktischen Entscheidungen vorgetragen würden. Im ersten russischen Winter hatte er in der Überzeugung, die einzige Schwäche der Wehrmacht liege im Mangel an Entschlusskraft bei den höheren Befehlshabern, die Anordnung ergehen lassen, dass künftig kein Kommandeur selbst im engen taktischen Rahmen ohne seine Genehmigung zurückgehen dürfe. Dieser Befehl wurde so rigoros durchgesetzt, dass unter den Offizieren an der Ostfront der Witz umging, kein Bataillonskommandeur wage es mehr, einen Posten vom Fenster zur Tür zurückzunehmen. Bei den Besprechungen mit seinem Stab, die zweimal täglich abgehalten wurden, pflegte Hitler über die Bewegungen einzelner Bataillone und über die Wegnahme oder Verteidigung relativ unbedeutender Objekte Meldung zu verlangen und dazu Befehle auszugeben. Die Folge war, dass die oberste Führung ihre eigentliche Aufgabe, die strategische Planung, vernachlässigte und sich immer mehr an die Einmischung in taktische Operationen verlor, über die zu entscheiden nicht Sache des Obersten Kommandos sein kann.

Dadurch, dass Hitler unmässige Macht in seiner Hand vereinigte und seinen Oberbefehlshabern und Kommandeuren keinerlei Entscheidungsfreiheit liess, standen seine Armeen unter einem ebenso starren wie willkürlichen Kontrollsystem. Zeitweise überliess er sich völlig unbekümmert seinen ungehemmten Intuitionen und lieferte für umfassende Probleme Lösungen, indem er sich einfach auf seine vermeintliche Unfehlbarkeit oder wie ein Spieler auf sein Glück verliess. Dann wieder kamen Perioden der Lähmung, die Speer folgendermassen schildert: «Monatelang blieben wichtige Entscheidungen in der Schwebe, ohne

dass er sich zu Entschlüssen aufzuraffen vermochte, obwohl er wusste, dass dies eine gebieterische Notwendigkeit war.» Speer schrieb diesen Zustand hauptsächlich der Überarbeitung zu. «Als die von der Lage im Feld hervorgerufenen Schwierigkeiten ernster wurden, vertiefte sich Hitlers Misstrauen gegen seine militärische Umgebung. Dies trieb ihn dazu, seinen eigenen Arbeitsbereich unablässig zu erweitern, und so verschlechterte sich sein Zustand der Überanstrengung und wurde zunehmend pathologisch... Er zwang sich zu sorgfältiger, methodischer Arbeit, aber weder entsprach das seiner Natur, noch war es für seine Entscheidungen von Vorteil... Er verlor seine Gabe, intuitiv zu arbeiten, die sein Haupttrumpf gewesen war... Wenn er rationell und logisch zu arbeiten versuchte, war er oft unfähig, einen Entschluss zu fassen.»

Als sich der Gang des Krieges gegen ihn kehrte, wurde seine Unschlüssigkeit ernster, denn nun verschloss er sich der Wirklichkeit.

Viele, wenn nicht die meisten der höheren Befehlshaber erkannten die verheerenden Folgen einer solchen obersten Führung, aber die Gewohnheit, zu gehorchen, war so tief in ihnen verwurzelt, dass sie Hitlers tyrannische und willkürliche Kontrolle ohne ernstlichen Widerspruch hinnahmen. Sie beklagten sich untereinander bitter über ihn, erhoben aber gegen seine Entscheidungen ihm ins Gesicht nur selten Einwendungen und schrakten davor zurück, unmittelbar gegen ihn vorzugehen. Es hemmten sie der Eid und die Befürchtung, dass eine neue Dolchstosslegende entstünde, die diesmal die Schuld den Offizieren zuschöbe. Zudem wussten sie, dass die Mannschaften der Wehrmacht und die Masse der Zivilbevölkerung noch immer grosses Vertrauen in das Führertum Hitlers setzten und dass die Gefahr einer kommunistischen Invasion und der Bomberkrieg der Alliierten seine Autorität in der Heimat nicht geschwächt, sondern gestärkt hatten.

Während dem weiterhin so war, nahmen im Reich andererseits Stimmungen gegen den Nationalsozialismus an Stärke und Verbreitung zu. In seiner Ansprache an die Reichs- und Gauleiter im November sagte Jodl: «Landauf, landab schreitet der Teufel der Zersetzung. Alle Feigen suchen nach einem Ausweg oder, wie sie es nennen, der politischen Lösung. Sie sagen, man muss verhandeln, solange die Substanz noch vorhanden ist, und mit allen diesen Schlagworten wird Sturm gelaufen gegen das natürliche Empfinden des Volkes, dass es in diesem Kriege nur den Kampf bis zum letzten gibt. Kapitulation ist das Ende der Nation, ist das Ende Deutschlands.»

Der Aufbau der Opposition gegen Hitler war ein langsames und gefährliches Beginnen gewesen.

War Beck das Haupt der Opposition, dann Dr. Karl Goerdeler, ehemals Oberbürgermeister von Leipzig, ihr Herz. Sein Eifer und seine Energie waren gren-

zenlos, aber sein überspannter Optimismus und sein Mangel an Vorsicht nahmen vielen den Mut, die mit seiner Sache sympathisierten. Politisch war Goerdeler konservativ; seine nächsten Gesinnungsfreunde hatten den Parteien der Rechten angehört oder waren Beamte ohne Parteibindung gewesen, die die Wiederherstellung des Rechtsstaates herbeisehnten. Beck, Goerdeler und ihre Freunde wollten eine politische Revolte, keine soziale Revolution. So war es für sie schwierig, von links Unterstützung zu erhalten, ausser unter den gemässigten Sozialdemokraten, wie Julius Leber und Adolf Reichwein es waren, die sich sagten, dass es vor allem auf die Beseitigung Hitlers und die Einstellung der Feindseligkeiten ankomme, und die sich klar darüber waren, dass ein Putsch ohne Hilfe der Armee keinen Erfolg haben konnte. Der Umsturz musste von oben kommen.

In der langsamen Entwicklung der Verschwörung zum Sturz des nationalsozialistischen Regimes spiegelte sich die Schwierigkeit schlechthin, in einem im Kriege befindlichen Polizeistaat eine Revolte zu organisieren. Zuerst einmal musste eine Gelegenheit gefunden oder geschaffen werden, Hitler zu töten, denn solange er lebte, blieben die Mitglieder des Offizierskorps und die Beamten durch ihren Treueid gebunden. Zudem galt es, Deutschland vor innerem Chaos und davor zu bewahren, dass es sich hilflos der Gnade seiner äusseren Feinde ausgeliefert sah. Deshalb mussten die Verschwörer in der Lage sein, nicht nur eine eigene Regierung einzusetzen, sondern auch während der Waffenstillstandsverhandlungen die Fronten halten zu können.

Die einzige Macht, die Hitlers Autorität gefährlich werden konnte, lag bei der Armee, aber in den ersten Kriegsjahren hatte die Opposition von dort kaum Ermutigung erfahren. Wenige Generale waren geneigt gewesen, die Gelegenheit vorübergehen zu lassen, an der Eroberung Europas selbst unter der Führung Hitlers teilzunehmen. Sie grollten ihm, weil er die höchste militärische Gewalt an sich gerissen hatte und wegen seiner heftigen Ausbrüche gegen die Offiziersklasse, die meisten aber kehrten sich gegen ihn nicht aus moralischem Bedenken, sondern weil er sie in immer schwerere militärische Niederlagen führte. Die Krise von Stalingrad stärkte den Einfluss der Opposition ganz beträchtlich; im Januar 1943 machte sich unter den höheren Befehlshabern an der Ostfront eine starke Bewegung mit dem Ziel bemerkbar, Hitler zu zwingen, das Oberkommando des Heeres niederzulegen und einen hervorragenden Soldaten zum Oberbefehlshaber zu ernennen. Diese Pläne reiften nicht; als die Verbündeten ihre Forderung auf «Bedingungslose Kapitulation verkündeten, weigerten sich selbst Männer wie v. Kluge und v. Manstein, die voraussahen, wohin Hitlers Politik Deutschland führen musste, gegen ihn vorzugehen. Da es schien, dass die Alliierten entschlossen waren, die deutsche Militärkaste zu vernichten, waren die

Generale geneigt, Hitler noch eine Chance zu geben, das Wunder zuwege zu bringen und einen ‚ehrvollen Frieden‘ zu sichern, das heisst einen Frieden, den sie in ihrer eigenen Stellung überdauern würden.

Für Beck und Goerdeler war das eine schwere Enttäuschung, und im Jahre 1943 erlitten ihre Bestrebungen zwei weitere Rückschläge. Der erste war, dass ein Attentat auf das Leben Hitlers misslang. Es war von Offizieren im Stabe v. Kluges geplant worden. Sie hatten am 13. März, als der Führer von einem seiner seltenen Frontbesuche zurückkehrte, in seinem Flugzeug eine Zeitbombe angebracht, die aber versagte. Der zweite Rückschlag war der Zusammenbruch der Organisation, die die Verschwörer durch die Abwehr organisiert hatten. Ihr Chef, Admiral Wilhelm Canaris, war ein überzeugter Gegner der Nationalsozialisten, aber er zog es vor, gegen Hitler solo zu spielen, und trat aktiv nicht in die Reihen der Opposition ein. Er deckte und unterstützte aber ihre Mitglieder und übersah geflissentlich die Verschwörertätigkeit seines ersten Gehilfen, des Generalmajors Hans Oster. Unter Ausnutzung der Geheimhaltung, die ganz natürlich mit der Spionage verbunden ist, war Oster das Haupt der Exekutive der Verschwörung geworden und hatte zwischen den verschiedenen Untergrundgruppen ein Nachrichtennetz geschaffen. Im Frühjahr 1943 jedoch wurde ein Angehöriger seines Stabes, Hans Dohnányi, von der Gestapo verhaftet und noch in demselben Jahr Oster von seinem Posten entfernt. Nun mussten die Verschwörer die Organisation von Neuem aufbauen, vermöge deren sie alsbald nach Hitlers Beseitigung die Macht an sich nehmen wollten. Die Aufgabe, Hitler zu töten, wurde einem jungen Oberst übertragen, dem Grafen Klaus v. Stauffenberg, der, in Nordafrika schwer verwundet, in Berlin Stabschef des Stellvertretenden Befehlshabers des Ersatzheeres, des Generals Friedrich Olbricht, geworden war.

Olbricht gehörte zu den führenden Mitgliedern der Verschwörergruppe. Mit seiner Unterstützung waren bereits Pläne ausgearbeitet, durch die Einheiten des Heimateeres und sein Nachrichtennetz – das einzige, das Himmlers Kontrolle entzogen war – Berlin und die wichtigeren Städte in Besitz zu nehmen. Stauffenberg, ein Mann von tiefem christlichem Glauben und starker Sittlichkeit, brachte zu seiner Aufgabe Mut und glühende Überzeugung mit, aber sein erster Versuch, unternommen im Dezember 1943, wurde dadurch vereitelt, dass die Besprechung, bei der er eine in einer Aktenmappe verborgene Bombe zurücklassen wollte, in letzter Minute abgesagt wurde. Danach bot sich während des ganzen Winters keine Gelegenheit mehr, und als mit dem Frühling der im Westen erwartete Invasionsangriff herankam, waren sich die Verschwörer im Zweifel darüber, ob sie vor der Landung der Alliierten losschlagen oder den Ausgang der Offensive abwarten sollten. Brach die Invasion zusammen oder erwies sie sich als zu

verlustreich, waren die Westalliierten möglicherweise bereit, Deutschland vernünftige Bedingungen anzubieten. Andererseits konnten die Verschwörer, wenn die Offensive erfolgreich verlief und damit der Krieg unwiederbringlich verloren war, mindestens auf eine grössere Unterstützung durch die Armee und das Volk rechnen. In jedem Falle war ihre Position in der Heimat wie draussen nach Beginn der Offensive stärker. Es gab unter den Verschwörern viele Meinungsverschiedenheiten, doch herrschte die Ansicht vor, dass man im Augenblick abwarten sollte. So war das Regime, obwohl die Opposition gegen die Nationalsozialisten im ersten Halbjahr 1944 zunahm, vor ernster politischer Bedrohung jedenfalls bis zu der Zeit sicher, wo die Alliierten zu ihrem lange erwarteten Angriff im Westen schreiten würden.

Am Silvestertage des Jahres 1943 sass Winston Churchill als Genesender nach einer schweren Lungenentzündung in der Sonne Marrakeschs in Französisch-Marokko. Das zur Neige gehende Jahr war ein Jahr fast ununterbrochener Erfolge der Alliierten gegen Deutschland gewesen. Zur See waren die U-Boote schwer geschlagen worden, und das Mittelmeer war wieder offen. Die Luft wurde jetzt von den Westmächten beherrscht, und die strategische Bomberoffensive gegen Deutschland hatte mit der Einführung der amerikanischen Langstreckenjäger, vermöge deren die Alliierten jedes beliebige Ziel im Reichsgebiet bei Tage wie nachts mit tausend Kampfflugzeugen angreifen konnten, einen neuen Höhepunkt erreicht. Zu Lande hatten die schweren Niederlagen in Russland und im Mittelmeergebiet Hitler über eine Million Gefallene und Gefangene gekostet. Die Anzahl der Gefallenen der deutschen Armee überstieg nun die des Ersten Weltkrieges. Während die Wehrmacht ausgeblutet war, waren ihre Aufgaben gewachsen, denn die britisch-amerikanische Offensive im Mittelmeergebiet, der von ihr herbeigeführte Zusammenbruch Italiens und der dadurch in Jugoslawien aufgeftammte Partisanenkrieg hatten Hitler gezwungen, auf Südeuropa ebensoviel Divisionen zu verteilen, wie er im Westen stehen hatte.

Trotz alledem war das nationalsozialistische Deutschland von einer Niederlage noch weit entfernt. Nichts deutete darauf, dass die deutsche Kriegsmaschine nachliesse, dass die Moral der Zivilbevölkerung am Zerbrechen wäre, oder dass es eine Widerstandsbewegung gäbe, stark genug, Hitlers Autorität zu bedrohen. Noch breitete sich rings um das Herz Deutschlands ein dickes Polster besetzter Gebiete. Die Rote Armee hatte die Wehrmacht von der Wolga zum Dnjepr zurückgedrängt, aber noch waren es fast fünfhundert Meilen bis zur alten Reichsgrenze. In Italien war der Vormarsch der Alliierten durch gebirgiges Gelände und Schlamm für den Augenblick zum Stehen gekommen, aber auch durch eine gewandte und entschlossene Verteidigung – ein düsteres Zeichen des ungebrochenen Kampfeistes des einfachen deutschen Soldaten. Entlang der europäischen Westküste standen die Deutschen noch fest, und mit jeder Woche wuchs die Stärke ihres Atlantikwalls, der den kurzen Weg ins Reich und an die Ruhr sperrte.

Der Ausstoss der deutschen Rüstungsindustrie war zu einer Höhe angestiegen, die sie vordem nie erreicht hatte; überdies vermuteten die Verbündeten mit

Recht, dass die Deutschen neue Waffen herstellten, die ihnen im Luftkrieg und im Seekrieg eine ausgesprochene qualitative Überlegenheit geben konnten. Gerüchte über neue U-Boote und Düsenflugzeuge gingen um; ja, nach dem Urteil der Fachleute der Alliierten lag es nicht ausserhalb des Bereichs der Möglichkeit, dass die Deutschen mit Erfolg dabei waren, eine Atombombe zu entwickeln. Jedenfalls waren an der Strasse von Dover genug unverkennbare Anzeichen dafür vorhanden, dass dort der Abschuss von Raketen und anderen Geheimwaffen, auf die Goebbels anspielte, vorbereitet wurde. Es war nun klar, dass weder diese schwere Bedrohung beseitigt noch Deutschland entscheidend geschlagen werden konnte, bevor die britisch-amerikanischen Armeen von Westen in die national-sozialistische Festung eingebrochen waren.

Die Landung in Frankreich war die Hauptaufgabe des kommenden Jahres, aber Churchill setzte immer noch schwere Zweifel in ihre Durchführbarkeit. Bis zu dem Termin, den er und Roosevelt Marschall Stalin genannt hatten, waren es nur noch vier Monate, aber noch hatte der Oberste Befehlshaber seinen Posten nicht angetreten, noch war der endgültige Plan nicht fertig, und noch wurden die Einzelvorbereitungen gemäss dem ursprünglichen ‚COSSAC‘-Vorschlag getroffen. Für die Verstärkung der Angriffstreifen um ein Viertel, die der Premierminister in Quebec dringend nahegelegt hatte, war nicht vorgesorgt; ja, das interalliierte Komitee der Stabschefs hatte bisher nicht einmal den Erfordernissen des COSSAC-Planes an Schiffsraum Rechnung getragen.

Bei der Ausarbeitung dieses Planes waren Morgan und Barker, wie schon erwähnt, durch die strikte Begrenzung des ihnen zugeteilten Schiffsraums gehandikapt worden, zudem durch die Atmosphäre des Zweifels, die in England das ganze ‚Overlord‘-Projekt umgab. Sie hatten von dem Komitee der Befehlshaber eine Reihe (ins Einzelne gehender und gründlicher, aber in pessimistischem Ton gehaltener) Planstudien übernommen, die in das Urteil mündeten, dass ein Angriff über den Kanal erst unternommen werden könne, wenn für 10 Divisionen als Sturmtruppen Schiffsraum bereit sei. Den Verfassern des COSSAC-Planes aber war Schiffsraum nur für 5 Divisionen bewilligt worden. Als Morgan seinen Posten antrat, legte ihm Brooke, der Chef des Empire-Generalstabes, mit einem Überblick über die verfügbaren Mittel das Problem dar und bemerkte abschliessend: «Schön, so also steht die Sache. Der Plan wird nicht funktionieren, aber Sie werden dafür sorgen müssen, dass er funktioniert.»

Unter diesem nicht eben ermutigenden Motto begann Morgan im März 1943 seine Planarbeit. Er zog dazu britische und amerikanische Offiziere heran, die die Operation für durchführbar hielten, aber sie kamen nur mühsam vorwärts. Noch warfen Dänemark, Norwegen und Griechenland ihre Schatten über die Inva-

sions-Armee, die in England ausgebildet wurde, und nur wenige höhere Offiziere glaubten, dass eine Offensive über den Kanal, ausser zu einem fürchterlichen Preis, Erfolg haben könne. Das Komitee der Befehlshaber hatte es als ein verzweifeltes Abenteuer angesehen, das bestenfalls zu einer Abnutzungsschlacht wie im Ersten Weltkrieg entlang einem schmalen Küstenstreifen führen könne. Sie hatten sich so auf das Problem des Anlandens und der Errichtung von Landeköpfen konzentriert, dass sie kaum die ausgedehnten Operationen ins Auge gefasst hatten, die sich, wenn eine solche Offensive überhaupt einen Sinn haben sollte, aus der Landung entwickeln mussten.

Morgan hatte von dem interalliierten Komitee der Stabschefs die Weisung erhalten, nicht nur einen Landungsplan auszuarbeiten, sondern auch den eines mit 100 Divisionen nach Deutschland hineinführenden kriegsentscheidenden Feldzuges:

«Mit Streitkräften, die im Vereinigten Königreich aufgestellt und ausgerüstet worden sind, und mit dem 1. Mai 1944 als X-Tag eine Operation vorzubereiten und auszuführen, deren Ziel es ist, auf dem Festland eine Basis zu errichten, von der aus weitere Offensivoperationen entwickelt werden können. Die Basis muss Hafeneinrichtungen einschliessen, die zum Nachschub für eine Streitmacht von 26–30 Divisionen geeignet sind und es überdies ermöglichen, diese Streitkräfte monatlich durch 3–5 Divisionen und Hilfseinheiten von den Vereinigten Staaten und anderswoher zu verstärken.»

Das prinzipielle Problem COSSACs war: wo angreifen? Die Küste des von den Deutschen besetzten Westeuropa war 3'000 Meilen lang, für eine Landung kamen aber nur die 300 Meilen zwischen Vlissingen und Cherbourg in Betracht, denn allein dieser Abschnitt konnte von Jagdverbänden, die in Grossbritannien ihre Stützpunkte hatten, hinreichend gedeckt werden. Ferner musste die zur Landung gewählte Küstenstrecke Häfen einschliessen, die dem Aufmarsch der ungeheueren Invasionsarmee gewachsen waren, ausserdem weites Strandgelände zur Verstärkung der Sturmtruppen während der ersten Wochen vor der Einnahme und Räumung der Häfen. Diese Bedingungen beschränkten die zum Angriff geeigneten Gebiete auf zwei: auf die Strasse von Dover zwischen Dünkirchen und der Sommemündung und auf die Westnormandie zwischen Caen und der Halbinsel Cotentin. Die Verfasser des Planes analysierten dieses Alternativproblem folgendermassen:

«Der Pas de Calais hat viele in die Augen springende Vorteile, u.a. den, dass hier eine nachhaltige Unterstützung aus der Luft und ein schneller Pendelverkehr der Transportschiffe zu erreichen wäre. Andererseits ist er für die feindliche Abwehr ein Brennpunkt der Jagdwaffe, die hier bei geringster Anflugstrecke ihre grösste Kampfkraft zum Tragen bringen kann. Ausserdem ist der Pas de Calais

der am stärksten durch Verteidigungsanlagen gesicherte Abschnitt der ganzen französischen Küste... Ferner bietet dieser Raum keine guten Möglichkeiten zur Erweiterung. Der Landekopf müsste so verbreitert werden, dass er entweder die belgischen Häfen bis Antwerpen oder westwärts die Kanalhäfen Le Havre und Rouen einschliesse. Aber sowohl ein Vorstoss auf Antwerpen über die zahllosen Wasserhindernisse, als auch ein langer Flankenmarsch von 120 Meilen zu den Seinehäfen muss als ungesunde Operation betrachtet werden, es sei denn, die deutschen Streitkräfte stünden kurz vor dem Zusammenbruch.»

Die Normandie habe weniger Nachteile. Der Pendel-Schiffsverkehr würde dort zwar langsamer vor sich gehen, dies aber würde durch die Tatsache ausgeglichen werden, dass der Abschnitt von Caen schwach gedeckt sei:

«Die Verteidigungsanlagen sind verhältnismässig leicht, und der Strand ist ausgedehnt und tief und gegen die vorherrschenden Winde geschützt. Binnenwärts eignet sich das Gelände zur Anlage von Flugplätzen und zur Festigung des anfänglichen Landekopfes; zudem ist es auf weite Strecken für Gegenangriffe durch Panzerdivisionen ungünstig. Das Maximum an feindlichem Widerstand in der Luft kann nur auf Kosten des Abwehrschirmes über den Anflugwegen nach Deutschland entwickelt werden; und die begrenzte Anzahl feindlicher Flugplätze im Bereich des Raumes von Caen erleichtert die örtliche Ausschaltung der deutschen Jagdkräfte. Der Abschnitt leidet unter dem Nachteil, dass ausserordentliche Anstrengungen nötig sein werden, für hinreichende Luftunterstützung unserer Sturmtruppen zu sorgen, und dass bis zur Wegnahme eines grossen Hafens einige Zeit verstreichen wird.»

Zur Beschleunigung der Einnahme Cherbourgs zogen die Verfasser des Planes eine Landung nicht nur bei Caen, sondern auch der Halbinsel Cotentin in Betracht, verwarfen dann aber eine solche Lösung als «ungesund», denn «sie brächte eine Zersplitterung unserer begrenzten Kräfte durch das niedrig gelegene Marschland und das verwickelte Flusssystem an der Basis der Halbinsel mit sich und würde sie der Gefahr aussetzen, einzeln geschlagen zu werden ... Im Lichte dieser Faktoren halten wir dafür, dass zuerst im Gebiet von Caen gelandet werden sollte, und zwar mit dem fernerem Ziel, ein Gebiet einschliesslich der Hafengruppe Cherbourg – Bretagne in Besitz zu nehmen.»

Das zweite Problem COSSACs war die Bemessung der Angriffsstärke. Darin aber waren Morgans Vollmachten begrenzt. Die ihm gegebenen Richtlinien hatten Transportmittel für 5 über See angreifende und 2 Luftlandedivisionen vorgeesehen; als er aber diese Aufstellung genauer untersuchte, stellte sich heraus, dass sich mit dem zugeteilten Transportraum nur 2 Luftlandebrigaden und 3 Divisionen zu Schiff heranbringen lassen würden. Die Überschätzung der Kapazität der

bewilligten Transportmittel scheint auf einen Grundirrtum der Planer in Washington zurückzugehen, von denen der interalliierte Stab beraten worden war. Sie hatten wohl die Tatsache übersehen, dass ein Landungsfahrzeug zu einem Angriff, bei dem es ebenso ‚Waffe‘ wie Transportmittel ist, nicht voll beladen werden kann. Ein bestimmter, dem Transport von Panzern dienender Schiffstyp kann, sagen wir, bei dichter Verladung 30 Kampfwagen zu einem Marsch im Geleitzug aufnehmen, aber es ist unmöglich, mit demselben Fahrzeug in begrenzter Zeit an einem einzelnen Küstenstreifen mehr als 25 Panzer an Land zu bringen. Nicht also auf die Ladefähigkeit, sondern auf die Löschkapazität kommt es im Falle einer Offensivlandung an. Die Nichtbeachtung dieses Unterschiedes war die erste einer ganzen Reihe von Fehlschätzungen, zu deren Berichtigung sich Morgan und nach ihm Eisenhower herumschlagen mussten, ehe sie Washington den erforderlichen Transportraum abringen konnten.

Jedenfalls zwang damals die so entstandene besondere Knappheit an zugeteilten Landungsfahrzeugen zu einer Verringerung der Angriffskräfte für ein Unternehmen, wie COSSAC es zu planen hatte, auf einen Stand, bei dem ein Erfolg nur unter den günstigsten Umständen zu erwarten war. So sah sich denn Morgan genötigt, den Vorbehalt einzufügen, dass die Operation nur ausführbar sei, wenn der Feind zur Zeit der Invasion in Frankreich über nicht mehr als 12 schnelle Divisionen als Reserve verfüge, und zwar im Abschnitt Caen am Landungstage über nicht mehr als 3, am X-Tag plus 2 über nicht mehr als 5 und am X-Tag plus 8 über nicht mehr als 9.

In diesem Vorbehalt erblickten einige amerikanische Kritiker des Planes einen Beweis für britische Schwachmütigkeit, aber Morgan musste sich eben nach der Decke strecken. Er konnte nicht mehr tun, als die zu einem Sieg notwendigen Voraussetzungen festlegen, und man wird schwerlich behaupten können, dass er die Sicherheitsquote überspannt habe. Die Bedeutung des Beitrages des COSSAC-Stabes zu dem Unternehmen ‚Overlord‘ lag nicht darin, dass er einen endgültigen oder eben noch ausführbaren Invasionsplan entworfen hätte, sondern darin, dass er die Grundvoraussetzungen bestimmte, von denen der Erfolg abhing, und den grössten Teil der praktischen Schwierigkeiten überwand, die den Verfassern früherer Entwürfe als unübersteigbar erschienen waren.

Den Schwächen des COSSAC-Planes hätte wohl zur rechten Zeit abgeholfen werden können, wenn im August 1943 in Quebec, als Morgans erster Entwurf genehmigt wurde, für das Unternehmen ‚Overlord‘ der Oberste Befehlshaber und seine Oberbefehlshaber ernannt worden wären. Damals stimmte Churchill Roosevelts Vorschlag herzlich zu, mit dem Obersten Kommando Marshall zu betrauen, doch wurde keine formelle Entscheidung verzeichnet. Als man von Roo-

sevelts Anregung in Washington erfuhr, wurde sie dort nicht nur von seinen Gegnern scharf kritisiert, sondern auch von vielen, die der aufrichtigen Meinung waren, dass Marshall als Stabschef unentbehrlich sei. Zu ihnen gehörten die Offiziere des Komitees der amerikanischen Stabschefs, die sich sagten, man sollte – wie King es ausdrückte – «eine im Gewinn stehende Kombination nicht auflösen». General J.J. Pershing, der im Ersten Weltkrieg die amerikanischen Streitkräfte in Europa befehligte, war derselben Ansicht. Als er am 16. September brieflich protestierte, «die vorgeschlagene Versetzung General Marshalls wäre... ein sehr schwerer Fehler unserer Militärpolitik», schrieb der Präsident zurück: «Ich halte es nur für fair, George eine Chance im Feld zu geben... Ich möchte gern, dass er der Pershing des Zweiten Weltkrieges wird.»

Inzwischen erreichte der allgemeine Aufschrei gegen den Vorschlag Roosevelts bedenkliche Ausmasse. Der Kriegsminister Henry Stimson schrieb: «Personen, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als die Regierung in Misskredit zu bringen, behaupteten, das alles sei eine britische Intrige zu dem Zweck, seinen (Marshalls) Einfluss auf die oberste Kriegführung zu beseitigen.» Stimson hoffte, diese Kritiker entwaffnen zu können, wenn man für Marshall einen Posten schüfe, der seine Autorität und sein Ansehen zweifellos erhöhen würde, und schlug vor, ihm die oberste Leitung sämtlicher Operationen gegen Deutschland zu übertragen, also des Unternehmens ‚Overlord‘, des Mittelmeerfeldzuges und des strategischen Bomberkrieges. Dieser Gedanke war für die Engländer unannehmbar; sie machten geltend, dass ein solches Allerweltskommando nicht funktionieren und das interalliierte Kollegium der Stabschefs so gut wie überflüssig machen würde. Auf der ersten Konferenz von Kairo im November versicherte Churchill von Neuem, wie sehr ihm daran liege, dass Marshall mit der obersten Führung der Invasionsoffensive betraut würde, der Präsident aber blieb unschlüssig. Er hätte womöglich eine schnellere Entscheidung herbeiführen können, wenn die natürliche Zurückhaltung und die Selbstlosigkeit, die den amerikanischen Stabschef auszeichneten, diesem nicht jede Andeutung verboten hätten, die auf eine Empfehlung seiner eigenen Person hinausgelaufen wäre. Von Stimson zu einer Äusserung genötigt, gab er zu, dass «jeder Soldat ein Frontkommando vorzöge», doch war er Roosevelt gegenüber zu einem solchen Eingeständnis nicht bereit. Sein Pflichtgefühl war stärker als sein Ehrgeiz. Er wusste, dass sein Platz in Washington war, doch war er zu bescheiden, als dass er auf seine Unentbehrlichkeit hätte hinweisen mögen. Vor Teheran bat Stimson Marshall, «nicht das, was ich als Staatsinteresse ansah, der übertriebenen Empfindlichkeit seines Gewissens gegen den Anschein zu opfern, als erstrebte er einen Posten». Nach Teheran aber, als Roosevelt ihm die ‚Overlord‘-Krone so gut wie anbot, bestand

Marshall darauf, dass der Präsident ganz allein die Wahl zu treffen habe. Roosevelt legte diese Zurückhaltung als das stillschweigende Bekenntnis aus, dass Marshall Stabschef zu bleiben wünsche. Es entsprach das seinem eigenen innersten Wunsch, sagte er doch zu Marshall: «Ich könnte keine Nacht ruhig schlafen, wenn ich Sie ausser Landes wüsste.» So traf denn der Präsident die Entscheidung, dass Marshall in Washington bleiben und Eisenhower das oberste Kommando über die Invasion übernehmen solle.

Es war das zweifellos die richtige Entscheidung, denn Marshalls Auffassungsvermögen für Politik und Verwaltung daheim und für die militärischen Gesamtprobleme eines erdumspannenden Krieges machten ihn als Stabschef unersetzlich. Äusserst nachteilig aber war, dass man die Regelung der Führung des Unternehmens ‚Overlord‘ so lange hatte anstehen lassen. Die Entwicklung des COSAC-Planes war darüber drei bis vier Monate aufgehalten worden. Er blieb eine unfertige, unbefriedigende Studie, bis es einen Obersten Befehlshaber gab, der auf den Tisch schlagen und die zur Verwirklichung des Planes nötigen Mittel fordern konnte.

Das Oberste Kommando und die Oberkommandos wurden schliesslich folgendermassen festgelegt: Im Obersten Hauptquartier der interalliierten Expeditionsstreitmacht (Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Force, abgekürzt SHAEF) wurde Stellvertreter Eisenhowers Oberluftmarschall [‚Air Chief Marshal‘] Sir Arthur Tedder und sein Stabschef Generalleutnant W. Bedell-Smith. Admiral Sir Bertram Ramsay und Oberluftmarschall Sir Trafford Leigh-Mallory waren schon früher zu Oberbefehlshabern der interalliierten Flotte und der verbündeten Luftstreitkräfte ernannt worden. Von der entsprechenden Ernennung eines Oberbefehlshabers der verbündeten Landstreitkräfte hatte man jedoch abgesehen und ihre operative Führung für die Dauer der Landungsphase General Sir Bernard Montgomery übertragen, der von der britischen 8. Armee kam, um das Oberkommando über die britische 21. Heeresgruppe zu übernehmen. Dabei hatte es sich von selbst verstanden, dass Eisenhower die unmittelbare Führung der Landoperationen zufallen werde, sobald eine amerikanische Heeresgruppe unter Generalleutnant Omar Bradley versammelt war. Bis dahin sollte Bradley als Oberbefehlshaber der amerikanischen 1. Armee die amerikanischen Sturmtruppen führen.

Sobald sie ihre Oberkommandos im Mittelmeergebiet niederlegen konnten, traten Eisenhower und Montgomery die Reise nach Washington und London an. Beide nahmen den Weg über Marrakesch, um sich mit Churchill zu besprechen. Der Premierminister legte ihnen – am Silvestertag – eine Kopie des COSSAC-Planes vor. Montgomery bekam ihn jetzt das erste Mal zu Gesicht, während Eisenhower den Plan im Oktober inoffiziell überlesen und dazu bemerkt hatte, dass

die Landung «mit stärkeren Kräften und auf breiterer Front» mit dem besonderen Ziel ausgeführt werden müsste, beizeiten Cherbourg zu nehmen. Damals war sein Interesse theoretisch gewesen, aber jetzt wiederholte er seine Kritik als Verantwortlicher, und Montgomery bekräftigte sie mit allem Nachdruck. Am nächsten Tag setzte Eisenhower seine Reise nach den Vereinigten Staaten fort, nicht ohne vorher Montgomery angewiesen zu haben, in London in Verbindung mit Ramsay, Leigh-Mallory und Bedell-Smith vor allem auf eine Revision des Planes zu dringen.

Der COSSAC-Plan sah zum Angriff eine Armee vor, als deren erstes Treffen 3 Divisionen in Korpsbreite landen sollten. Ihnen sollten drei weitere Korps, jedes 3–4 Divisionen stark, möglichst rasch folgen und durch das erste Treffen hindurch vorgehen. Montgomerys klarem und scharfem Geist war das «ganz einfach keine kriegsmässige Operation». In einer am 1. Januar an Churchill gerichteten Denkschrift stellte er dem Premier lebhaft vor, was bei einem solchen Manöver herauskäme: «Am X-Tag plus 12 sind an demselben Strandabschnitt, wo das erste Treffen an Land gegangen ist, insgesamt 12 Divisionen gelandet. Das würde am Strand zu der fürchterlichsten Verwirrung führen, und die glatte Entwicklung der Landschlacht würde ausserordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich gemacht werden. Weitere Divisionen fluten heran, alle über denselben Strand... Die Verwirrung würde sich, statt nachzulassen, schnell steigern.»

Die «ersten Landungen müssen auf möglichst breiter Front vorgenommen werden... Eine britische Armee» sollte «auf einer Frontbreite von zwei, möglichst drei Korps landen. Eine amerikanische Armee in ähnlicher Weise». Während der ersten Angriffsphase müssten die Korps «in der Lage sein, von ihren eigenen Landungsplätzen aus operieren zu können, und andere Korps dürfen in diesen Abschnitten nicht an Land gehen».

Montgomery legte mit seiner Kritik den Finger auf Planungsschwächen, die die taktische und operative Entwicklung des Angriffs aufs ernsteste behindert hätten. Er war überzeugt, dass von Anfang an ein genügend starker und breiter Landekopf als Basis zu voller operativer Ausnutzung gesichert werden müsse. Andernfalls wären die Angreifer nicht imstande, dem Aufbau der feindlichen Abwehrfront zuvorzukommen, und «es könnte den Reserveverbänden des Gegners gelingen, uns in exponierter Stellung unter ständigem Artilleriefeuer auf unseren Landeplätzen niederzuhalten».

Nach Erörterungen in London während der ersten beiden Januarwochen empfahl Montgomery, die Landungsfront so zu verbreitern, dass sie im Osten die Orne-Mündung und im Westen die Ostküste der Halbinsel Contentin einbegriff, an deren Nordküste Cherbourg liegt. Nach seiner Ansicht machte es das Überflutungsgebiet längs der Basis der Halbinsel, das den Weg zu dem einzigen guten

Hafen an der ganzen Landungsfront verspernte, zu einer gebieterischen Notwendigkeit, mit starken Kräften auf der Halbinsel zu landen, um den Überschwemmungsgürtel zu umgehen, ja, ihn sich zunutze zu machen. Da jedoch die Ausgänge von den allein geeigneten Landestränden gleichfalls von Überflutungsgebieten versperrt waren, beabsichtigte Montgomery, die notwendige Stärke der Angriffskräfte dadurch zu sichern, dass er hinter diesem Wasserhindernis Luftlandeverbände absetzte. Dieser Operation widersetzte sich Leigh-Mallory entschieden, da, wie er einwandte, in diesem Gebiet die feindliche Abwehr durch Flak so stark und das Gelände zum Absetzen von Fallschirmjägern und Gleitflugzeugen so ungünstig sei, dass an Menschen und Flugzeugen Verluste von 75-80 Prozent entstehen könnten. Montgomery hielt das für übertrieben pessimistisch und bestand auf seiner Empfehlung; er und Bradley glaubten, dass nur der Einsatz starker Luftlandekräfte die baldige Wegnahme Cherbourgs verbürgen könne.

Ferner wünschte Montgomery dem Hauptangriff auf die Küste zwischen Orne und Vire mehr Gewicht zu geben. Nach seiner Ansicht waren die Verfasser des COSSAC-Planes bei ihrer Schätzung, dass der Landekopf bis zum X-Tag plus 14 auf die Linie Mont St. Michel – Alençon – Trouville verbreitert werden könne, zu optimistisch gewesen; sie hätten der Möglichkeit ungünstigen Wetters zu wenig Beachtung geschenkt, das an jedem vierten Tag Löschen und Ausschiffungen ernstlich verzögern könne; ausserdem genüge die vom COSSAC-Plan zum Aufbau des Landekopfes vorgesehene Stärke nicht, den ungefähr am X-Tag plus 4 zu erwartenden Gegenangriff von Panzerverbänden abzuwehren.

Dementsprechend schlug Montgomery vor, als erstes Treffen 2, möglichst 3 Luftlandedivisionen (statt Brigaden) einzusetzen, ihnen binnen weniger Stunden 5 (statt 3) Divisionen von See her und diesen 2 weitere, in Landungsfahrzeuge vorverladene Divisionen sofort folgen zu lassen. Das bedingte die Verbreiterung der Landungsfront von 25 Meilen auf 50 und die Verstärkung des ersten Seetreffens um 40 Prozent und des ersten Lufttreffens um 200 Prozent.

Es war leichter, diese Vergrößerung zu planen, als die Mittel zu finden, sie zu verwirklichen. Ramsay setzte sich energisch für die Revision ein, musste aber berichten, dass die Admiralität noch nicht einmal wusste, wie sie den Erfordernissen des COSSAC-Planes gerecht werden könne: 3'323 Landungsfahrzeuge*, 467 Kriegsschiffe und 150 Minenräumboote. Nach der Revision des Planes brauchte er die doppelte Anzahl Minensucher, 240 Kriegsschiffe mehr und wei-

* Die Bezeichnung ‚Landungsfahrzeuge‘ wird hier und im Folgenden im allgemeinen Sinn gebraucht und schliesst ‚Landungsschiffe‘ ein.

tere 1'000 Landungsfahrzeuge. Es zeigte sich bald, dass diese Lücke bis zum 1. Mai nicht geschlossen werden konnte. Daher schlugen Ramsay und Montgomery vor, die Offensive bis Anfang Juni zu vertagen, wodurch man eine Monatsproduktion der Werften gewann. Ferner empfahlen sie, zur Aushilfe Landungsfahrzeuge vom Mittelmeer heranzuziehen, selbst wenn infolgedessen die Operation ‚Anvil‘ nicht gleichzeitig mit ‚Overlord‘ unternommen werden könnte, und die amerikanische Flotte um Bereitstellung einer Sondergruppe zum Geleit und zur Artillerievorbereitung zu ersuchen.

Am 21. Januar genehmigte Eisenhower diese Vorschläge und verwarf die von Leigh-Mallory gegen die Luftlandungen auf der Halbinsel Cotentin erhobenen Einwände. Die Vertagung der Offensive sollte sich als der angelsächsischen Sache höchst abträglich erweisen, doch war es, als Eisenhower und Montgomery ihre Posten antraten, bereits zu spät, die Vorbereitungen bis zum 1. Mai abzuschliessen. Die Verantwortung dafür muss dem interalliierten Komitee der Stabschefs zugeschrieben werden, im Besonderen den amerikanischen Mitgliedern. Sie hatten im August den COSSAC-Plan angenommen und den X-Tag festgelegt, nicht aber hatten sie die zur Sicherung des Erfolges nötigen Entscheidungen getroffen. Sie hatten die von Churchill für eine Verstärkung der Angriffstreifen erhobenen dringenden Vorstellungen beiseite geschoben und noch im Dezember in Kairo ihren ursprünglichen Beschluss bekräftigt, dass alle Kriegsschiffe und zwei Drittel der Landungsfahrzeuge für ‚Overlord‘ von Grossbritannien, den Dominions und den europäischen Verbündeten zu stellen seien. Die Amerikaner waren sich über den Ernst der Transportlage so wenig klar, dass sie noch im zweiten Halbjahr 1943 Landungsfahrzeuge vom Mittelmeer nach dem Pazifik überführten.

Diese Schwierigkeiten hätten sich vermutlich viel leichter lösen lassen können, wenn der Höchstkommmandierende und die Oberbefehlshaber in Quebec ernannt worden wären. Dann hätten Eisenhower, Montgomery und Ramsay nach dem Fall Neapels am 1. Oktober von ihren Aufgaben im Mittelmeergebiet entbunden werden können, und sie hätten sogleich den COSSAC-Plan revidieren und noch vor Ende Oktober ihre Empfehlungen vorbringen können, was nun, wie die Dinge lagen, drei Monate später geschah. Ohne diesen Zeitverlust wäre das Problem der Landungsfahrzeuge für ‚Overlord‘ verhältnismässig leicht zu lösen gewesen, war doch sein Kern keineswegs, wie angenommen worden ist, der ‚Produktions-Engpass‘.

Im Jahre 1943 hatte sich der Bau von Landungsfahrzeugen auf amerikanischen Werften dank ungewöhnlicher Energie und Organisation verdreifacht; 19482 Fahrzeuge, amphibische nicht eingerechnet, liefen in diesem Jahr vom Stapel. Als jedoch der interalliierte Stab im Mai 1943 den Verfassern des COSSAC-Planes

den Schiffsraum zuteilte, konnte er zu der Invasionsoffensive, die ein Jahr später eröffnet werden sollte, nicht mehr als 3'323 Landungsfahrzeuge zur Verfügung stellen, von denen die amerikanische Marine nur 1'024 beizusteuern sich bereit erklärte, das heisst 5 Prozent der für Ende 1943 zu erwartenden Stärke ihres Schiffsparks. Diese Entscheidung wurde im Dezember in Kairo bestätigt. Nach Marshall war das Problem «die zugespitzte Knappheit an Landungsfahrzeugen... vom Mittelmeer war nichts mehr abzuzapfen... die Werften brachen alle Rekorde... aber noch waren nicht genug Landungsfahrzeuge in Sicht». Das ist alles richtig, aber die Knappheit an Schiffsraum war relativ, nicht absolut. Nicht die Produktion war das Problem, sondern die Verteilung. Die Schwierigkeit war, der fest geschlossenen Hand des Admirals Ernest King die nötigen Schiffe zu entreissen. Am 1. Mai 1944 verfügte King über 31'123 Landungsfahrzeuge, von denen er dem Unternehmen ‚Overlord‘ nicht mehr als 2'493 zugebilligt hatte, und auch das nur widerstrebend.

In London konnten ähnliche Zusammenstösse der Meinungen und Interessen der verschiedenen Waffen nicht zu solchen Schwierigkeiten führen. Der Verteidigungsminister Churchill scheute sich nie, als Schiedsrichter einzugreifen, und als letzte Zuflucht blieb im Falle eines Konflikts das Kriegskabinett, das in seiner Gesamtheit dem Unterhaus verantwortlich und infolgedessen in einer viel stärkeren Position war als die amerikanische Exekutive. Es trifft zu, dass man dem Oberluftmarschall Sir Arthur Harris und dem Bomber-Kommando die Freiheit liess, mehr oder weniger selbständig Krieg zu führen (oft auf Kosten der allgemeinen Erfordernisse der britischen Strategie), aber Ausdehnung und Einfluss des ‚Privatreiches‘ Harris‘ waren mit der Macht Admiral Kings nicht zu vergleichen.

Infolge seiner engen Verbindung mit der Flotte im Ersten Weltkrieg neigte Roosevelt dazu, die Interessen der Marine zu begünstigen, und griff selten gegen den Oberbefehlshaber der Flotte ein. So bestimmte im Allgemeinen das Urteil Kings die Anzahl der Kriegsschiffe und Landungsfahrzeuge, die die amerikanischen Mitglieder des interalliierten Stabes zu besonderen Operationen anzubieten vermochten. Fragte man King eindringlich nach seinen Mitteln und ihrer Verwendung, so pflegte er den Standpunkt einzunehmen, den er einmal mit diesen Worten vertrat: «Welche Operationen im Pazifik geführt oder nicht geführt werden, geht das Kombinierte Komitee der Stabschefs nichts an, denn dieser Kriegsschauplatz ist ausschliesslich amerikanische Angelegenheit.» Die britischen Stabschefs erkannten diese extreme Auffassung zwar nie an, mussten aber die amerikanischen Aufstellungen über den zum Krieg gegen Deutschland verfügbaren Schiffsraum hinnehmen, weil sie diese Schätzungen nicht im Licht der vollen Tatsachen zu prüfen vermochten.

So kam es, dass sich Ende 1943, als der interalliierte Stab die Unternehmen ‚Overlord‘ und ‚Anvil‘ zu den wichtigsten Operationen für 1944‘ erklärte, bei Weitem der grösste Teil der amerikanischen Landungsfahrzeuge im Pazifik befand. Im Winter trieb das Rüstungsamt den Ausstoss von Landungsschiffen auf den Werften an der atlantischen Küste und im Golf von Mexiko abermals hinauf und erzielte grossartige Ergebnisse, aber auch das ermöglichte es nicht, den erhöhten Bedürfnissen des neuen ‚Overlord‘-Planes bis zum 1. Mai zu genügen. Wären hingegen die Anforderungen Eisenhowers in ihrem ganzen Ausmass im November bekannt gewesen, wie es durchaus hätte der Fall sein können, so hätten sich die nötigen Landungsfahrzeuge rechtzeitig aus dem Pazifik heranbringen lassen. Ende Januar aber war es zu spät, das Problem durch eine Neuverteilung zu lösen.

Es war auch nicht möglich, den Fehlbetrag durch eine Produktionserhöhung auf den britischen Werften zu decken. Sie waren von dem Bau der vorgefertigten Häfen und mit der Reparatur im Gefecht und bei Übungen beschädigter Schiffe so in Anspruch genommen, dass sie monatlich nur 150 neue Landungsfahrzeuge herstellten. Die fehlenden Schiffe mussten von den Vereinigten Staaten kommen, konnten aber zu einer Offensive im Mai nicht rechtzeitig verfügbar gemacht werden.

Ganz abgesehen von der Schiffsfrage sprachen noch andere Erwägungen für eine Vertagung. Die Verstärkung der Angriffskräfte und die Verbreiterung der Landungsfront verlangten die Ausbildung weiterer Besatzungen von mehreren tausend Mann für die Landungsfahrzeuge, Transportflugzeuge und Gleitflugzeuge und zweier weiterer Sturmdivisionen samt Pionieren und Strandpersonal. Ferner hatten die strategischen Bomber einen Monat länger die Möglichkeit, die deutsche Rüstungsindustrie und die deutschen Verkehrswege zu schwächen und das gute Flugwetter dieser Jahreszeit zu Punktangriffen auf Brücken und Bahneinrichtungen auszunutzen, die zerschlagen werden mussten, sollte die Beförderung deutscher Panzerreserven in den Angriffsraum wirksam unterbunden werden. Zudem war zu erwarten, dass das im Osten Anfang Juni beständige Wetter den Beginn einer grossen russischen Offensive in Verbindung mit dem Unternehmen ‚Overlord‘ begünstigen werde, und schliesslich, dass inzwischen General Alexander in Italien einen schweren Schlag führen und so die dortigen deutschen Armeen unbedingt fesseln könnte.

Obwohl Eisenhower die Offensive über den Kanal lieber im Mai begonnen hätte, um sich «die längste Feldzugssaison zu sichern», fühlte er sich doch verpflichtet, das interalliierte Komitee der Stabschefs zu ersuchen, das Unternehmen ‚Overlord‘ um einen Monat zu verschieben und das Unternehmen ‚Anvil‘ für einige Zeit zu einer Drohung abzuschwächen, damit ‚Overlord‘ auf einer Lan-

dungsfront von 5 statt 3 Divisionen eröffnet werden könne. «Auch nur um etwas geringere Kräfte», kabelte er am 23. Januar, «würden uns keinen zur Sicherung des Erfolges genügenden Spielraum mehr lassen.»

Der interalliierte Stab genehmigte die Vertagung, aber die amerikanischen Mitglieder wollten keine Beeinträchtigung des Unternehmens ‚Anvil‘ zulassen. Sie fassten es nicht als blossen Ablenkungsangriff auf, sondern als Operation zu dem Zweck, für die in Nordafrika in der Ausbildung begriffene französische Armee und für amerikanische Divisionen, die Mitte des Jahres in den Vereinigten Staaten zu unmittelbarer Verschiffung bereit sein würden, einen grossen Zugangshafen zu öffnen. Auch liessen sie keinen Zweifel daran, dass sie die amphibischen Fahrzeuge des Mittelmeerkommandos nicht in Italien oder auf dem Balkan eingesetzt wissen wollten.

Die Planungsstäbe in Washington behaupteten, dass die Mehrproduktion des einen Monats genügen werde. «Auf Grund der ihnen zur Verfügung stehenden Angaben», berichtete Eisenhower später, «erklärten sie, dass genug Fahrzeuge zur Verfügung stehen würden, einen ‚Overlord‘-Angriff mit 7 Divisionen (einschliesslich der 2 dichtauf folgenden Divisionen) und einen ‚Anvil‘-Angriff mit 2 Divisionen durchzuführen. Diese Zahlen stimmten mit denen meiner eigenen Planer nicht überein.»

Die Washingtoner Schätzungen beruhten auf den im Pazifik gewonnenen Operationserfahrungen. Die pazifischen Inseln waren jedoch kein Muster für eine Landung an der normannischen Küste. Dort bedurften die Sturmtruppen keiner Pioniere zur Beseitigung von Strandhindernissen oder zur Sprengung von Betonbefestigungen; zur Verwendung von Panzern boten sich nur geringe Möglichkeiten, und Panzerabwehrkanonen wie Fliegerabwehrkanonen wurden kaum gebraucht. Die beiden Probleme waren in keiner Weise vergleichbar, und doch blieb die amerikanische Marine hartnäckig dabei, Eisenhowers Schätzungen zu bestreiten, bis er durch Bedell-Smith, den er hierzu hinübersandte, klarmachen liess, dass eine Division, die gegen den Atlantikwall anstürmen solle, Pionier-, Panzer-, Pak- und Flakeinheiten wie auch Strandkontrollpersonal mit sich führen müsse und deshalb die Stärke von anderthalb normalen Divisionen haben werde. Die amphibischen Landungen, die MacArthur und Nimitz bisher ausgeführt hatten, waren im Vergleich mit den Operationen, vor denen jetzt Eisenhower stand, kleine Unternehmungen. Der Plan sah vor, in den ersten zwei Tagen 176'000 Mann und 20'111 Fahrzeuge zu landen, darunter 300 Geschütze, 1'500 Kampfwagen und 5'000 andere gepanzerte Fahrzeuge.

Obwohl die Sache Eisenhowers unanfechtbar war, zog sich der Streit um die Landungsfahrzeuge noch zwei Monate hin. Am 24. März endlich willigten die

amerikanischen Stabschefs ein, den X-Tag für ‚Anvil‘ auf Mitte Juli zu verschieben, so dass die Masse der zu dem Angriff im Süden bestimmten Schiffe vorher zur Landung an der normannischen Küste verwendet werden konnte. Die Vertagung des Unternehmens ‚Anvil‘ wäre jedoch gar nicht nötig gewesen, denn King hätte genug Fahrzeuge zur gleichzeitigen Ausführung beider Operationen zur Verfügung stellen können. Von den dem Unternehmen ‚Overlord‘ zugeteilten Landungsfahrzeugen stellte die amerikanische Flotte weniger als die Hälfte, und dieser Beitrag machte nur einen geringen Teil ihres gesamten Schiffsraums aus.

Noch längere Zeit als bei den Landungsfahrzeugen brauchte Washington, bis es die Kriegsschiffe zuteilte, die Ramsay zur Abschirmung und Unterstützung der erweiterten Operationen so dringend benötigte. Die Folgen hat Ramsay mit diesen Worten umrissen: «Wir haben monatelang geplant, ohne sicher zu sein, ob unsere Anforderungen erfüllt werden würden. Diese Ungewissheit war eine dauernde Sorge und wurde erst in elfter Stunde beseitigt.» King konnte in der Tat erst am 15. April dazu bewogen werden, eine Einsatzgruppe von 3 Schlachtschiffen, 3 Kreuzern und 40 Zerstörern zur Verfügung zu stellen.

Diese wiederholten Verzögerungen hätten verheerend gewirkt, wenn Eisenhower nicht einfach in der Annahme, dass seine Forderungen schliesslich erfüllt werden würden, die Vorbereitungen betrieben und zudem die Fähigkeit entwickelt hätte, im eigenen Hauptquartier wie überall im Bereich seines Kommandos den Geist enthusiastischer Zusammenarbeit zu wecken. Als der Frühling herankam, war viel Versäumtes eingeholt, und mit der nun eingezogenen Gewissheit, dass die nötigen Mittel zur Verfügung stehen würden, wuchs ständig das Vertrauen.

Die Verbreiterung der Angriffsfront und die Verstärkung des ersten Treffens hatten das Problem, die deutschen Verteidigungsanlagen zu durchbrechen und dem gegnerischen Abwehraufmarsch zuvorzukommen, nur zum Teil gelöst. Glücklicherweise hatten die COSSAC-Planer und das britische Kriegsministerium aus der Lehre von Dieppe allen Nutzen gezogen und eine Ausrüstung wie technische Methoden entworfen, die die Führung amphibischer Operationen revolutionieren sollten. Dieppe hatte gezeigt, dass landende Sturmtruppen starker und unmittelbarer Unterstützung bedürfen, dass Schiffsartillerie und Luftbombardement die Verteidigung nicht völlig zum Schweigen zu bringen vermögen und dass sich der Gegner in der Zeitspanne kurz vor dem Anlanden, wo das Vorbereitungsfeuer vom Strand nach hinten verlegt wird, schnell wieder erholt. Sollten in diesem kritischen Augenblick nicht die eigenen Truppen durch das Vorbereitungsfeuer gefährdet werden, kam es darauf an, während des Anlandens aus

nahe eingesetzten Waffen ein Trommelfeuer zu unterhalten. So kam COSS AC auf den Gedanken, die stürmende Infanterie von einer eigenen schwimmenden Artillerie begleiten zu lassen, von Kanonen, Werfern und Raketenbatterien, die auf kleinen Fahrzeugen montiert wären. Montgomery setzte diese Idee in die Praxis um durch den Befehl, die Geschütze, Pak und Panzer, die der Infanterie auf dem Fuss zu folgen hatten, so zu verladen, dass auf jedem Fahrzeug der jeweils landenden Welle ein Teil feuern konnte. Auf diese Weise hoffte man den Strand bis zum Augenblick des Anlandens unter Punktfeuer halten und danach unverzüglich das Feuer auf Ziele richten zu können, die die Schiffsartillerie ohne Gefährdung der gelandeten Truppen nicht beschiessen konnte.

In Ergänzung dieser Taktik beschloss man dann, das Feuer der schwimmenden Artillerie durch die Feuerkraft amphibischer Panzer zu verstärken. Aus den Erfahrungen von Dieppe hatte Brooke geschlossen, dass der Atlantikwall unter erträglichen Verlusten nicht gestürmt werden könne, wenn nicht die Infanterie vom Augenblick der Landung an von Kampfwagen unterstützt würde. Dementsprechend hatte er im März 1943 aus der 79. Panzer-Division eine Versuchsformation gemacht und ihren Kommandeur, Generalmajor Sir Percy Hobart, angewiesen, zu dem Angriff über den Kanal Spezialkampfwagen zu entwerfen und zu entwickeln.

Hobart war einer der bedeutenden Pioniere der Panzerwaffe, aber seine Ideen eilten den «Konservativem im Kriegsministerium viel zu weit voraus, und durch seine Unduldsamkeit mit Narren war er für seine Gegner zum roten Tuch geworden. Als Kommandeur der ersten, 1934 auf gestellten Panzer-Brigade hatte Hobart Lehren und Taktik für den Panzerkrieg ausgearbeitet, die Deutschland bei der Entwicklung seiner Panzerverbände prompt anwandte. In Grossbritannien jedoch waren die Unentwegten unter den Generalen von vornherein entschlossen gewesen, die Panzerwaffe, wenn sie sie schon nicht am Wachstum hindern konnten, so doch wenigstens nicht zu üppig werden zu lassen. Also machte man, wurde eine Panzer-Division aufgestellt, anfangs einen Artilleristen, später einen Kavalleristen zu ihrem Kommandeur. Im Jahre 1938 wurde Hobart, als sich sein Anspruch auf Beförderung nicht länger leugnen liess, nach Ägypten abgeschoben. Dort machte er aus einer zusammengewürfelten Truppe die berühmte 7. Panzerdivision, stiess dabei aber die Orthodoxen dermassen vor den Kopf, dass er abberufen wurde, bevor er seine Theorien in die Tat umsetzen konnte. Im Jahre 1940 vorzeitig in den Ruhestand getrieben, wurde er Unteroffizier bei der Home Guard. Nur durch das persönliche Eingreifen Churchills wurde er der Vergessenheit entrissen, aber erst 1943 erhielt er wirklich Gelegenheit, die ausserordentliche Erfindungsgabe seiner Phantasie und seines Geistes zu entfalten.

Hobart und sein Stab gingen von dem Grundsatz aus, dass die Truppen, die mit jeder Art deutscher Befestigungsanlage zu tun bekommen würden, hinter Panzern eingesetzt und mit den zu ihrer Aufgabe nötigen mechanischen Mitteln ausgerüstet werden müssten. So entwickelten sie für die britischen Sturmtruppen eine ausserordentliche Vielzahl gepanzerter Fahrzeuge, wie sie keine zweite Armee besass. Bis zum X-Tage musste die britische Industrie ‚Bullen‘-Panzer [bulldozer tanks] zum Wegräumen von Strandhindernissen herstellen; ferner ‚Dreschflegel,-Panzer [flail tanks], die durch Minenfelder Gassen zu schlagen hatten; Panzer, die imstande waren, Sprengladungen gegen Betonbefestigungen zu schleudern; turmlose Panzer, die eigentlich selbstfahrende Rampen waren und über die hinweg andere Kampfwagen Dämme überklettern konnten; Panzer, die breite Trichter und Gräben überbrückten; Flammenwerferpanzer zum Einsatz gegen Maschinengewehrbunker; und, als wichtigste Neuheit, amphibische, mit doppeltem Antrieb ausgestattete Panzer [DD = Duplex-Drive Tanks], die mit eigener Kraft an Land schwimmen konnten.

Einige dieser Panzerarten, wie die ‚Dreschflegel‘ und die amphibischen Kampfwagen, waren schon entworfen, als Hobart seine Versuche begann, aber noch im Anfangszustand der Entwicklung. Der amphibische Panzer war die Erfindung eines in Ungarn geborenen Ingenieurs Nikolaus Straussler, dem es gelungen war, dem verächtlichen Spott der Admiralität zum Trotz für seine Idee das Kriegsministerium zu interessieren. Flottensachverständige hatten erklärt, dass diese Kampfwagen niemals in der offenen See würden schwimmen und vom Landungsschiff nicht würden abfahren können. Selbst nachdem Straussler diese Einwände durch überzeugende Vorführungen widerlegt hatte, blieb die Marine dabei, den amphibischen Panzer als seeuntüchtig zu betrachten, anscheinend vor allem, weil er kein Steuerruder hatte...

Die 5 amphibischen Panzer, die Hobart übernahm, waren veraltete Valentines, aber er brachte es zustande, die Ausrüstung dem amerikanischen Sherman anzupassen, dem Hauptkampfwagen der Panzerwaffe der Verbündeten. Im Juli 1943 ordnete er den Umbau von 900 Shermans an, aber das Rüstungsministerium zögerte, Arbeitskräfte und Material dem Bau einer Versuchswaffe zuzuteilen, die von der Marine abgelehnt wurde. Die Fertigung war so gering, dass Hobart nach sechs Monaten zweifelte, ob am Landungstag genug Panzer zu dem Masseneinsatz verfügbar sein würden, wie ihm Montgomery, sobald ihm der neue Kampfwagen vorgeführt worden war, vorgeschlagen hatte. Das Problem wurde nur dadurch gelöst, dass man das Produktionsgenie der Amerikaner zu Hilfe rief. Am 27. Januar wurde der amphibische Panzer zum erstenmal Eisenhower vorgeführt.

Am nächsten Tag sandte er einen britischen Ingenieur im Flugzeug mit den Zeichnungen nach Washington. Binnen einer Woche waren amerikanische Werke fest bei der Arbeit, und innerhalb von zwei Monaten waren 300 Shermans umgebaut und auf dem Wege nach England.

Die dritte Lehre von Dieppe war, dass ein grosser Hafen weder schnell noch in betriebsklarem Zustand genommen werden kann. Demnach waren die Verfasser des COSSAC-Planes von der Voraussetzung ausgegangen, dass selbst dann, wenn Cherbourg in den ersten zwei Wochen erobert werden könnte, die Minenräumung und die Wiederherstellung zerstörter Einrichtungen mindestens zwei Monate dauern würden. Bis dahin mussten die ‚Overlord‘-Streitkräfte über den offenen Strand versorgt werden, wenn sich keine Mittel finden liessen, die Ankergründe zu schützen. Es war das kein neues Problem. Churchill hatte sich damit vor vielen Jahren befasst, als er einen völlig andern Plan zu einer Landung auf deutschem Boden entwarf. Er hatte damals angeregt: die Konstruktion «einer Anzahl flachbodiger Barken oder, nicht aus Stahl, sondern aus Beton gebauter Senkkästen, die, wenn leer, schwämmen und so zu dem jenseitigen Ufer hinübergeschleppt werden könnten». Dort würde man die Barken oder Kästen fluten und auf Grund setzen. «Auf diese Weise würde in der offenen See ein torpedo- und wettersicherer Hafen geschaffen werden.» So hatte Churchill am 17. Juli 1917 in einem «ohne Hilfe von Sachverständigen» zur Wegnahme der friesischen Inseln entworfenen Plan vorgeschlagen. In demselben Plan hatte er den Bau von Landungsfahrzeugen für Panzer angeregt!

Als fünfundzwanzig Jahre später der Verlust Singapores England seiner fernöstlichen Hauptflottenbasis beraubt hatte, beauftragte Churchill den Chef des Stabes für amphibische Operationen, Admiral Lord Louis Mountbatten, zu erkunden, ob am Strand einer der Inseln im Indischen Ozean der Bau eines künstlichen Hafens möglich sei. In seiner Notiz an Mountbatten vom 30. Mai 1942 wandte er sich im Zusammenhang mit diesem Problem einer weiteren Frage zu: «Molen zur Verwendung am offenen Strand: Sie müssen mit den Gezeiten schwimmend auf- und absteigen. Das Verankerungsproblem muss gelöst werden... Arbeiten Sie mir die beste Lösung aus. Keine kritische Erörterung. Die Schwierigkeiten werden für sich selbst sprechen.»

Die Sachverständigen Mountbattens entwickelten diese beiden Ideen – Senkkästen aus Beton und schwimmende Molen – praktisch; zwar blieb das Projekt eines transportablen Hafens im Indischen Ozean unausgeführt, aber das Ergebnis ihrer Untersuchungen wurde nun auf die Normandie angewandt. So kam es zum Bau zweier vorgefertigter Häfen, die unter den Decknamen «Maulbeere A’ und «Maulbeere B’ bekanntgeworden sind. Jeder Hafen sollte ungefähr das Fassungsvermögen des Hafens von Dover bekommen. An diesen Molenköpfen

konnten kleine Küstenfahrzeuge und Landungsschiffe unmittelbar in Armeelastwagen ausladen, während Libertyschiffe und andere grosse Fahrzeuge ihre Fracht in Leichter und Fähren löschen konnten. Die Teile der Häfen sollten in England gebaut, über den Kanal geschleppt und an der normannischen Küste nordöstlich und nordwestlich von Bayeux auf Grund gesetzt oder verankert werden. Man schätzte, dass Transport und Zusammenbau der Häfen drei bis vier Wochen dauern werde; bis dahin musste man in jedem der fünf Landungsabschnitte für die löschenden Fahrzeuge durch Reihenversenkung veralteter Schiffe für Wetterschutz sorgen. Schliesslich sah der COSSAC-Plan, um allen Folgen schwerer feindlicher Zerstörungen in den Häfen zu begegnen, noch eine Unterwasser-Benzinleitung nach Cherbourg und für später eine zweite nach Boulogne vor.

Selbst mit diesen Einrichtungen war es noch keineswegs sicher, dass die Alliierten dem Aufmarsch einer deutschen Abwehrfront würden zuvorkommen können, konnte doch der Gegner seine Verstärkungen über das beste Strassen- und Eisenbahnnetz Europas heranbringen. Eisenhowers Stab schätzte, dass wenigstens sieben Wochen vergehen würden, bevor die 37 Divisionen auf dem Festland eingesetzt werden könnten, die am 1. Juni in England bereitstehen würden. Die äussere Stärke der Angriffstreffen und die Schnelligkeit der Versammlung zum Vortragen der Offensive auf den Kontinent waren durch den verfügbaren Schiffs- und Flugzeugraum bestimmt. Am X-Tag konnten aus der Luft und von der See 8 Divisionen gelandet werden, 2 weitere bis zum Abend des X-Tages plus 1. Am fünften Tag konnten 15 Divisionen an Land sein, danach aber würde die Nahrung der laufenden Schlacht so viel Schiffsraum beanspruchen, dass die nächsten Divisionen nicht mehr in demselben Tempo gelandet werden konnten. Die Verfasser des Planes schätzten, dass gelandet sein würden:

18 Divisionen am X-Tag plus 10
24 Divisionen am X-Tag plus 20
30 Divisionen am X-Tag plus 35

Was nun die Feindseite betrifft, so schien es im Februar, als der revidierte COSSAC-Plan festgelegt wurde, dass die Deutschen am X-Tag 5 bis 6 Divisionen und am X-Tag plus 4 mindestens 12 Divisionen in der Nähe der Landungsfront stehen haben würden, und dass danach die Stärke der feindlichen Kräfte folgendermassen zunehmen würde:

25 Divisionen am X-Tag plus 10
30 Divisionen am X-Tag plus 20
37½ Divisionen am X-Tag plus 35

Diese Schätzungen deuteten darauf, dass das Schicksal des ganzen Unternehmens, wenn nicht dem ungünstigen möglichen Kräfteverhältnis abgeholfen werden konnte, vom blossen Gewicht der Machtmittel abhing, würde dieses doch in den ersten paar Wochen vor allen anderen Erwägungen zählen. Der natürliche Vorteil des Feindes konnte nur aufgewogen werden, wenn ein unablässiger Druck auf die russische und die italienische Front jede wesentliche Verstärkung der deutschen Westfront ausschloss, wenn die dortigen Kräfte durch Angriffsdrohung gegen den Pas de Calais und Südfrankreich zur Zersplitterung gezwungen wurden, und wenn die Bewegungen der deutschen Reserven durch Luftangriffe auf Bahnen und Brücken ernstlich behindert werden konnten. Diesen wichtigen strategischen Vorbereitungen wandte sich Eisenhower nach der endgültigen Festlegung des revidierten Invasionsplanes vornehmlich zu.

«Wenn Sie im Winter einen Landekopf von der Seinemündung bis Cherbourg und zur bretonischen Halbinsel und 36 Divisionen an Land haben, dann werde ich das als einen Sieg betrachten; und wenn Sie dazu noch Le Havre haben, dann werde ich ihn als entscheidend ansehen», bemerkte Churchill.

«Zu Weihnachten», antwortete Eisenhower, «werden wir am Rhein stehen.»

Zehntes Kapitel **Vorspiel zu Overlord**

Zwischen Eisenhower und dem Rhein lag die Aufgabe, gegen die stärkstbefestigte Küstenlinie, die zu stürmen niemals versucht worden war, die grösste amphibische Operation der Geschichte zu unternehmen. Die Deutschen hatten fast vier Jahre Zeit gehabt, ihren Atlantikwall zu errichten, und schon im August 1942 hatte der Ausgang des Überfalls beiderseits von Dieppe eine blutige Warnung vor der Stärke der Küstenverteidigung erteilt. Dabei hatte der Feind damals im Wesentlichen nur die Haupthäfen befestigt und an der Strasse von Dover weittragende Geschütze eingebaut. Eine Woche vor dem Landungsversuch bei Dieppe hatte Hitler die allgemeine Befestigung der Westküste befohlen. Als sich Deutschland 1943 zur strategischen Defensive gezwungen sah, gab das dem Atlantikwallplan neuen Antrieb.

Ende 1943 näherte sich der Atlantikwall, obwohl eine viertel Million Mann bodenständiger Truppen und ebensoviel ausgehobene Arbeiter an seinem Bau schufteten, nur in dem Abschnitt zwischen Le Havre und Antwerpen der Vollendung. Der Bau wäre vermutlich schneller vorangeschritten, wenn der Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall v. Rundstedt, auf Befestigungen mehr Vertrauen gesetzt hätte. Aber eben er war es gewesen, der 1940 die Maginotlinie überflügelt hatte und zum Kanal durchgebrochen war. Er hatte damals gesehen, wie gefährlich es ist, zu viele Divisionen in starren Befestigungen anzusammeln und zu wenige zur Verfügung zu haben, um mit Durchbrüchen oder Umschlingungen fertig zu werden. Nun war er entschlossen, den Fehler zu vermeiden, der den Franzosen verhängnisvoll geworden war. «Wir Deutschen», so hatte er Anfang 1944 zu einem Journalisten bemerkt, «verfallen nicht dem müden Maginotgeist.»

Rundstedts Plan, die Invasion abzuwehren, beruhte auf seiner Ansicht, dass die Landung selbst nicht verhütet werden könne. Angesichts der Aufgabe, 1'700 Meilen atlantische Küste und 300 Meilen Mittelmeerküste zu verteidigen, konnte er nicht hoffen, jeden Schlag zu parieren. Wie Jodl, glaubte er nicht, dass man der grossen strategischen Beweglichkeit der Verbündeten mit einem starren Verteidigungssystem, wie dem Atlantikwall, zu begegnen vermöge. So plante er, nur die verwundbarsten Küstenabschnitte – den Pas de Calais, die Somme- und die Seinemündung, Cherbourg und Brest – stark zu verteidigen und die grösseren Häfen für direkte Angriffe uneinnehmbar zu machen und sie den Alliierten durch hinhaltende Verteidigung und gründliche Zerstörung zu verweigern. Auf diese

Weise hoffte er den Aufbau der britisch-amerikanischen Land-Angriffsfront dermassen zu verzögern, dass er den Feind aus jedem kleinen Brückenkopf zwischen den Haupthäfen im Gegenangriff in die See zurückwerfen könnte.

Der Erfolg dieses Planes hing davon ab, dass genug Reserven an Panzer-Divisionen und motorisierter Infanterie verfügbar sein würden, um den Gegenschlag zu führen, sobald sich erkennen liess, wo der Schwerpunkt des feindlichen Angriffs lag. Ausserdem mussten genügend Jägergruppen verfügbar sein, um den Marsch der Verbände in das bedrohte Gebiet zu schirmen. Im Januar 1944 jedoch hatte v. Rundstedt nur 50 Divisionen zur Verfügung, und von diesen hielten – auf Hitlers direkten Befehl – 26 den Atlantikwall besetzt. Von den übrigen Divisionen waren ein Dutzend entweder neu aufgestellt und in der Ausbildung oder ausgebrannte Verbände von der russischen Front, während die restlichen Divisionen dauernd Ersatz an die Ostfront abgeben mussten.

Im Winter 1943/44 forderte v. Rundstedt wiederholt beim OKW Verstärkungen an, aber für Reserve-Kampfdivisionen, nicht für die Fremdarbeiter-Bataillone der Organisation Todt. Vergeblich. Hitler, der über die strategischen Dispositionen allein entschied, war von der durch die Landung bei Anzio hervorgerufenen akuten Krise und vor allem von der russischen Winteroffensive in Anspruch genommen. Er bezweifelte nicht, dass der Invasionsangriff der Alliierten über den Kanal herannahte, aber der Abwehrerfolg in Italien liess ihn zuversichtlich erwarten, dass der Ansturm von Westen werde abgeschlagen werden können. Sein Optimismus beruhte zum Teil auf einem schlechten Nachrichtendienst, zum Teil auf einer schweren Fehlbeurteilung der Bedeutung des Überfalls bei Dieppe.

Goebbels hatte das Diepper Unternehmen der Welt selbstverständlich als einen «vergeblichen Invasionsversuch» geschildert. Das war gute Propaganda, in dessen war es militärisch nicht gerechtfertigt, Hitler darüber, wie es v. Rundstedts Stabschef Zeitzler tat, eine Meldung zu erstatten, die den Überfall in verzerrendem Licht erscheinen liess. Jedenfalls wurde im Führerhauptquartier die Fiktion von dem misslungenen Invasionsangriff zur gültigen Auffassung, und Zeitzlers Emsigkeit, Hitlers Wunschvorstellungen zu stützen, sollte bald ihre Belohnung finden. Im September 1942 wurde er als Nachfolger Halders zum Chef des Generalstabes des Oberkommandos des Heeres ernannt und damit verantwortlich für die Operationen gegen die Russen.

Überdies wurde im Führerhauptquartier die wirkliche Lage durch falsche Meldungen der Nachrichtendienste verdunkelt – Nebenerscheinungen des sich zuspitzenden Konfliktes zwischen Partei und Wehrmacht, zwischen Himmlers Sicherheitsdienst, dem SD, und der von Admiral Canaris geleiteten Abwehr des

OKW. Himmler war entschlossen, alle geheimen Nachrichtendienste unter seine Kontrolle zu bringen, denn er hatte Grund genug zu der Befürchtung, dass die Abwehr zur Organisation einer unterirdischen Widerstandsbewegung benutzt würde. Seine Bestrebungen wurden dadurch gefördert, dass die Abwehr wiederholt versagt hatte; sie hatte sich von der Landung in Nordafrika und auf Sizilien überraschen lassen und war öfter vom britischen Geheimdienst überspielt worden, besonders vor dem Angriff auf Sizilien. Damals war es britischen Agenten gelungen, der Abwehr Dokumente in die Hände zu lancieren, die Hitler zu der Überzeugung brachten, dass die Alliierten auf Sardinien und dem Peloponnes landen würden. Als Hitler in den nächsten Monaten auf zuverlässige und subjektiv unbeeinflusste Nachrichten besonders angewiesen war, suchte Himmler die Abwehr dadurch in Misskredit zu bringen, dass er ihre Meldungen anzweifelte und Hitler unmittelbar Informationen vorlegte, die den Abwehrmeldungen widersprachen und die er von den eigenen Auslandsagenten des SD erhalten zu haben behauptete. Der SD wusste, dass Hitler in seinen Auffassungen bestätigt sein und nicht die Wahrheit sehen wollte; so malte er die Lage im Westen beharrlich in optimistischen Farben.

Um den so gezüchteten Optimismus zu begegnen, hatte die Abteilung ‚Fremde Heere West des Generalstabes des Heeres‘ ungefähr 30 fingierte britische und amerikanische Divisionen ‚aufgestellt‘ und reichte sie Ende 1943 in die in England zur Invasion versammelten Streitkräfte ein. Der Chef der Abteilung, Oberst v. Rönne, rechtfertigte diese Fälschung vor seinem Stab mit der Begründung, dass, wenn erst der SD wie üblich diese Schätzungen herabgesetzt habe, der endgültige SD-Bericht der Wahrheit nahekommen werde. Gegen Ende des Winters hatte diese Ausflucht ihren unmittelbaren Zweck erreicht und zu einer realistischeren Betrachtung der Lage angespornt, aber es sollte sich zeigen, dass es leichter war, diese Gespensterdivisionen auf den Karten einzutragen, als sie wieder loszuwerden. Sie sollten die deutschen Oberkommandos bei der Beurteilung der Operationen noch Monate nach dem X-Tag verwirren.

Hitlers erste Reaktion auf v. Rundstedts Ruf nach Reserven war, dass er den Helden von Nordafrika schickte, Generalfeldmarschall Erwin Rommel, der damals, im November 1943, in Norditalien als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B die von Hitler geplante strategische Reserve aufbauen sollte. Anfangs hatte Rommel nur den Befehl, die westlichen Befestigungsanlagen von Dänemark bis zur spanischen Grenze zu überprüfen. Das Ergebnis aber war, dass er Hitler eine radikale Änderung der Pläne v. Rundstedts empfahl und den Oberbefehl über die beiden Armeen erhielt, die in dem als am gefährdetsten geltenden Küstenabschnitt von der Zuidersee bis zur Loire standen. Rundstedt blieb Oberbefehlshaber West,

aber seine Streitkräfte wurden folgendermassen in zwei Heeresgruppen geteilt:

Heeresgruppe B (Gen.-Feldm. Rommel) mit dem LXXXVIII. Korps in Holland, der

15. Armee von Antwerpen bis zur Orne und der

7. Armee von der Orne bis zur Loire.

Heeresgruppe G (Gen.-Oberst Blaskowitz) mit der

1. Armee an der Biskayaküste und der

19. Armee an der Mittelmeerküste.

Damit wurde die Hauptverantwortung für die Abwehr der Invasion auf die Schultern des jüngeren Marschalls gelegt, der vom Führer begünstigt wurde und deshalb wesentliche Unabhängigkeit genoss. Für v. Rundstedt bedeutete das eine Zurücksetzung, aber dem Neunundsechzigjährigen war die Position wichtiger als Befehlsgewalt. Er hatte zu lange unter Hitlers oberstem Befehl gedient, als dass er sich auch nur die geringsten Illusionen über das Mass von Autorität gemacht hätte, das ihm oder einem beliebigen andern Feldmarschall bleiben würde, sobald die Schlacht begonnen hatte.

«Als Oberbefehlshaber West», sagte er später, «war mein einziges Vorrecht die Wachablösung vor meiner Tür» – eine kränkende Stellung für den Mann, der in den beiden ersten Kriegsjahren Deutschlands eindrucksvollste Siege errungen hatte.

Für Hitler war v. Rundstedt als Repräsentant ein wichtiger Trumpf. Er war der Dienstälteste des Offizierkorps, der einzige Feldmarschall, der nie eine Schlacht verloren hatte. In die Niederlagen an der Ostfront war er nicht hineingezogen worden; nachdem er gegen Hitlers Anordnungen Einspruch erhoben hatte, war er auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt worden. Das hatte sein Prestige erhöht und ihm den Ruf innerer Unabhängigkeit und moralischen Mutes eingetragen. Davon zehrte sein Ansehen noch jetzt, obwohl er im Juli 1942, als er sich dazu herbeiliess, wieder aus der Zurückgezogenheit hervorzutreten und das Oberkommando West zu übernehmen, damit im Grunde seine neue Befehlsgewalt praktisch an den in alles eingreifenden Führer abgetreten hatte. Im Heer galt er weiterhin als der Vertreter gesunden militärischen Denkens und soldatischer Untadeligkeit, für Hitler aber lag sein Wert darin, dass er durch blosser Gegenwart auf so hohem Posten eine Politik billigte, mit der der Feldmarschall in Wirklichkeit nicht übereinstimmte.

Die Wahrheit ist, dass v. Rundstedt seine geistige Energie verloren hatte. Er war alt geworden und verbraucht. Sein vordem so produktives Gehirn war, der Unfruchtbarkeit verfallend, allmählich träge geworden; ohne die betäubende

Wirkung alkoholischen Getränks fand er kaum noch Schlaf. Achtzehn Monate hatte er in seinem Hauptquartier in St. Germain bei Paris bequem gelebt und fast alles seinem tatkräftigen Stabschef General Blumentritt überlassen. Sohn einer adeligen Offiziersfamilie, hatte er sich zu einer Persönlichkeit strenger, eindrucksvoller Würde entwickelt, ganz im Gegensatz zu Rommels kecker Forschheit. Kalt, zurückhaltend, nicht leicht aus der Fassung zu bringen, war er im Temperament von dem draufgängerischen, heftigen Württemberger, der jetzt unter sein Kommando trat, himmelweit entfernt.

Rundstedt ging an militärische Probleme in den festen, klaren Bahnen gewohnten generalstäblerischen Denkens heran. Er neigte dazu, eine Lage ohne Prüfung auf ihre Besonderheiten als typisch zu beurteilen und auf sie orthodoxe Lehrbuchlösungen anzuwenden. Dieser Methode aber hatte er sich, als er noch in der Vollkraft stand, mit solcher Erfahrung und wirksamen Treffsicherheit bedient, dass der Erfolg verbürgt war. Die Unbeugsamkeit zielbewussten Handelns, die die preussische militärische Ausbildung den Befehlshabern einzupflanzen bestrebt war, bewirkte andererseits auch eine gewisse Starrheit des Denkens. Im Falle v. Rundstedts jedenfalls verhielt es sich so. Es fehlte ihm an Phantasie, und weil er ein Problem konventionell und unmittelbar auffasste, nahm er an, dass sich der Gegner ebenso verhalte. Als er 1940 den Plan für eine Landung in England entwarf, zwang ihn die Schwäche der deutschen Luft- und Seestreitkräfte, sich auf die Vorbereitung eines Frontalangriffs über die schmalste Strecke des Kanals zu beschränken. Drei Jahre später wandte er seinen damaligen Plan umgekehrt an und setzte voraus, dass die Alliierten unvermeidlicherweise ihren Hauptangriff über die Strasse von Dover führen würden.

Rommel rechnete anfangs damit, die Verbündeten würden bei der Sommermündung mit dem Ziel landen, Le Havre von der Landseite her zu nehmen, aber der Kern seiner Meinungsverschiedenheit mit seinem Vorgesetzten berührte die einzelnen Massnahmen gegen die Invasion. Seine Phantasie brachte dem Herkommen widersprechende Vorschläge zutage, an deren Neuartigkeit sich v. Rundstedt und die meisten seiner Befehlshaber stiessen. Die Generale der Wehrmacht waren Rommels Fähigkeiten gegenüber immer skeptisch gewesen und auch eifersüchtig auf die Publizität, mit der ihn Goebbels verschwenderisch bedacht hatte. Für sie war er ein politischer General, ein militärischer Emporkömmling und ein ehrgeiziger Schausteller, der es in drei Jahren nur deshalb vom Oberst zum Generalfeldmarschall gebracht hatte, weil er mit der Partei gut stand. Darin taten sie ihm Unrecht. Er mag kein grosser Strategie gewesen sein, aber er war ein origineller Kopf, hatte einen starken Sinn für das Praktische und Führerinstinkt und besass eine ungewöhnliche Fähigkeit, eine taktische Gelegenheit

auszunutzen und seine Truppen aus den bedenklichen Lagen, in die sein Überliefer sie zuweilen brachte, wieder herauszuziehen.

In Afrika war Rommel ganz auf der Höhe, solange die Schlacht im Fluss war, denn er war ein Meister taktischen Operierens. Seine frühen Erfolge in der westlichen Wüste gingen natürlich zum Teil auf die überlegene Kampfkraft seiner Panzer und Panzerabwehrwaffen zurück und auf die Mängel einer ganzen Folge britischer Befehlshaber – Beresford Peirse, Cunningham und Ritchie –, die in den taktischen Begriffen des Infanteristen dachten. Erst in Montgomery stiess Rommel auf einen Gegner, der sich nicht dazu verleiten liess, seine Kräfte um ihre Ausgewogenheit zu bringen, wie dramatisch Rommel seine Panzer auch umherwirbeln liess. Nun hat freilich Montgomery nach allgemeiner Ansicht erst dann triumphiert, als seine Streitkräfte an Stärke denen Rommels klar überlegen waren. Dem ist nicht so. Die einschneidendste Niederlage erlitt Rommel bei Alam el Haifa, sieben Wochen vor der Hauptschlacht bei El Alamein, zu einer Zeit, wo Montgomerys Verband an Feuerkraft und Panzerstärke noch unterlegen war.

Der Rommel, der nach Frankreich kam, hatte seit Alam el Haifa viel gelernt. Sein Mut war ungebeugt, aber sein Vertrauen war mit dem Anwachsen der interalliierten Luftmacht gesunken. Rommels Überlegungen gingen dahin, dass Montgomery nur innerhalb des Wirkungsbereichs einer starken Luftunterstützung angreifen werde und daher die Hauptlandung irgendwo zwischen Dünkirchen und Cherbourg zu erwarten sei. Er sagte voraus, dass die Luftwaffe der Verbündeten die Heranschaffung der operativen Reserven v. Rundstedts vereiteln würde; dass die Angreifer, hätten sie erst einen Landekopf errichtet, selbst ohne Wegnahme eines Hafens eine materielle Überlegenheit aufbauen könnten, die sie instand setzen würde, schliesslich zur Operation im freien Raum auszubringen; und dass dann im Bewegungskrieg die Wehrmacht infolge der Schwäche der Luftwaffe einer sicheren Niederlage entgegenginge. Die Luftherrschaft, so argumentierte er, gäbe den Alliierten, hätten sie erst Fuss gefasst, eine solche Überlegenheit an taktischer Beweglichkeit, dass die Hoffnung Deutschlands allein darin liege, den Feind am Atlantikwall zur Entscheidungsschlacht zu zwingen. Es genüge nicht, die Häfen unbezwinglich zu machen; die Invasion könne, wenn überhaupt, nur am Strand zurückgeschlagen werden.

In einem seiner Befehle erklärte er, die kurze Zeit bis zu der grossen Offensive müsse genutzt werden, die Verteidigungsanlagen so auszubauen, dass sie dem stärksten Angriff widerstehen könnten. Noch nie in der Geschichte habe es eine Abwehrfront von solcher Ausdehnung und einem solchen Hindernis wie der See gegeben. Der Feind müsse vernichtet werden, ehe er den Hauptkampfplatz er-

reicht. «Wir müssen ihn im Wasser aufhalten, nicht nur hemmen, sondern seine gesamte Ausrüstung vernichten, während sie noch schwimmt.»

Rommel schlug demnach vor, jeden Mann und jede Waffe in den Atlantikwall zu packen oder dicht dahinter in Reserve zu halten. «Die Hochwasserlinie», erklärte er, «muss die Hauptkampflinie sein.» Da dies mit Hitlers Befehl übereinstimmte, kein Meter Gelände preiszugeben, wurde Rommel ermächtigt, v. Rundstedts Plan entsprechend zu ändern. Er begann damit im Februar, indem er ein genaues, zweckmässiges, erfindungsreiches System von Unterwasserhindernissen entwarf. Spitze, scharfkantige Tetraeder, gezackte Igel, Drachenzähne aus Beton und dicke, mit Eisenspitzen versehene Klötze und Minen würden, so hoffte er, unter den Landungsfahrzeugen hohen Zoll fordern, noch ehe die Truppen die Minenfelder am Strand erreicht hätten. Zur Verhinderung von Luftlandungen sollten offene Geländestücke bis zu einer Tiefe von sieben Meilen mit starken, fest in den Boden gebetteten Pfosten durchsetzt werden; diese Pfosten sollten, untereinander durch Stolperdrähte verbunden, auf dem Kopf Sprengkörper tragen, die bei Berührung der Drähte krepieren. Tief gelegene Geländestreifen sollten überflutet, die Durchgänge schwer vermint werden.

Küstenartillerie- und Pakstellungen wurden zum Schutz gegen Luftangriffe mit Beton überdacht und umwallt, wenn dies auch den seitlichen Feuerbereich beschränkte. Neue Maschinengewehrmuster, neue Minenfelder, neue Drahthindernisgürtel sollten das Netz der Verteidigungsanlagen zunehmend dichter flechten, besonders nördlich der Seine, aber auch in dem Gebiet zwischen Le Havre und Cherbourg, das bisher vernachlässigt worden war.

Nach diesen Plänen stellte sich Rommel den Verlauf der Strandschlacht in grossen Zügen folgendermassen vor: Schwere, gegen Luftangriffe unempfindliche Küstenbatterien verwickeln die feindliche Armada vor der Küste und die Landungsfahrzeuge beim Anlaufen in den Kampf. Nähern sich die Sturmwellen dem Strand, geraten sie unter direktes Maschinengewehr- und Pakfeuer aus Betonstellungen und befestigten Häusern und unter das zusammengefasste indirekte Feuer der weiter binnenwärts stehenden Werfer und Geschütze. Die Landungsfahrzeuge, die dieses Feuer und das Labyrinth der Unterwasserhindernisse überleben, gehen auf dem verminten Strand in Trümmer. Weitere Minenfelder und Stacheldrahtverhaue auf den Dünen und entlang der Küste und Flammenwerfer, durch Ölleitungen aus Tanks hinter den Dünen gespeist, verlangsamen das Vordringen und machen es verlustreich. Lücken in den Dämmen werden durch Betonanlagen blockiert, andere Durchgänge am Strand durch Minenfelder und Panzerabwehrgräben versperrt, so dass die feindlichen Kampfwagen und Transport-

fahrzeuge auf schmalen Strandstreifen eingeschlossen bleiben und dort, wie es bei Dieppe geschehen war, vernichtet werden.

Zur Besetzung dieser Befestigungslinie war Rommel bereit, Tiefe zu opfern. Er verkleinerte die Abschnitte der Küstendivisionen, indem er einige schnelle Infanterieverbände einschob, die v. Rundstedt in Reserve gehalten hatte, und befahl den vorn liegenden Einheiten, sich Mann für Mann einschliesslich des gesamten Handwerker- und Schreibstubenpersonals am Strand oder in nächster Nähe in Gefechts Stellungen einzugraben. Unmittelbar hinter diesem schmalen Küstengürtel sollten die Panzer-Divisionen so verteilt werden, dass sie unverzüglich den Strand unter Feuer nehmen könnten. «Es ist wichtiger», sagte er, «am X-Tag in dem angegriffenen Abschnitt eine Panzer-Division stehen zu haben als drei am X-Tag plus 3.»

Dieser jedem Herkommen widersprechende Plan rief lebhaftige Einwände hervor, besonders bei General Geyr v. Schweppenburg, der als Befehlshaber der Panzergruppe West alle Kampfwagenverbände v. Rundstedts unter seinem Kommando hatte. Geyr war über den Vorschlag entsetzt, alles ins Schaufenster zu tun. Rommel entgegnete, dass es sich um kein alltägliches Problem handle. Der übliche Einwand zugunsten der Verteidigung aus der Tiefe treffe nicht zu, weil die Probleme des Löschens und des Nachschubs es den Alliierten unmöglich machen würden, in den ersten paar Tagen so schnell und tief vorzustossen wie die Wehrmacht im Jahre 1940. Einem solchen Stoss zu begegnen, sei es nicht nötig, Reserven weit hinten bereit zu halten; ja, sie könnten angesichts der feindlichen Luftüberlegenheit keinesfalls rechtzeitig an den Landekopf herangeführt werden.

Der Kontroverse mit Geyr müde, rief Rommel erst die Entscheidung v. Rundstedts, dann die des Führers an. Hitler gelangte zu einem unlogischen Kompromiss. Er teilte die Befehlsgewalt über die Panzerstreitkräfte, so dass nun weder eine starke taktische, noch eine starke operative Reserve vorhanden war. Natürlich befriedigte diese Lösung Rommel ebensowenig wie Geyr, und jeder suchte bis zum Tage der Invasion seinen Standpunkt durchzusetzen.

Im Frühjahr 1944 nahm der Atlantikwall, während Rommel die Verteidigungsanlagen längs der Küste Abschnitt um Abschnitt besichtigte und sich mit anfeuernden Reden an die Truppen wandte, an Stärke zu. Vor seiner Ernennung war an den Befestigungen ohne wirklichen Plan und auch ohne Überzeugung gearbeitet worden, ausser in den grossen Häfen. Die Meinung v. Rundstedts, die Landung könne nicht verhindert werden, war zu den Truppen gedrungen, die infolgedessen auf ihre Verteidigungsanlagen geringes Vertrauen setzten und nicht viel Lust hatten, an ihrer Verbesserung zu werken. Rommel verwandelte die La-

ge durch seinen antreibenden Enthusiasmus, die Ursprünglichkeit seines Wesens und seine Versessenheit auf neue Ideen.

Er war von Temperament ein Improvisator, im Kampf neigte er zu hitzigen Entschlüssen. Aber seine genauen und zutreffenden Beobachtungen über die Landungstechnik der Alliierten aus nächster Nähe und die von ihm befohlenen Gegenmassnahmen verraten Fähigkeiten des Planens und der Organisation, die weder von seinen Kameraden noch von seinen Gegnern richtig gewürdigt worden sind. Es war ein Glück für die Alliierten, dass Rommel nicht ein halbes Jahr früher auf diesen Posten berufen wurde und dass seine Pläne weder bei seinen Vorgesetzten volle Zustimmung fanden noch von seinen Untergebenen durchweg ausgeführt wurden. Das Problem der Invasion wurde ohnedies mit jeder Woche, die verrann, furchtbarer und gewagter.

Dank ihrer Herrschaft zur See und in der Luft konnten die Verbündeten die angespannten Vorbereitungen Rommels Schritt für Schritt verfolgen und entsprechende Gegenmassnahmen treffen. Aufklärungsflieger photographierten die fortschreitenden Befestigungsarbeiten, in einigen Fällen fast aus Meeresspiegelhöhe. Bei Erkundungsunternehmen der Marine mit Zwerg-U-Booten und kleinen Schiffen wurden die Beschaffenheit von Küstenlinie und Meeresgrund und die Minenfelder vor der Küste in die Karten eingetragen. Kommandos landeten nachts und prüften Strand und Befestigungen. Im Binnenland mit Fallschirm abgesetzte Spione und Männer und Frauen der französischen Widerstandsbewegung ermöglichten eine dauernde Überwachung der deutschen Dispositionen und Befestigungsarbeiten.

Von allen Neuerungen machten den Verbündeten keine soviel Sorgen wie die Unterwasserhindernisse. Sie brachten Ende Februar, als sie das erste Mal bemerkt wurden, die zum Schweigen, die Ramsay dringend rieten, nachts zu landen, und entschieden so eine Streitfrage. Aber sie machten gewisse Änderungen des Planes nötig, die die ungewöhnlich umfassende Vielfalt und Feinheit der nun erforderlich gewordenen Berechnungen erkennen lassen. Montgomery verfügte damals noch nicht einmal über genug Schiffsraum für die Sturmtruppen und ihre Hilfswaffen. Jetzt aber zeigte sich mit der Verdichtung des Unterwasserhindernisnetzes immer mehr, dass unmittelbar hinter der Infanterie Spezialtruppen zur Räumung eingesetzt werden mussten. Mit dem Problem, für diese Pioniertruppen Landungsfahrzeuge aufzutreiben, sollten sich die Planer buchstäblich bis zum Vorabend der Invasion herumschlagen.

Viel ernster war, dass voraussichtlich eine grosse Anzahl Landungsfahrzeuge durch die Unterwasserhindernisse verloren gingen, wenn, wie geplant, die ersten Wellen bei Flut gelandet wurden. Landete man aber bei Ebbe, um die längste Zeit

zur Wegräumung der Hindernisse zu gewinnen, dann musste die Infanterie mehrere hundert Meter offenen, unter dichtem Feuer liegenden Strand überqueren und dabei möglicherweise noch durch tiefe Priele waten, bevor sie an trockenes Land kam. In dem einen wie dem andern Falle waren hohe Verluste wahrscheinlich. Montgomery entschied sich für den Mittelweg, der freilich die genaueste Festlegung und Einhaltung der Zeit verlangte: Die ersten Wellen sollten bei halber Flut kurz vor dem Hauptgürtel der Hindernisse landen, notfalls eher, drei bis vier Stunden vor Hochwasser.

Diese Lösung bedeutete freilich, dass die Infanterie immer noch starkem Feuer ausgesetzt war, ehe sie ihre eigenen Waffen gegen die Befestigungen einsetzen konnte. Um dem zu begegnen, übernahm Montgomery einen Vorschlag Hobarts, der vordersten Welle der stürmenden Infanterie Panzer mitzugeben. Er entschied, als erste Welle Amphibienpanzer zu landen, als nächste die Spezialpanzer und als dritte die Infanterie.

Das warf die ganze herkömmliche Landetechnik über den Haufen. Zudem tauchte eine unerwartete neue Schwierigkeit auf. Weil der Strand vermint war, schlug Hobart vor, ‚Dreschflügel‘ sollten den Amphibienkampfwagen und den anderen Spezialpanzern den Weg bahnen. Da aber machte einer der wissenschaftlichen Berater Montgomerys, der vor dem Krieg seinen Urlaub an der Seebucht verbracht und dort Tonvorkommen festgestellt hatte, darauf aufmerksam, dass der Strand auch in einigen Landeabschnitten unter der Hochwasserlinie von tückischen weichen Tonfladen durchsetzt sei. Die Stellen wurden durch Luftaufnahmen bestimmt, und Kommandotrups brachten Proben mit, die die Warnung als wohlbegründet erwiesen. Bei Brancaster in Norfolk entdeckten Geologen ein Strandstück mit ähnlichen Toneinschlüssen, und als man dort mit Panzern Fahrversuche anstellte, mahlten sie sich im Schlamm fest.

Hobart gab sich nicht geschlagen und erfand einen Panzer, der unter sich eine Matte entrollte; auf ihr konnten diese ‚Bobbin‘ [Garnrolle] und die folgenden Panzer, denen somit ein Teppichläufer hingebreitet wurde, über die Tonstrecken hinwegfahren. Die Ladepläne wurden dem nun so angepasst, dass in jedem Panzerlandungsfahrzeug, das vor einem Tonfladen auflaufen würde, der vorderste, zuerst an Land gehende Panzer eine ‚Bobbin‘ war.

Kaum war man damit fertig, als es eine neue Überraschung gab. Am 23. April fiel bei einem Luftangriff auf eine Küstenbatterie eine Bombe weit draussen in einen Gürtel der Unterwasserhindernisse. Die Aufnahme des Bombeneinschlages zeigte vierzehn Explosionen, die den Planern verrieten, dass die Deutschen jetzt Minen unter dem Hochwasser spiegel legten. Da sich solche Minenfelder

auch in einigen der tonigen Strecken befanden, musste man diese Abschnitte bei der Wahl der Panzer-Landungsplätze auslassen.

Während so die letzten Einzelheiten der Verlade- und Landungspläne mühsam ausgearbeitet wurden, war die Aufmerksamkeit Eisenhowers und seiner Oberbefehlshaber auf die Frage des allgemeinen Kräfteverhältnisses gerichtet. Trotz den Verbesserungen und Ergänzungen des Plans war noch nicht verbürgt, dass es die Alliierten mit dem Tempo des feindlichen Aufmarsches in der Normandie würden aufnehmen können. Besonders vier Fragen musste der Nachrichtendienst beantworten: Wieviel deutsche Divisionen werden am X-Tag im Westen stehen? Wie werden sie verteilt sein? Wieviel von ihnen können durch ablenkende Drohungen gegen entlegene Gebiete gefesselt werden? Mit welcher Wirkung kann durch Luftangriffe und Sabotage der Kampfabschnitt isoliert und die Bewegung deutscher Reserven unterbunden oder verzögert werden?

Die Antwort auf die erste Frage hing vor allem davon ab, ob Hitler die Ostfront werde festigen können. Den Februar hindurch ging die Sowjetoffensive ungehemmt weiter, aber die Anzahl der Divisionen v. Rundstedts wurde (wie v. Manstein es als notwendig vorausgesagt hatte, als Hitler ihm den Rückzug aus dem Dnjeprbogen verweigerte) von 50 auf 53 erhöht. Es zeigte sich nun, dass die Wehrmacht, trat nicht frühzeitig Tauwetter ein, die Rote Armee nur aufhalten konnte, wenn sie mit 20 bis 25 Divisionen von anderen Fronten verstärkt wurde, oder wenn sie einen allgemeinen geordneten Rückzug bis zum ‚Flaschenhals‘ zwischen Ostsee und Schwarzem Meer ausführte. Hitler schlug den Rat Zeitzlers und v. Mansteins in den Wind und setzte auf die Gunst des Wetters. Aber das Tauwetter kam spät; die Rote Armee rollte weiter und trieb im Abschnitt südlich der Pripjetsümpfe alles vor sich her. Mitte März hatten die Russen eine weite Frontausbuchtung bis zum Dnjestr und der polnischen Grenze vorgetrieben und bedrohten sogar die Zugänge zum rumänischen Erdölgebiet. Nun waren die geschwächten deutschen Streitkräfte gezwungen, eine längere Front zu verteidigen als die Linie Leningrad – Rostow, die sie acht Monate zuvor nicht halten konnten.

Das OKW kratzte auf dem Balkan, in Skandinavien und im Reich ein Dutzend Divisionen zusammen, zog aber keine vom Westen oder aus Italien ab, wo alle Reserven Hitlers infolge der rechtzeitigen Landung der Alliierten bei Anzio in den Kampf geworfen worden waren. Während in der Ukraine eine Niederlage auf die andere folgte, erhielt v. Rundstedt weiterhin Verstärkungen, und Ende März hatte sich die Anzahl seiner Divisionen auf 57 erhöht.

Je ernster die Lage im Osten wurde, desto genauer überwachten die Westalli-

ierten Frankreich auf jedes Anzeichen einer Truppenbewegung hin. In der letzten Märzwoche war es soweit. Während der Berliner Sender beharrlich versicherte, dass die strategische Planung des deutschen Oberkommandos wegen des russischen Vormarsches in keinem entscheidenden Punkte habe geändert zu werden brauchen, wurden vier der besten Divisionen v. Rundstedts – die 9. und die 10. SS-Panzer-Division, die Panzer-Lehrdivision und die 349. Infanterie-Division – nach Polen in Marsch gesetzt.

Diese plötzliche Kräfteverschiebung offenbarte das Ausmass der Niederlage im Osten und bestärkte Engländer und Amerikaner in der Vermutung, dass Hitler über keine strategische Reserve verfüge und an keiner andern Front Divisionen erübrigen könne. Er konnte nicht mehr den einen Gegner in Schach halten, während er sich mit dem andern auseinandersetzte. Die verschiedenen Fronten waren unwiderruflich zu einer einzigen geworden.

Nach der Abgabe von 3 seiner 7 Panzer-Divisionen waren v. Rundstedts Reserven schwächer als irgendwann seit Mitte 1943. Da trat in der zweiten Aprilwoche an der Ostfront Tauwetter ein, die russische Offensive blieb im Schlamm stecken, und Hitler konnte mit einiger Berechtigung hoffen, dass es der Roten Armee vor Juni nicht möglich sein werde, ihre Offensive wiederaufzunehmen. So blieb Zeit, v. Rundstedts Streitkräfte auf ihre Stärke vom März zurückzubringen, die sie denn auch in der dritten Maiwoche wieder erreicht hatten – auf dem Papier jedenfalls. Im Westen standen jetzt 60 Divisionen, mehr als früher, aber immer noch 10 weniger, als v. Rundstedt als «absolutes Sicherheitsminimum» gefordert hatte. Daran aber fehlte es infolge des russischen Sieges und, was nicht übersehen werden darf, der britisch-amerikanischen Landung bei Anzio, die Hitler veranlasst hatte, Verstärkungen nach Italien zu werfen.

Die 9. und 10. SS-Panzer-Division blieben auch nach Beginn des Tauwetters in Polen, aber die Panzer-Lehrdivision wurde nach Frankreich zurückverlegt, und mit ihr kamen 4 in den Kämpfen an der Ostfront arg mitgenommene Panzer-Divisionen. Die beste von ihnen – die 1. SS-Panzer-Division ‚Adolf Hitler‘ – wurde in Belgien aufgefrischt, wobei sie als Leibgarde des Führers natürlich alle Vorteile der Priorität genoss, im Übrigen aber wurde der alte Wein in neue Schläuche gegossen, nämlich in die 3 in der Ausbildung begriffenen Panzer-Divisionen v. Rundstedts. Es war das im Grunde ein kurzsichtiges Verfahren, weil es das Ersatzsystem in Frage stellte, aber Hitlers einzige Sorge war, über die nächste Krise hinwegzukommen. So erschienen auf der Karte – jedenfalls auf seiner Karte – die zur Abwehr der Invasion verfügbaren Verbände als beträchtlich vermehrt. Da die Russen nur vorübergehend Ruhe hielten und die Kämpfe an der italienischen Front wieder aufflackerten, bestand für v. Rundstedt wenig

Aussicht, vor Mitte des Sommers weitere wesentliche Verstärkungen zu erhalten.

Diese Kräftebeschränkung verringerte, beseitigte jedoch nicht die Möglichkeit, dass die dem Feind für die Normandie zur Verfügung stehenden Reserven die der Alliierten übersteigen könnten. Mit seinen 60 Divisionen hatte v. Rundstedt immer noch beträchtlichen Spielraum, denn die in England stehenden 37 Divisionen Eisenhowers konnten nicht vor sieben Wochen nach dem X-Tag sämtlich eingesetzt sein. Bis zu einem bestimmten Grade wurde der Vorsprung an Zahl durch die fragwürdige Kampffähigkeit und begrenzte Beweglichkeit einiger deutscher Divisionen und durch die See- und Luftherrschaft der Verbündeten ausgeglichen, die es Eisenhower ermöglichten, fast jeden Abschnitt der feindlichen Küste mit der Invasion zu bedrohen. Infolgedessen waren die deutschen Kräfte vom Mittelmeer bis zur Zuidersee auseinandergezogen. Gleichwohl konnte v. Rundstedt, wenn er Zeit und Ort des Invasionsangriffs rechtzeitig erfuhr oder erriet, möglicherweise immer noch genug Kräfte versammeln, die ihm den Erfolg verbürgten.

Mit dem Herannahen des X-Tages wurde der Sicherheitsring um Grossbritannien enger geschlossen. Im Februar wurde jeder Zivilverkehr zwischen dem Vereinigten Königreich und Südirland eingestellt, um die undichte Stelle Dublin einigermassen zu verstopfen, wo deutsche Diplomaten, anscheinend unbehindert von der irischen Regierung, ein einträgliches Spionagenetz unterhielten. Im April wurde ein zehn Meilen breiter Küstenstreifen von der Wash-Bay bis Land's End und auf beiden Seiten des Firth of Forth für alle Besucher geschlossen. Den fremden Diplomaten wurden noch nicht dagewesene Beschränkungen auferlegt. Weder sie noch ihre Kuriere durften das Land betreten oder verlassen, und ihre Post wurde der Zensur unterworfen.

Die öffentliche Bekanntgabe dieser Anordnungen rief im feindlichen Lager ungewöhnliches Interesse und – beträchtliche Verwirrung hervor. Aus Hitler aber brach es heraus: «Ich muss ehrlich sagen, die ganze Sache, die die Engländer aufführen, kommt mir wie ein Theater vor. Die neuen Nachrichten von den Sperrmassnahmen, die sie treffen, die Abwehrmassnahmen usw., normal macht man das dort nicht, wenn man so eine Geschichte macht... Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass das Ganze am Ende doch ein unverschämtes Theater ist...»

In diesen Beschränkungsmassnahmen stak nichts von Bluff, wenn sie auch zugleich zum Nervenkrieg beitragen sollten. Der ganze Scharfsinn und alle Erfindungsgabe der britischen Abwehr waren auf ein weit böseres und feineres System strategischer Täuschung konzentriert. Dieser Plan, der den Decknamen ‚Fortitude‘ trug, hatte zum Ziel, das deutsche Oberkommando vor dem X-Tag zu der Überzeugung zu bringen, dass sich der Angriff gegen die Küste an der Stras-

se von Dover richten werde, und nach dem X-Tag, dass die Landung in der Normandie eine ablenkende Voroperation sei, dazu bestimmt, die deutschen Reserven aus dem Gebiet nördlich der Seine abzuziehen, wo die Alliierten später den Hauptangriff führen würden. Man hoffte, durch diese Täuschung zwischen Le Havre und Antwerpen eine Armee von einer Viertelmillion solange durch untätige Bereitschaft binden zu können, bis die Schlacht in der Normandie gewonnen war.

Die Saat dieser strategischen List fiel auf fruchtbaren Boden; v. Rundstedt und der Wehrmachtsführungsstab waren bereits zu dem Schluss gelangt, dass sich der Angriff aller Wahrscheinlichkeit nach gegen die Küste des Pas de Calais richten werde.

Das Hauptmittel der ‚Fortitude‘ war die Luftstreitmacht, und so wurden denn deren Pläne entsprechend entworfen. Für jeden Aufklärungsflug über der Normandie wurden zwei Erkundungen über dem Pas de Calais geflogen. Für jede auf eine Küstenbatterie westlich von Le Havre abgeworfene Tonne Bomben gingen zwei auf Batterien nördlich des Hafens nieder. Von den Luftangriffen auf die Eisenbahnen richteten sich 95 Prozent gegen Ziele nördlich und östlich der Seine.

Der so hervorgerufene Eindruck wurde durch Informationen von der englischen Seite des Kanals vertieft: durch Irreführung der Luftaufklärung, des Abhördienstes und von Agenten, denen man zweckmäßige Daten zuspielte. Mit der Täuschung der feindlichen Flieger und Agenten hatte schon COSSAC 1943 begonnen, indem er mit der Invasion noch für das laufende Jahr drohte. In Dover war ein vollkommenes Hauptquartier für interalliierte Operationen errichtet worden, und die Pumpstation für eine der Ölleitungen ‚Pluto‘ hatte man ostentativ in die Klippen gegenüber von Boulogne gesetzt. In der Themsebucht und den südöstlichen Häfen wurden Attrappen von Landungsfahrzeugen zusammengezogen, auf den Flugplätzen in Kent und Ostanglien Attrappen von Lastenseglern hingebaut.

Diese und ähnliche Vorbereitungen wurden vorsichtig aufgedeckt, die im Südwesten vor sich gehenden aber so sorgfältig wie nur möglich getarnt. Dazu ließ die Luftwaffe wider Willen ihre Hilfe. Da Erkundungsflüge über Kent und Sussex einfacher waren als über Devon und Cornwall, versorgte die deutsche Luftaufklärung v. Rundstedts Nachrichtenabteilung mit einem vollständigeren Luftbild eben des Gebietes, auf das hauptsächlich die Alliierten seine Aufmerksamkeit gelenkt haben wollten.

Die Vermutung, dass die Hauptkräfte des Invasionsheeres in Südostengland versammelt würden, wurde durch irreführenden Funk gestärkt. Die Sprüche aus Montgomerys Hauptquartier, das sich bei Portsmouth befand, wurden über Land

nach Kent übermittelt und erst von dort drahtlos gegeben.* Durch ein anderes Funkspiel wurde dem Gegner suggeriert, dass die beiden Verstärkungs-Armeen, die kanadische 1. und die amerikanische 3. Armee, das Sturm treffen bildeten, das zur Landung an der Strasse von Dover bestimmt sei. Wahrheitsgemäss liess man die Deutschen wissen, dass diese Heeresgruppe von Generalleutnant George S. Patton befehligt wurde, der sich vorzüglich zum Popanz eignete. Auf Sizilien nämlich hatte er sich als der erste der amerikanischen Truppenführer erwiesen, zudem war er beträchtlich dienstälter als Bradley, und so war dem logischen deutschen Geist überzeugend Genüge getan.

In der ganzen Zeit vom Februar bis April deutete alles in Frankreich auf einen Erfolg dieses Täuschungsplanes. Nach wie vor wurde der nördlich der Seine stehenden 15. deutschen Armee bei Verstärkungen der Vorrang gegeben. Ihre Infanterie wuchs in diesem Vierteljahr von 10 auf 15 Divisionen, und allein hier, im Abschnitt zwischen Le Havre und Calais, waren die Deutschen in der Lage, mit Infanterie-Divisionen als taktischer Reserve hinter der Küstenfront eine Verteidigung in die Tiefe aufzubauen. Nichts wies darauf hin, dass die deutschen Oberkommandos eine Landung zwischen Le Havre und Cherbourg ernstlich in Betracht zogen.

Der interalliierten Abwehr erschien das alles fast als zu günstig, als dass es hätte wahr sein können – da wurde sie, Mitte April, plötzlich durch Luftaufnahmen des Ornetales alarmiert, die verrieten, dass der Feind genau dort starke Pfosten als Luftlandehindernisse einrammte, wo die britischen Gleitflugzeuge niedergehen sollten. Hatte der Gegner von dem Angriffsplan Wind bekommen? Aufnahmen über andern Abschnitten zeigten, dass ähnliche Hindernisse die ganze Kanalküste entlang, vor allem zwischen Calais und Dieppe errichtet wurden.

Das dämpfte die Besorgnisse, aber nur für den Augenblick. In der ersten Maiwoche wurde zwischen Seine und Loire starker Bahnverkehr festgestellt. Lufterkundung und Agentenberichte deuteten darauf, dass der Feind seine Reserven gründlich umgruppierte und dabei die Normandie der Brennpunkt war. Bald war bekannt, dass die 21. Panzer-Division von Rennes in der Bretagne in das Gebiet Caen – Falaise nahe dem Abschnitt verlegt worden war, wo die britische 2. Armee zum Angriff landen sollte, und dass die Panzer-Lehrdivision nach ihrem Rücktransport aus Ungarn nicht wieder an ihren alten Standort um Verdun gekommen war, sondern in das Gebiet Chartres – Le Mans – Chateaudun, nur einen

* Der Feind nahm davon prompt Notiz. In seiner Wochenmeldung an den Oberbefehlshaber West vom 21. Mai erklärte Rommel: «Schwerpunktbildung in Süd- und Südostengland erneut bestätigt durch Feststellung des H. Qu. Montgomery südlich London.» (Aus der Dokumentensammlung Oberst v. Tempelhoffs.)

Tagesmarsch von Caen entfernt. Diese Truppenverschiebungen waren umso auffallender, als der Feind in diesen Abschnitten vorher nie Panzer-Divisionen stehen gehabt hatte. Die einzige Panzerreserve war in der Normandie eine SS-Panzer-Division um Lisieux gewesen. Jetzt standen zwischen Seine und Loire die drei bestausgerüsteten Panzer-Divisionen, über die v. Rundstedt verfügte, und eine vierte, die 116. Panzer-Division, beiderseits der Seine westlich von Paris.

Es schien fast sicher, dass der Feind die Absichten der Alliierten erfahren hatte oder doch ahnte. Dieser Eindruck wurde Mitte Mai verstärkt, als ein neu aus Deutschland eingetroffenes Fallschirmjäger-Regiment eine Sperrstellung quer über die Basis der Halbinsel Contentin genau dort einnahm, wo die amerikanischen Luftlandetruppen niedergehen sollten. Gleichzeitig wurde bekannt, dass die 5. Fallschirmjäger-Division nach Rennes verlegt worden war und dass die 17. SS-Panzergrenadier-Division, wie Agenten südlich der Loire meldeten, im Begriff war, in die Normandie zu rücken. Die grosse Frage der Stunde lautete für die Alliierten: Wieviel wusste v. Rundstedt wirklich?

Die Wahrheit ist, dass diese Truppenverlegungen nicht auf Unterrichtung zurückgingen, sondern auf Ahnung – und zwar auf die Intuition Hitlers. Die deutschen Schätzungen über die Absichten der Alliierten schlossen die Annahme ein, dass dem Hauptangriff nördlich der Seine mindestens ein Ablenkungsangriff zu dem Zweck vorausgehen werde, v. Rundstedts schnelle Reserven auf sich zu ziehen. Zu Beginn des Jahres hatte Hitler äusserst besorgt mit einem solchen Vorunternehmen gegen die dänische Küste gerechnet. Im März beunruhigte ihn die Möglichkeit eines doppelten Angriffs auf die Küste des Biskayischen Meerbusens und die Mittelmeerküste. Rundstedt teilte diese Besorgnisse, bis sich im April zeigte, dass sich die verbündeten Armeen im Mittelmeergebiet auf Italien konzentrierten. Er entschied sich nun für die Annahme, dass der Ablenkungsangriff an der bretonischen Küste geführt werden würde, und empfahl, die südlich der Loire stehenden Truppen bis auf schwache Polizeikräfte abzuziehen. Zur Begründung machte er geltend, dass sich die Alliierten jetzt zu tief in Italien eingelassen hätten, als dass sie in naher Zukunft in Südfrankreich landen könnten; demnach sollten die deutschen Kräfte im Westen am Kanal zusammengefasst werden, um der Versammlung der verbündeten Kräfte in Südengland die Spitze zu bieten.

Vom rein militärischen Standpunkt aus war dies eine gesunde Strategie, aber Hitler verwarf sie, und zwar nicht nur aus grundsätzlicher Abneigung, Boden aufzugeben, sondern weil er wusste, dass jede Lockerung des Griffs, der die besetzten Länder festhielt, verheerende politische Rückwirkungen auf ganz Europa haben müsste. Insofern waren seine Befürchtungen für den Fall einer Räumung des Gebietes südlich der Loire nicht unberechtigt, denn südlich von Limoges und

Lyon hatte der Maquis, das ungebärdigste Element der französischen Widerstandsbewegung, sein Bollwerk. Hitler konnte zu diesem entscheidenden Zeitpunkt das Risiko des Ausbruchs einer offenen Revolte nicht auf sich nehmen.

Wenngleich Hitler nicht von dem Gedanken loskam, ganz Frankreich zu verteidigen, sah er doch richtig voraus, wo der Hauptschlag fallen werde. Als sich in der letzten Aprilwoche die Landungsfahrzeuge der Alliierten in den Einschiffungshäfen zu versammeln begannen, stellte die deutsche Luftaufklärung fest, dass westlich der Insel Wight starke Ansammlungen vor sich gingen, die Kräfte in Dover und Folkestone aber nicht wesentlich verstärkt wurden. Auf Grund dieser Meldungen eröffnete Hitler am 2. Mai seinem Stab, seiner Auffassung nach würden die Alliierten den Schwerpunkt der Landungen gegen die normannische Küste legen, und befahl die sofortige Verstärkung des Abschnitts zwischen Seine und Loire.

Rundstedt führte den Befehl widerstrebend aus, zumal da ihm Admiral Krancke, der Oberbefehlshaber der Marinegruppe West, versicherte, zwischen Caen und Cherbourg seien wegen der dort vor der Küste zutage tretenden Felsen breite Landungen «so gut wie unmöglich». Überdies machte v. Rundstedts Chef der Pioniertruppen geltend, dass das Überflutungsgebiet rings um Carentan einen grossen Angriff auf die Halbinsel Cotentin verbiete. So blieb der Oberbefehlshaber West bei seiner ursprünglichen Überzeugung, dass der erste Schlag zwischen Fécamp und Le Tréport, also beiderseits Dieppe, geführt und der Hauptangriff nördlich der Somme unternommen werden würde. Er und sein Stab vertraten die Ansicht, dass die Schiffsansammlungen in den Häfen Devons und Cornwalls zu einem Täuschungsplan mit dem Ziel gehören müssten, die Aufmerksamkeit der Deutschen vom Pas de Calais abzulenken.

Rommels Annahme lag zwischen denen Hitlers und v. Rundstedts. Er erwartete die Hauptlandung nach wie vor an der Sommemündung, neuerdings aber einen starken Ablenkungsangriff in der Westnormandie. Dementsprechend verstärkte er im Mai die Befestigungsanlagen und bodenständigen Truppen zwischen Cherbourg und Le Havre und zog seine Reserven näher an die Küste heran. Er beantragte ferner, die 12. SS-Panzer-Division, die zu Hitlers strategischer Reserve gehörte, in das Gebiet St. Lô – Carentan zu legen, in unmittelbare Nähe also der amerikanischen Landungsabschnitte. Rundstedt widersprach – und dieses eine Mal entschied Hitler nicht im Sinne Rommels.

Auf der Seite der Alliierten wusste man von diesen Erörterungen und Vermutungen nichts, aber man erfuhr genug, sich sagen zu müssen, dass sich im Laufe des Mai Art und Stärke der feindlichen Kräfte im ‚Neptun‘-Gebiet gründlich und

gefährlich verändert hatten. Die einzige beruhigende Tatsache war, dass die Deutschen keine der Truppen Verschiebungen auf Kosten des Gebiets an der Strasse von Dover vorgenommen hatten, das immer noch die am stärksten verteidigte Zone war, und dass sie sich nicht rückenfrei genug fühlten, aus Südfrankreich Kräfte abzuziehen.

Ende Mai waren v. Rundstedts Kräfte, soweit den Alliierten bekannt, noch weit zersplittert. Seine 60 Divisionen verteilten sich folgendermassen:

	Infanterie	Panzer	Zusammen
Holland	4	1	5
Zwischen Schelde und Seine	16	3	19
Zwischen Seine und Loire	15	3	18
Kanalinseln	1		1
Biskaya-Abschnitt (südl. d. Loire)	4	2	6
Mittelmeerabschnitt	9	2	11
	<hr/> 49	<hr/> 11	<hr/> 60

Diese Zersplitterung war das unvermeidliche Ergebnis der See- und Luftherrschaft der Alliierten und der Versessenheit Hitlers darauf, ganz Frankreich zu sichern. Sie gab den Angreifern wohl ein Anfangsübergewicht, aber der Ausbau der Küstenbefestigungen und die in letzter Minute vorgenommene Verstärkung der Truppen in der Normandie liessen die Waage der Gesamtbodenkräfte immer noch zu ihren Ungunsten ausschlagen. Als im Februar der ‚Overlord-Plan‘ genehmigt wurde, schätzte Williams, dass die Alliierten am X-Tag auf nicht mehr als 6 Divisionen stossen würden. Mitte Mai jedoch war als wahrscheinlich anzunehmen, dass mindestens 8 Divisionen, darunter 2 Panzer-Divisionen, der Landung am ersten Tag würden entgegentreten können und dass 3 weitere Panzer-Divisionen oder motorisierte Divisionen und dazu eine Infanterie-Division am Morgen des X-Tages plus 2 – statt, wie ursprünglich geschätzt, am X-Tag plus 4 – zur Stelle sein würden. Es war nun klar, dass Rommel darauf aus war, die Invasion am Strand zurückzuschlagen, und dass die ersten sieben bis zehn Tage die kritische Phase sein würden.

Die Luftüberlegenheit, die die Alliierten im Mai 1944 von den Küsten des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeers bis Berlin und Wien gesichert hatten, ermöglichte es Eisenhower, von der wendigen Waffe der Luftmacht zur Unterstützung des Unternehmens ‚Overlord‘ vollen Gebrauch zu machen, aber der Plan zu ihrem Einsatz konnte erst nach einer langen, scharfen Auseinandersetzung festgelegt werden. Der Streit drehte sich hauptsächlich um die Frage, ob die strategische Luftwaffe in den Monaten vor der Invasion vor allem das Eisenbahnnetz

Nordfrankreichs, Belgiens und Hollands oder die Werke für synthetisches Benzin und andere Industriegebiete in Deutschland angreifen sollte.

Eisenhower machte nachdrücklich geltend, dass er dem deutschen Aufmarsch nicht zuvorkommen könne, wenn nicht die in das Landungsgebiet führenden Bahnstrecken lahmgelegt würden. Dies aber sei nur zu erreichen, wenn die Anlagen lange und intensiv nicht nur von den mittleren Kampfflugzeugen der interalliierten Luftstreitmacht, sondern auch von schweren Maschinen bombardiert würden. Über sie aber konnte er nicht verfügen. Die amerikanischen strategischen Luftstreitkräfte und das Bomber-Kommando der R.A.F. waren unmittelbar dem interalliierten Komitee der Stabschefs verantwortlich, und ihre Befehlshaber Spaatz und Harris sträubten sich dagegen, sich von der ihnen übertragenen Aufgabe, die deutsche Industrie zum Erliegen zu bringen, eben in dem Augenblick abwenden zu sollen, wo sie sich dem entscheidenden Erfolg nahe glaubten. Beide waren überzeugt, dass Deutschland in völlige Lähmung, wenn nicht in die Kapitulation hineingebombt werden könne, vorausgesetzt, dass die Angriffe pausenlos fortgesetzt würden.

Harris' Abneigung entsprang vor allem dem Zweifel, ob «die zu einem Erfolg des Projektes erforderliche ausserordentliche Treffgenauigkeit zu erreichen» sei; die Erfahrung habe gezeigt, dass Eisenbahnanlagen «für Luftangriffe äusserst schwierige und wenig lohnende Ziele» seien.

Die stärksten Einwände erhob jedoch Spaatz, denn seine Festungen und Liberrats waren im Begriff, eine Offensive gegen die Werke zur Herstellung synthetischen Benzins zu eröffnen, die der deutschen Kriegsmaschine das Lebensblut spendeten und angesichts der wachsenden Bedrohung des rumänischen Ölgebietes durch die Sowjets zunehmend wichtiger geworden waren. Mit dem Angriff auf den deutschen Treibstoff sollte der Luftfeldzug der Amerikaner seinen Höhepunkt erreichen, nun die Voraussetzungen endlich gegeben waren: die Luft Herrschaft, die nötige Flugweite und vor allem vermöge der entsprechenden Radarausrüstung die Fähigkeit, durch Wolken oder Vernebelung so kleine Ziele wie Raffinerien zu treffen. Wie Harris war auch Spaatz bereit, seine Bomber dem Unternehmen ‚Overlord‘ in den Wochen kurz vor dem Beginn und unmittelbar danach nutzbar zu machen, beide indessen widersetzten sich jeder vorzeitigen Abkommandierung ihrer Streitkräfte zu anhaltenden Angriffen auf Eisenbahnanlagen.

Eisenhower wies diese Ansicht zurück; Tedder und Leigh-Mallory hatten ihm vorgestellt, dass allein die Überwältigung der Reparatur- und Unterhaltungsdienste der französischen Bahnen die nötige Lähmung hervorzurufen vermöge. Dem entsprechend forderte er den Einsatz sämtlicher Luftstreitkräfte zu dem Zweck, den Erfolg des interalliierten Hauptunternehmens, das heisst ‚Overlord‘, zu si-

chern. Die Bomberangriffe auf Benzinwerke würden, selbst wenn wirksam, die Stärke der im Felde stehenden deutschen Streitkräfte nicht rechtzeitig beeinträchtigen.

Eisenhowers Ansicht drang durch, und im März genehmigte der interalliierte Stab die Unterstellung der strategischen Luftstreitkräfte unter seine «operative Befehlsgewalt». Er seinerseits betraute Tedder mit der schwierigen Aufgabe, die Operationen der britischen und der amerikanischen schweren Bomber mit denen der interalliierten Luftstreitmacht Leigh-Mallorys zu koordinieren. Damit erhielt Tedder praktisch für Luftoperationen die Autorität eines Obersten Befehlshabers. Das war eine kluge Lösung; die Amerikaner fügten sich nur ungern Leigh-Mallorys Führung, akzeptierten aber Tedder als Koordinator, weil er für Eisenhower sprach.

Leigh-Mallory, in der Schlacht über England und bei Dieppe ein erfolgreicher Jägerführer, war zum Oberbefehlshaber der Jagdwaffe aufgestiegen. An Erfahrungen in Bomberoperationen fehlte es ihm, ebenso an dem strategischen Sinn und dem diplomatischen Fingerspitzengefühl, wie sie Tedder eigneten. Bei der Führung von Operationen war er entschlossen und angriffslustig, bei der Planung aber neigte er zu übergrosser Vorsicht. Er hatte vom Einsatz der Luftwaffe eine sehr bestimmte Auffassung, und viele seiner originellen Ideen erwiesen sich durch die Ereignisse als richtig, aber er vertrat seine Meinung halsstarrig und grob und wurde leicht heftig, wenn er auf Widerspruch stiess. Seinen Stab und seine Geschwader beseelte er mit Treue und Zuversicht, nicht so gut indessen kam er mit andern Waffen oder den Amerikanern aus, die seine entschiedene Art nicht mochten.

Tedder hingegen hatte genau die zur Rolle eines Unparteiischen nötigen Eigenschaften und Erfahrungen. In Afrika und im Mittelmeer hatte er die verbündeten Luftstreitkräfte glänzend geführt. Die Amerikaner mochten und achteten ihn, auch hatte er Verständnis für die Bedürfnisse des Heeres. Von allen unter Eisenhower dienenden britischen Befehlshabern war zweifellos er am besten geeignet, zwischen den Waffengattungen und unter den Alliierten auf getauchte Schwierigkeiten zu glätten. Aber selbst Tedders Ernennung beseitigte die den Befehlsverhältnissen bei der interalliierten Luftwaffe innewohnende Schwäche nicht gänzlich. Tedder hatte keinen Stab zur Seite und als operativer Oberbefehlshaber kein Hauptquartier. Er musste so gut es ging die Unternehmungen dreier Luftwaffen, deren jede ihren eigenen Oberbefehlshaber hatte und eifersüchtig auf die Wahrung ihrer eigenen Stellung bedacht war, miteinander in Einklang bringen.

Mit der Entscheidung über die Befehlsregelung hinsichtlich der schweren Kampfflugzeuge war der Streit über die Ziele nicht beendet. Der Plan, die französischen Bahnen zu bombardieren, rief bei Churchill und bei General Pierre Kö-

nig, dem Befehlshaber der Forces Françaises de l'Intérieur (F.F.I.), wegen der unter der französischen Zivilbevölkerung zu befürchtenden Verluste Protest hervor. König machte sich anheischig, ähnliche Wirkungen durch Sabotage zu erreichen. «Sie nennen die Ziele», sagte er zu Eisenhowers Stabschef Bedell Smith, «und wir werden für ihre Zerstörung sorgen.» Dieses ritterliche Angebot musste abgelehnt werden, denn Ausmass und Art des Unternehmens verboten es, sein Gelingen dem Ungefähr der Sabotage zu überlassen.

Auf Sizilien und in Italien hatte Tedder erfahren, wie schwer es ist, feindliche Bahnverbindungen in der herkömmlichen Weise durch Streckenunterbrechungen und Brückenzerstörungen lahmzulegen, aber er hatte ebenso erprobt, dass ein ganzes Bahnsystem durch zusammengefasste Angriffe auf zentrale Reparaturwerkstätten und technische Anlagen zum Erliegen gebracht werden kann. So hatte er es vor allem auf Werkstätten und Lokomotivschuppen abgesehen, deren Zerstörung eine lange und weithin wirkende Unterbrechung zur Folge haben musste.

Nächst dem Hauptzweck der Luftoffensive gegen die Bahnen, die feindliche Kapazität zu Truppenverschiebungen zu schwächen, war es wichtig, sie auch zu der Täuschungskampagne beitragen zu lassen. Dank geographischer Gunst konnte beides zugleich geschehen. Die Hauptnachschnelllinien in die Westnormandie waren entweder Verlängerungen der zum Pas de Calais oder in das Gebiet Le Havre – Amiens führenden Strecken oder zweigten von ihnen ab. Sie liefen teils durch Paris, teils überquerten sie die Seine nördlich der Hauptstadt. So konnten die deutschen Verbindungslinien zur Normandie durch Bomberangriffe auf die Reparaturwerkstätten und Kreuzungspunkte zwischen Seine und Maas fast ebenso wirkungsvoll getroffen werden wie durch Angriffe auf Anlagen zwischen Seine und Loire. Überdies liess sich die allgemeine Lähmung des Bahnsystems am besten durch Angriffe auf Ziele in der Region Nord erreichen, denn hier befanden sich die technischen Hauptanlagen. Auch war kaum zu befürchten, dass die Bombardierung der Seinebrücken die Absicht der Alliierten verriet; vielmehr liess sich annehmen, dass sie als abschliessende Aktion zur Isolierung der Küste des Pas de Calais erschiene.

Eine Gruppe von Eisenbahnsachverständigen wählte in Nordfrankreich und Belgien 80 Schlüsselziele aus, von denen 39 dem Bomberkommando zugewiesen wurden. Die Offensive begann in der Nacht zum 7. März mit einem Überfall der R.A.F. auf Trappes, zwanzig Meilen westlich von Paris. Der Lokomotivschuppen wurde zerstört, und die Geleise erhielten 190 Treffer; die Wiederherstellungsarbeiten auf dem Verschiebebahnhof waren Ende April noch im Gange. Die Zielsicherheit des Bomberkommandos übertraf alle Erwartungen. Die 8. amerikanische Luftflotte war nicht minder erfolgreich.

Hatten die schweren Bomber ein bestimmtes Ziel zerstört, hielten die mittleren die Wunden durch Störflüge offen, und Jagdbomber beunruhigten die Arbeitertrupps.

Ende März waren die bombardierten Strecken gewöhnlich innerhalb von achtundvierzig Stunden wieder instandgesetzt, aber noch vor Ende April dauerte die Reparatur bereits über eine Woche, und Mitte Mai hatten die Zerstörungen einen solchen Umfang erreicht, dass selbst wichtige Strecken nach einem Durchschnittsangriff zehn bis zwölf Tage stilllagen. Zu dieser Zeit waren 15 grosse Verschiebebahnhöfe und 40 grosse Depots für den Lokomotivdienst zerstört; wegen des ernstlichen Mangels an Kränen konnte zu ihrem Wiederaufbau nur wenig geschehen.

Anfang Mai meldete Oberst Höffner, v. Rundstedts Transportoffizier, dem OKW, dass die Lage kritisch sei. Die Versorgung der in Frankreich stehenden Truppen erfordere täglich 100 Züge von Deutschland; im April seien durchschnittlich nur 60 eingetroffen, jetzt seien es nur noch 32. Von ihnen waren fast die Hälfte Kohlenzüge von der Saar, weil die Versorgung der französischen Bahnen mit belgischer Kohle nicht mehr möglich war. Infolgedessen konnte Höffner noch eben den laufenden Bedarf der Truppen nördlich und nordwestlich von Paris decken. Er war weder imstande, den Nachschub für die Arbeiten am Atlantikwall aufrecht zu erhalten, noch konnte er Munition und Benzin zu den an der Küste geplanten Vorratslagern heranfahren. Mehr als fünfzigtausend Deutsche und Fremde waren zur Unterhaltung des Bahnverkehrs eingesetzt, eine grössere Anzahl aber fehlte noch, weil es immer schwieriger wurde, zum Fährbetrieb oder zu Reparaturarbeiten an den Strecken westlich und nördlich von Paris Franzosen aufzutreiben.

Als Höffner dies meldete, hatte die Luftoffensive ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Ihre intensivste Phase begann am 21. Mai, als mit Angriffen auf Brücken, Viadukte und Lokomotiven und durch ausgedehnte Streckenunterbrechungen zur strategischen Zermürbung die taktische Zerstörung trat. Obwohl sich jetzt die Angriffsflüge weit ausbreiteten, wurde nach wie vor der Irreführungszweck mit verfolgt; in der letzten Maiwoche meldeten die Deutschen 246 Angriffe nördlich und nur 33 südlich der Seine. Ende der folgenden Woche waren 433 Lokomotiven zerschlagen; von den zweitausend Maschinen in der Région Nord lagen jetzt fünfzehnhundert infolge direkter Angriffe oder wegen Mangels an Unterhaltsmitteln still, und der Verkehr war auf 13 Prozent des Standes vom Januar gefallen.

Der letzte Schlag in dem vorbereitenden Luftkrieg gegen den feindlichen Nachschubverkehr waren Angriffe auf Seine-, Oise- und Maasbrücken. Die hierzu nötige Angriffstechnik war von der 9. amerikanischen Luftflotte entwickelt worden, die mit grossem Erfolg Jagdflugzeuge als Sturzbomber einsetzte.

Am 5. Juni waren von den 24 zwischen Paris und der See über die Seine führenden Brücken 18 zerstört, 3 mussten zur Reparatur gesperrt werden, und die übrigen 3 waren Luftangriffen so ausgesetzt, dass sie bei Tage zu grösseren Bewegungen nicht mehr benutzt werden konnten.

Die Erfolge des vorbereitenden Luftkrieges glichen in sehr hohem Masse die Verstärkungen aus, die die deutsche 7. Armee in der Normandie im Mai erhalten hatte, und machten es wahrscheinlich, dass die erste Schlacht von den schon jetzt zwischen Seine und Loire gefechtsbereit stehenden Divisionen allein werde ausgekämpft werden müssen. Unmittelbar im Landungsabschnitt befanden sich jetzt 6, möglicherweise 7 Infanterie-Divisionen und x Panzer-Division; 2 weitere Panzer-Divisionen standen so nahe, dass sie innerhalb von vierundzwanzig Stunden eingreifen konnten, wenn es nicht gelang, sie abzulenken.

Die verbündeten Luftstreitkräfte trafen bei ihren Angriffen auf das Verkehrssystem und die Küstenbefestigungen nur auf ganz geringe Abwehr durch die Luftwaffe, von Gegenunternehmungen ganz zu schweigen. Selbst Tagesangriffe auf lebenswichtige Anlagen traten deutsche Jäger selten entgegen, und der gegen die südeuropäischen Häfen erwartete Schlag mit V-Waffen und herkömmlichen Bombern blieb aus. Im Februar und März erlebte London neun Nachtangriffe – von der Bevölkerung ironisch «Kleiner Blitz» benannt –, aber sie waren eine blosse symbolische Vergeltungsmassnahme gegen die Bombardierung Berlins.

Während sich die Luftoffensive ausbreitete und steigerte, genehmigte Eisenhower den endgültigen Plan für ‚Neptun‘, obwohl Leigh-Mallory nach wie vor seine Befürchtung wegen des Einsatzes von Fallschirmtruppen auf der Halbinsel Cotentin geltend machte. Der Operationsplan des Heeres sah für die dem Angriff über See vorausgehende Nacht den Einsatz von 3 Luftlandedivisionen hinter dem Atlantikwall vor. Diese Divisionen sollten – die 6. britische im Ornetal und die 82. und 101. amerikanische längs der Basis der Halbinsel Cotentin – die Flanken des Landekopfes decken und die Küstenverteidigung durch Angriffe im Rücken gegen deren Schlüsselpunkte schwächen. Ihrer Landung sollte alsbald nach Tagesanbruch der Angriff von der See her in dieser Ordnung folgen:

Amerikanische 1. Armee (Generalleutnant Omar Bradley), Landung nördlich und östlich der Viremündung.

Rechts: amerikanisches VII. Armeekorps (Generalmajor J. Lawton Collins).

‚Utah‘-Strand: amerikanische 4. Infanterie-Division als erstes Treffen, die 90., die 9. und die 79. Division als zweites Treffen.

Links: amerikanisches V. Armee Korps (Generalmajor L. T. Gerow).

„*Omaha*’-Strand: amerikanische 1. Infanterie-Division mit Teilen der 29. Infanterie-Division als erstes Treffen, der Rest der 29. Infanterie-Division und die 2. Infanterie-Division als zweites Treffen.

Britische 2. Armee (Generalleutnant M.C. Dempsey), Landung zwischen Bayeux und Caen.

Rechts:ritisches XXX. Armee Korps (Generalleutnant G.C. Bucknall). „*Gold*’-Strand: northumberländische 50. Division und 8. Panzer-Brigade als erstes Treffen, 7. Panzer-Division und 49. Infanterie-Division als zweites Treffen.

Links:ritisches I. Armee Korps (Generalleutnant J.T. Crocker). „*Juno*’-Strand: kanadische 3. Infanterie-Division und kanadische 2. Panzer-Brigade als erstes Treffen, Kommandos der 4. Spezial-Brigade als zweites Treffen.

„*Sword*’-Strand:ritische 3. Infanterie-Division und 27. Panzer-Brigade als erstes Treffen, 1. Spezial-Brigade, 51. Hochland-Division und 4. Panzer-Brigade als zweites Treffen.

Montgomery hatte diesen Streitkräften die Aufgabe gestellt, am X-Tag zwei Landeköpfe zu bilden, einen zwischen Vire und Orne einschliesslich Isigny, Bayeux und Caen, den andern nördlich der Vire an der Küste der Halbinsel Cotentin bis zum Carentankanal und jenseits des Flusses Merderet. Man erwartete nicht, dass diese Landeköpfe früher als ehestens am X-Tag plus 1 vereinigt werden könnten, denn Carentan war stark verteidigt, und es war nicht wahrscheinlich, dass es am ersten Tage angegriffen werden konnte.

Dieser Landekopf sollte nach Montgomerys Plan in der ersten Woche nach Nord westen, Westen und Süden erweitert werden, nur unmerklich jedoch nach Osten und Südosten. An der linken Flanke hatte das britische I. Korps Caen und das offene Gelände unmittelbar südlich der Stadt als Eckpfeiler und als eine Bastion zu halten, die unter allen Umständen den Gegenangriffen der mit ihrer Masse im Gebiet Chartres – Paris – Amiens – Rouen stationierten feindlichen Panzerreserven widerstehen musste. Von der Mitte des Landekopfes sollten das amerikanische V. Korps und das britische XXX. Korps südwärts angreifen, sich am X-Tag plus 9 der Linie St. Lô – Chaumont – Villers-Bocage versichern und damit zum Schutz der ‚Maulbeerhäfen‘ vor direktem Feuer genügend Tiefe gewinnen. Gleichzeitig sollte das amerikanische VII. Korps westwärts vorstossen, um die Halbinsel Cotentin an der Basis zu sperren, und nach Norden, um Cher-

bourg zu nehmen – dies, wenn alles gut ging, am X-Tag plus 8, obwohl Bradley nicht glaubte, dass diese Operation vor dem X-Tag plus 15 abgeschlossen sein werde.

Nach der Einnahme Cherbourgs sollte Bradley mit allen Kräften nach Süden vorstossen und den Landekopf zu einem wirklichen Versammlungsraum erweitern. Montgomery hoffte, dass seine Kräfte einschliesslich der kanadischen 1. Armee und der amerikanischen 3. Armee am X-Tag plus 50 ein Gebiet in Besitz haben würden, das die bretonischen Häfen einschloss, sich südwärts bis zur Loire erstreckte und im Osten die Linie Deauville – Tours erreichte. Verliep die Schlacht planmässig, dann standen die verbündeten Armeen (verstärkt durch direkt aus den Vereinigten Staaten über Cherbourg und möglicherweise Brest herangebrachte Divisionen) am X-Tag plus 90 entlang der Seine, auf der Linie Paris – Orléans zwischen Seine und Loire und entlang dem Loiretal wieder bis zur See.

Diese Vorausschau auf den wahrscheinlichen Verlauf der Ereignisse ist den Aufzeichnungen entnommen, an Hand deren Montgomery am 15. Mai in Gegenwart des Königs und des Premierministers den Plan ein letztes Mal erläuterte. Montgomery sprach – nach dem Eindruck Generalleutnant Brereton, des Befehlshabers der 9. amerikanischen Luftflotte – «ohne Anmassung und Schwulst». Der Abriss, den er gab, war meisterhaft und weitblickend, und als er sich dem Feind zuwandte, zeigte sich, wie gründlich er die Eigenart des Gegners begriff.

«Im vergangenen Februar», führte er aus, «übernahm Rommel den Oberbefehl über das Gebiet von Holland bis zur Loire. Es ist jetzt offenkundig, dass er beabsichtigt, jedes Eindringen abzuweisen: ‚Overlord‘ soll am Strand zurückgeschlagen werden.» Montgomery legte dann im Einzelnen dar, welche neuen Massnahmen Rommel getroffen hatte, und fuhr fort: «Rommel ist ein energischer und entschlossener Befehlshaber. Er hat, seit er seinen Posten antrat, der Sache ein völlig anderes Gesicht gegeben. Am besten ist er im vernichtenden Angriff, seine Stärke ist, die feindlichen Kräfte zu spalten; für eine ausgewogene Schlacht ist er zu impulsiv. Er wird alles tun, uns zu ‚dückerchen‘: er wird nicht darauf ausgehen, die Panzerschlacht in selbstgewähltem Gelände durchzuschlagen, sondern darauf, sie überhaupt zu vermeiden und mit seinen weit vorgezogenen Panzern die Unsern am Landen zu hindern. Am X-Tag wird er versuchen, uns vom Strand zurückzuwerfen und Caen, Bayeux und Carentan zu sichern... Danach wird er seine Gegenangriffe fortsetzen. Mit der Zeit aber wird er sie mit einer Sperrtaktik verbinden, und dann muss er die wichtigen Positionen fest in der Hand behalten, die die Strassenverbindungen im Buschgelände beherrschen.»

Darauf trug Montgomery seine Lösung vor: «Wir müssen uns unter allen Umständen schnellstens den Weg zum Ufer bahnen und ein gutes Stück Boden ge-

winnen, ehe der Feind genügend Reserven heranbringen kann, uns hinunterzuwerfen. Panzerkeile müssen noch am X-Tag schnell und tief ins Innere vorstossen; das wird die feindlichen Pläne durcheinanderbringen und dazu beitragen, ihn uns vom Hals zu halten, während wir eine starke Front aufbauen. Wir müssen schnell Raum und möglichst tief im Innern Stützpunkte gewinnen... Beherrschen wir erst einmal die feindliche Hauptbasis Granville – Vire-Argentan – Falaise – Caen und haben das davon eingeschlossene Gelände fest in der Hand, dann besitzen wir den Aufmarschraum, den wir brauchen, und können beginnen, operativ auszugreifen.»

Elftes Kapitel **Der harte Entschluss**

Nachdem die Deutschen Ende April in den englischen Südhäfen Schiffsversammlungen festgestellt hatten, erwarteten sie den ganzen Mai hindurch fast täglich die Invasion. Als aber Eisenhower keine Anstalten traf, die lange Schönwetterperiode auszunutzen, gelangten Hitler, v. Rundstedt und Rommel immer mehr zu der Ansicht, dass die Alliierten nicht vor Beginn der russischen Sommeroffensive angreifen würden, das heisst, weil in Polen das Tauwetter spät eintrat, nicht vor Mitte Juni.

Das deutsche Oberkommando war bei seinen Bemühungen, hinter die Absichten der Verbündeten zu kommen, schwer gehandikapt. Der jetzt Himmler unterstehende geheime Auslandsnachrichtendienst wartete mit Informationen höchst zweifelhafter Art auf. Die Übernahme der Abwehr durch Himmler im März hätte zu keiner ungünstigeren Zeit kommen können. So unzulänglich die Organisation des Admirals Canaris auch war, so existierte sie doch, während Himmler über keinen entsprechenden Ersatzapparat verfügte. Die meisten der Gestapogestalten, die er ins Ausland sandte, waren linkische Rohlinge, unwissend und ungeschickt. Ihre langen Ohren griffen jede Schwindelnachricht auf, die britische Agenten in den neutralen Hauptstädten verbreiteten. In den letzten Wochen vor der Invasion wurden Himmlers Leute mit «geheimen Informationen», die zu prüfen und abzuschätzen sie weder Zeit noch die erforderliche Intelligenz hatten, förmlich überschwemmt. Die deutsche Nachrichtenmaschine verstopfte sich, und das wenige brauchbare Material, das noch tätige Agenten der ehemaligen Abwehr einsandten, ging unter dem Plunder verloren. Nach dem Kriege fanden die Alliierten unter den Berichten der deutschen Marineleitung ein Dossier mit 250 Agentenmeldungen über Zeit und Ort der Invasion. Nur eine einzige, die von einem französischen Oberst in Algier stammte, traf zu, aber sie war zusammen mit dem Abhub unbeachtet in den Akten begraben worden. Die meisten gaben als Angriffszeit den Juli und als Angriffsabschnitt den Pas de Calais an.

Die Luftaufklärung versorgte die Oberkommandos nicht besser. Die Erkundungsflugzeuge vermochten selten den starken Abwehrgürtel zu durchbrechen. In seinem Wochenbericht vom 21. Mai beklagte sich Rommel: «Eigene Luftaufklärungsergebnisse von der Insel liegen in der gesamten Berichtszeit keine vor.» In der folgenden Woche erkundete die Luftwaffe von den siebzehn Häfen, wo

sich Ramsays Landungsfahrzeuge versammelten, drei, aber es gelang ihr nicht, sich einen Gesamtüberblick über die Südküste zu verschaffen, und nicht eine Maschine vermochte in den Raum um die Insel Wight vorzudringen, den Abschnitt der stärksten Schiffsansammlungen. Immerhin wurde durch die Luftaufklärung beobachtet und am 29. Mai von Rommels Hauptquartier gemeldet: «Am 24.5. durch Luftbild Belegung Poole, Weymouth und Portland für $2\frac{1}{3}$ Landungs- Divisionen festgestellt. Folkestone und Dover nur geringe Belegung.» Im Hauptquartier v. Rundstedts wie Rommels mass man dem aber eine irrije Bedeutung zu. Beide Feldmarschälle waren die Opfer ihrer fixen Idee, dass die Landung nördlich der Seine zu erwarten sei, woraus sie schlossen, dass sich die Invasion durch Schiffsversammlungen in den Häfen Kents ankündigen werde.

Während die Deutschen solche Schlüsse zogen, wurden in den umzäunten und bewachten Versammlungslagern der Verbündeten unter Hochdruck die letzten Vorbereitungen getroffen. In den ersten Maitagen waren die abschliessenden Übungen zur Erprobung der Marsch- und Verlademaschinerie beendet worden, und in den folgenden sonnenstrahlenden Wochen hofften die Truppen von Tag zu Tag mit wachsender Ungeduld, dass es losgehe, denn das untätige Warten liess die Gedanken schweifen und bei Vorstellungen von den unbekanntem Gefahren verweilen, die jenseits der See auf jeden lauerten. Von Montgomerys belebender Zuversicht durchdrungen, vertrauten die Männer sich selbst und ihm, doch hatte unvermeidlicherweise etwas von der tiefen, unausgesprochenen Bangigkeit auf sie übergegriffen, mit der die britische Bevölkerung dem bevorstehenden Sturm auf den Atlantikwall entgegensah. Sie hatte sich daran gewöhnt, zu ertragen, was ertragen werden musste, ihre Entschlossenheit war stärker als ihre Furcht, und sie schrak vor Opfern nicht zurück, aber sie konnte die Erinnerung an Paschendale, Dünkirchen und Dieppe nicht ganz aus dem Gemüt vertreiben.

Für die Männer der Sturmdivisionen bedeuteten diese Wochen die härteste Moralprobe. Die träge Luft der Ungewissheit lastete schwer auf den Lagern, und jeder Tag dehnte sich länger als der vorige. Mit der Untätigkeit wuchs die sorgenvolle Unruhe. Seit Mitte Mai hatten die Sturmtruppen nicht viel mehr vor als darauf zu warten, dass sich die unerbittliche Maschine, die sie erfasst hatte, in Bewegung setzen würde. Wenn es so weit war, würde diese Maschine sie hinab in die Schiffe, über den Kanal und auf den feindlichen Strand befördern. Aber wo? Und wann?

Solche Zweifel und bangen Erwartungen blieben unbeschwichtigt, bis in der letzten Maiwoche die Lager hermetisch verschlossen und die Männer nach und nach in das Geheimnis eingeweiht wurden. Es begann bei den britischen Truppen mit der Ausgabe französischen Geldes und einer Broschüre, die anfangt: «Eine

neue britische Expeditionsstreitmacht, zu der auch ihr gehört, bricht nach Frankreich auf. Ihr werdet persönlich daran mitwirken, die Deutschen aus Frankreich hinauszuerwerfen und dorthin zurückzutreiben, wohin sie gehören.»

Dieser Appell an die persönliche Verantwortlichkeit wurde in den wenigen letzten, eingehender Instruktion gewidmeten Tagen verstärkt. In wohlbewachten Baracken, die bündiger Unterrichtung dienten, sah jeder Mann Ausmass und Bedeutung der Aufgabe seines Verbandes und der seiner Division vor sich ausgebreitet. Fast von Meeresspiegelhöhe gemachte Luftaufnahmen zeigten ihm die Küste so, wie er sie zuerst erblicken würde. Andere, aus verschiedenen Höhen und unter verschiedenen Winkeln auf genommene Photographien enthüllten die deutschen Verteidigungsanlagen bis ins Einzelne: Maschinengewehnnester, Minenfelder, Strassensperren, Panzerabwehrhindernisse, Batteriestellungen. Modelle, Karten und Skizzen in grossem Massstab vertieften die sinnfällige Darstellung der geplanten Entwicklung des Angriffs Schritt für Schritt. Der Instruktionsoffizier gab dazu Erklärungen: «Hier werden Sie landen, dorthin werden Sie vorgehen, Sie werden diesen Punkt nehmen und jenes tun; durch diese Minenfelder hier werden ‚Dreschflügel‘ einen Weg schlagen; mit den Maschinengewehrbunkern dort werden sich die Amphibienpanzer befassen. Hier die Batterie wird von der Flotte ausgeschaltet werden, die dort von Jagdbombern.» Und so ging es weiter, bis in jede Verästelung des Plans.

Die Männer konnten sich davon überzeugen, dass der ‚Stützpunkt‘, den sie so oft bei Übungen ‚genommen‘ hatten, tatsächlich ein genaues Abbild der feindlichen Stellung war, die sie nun aus dem Gesamtmodell als ihr persönliches Ziel herauszufinden vermochten. Sie konnten sehen, dass das Modell mit der Karte übereinstimmte und Photographien die Karte bestätigten und schöpften Ermutigung aus der so erwiesenen Richtigkeit der Ergebnisse des Erkundungsdienstes, auf denen der Plan beruhte. Stärke und Schwächen des Atlantikwalls lagen klar vor ihren Augen, und nun sie genau wussten, was sie anzupacken hatten, erschien er ihnen weniger stark als vorher in Gedanken.

Zur Instruktion der britischen Gleiterpiloten und Flugzeugbesatzungen hatte man ein höchst sinnreiches Verfahren erdacht. Das Heer baute ein vollkommenes Modell des Ornetales, das in seinen Verhältnissen bis zur Höhe der Bäume und zur Grösse der Häuser genau war. Davon stellte die R.A.F. einen Film her, der getreulich den Eindruck wiedergab, den man beim Anflug der französischen Küste hatte, und der dabei genau den Kurs verfolgte, den die Segelschleppzüge und Transportflugzeuge nehmen würden. Es war das viel instruktiver als das Studium der üblichen Luftaufnahmen, denn der Film prägte den Piloten ein, wie die Land-

schaft und die Landmarken in Sicht kommen und wonach sie sich zu richten haben würden. Nachdem sie den Streifen mehrmals in Tagesbeleuchtung gesehen hatten, wurde er durch ein Blaufilter projiziert, der die Eindrücke eines Anflugs bei Mondlicht vermittelte. Die Mannschaften konnten sich nun durch Anschauung merken, welche der bereits beobachteten Landmarken nachts am deutlichsten hervortraten.

Nach den Instruktionen wussten die Männer der Sturmdivisionen, dass der Invasionsplan nichts dem Zufall überlassen hatte: Kenntnis vertrieb Bangnis, und wenn auch in jedem noch Besorgnis um das persönliche Schicksal zurückblieb, so zweifelte doch niemand mehr an dem Erfolg des Unternehmens.

Die Festsetzung von Tag und Stunde der Landung war das Ergebnis von Berechnungen und Schätzungen über eine möglichst günstige Übereinstimmung vieler Faktoren. Im Mittelmeergebiet waren alle grossen Landungen im Schutz der Dunkelheit unternommen worden, für ‚Neptun‘ aber hatten sich die drei Oberbefehlshaber* Eisenhowers dahin entschieden, mit Rücksicht auf die Erkennbarkeit der betreffenden Küstenabschnitte, die Navigation der grossen Menge kleiner Schiffe und die Sichtbarkeit der Uferziele für Bomber und Schiffsartillerie bei Tageslicht zu landen. Ramsay und Leigh-Mallory brauchten zum vorbereitenden Bombardement mindestens eine Stunde Tageslicht, und ihre Gründe überwogen den Wunsch des Heeres, in der Morgendämmerung anzugreifen. Es war aber wichtig, die ersten Wellen mit der frühestmöglichen Flut zu landen, so dass die des zweiten Treffens noch vor Anbruch der Nacht mit der nächsten Flut folgen könnten.

Diese Überlegungen komplizierten sich, als die Vorstrandhindernisse auf-tauchten. Es kam nun darauf an, dass die Räumtruppe Zeit fanden, sie trockenen Fusses zu beseitigen. Deshalb wurde, wie schon vermerkt, beschlossen, die ersten Wellen drei Stunden vor Hochwasser anzulanden. Infolge der den Kanal durchziehenden Strömung jedoch war das Hochwasser an dem am weitesten westlich gelegenen Strandabschnitt, ‚Utah‘, 40 Minuten eher zu erwarten als am östlichen Abschnitt, ‚Sword‘. Dazwischen musste man mit örtlichen Schwierigkeiten rechnen, so mit Felsinseln und der verschiedenen Ausdehnung der Vorstrandhindernisse, die an einigen Stellen noch unter dem Halbflutspiegel lagen. Infolgedessen musste für jeden Hauptabschnitt eine besondere Y-Stunde festgelegt werden. Diese Staffelung der Anlandezeit machte es nötig, die Zeit für

* Montgomery war nicht zum Oberbefehlshaber der Landstreitkräfte ernannt, handelte aber als solcher. So ist es zwar nicht völlig korrekt, von drei ‚Oberbefehlshabern‘ zu sprechen, doch tatsächlich zutreffend.

das beobachtete Bombardement des Abschnittes ‚Utah‘ auf das Minimum von 40 Minuten zu beschränken, aber selbst dann noch waren die Truppen an der Ostflanke vor dem Anlanden über eine Stunde bei Tageslicht dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Auch trat hier die zweite Flut erst am Abend ein.

Endlich war zu beachten, dass der X-Tag in eine Zeit mit spät aufgehendem Vollmond gelegt werden musste, so dass die Transportflugzeuge mit Fallschirmjägern und Luftlandetruppen sich vor Mondaufgang der Küste nähern könnten, doch zur Landung bereits Mondlicht hätten. Die Oberbefehlshaber einigten sich schliesslich dahin, den Angriff auf einen Tag festzusetzen, an dem 40 Minuten nach dem ersten Licht an der Ostküste der Halbinsel Cotentin (Abschnitt ‚Utah‘) Halbflut war und der einer Vollmondnacht folgte, in der der Mond zwischen 01.00 und 02.00 Uhr auf ging. Die Notwendigkeit, diesen verschiedenen Erfordernissen gerecht zu werden, beschränkte die Anzahl der geeigneten Tage in jedem Monat auf drei.

Nach besonderen Luftaufnahmen, die einen Überblick über alle Vorstrandhindernisse gaben, setzte Eisenhower am 17. Mai Montag den 5. Juni als vorläufigen X-Tag fest. Die letzte Entscheidung aber hing vom Wetter ab. Für alle drei Wehrmachtteile waren die Mindestbedingungen, dass es am Landungstag und an den drei nächsten Tagen ruhig sein müsse: Windstärke nicht über 3 am Ufer und nicht über 4 auf der Höhe der Küste; niedrigste Wolken über 3'000 Fuss, Bewölkung höchstens 5/10; Sicht mindestens 3 Meilen; halbes Mondlicht bei den Luftlandungen. Nach den Berichten des letzten Jahrhunderts standen die Aussichten auf ein solches Juniwetter in der Normandie dreizehn zu eins dagegen.

Fast den ganzen Mai hindurch war das Wetter ideal. Zweimal wöchentlich beriet sich Eisenhower anderthalb Tage vor dem möglichen Zeitpunkt über das Für und Wider einer Landung mit seinen Meteorologen. So übte er sich selbst in der Abwägung der vielen einschlägigen Faktoren und erprobte die Zuverlässigkeit der Vorhersagen und der Männer, die sie machten. Der 1. Meteorologe war der Gruppenkommandeur der R.A.F., J.M. Stagg, ein hochgewachsener, hagerer Schotte aus dem Tiefland, ein Mann der Wissenschaft bis in die Knochen mit der abgeklärten Eigenschaft des Gelehrten, leidenschaftslos nur nach Tatsachen zu urteilen, von scharfem Verstand, ruhig im Sprechen, zurückhaltend, entschlossen und mutig. Bei seinen Proben fand Eisenhower heraus, dass Stagg der Mann war, auf dessen Urteil und Nerven er sich in der Stunde der Entscheidung verlassen konnte.

Im Mai waren an achtzehn Tagen alle Wetterbedingungen erfüllt. Bei glühender Sonne ging der Monat zu Ende. Am letzten Tage aber schwächte sich das Hoch über den Azoren, das bisher das schöne Wetter verbürgt hatte, leicht ab. Der 1. Juni, ein Donnerstag, dämmerte dumpf und trübe herauf, und Stagg ver-

merkte in seinem Tagebuch: «Ziemlich optimistisch, aber zweifellos eine schwierige Grenzsituation.» Als am folgenden Tag die Sachverständigen Eisenhower und den drei Oberbefehlshabern in Southwick House bei Portsmouth berichteten, war die Wetterlage, wie Stagg notierte, «nicht so, wie wir gehofft haben. .. Die ganze Entwicklung ist träge und zeichnet sich langsam ab, ist aber im Ganzen, was den Wind betrifft, noch günstig, wenn auch sehr ungewiss hinsichtlich der Wolkenbildung. Oberster Befehlshaber fragte nach Dienstag und Mittwoch; ich sagte, nicht schlechter als Montag. Nichts eigentlich Schlechtes hinsichtlich Sturm, aber Wolken weiter dürrtig». Für die Eröffnung der verwickeltesten Operation der Kriegsgeschichte waren das nicht gerade ermutigende Ausichten, und als die Wettersachverständigen gingen, bemerkte Ramsays Stabschef, Admiral Creasy: «Sechs Fuss zwei Zoll Stagg und sechs Fuss ein Zoll Dürsterkeit.»

Trotz der Ungewissheit mussten in der folgenden Nacht einige der Kriegsschiffe von Scapa, Belfast und dem Clyde südwärts in See gehen, wenn sie zum etwaigen Beginn der Offensive am Montag, dem 5. Juni, den Kanal erreichen sollten. Am nächsten Morgen, zwei Tage vor dem vorläufig festgesetzten X-Tag, war die Lage noch ungeklärt; von den Wetterwarten gaben zwei Stationen diametral entgegengesetzte Vorhersagen aus. Am Abend jedoch erklärte Stagg bei der Besprechung beim Höchstkommmandierenden, seine Befürchtungen hätten sich bestätigt. Das Hoch über den Azoren «war in schneller Abschwächung», und mit einer Reihe von Tiefs, dreien an der Zahl, näherte sich dem Kanal unfreundliches Wetter. Für die Zeit vom Sonntag vormittag bis Mittwoch Abend – an den einzigen drei aufeinanderfolgenden Junitagen, wo Gezeiten und Mond so übereinstimmten, wie man es für erforderlich hielt – waren starke Winde, dichte niedrige Wolken und an der normannischen Küste etwas Nebel zu erwarten.

«Nachdem ich die allgemeine Wetterlage vorgetragen hatte», notierte Stagg, «lag über allen düstere Niedergedrücktheit. Der Oberste Befehlshaber sagte: ‚Sie waren gestern Abend etwas optimistischer. Ist denn gar keine Aussicht, dass Sie morgen etwas optimistischer sein werden?‘ – ‚Nein, Sir... Am Abend hatte es sich ganz wenig nach der günstigen Seite geändert, aber der Ausschlag nach der ungünstigen Seite heute Abend ist zu stark, als dass er über Nacht ausgeglichen werden könnten»

Eine Vertagung der Landung schien fast unvermeidlich zu sein, aber Eisenhower entschied, dass die in den Häfen von Süd-Devon versammelten amerikanischen Sturmtruppen für den Fall planmässig in See gehen sollten, dass sich die Wetterlage wider Erwarten etwas bessern würde. Es waren immer noch einige Zweifel geblieben. Die Meldungen von einem der Wetterschiffe im Westatlantik widersprachen stark denen aus anderen Quellen, und selbst die Meldungen der

Wetterwarten, auf die sich Stagg und seine Kollegen verlassen mussten, stimmten nicht völlig überein. «Dies Gesamtbild», vermerkte Stagg am Abend in seinem Tagebuch, «ist das schlechteste und ungewisseste in der ganzen Zeit, die ich auf diesem Posten stehe... Der Mangel an völliger Gewissheit und Einhelligkeit ist sehr beunruhigend. Es wäre besser, selber die Entscheidung zu treffen und die ganze Verantwortung auf sich zu nehmen.»

Als man sich am Sonntag, dem 4. Juni, um 04.15 Uhr wieder in der Bibliothek von Southwick House versammelt hatte, sollten die Hauptangriffskräfte in zwei Stunden in See gehen. Stagg führte aus: «Wir sehen keinen Grund zu einer wesentlichen Änderung der gestern Abend vorgetragenen Ansicht, ausser dass die Kaltluftfront über Neu-Schottland und Neu-England, von der wir eine Auflockerung der niedrigen Wolkendecke für Mittwoch nachmittag erwartet hatten, voraussichtlich zeitiger am Mittwoch eintreffen wird. Wind unverändert. Von heute an Stärke 5 an der englischen Küste, an der französischen Küste schwächer. Wolken den Kanal entlang 10/10; untere Höhe 500-1'000 Fuss. Keine Änderung Sonntag, Montag und Dienstag.» Diese Voraussage auf zunehmenden Wind und eine dichtere und niedrigere Wolkendecke widersprach so sehr dem herrschenden Wetter, dass Ramsay fragte: «Wann wird die Bewölkung auftreten? Der Himmel ist augenblicklich fast völlig klar, und es ist nahezu windstill.»

«Gegen 8 oder 9 Uhr vormittag, also in vier bis fünf Stunden», war die Antwort.

Montgomery war bereit, trotz dem Wetter loszuschlagen, aber Ramsay war höchst unsicher und Leigh-Mallory erklärte, dass die Luftstreitkräfte unter Wetterverhältnissen wie den angekündigten die ihr von dem Plan zugewiesenen Aufgaben nur zu einem geringen Teil erfüllen könnten. Das war entscheidend, denn, wie Eisenhower sagte: «Die Operation ist in ihrer gegenwärtigen Form nur dank unserer sehr grossen Luftüberlegenheit durchführbar.»

Staggs Tagebucheintragung lautet weiter: «Der Höchstkommmandierende sagte dann: ‚Es sieht so aus, als müssten wir den Abmarsch der letzten Streitkräfte – S und J – abblasen und die nötigen Schritte tun, die schon in See gegangenen Schiffe zurückzurufen. Ist jemand anderer Meinung?‘ Niemand widersprach. Er beauftragte seinen Stabschef, den interalliierten Stab davon zu unterrichten, dass der Angriff um einen Tag verschoben worden war... Als wir in die stille, noch fast wolkenlose Nacht hinausgingen, wurden wir uns der Ungeheuerlichkeit der getroffenen Entscheidung erst ganz bewusst. Wenn sich gegen Morgen nicht die starken Winde und die Wolken zeigen, dann brauchen wir uns selber nicht mehr sehen zu lassen...»

Stagg schlief aus blosser Erschöpfung bis um 10 Uhr. Und dann: «Aufge-

wacht, um hellen Himmel und nur leichten Wind zu sehen. Herrgott! Was soll jetzt geschehen? Der Himmel sollte jetzt zu 10/10 bewölkt und Wind bis Stärke 4 sein. Ehe ich aufgestanden bin, ist die Wolkendecke heraufgezogen und hat sich Wind erhoben. Um 10.30 oder 10.45 Wolkendichte 8/10, und die Bäume oben wiegen sich bestimmt in Windstärke 4, wenn nicht Stärke 5. Es sieht so aus, als wäre das erste Stadium unserer Vorhersage zum Teil bestätigt, und wir können ruhig zum ANCXF* hinübergehen.»

Um 11.00 Uhr erliess die Admiralität eine Sturmwarnung an alle Schiffe in der Irischen See. Die Frage war: Wie lange wird das schlechte Wetter dauern? Wie schnell wird die Kaltluftfront von Neu-Schottland und Neu-England den Atlantik überqueren? Sie wurde im Kanal nicht vor Mittwoch erwartet, und dann war es zu spät, denn die bereits in See gegangenen Geleitzüge hatten nicht genug Brennstoff, bis dahin in See zu bleiben.

Im weiteren Verlauf des Sonntags nahm der Wind an Heftigkeit zu, und es schien, als sollten die monatelangen Vorbereitungen durch den einzigen Faktor zunichte gemacht werden, der sich in den Plan nicht hatte einfügen lassen. Ein wütender Sturm trieb weisse Brecher gegen die in Nebel gehüllte normannische Küste. Einige Meilen vor der Küste lagen zwei Zwerg-Unterseeboote der Royal Navy auf dem unruhigen Wasser und warteten darauf, über die Verschiebung des Angriffstages noch in Unkenntnis, die Invasionsflotte heranzuführen. Draussen im Kanal suchten die zurückgerufenen Konvois, gegen eine schwere See anstampfend, den Windschutz der Weymouthbucht zu erreichen; ein Geleitzug, der schon auf halbem Wege nach Frankreich gewesen war und von einem Wasserflugzeug zurückbeordert wurde, hatte besonders schwer gegen die Wellen zu kämpfen. In den überfüllten Häfen von Falmouth bis Harwich wälzten sich die übrigen Schiffe der Armada und rissen an den Ankern. Von den in den Schiffen zusammengedrängten hunderttausend Männern hatten viele ihre Pillen gegen Seekrankheit nehmen müssen. Sie waren länger als einen Tag an Bord, manche schon drei und vier Tage, und der Zwang zu warten – und zuzusehen, wie das Wetter sich verschlechterte – zerrte an den Nerven auch der Abgehärtetsten. Der Regen stürzte in Böen hernieder, und der Schutzschirm der Sperrballons tanzte nach der irrsinnigen Melodie des Sturms. Am Ufer heulte er durch die Wipfel der Föhren rund um Southwick House, wo sich Eisenhower, die Oberkommandierenden und die Stabschefs um 21.00 Uhr zum Vortrag über die Entwicklung der Wetterlage versammelt hatten, auf Grund dessen die Entscheidung getroffen werden musste.

* A.N.C.X.F. = Allied Naval Commander-in-Chief Expeditionary Force [Interalliiertes Marine-Oberbefehlshaber der Expeditionsstreitmacht]. Southwick House war Ramsays Hauptquartier. Die Wetterbesprechungen fanden in der Bibliothek statt.

«Wie an den vorigen Abenden», sagt Staggs Tagebuch, «sassen alle in Sesseln und auf Sofas, nicht formell rund um den Tisch. Ich beginne: ‚Meine Herren, seit gestern Abend hat sich die Lage über dem Atlantik schnell und unerwartet entwickelt. Eine der Tiefdruckfronten ist weiter südlich als erwartet abgewandert und wird heute Nacht durch den östlichen Kanal ziehen; sie befindet sich jetzt ungefähr über Portsmouth. Nach dem Durchzug dieser Front wird eine klare Periode eintreten: Bewölkung weniger als 5/10, tiefste Bewölkung 2'000 bis 3'000 Fuss und abflauende Winde; diese Periode wird wenigstens bis Dienstag dauern. Danach wird sich die Bewölkung auf kurze Zeit von Dienstag nachmittag bis über die folgende Nacht von Westen her wieder auf 8/10 bis 10/10 verdichten. Dann wechselnde Bewölkung mit langen klaren Perioden bis Freitag .. .’

Nun begannen die Fragen. Höchstkommadierender: «Können Sie etwas über die Verhältnisse nach dem Freitag sagen?» «Nein, Sir. Die allgemeinen Bedingungen müssen nach wie vor als gestört angesehen werden... aber man kann mit gutem Grund eine Wendung zur Wetterbesserung erwarten

Tedder stellte eine Frage über die Zuverlässigkeit der Vorhersage. Ich setzte auseinander, dass sich Tiefs mit einer Geschwindigkeit und von einem Umfange wie mitten im Winter fortbewegt hätten; unsere Hoffnung, dass sich die Lage schnell beruhigen werde, sei bis jetzt nicht gross, doch bestehe gute Aussicht darauf, dass sich das Azoren-Hoch wieder aufbauen könne.

Leigh-Mallory fragte, ob ich meine Aufzeichnungen mit denen seiner meteorologischen Berater verglichen hätte. Ich bejahte.

Eisenhower eröffnete nun die Debatte über die Frage, ob der Angriff wieder in Bewegung gesetzt werden solle, und wir zogen uns zurück.»

Die Aussprache wurde unter dem Drängen auf sofortige Entscheidung geführt, denn Ramsay teilte mit, dass Admiral Kirk, der Befehlshaber der amerikanischen Seestreitkräfte, «innerhalb der nächsten halben Stunde davon unterrichtet werden muss, ob ‚Overlord‘ am Dienstag vor sich gehen wird». In der Diskussion trat die Neigung hervor, die in Staggs Vorhersage enthaltene Chance zu ergreifen. «Mir scheint», sagte Bedell Smith, «dass sich uns eine Zwischenpause bietet, auf die wir kaum hoffen konnten... Es ist ein verteufelt gewagtes Spiel, aber immer noch das Beste, das uns bleibt.» Die andern dachten ähnlich, aber Leigh-Mallory fürchtete, dass die deutschen Kampfflugzeuge nachts operieren könnten, während die Nachtjäger der Alliierten auf den Flugplätzen stehen müssten. Er machte sich auch wegen der Wetterbedingungen für die schweren Bomber Sorge, die bei der Ausführung ihres zweiten, wenn auch nicht des ersten Auftrags wahrscheinlich durch niedrige Wolken behindert werden würden.

Eisenhower unterschätzte diese Gefahr nicht, sagte sich aber, dass das Unter-

nehmen gelingen könne, wenn sich der Plan für die Luftoperationen nur im übrigen durchführen lasse. «Schliesslich haben wir ja noch starke Jagdbomberkräfte.» Dann wandte er sich an Montgomery: «Sehen Sie irgendeinen Grund, am Dienstag nicht loszuschlagen?» Montgomery antwortete: «Ich würde sagen: Los!»

Ramsay stimmte zu, und Eisenhower fuhr fort: «Die Frage ist: wie lange kann man diese Operation in der Schwebe lassen? Die Luftwaffe wird sicherlich gehandikapt sein. Aber wenn wir die Befehle nicht jetzt ausgeben, so können wir am Dienstag nicht losschlagen.»

Niemand brauchte darauf hingewiesen zu werden, dass man, wenn man am Dienstag nicht losschlug, weitere zwei Wochen auf passende Gezeiten warten musste, ohne jedoch das erforderliche Mondlicht zu haben. Der Mittwoch, der 7. Juni, kam nicht in Betracht, weil mehrere Kriegsschiffe und Konvois nach dem Dienstag neuen Brennstoff hätten übernehmen müssen. Am Donnerstag war es zu spät, denn am 8. Juni trat die zweite Flut erst mit Anbruch der Dunkelheit ein, was den wohlausgewogenen Zeitplan für den Aufmarsch über den Haufen werfen würde.

Die Sache lag klar: ergreife die Chance am Dienstag, oder warte zwei Wochen. Eine so weite Verschiebung aber konnte kaum in Frage kommen. Die Truppen waren instruiert; man konnte ihnen nicht erzählen, dass das Ganze abermals nur eine Übung gewesen sei. Man konnte sie weder in den Schiffen eingesperrt lassen, noch konnte man sie in die Versammlungslager zurückbringen, in die bereits die Verstärkungstruppen ein gezogen waren. Die ganze riesige Maschine war in Bewegung gesetzt worden; man konnte sie wohl auf ein bis zwei Tage stoppen, nicht aber ohne Gefahr der Desorganisation und des Verlustes der Geheimhaltung einfach in Reserve stellen. Schon hatte im Londoner Büro der Associated Press ein Mädel beim müssigen Herumspielen am Fernschreiber versehentlich die ‚Nachricht‘ hinausgesandt: «Eisenhowers Streitkräfte sind in Frankreich gelandet», und amerikanische Rundfunkstationen hatten sie verbreitet, ehe man ihr den Garaus machen konnte.

Die Gefahren einer Vertagung waren sichtlich grösser als das in Staggs Vorhersage – falls sie zutraf – enthaltene Risiko. So fasste Eisenhower die Meinung aller zusammen, als er schloss: «So also, Jungens, steht es um die Sache; ich sehe keine andere Möglichkeit. Ich bin der festen Meinung, dass wir den Befehl geben müssen. Es bleibt nur die Frage, ob wir am Morgen noch einmal zusammenkommen sollen.»

Ramsay war bereit, es dabei als der endgültigen Entscheidung bewenden zu lassen, aber Leigh-Mallory verlangte eine nochmalige Zusammenkunft; er war noch nicht überzeugt, dass das Wetter die Ausführung der geplanten Luftopera-

tionen gestatten würde, und meinte, dass es doch noch notwendig werden könnte, die Marschbefehle aufzuheben, die Ramsay jetzt an die Einheiten der amerikanischen Marinestreitkräfte geben wollte, die zuerst in See gehen mussten. Daher wurde vereinbart, die Bestätigung des vorläufigen Befehls davon abhängig zu machen, ob die Meteorologen beim nächsten Vortrag um 04.15 Uhr ihre Vorhersage würden bekräftigen können. Man wollte eine kurze, unerwartete Wetterberuhigung ausnutzen und verliess sich dabei bisher ja nur auf eine Tendenz.

Als Eisenhower die Bibliothek verliess, begegnete er Stagg und bemerkte: «Wir haben den Angriff wieder angesetzt. Um Himmels willen, halten Sie das Wetter fest, das Sie uns vorausgesagt haben. Bringen Sie uns keine schlechten Nachrichten mehr!»

Es regnete noch heftig, als sich die Konferenz vertagte. Aber als sie zur letzten und unwiderruflichen Entscheidung wieder zusammentrat, begann es aufzuklären. «Ich nahm wieder das Wort», sagt Staggs Tagebuch, «und berichtete, dass sich seit der letzten Darstellung wesentlich nichts geändert habe, dass aber, was von Veränderung zu beobachten sei, auf die günstige Seite deute. Die klare Zwischenperiode, die jetzt hier in Portsmouth begonnen habe und sich über Nacht auf ganz Südengland ausdehnen werde, werde wahrscheinlich bis in den späten Dienstagvormittag oder bis zum Nachmittag anhalten...»

Auf eine Frage (ich habe vergessen, von wem) sagte ich, es seien gute Aussichten dafür vorhanden, dass sich alle weiteren vom Westatlantik kommenden Depressionen langsamer heranbewegen und nordostwärts ziehen würden, so dass sich das Azoren-Hoch aufbauen und unser Gebiet begünstigen könne. Der Höchstkommmandierende wandte sich nun an Ramsay und fragte, welche näheren Instruktionen nötig seien. Dann traten wir aus dem Haus. Hohe Marine-, Heeres- und Luftwaffenoffiziere standen in kleinen Gruppen umher, mehr wartend als plaudernd. Sie warteten auf die Entscheidung.»

Sie brauchten nicht lange zu warten. Die Diskussion in der Bibliothek versiegte bald. Jedem war klar, dass die vorläufige Entscheidung vom gestrigen Abend nun feststand. Selbst Leigh-Mallory räumte ein, dass die Chance, so bescheiden sie auch sei, wahrgenommen werden müsse. Eisenhower hörte sich die letzten Bemerkungen an, schwieg einen Augenblick und sagte: «O.K. Wir marschieren.»

Binnen zweier Stunden nach dieser Entscheidung glitten die Invasionskonvois aus den Häfen, hinaus auf den stürmischen Kanal, auf dessen anderer Seite die lang erwartete «Zweite Front» lag. Der Wind kam in wilden Böen, die Wellen waren fünf bis sechs Fuss hoch, und die Wolken hingen niedrig und drohend. De-

nen in den rollenden Schiffen, die die Geschichte ihres Landes kannten, mochte einfallen, dass die letzte Invasionsarmada, die den Kanal durchfuhr, in einem Südweststurm zu Schaden kam – vor 356 Jahren. Einige der kleinen Landungsfahrzeuge wurden in den Hafen zurückgetrieben, aber während des Tages nahm die Menge der Schiffe, die hinausstrebten, immer mehr zu. Schiff auf Schiff ging in See: von Falmouth, Fowey, Plymouth, Salcombe, Dartmouth, Brixham, Torbay, Portland, Weymouth, Poole, Southampton, dem Solent, Spithead, Shoreham, Newhaven, Harwich und dem Nore. Am Nachmittag bewegten sich mehr als 3'000 Landungsfahrzeuge und über 500 Kriegsschiffe auf die Einfahrt zu der von Minen geräumten Rinne zu, die südlich der Insel Wight an einem offiziell als ‚Gebiet Z‘ bezeichneten, in der Marine als «Piccadilly Circus» bekannten Punkt begann.

Dies war die Stunde Grossbritanniens, der Erfüllung seiner Bestimmung zur See. Das Rad des Schicksals drehte sich um einen ganzen Kreis. Vor vier Jahren, fast auf den Tag genau, rettete die Royal Navy unter der Führung Ramsays, des Vizeadmirals von Dover, die britische Expeditionsarmee vom Dünkirchener Strand. Seitdem waren neue Expeditionstreitkräfte in Nordafrika, auf Sizilien und in Italien unter seiner Führung gelandet, aber keine war an Macht und Aufgabe der ungeheuren Armada vergleichbar, die jetzt im Überschwang von Kraft und Vertrauen nach Frankreich zurückkehrte.

Über den Konvois bildeten Jägerschwärme einen Schutzschirm. An den Flanken sicherten weit und breit Flugzeuge des Küstenkommandos der R.A.F. und britische und amerikanische Kriegsschiffe gegen Untersee- und Schnellboote und verstärkten die Deckung, die die von ihnen schon gelegten Minenfelder gewährten. Am frühen Nachmittag begannen Flottillen von Minenräumbooten vom «Piccadilly Circus» südwärts bis zur Seinebucht zehn Fahrinnen freizumachen. Sie trafen auf weniger Minen als erwartet.

Infolgedessen ging das Minenräumen schneller voran als erwartet, und die führende Flottille bekam um 19.57 Uhr, drei Stunden vor Einbruch der Dunkelheit, die normannische Küste in Sicht. In der letzten Tageslichtstunde war sie nahe genug heran, dass die Besatzungen mit blossen Auge westlich von «Omaha»-Strand Gebäude zu erkennen vermochten. Noch in der Dämmerung zeigten sich zwei Flottillen in voller Sicht, aber kein Schuss wurde gegen sie gelöst. Die Besatzungen nahmen an, dass die feindliche Artillerie auf Befehl schweige, schien es doch unmöglich, dass die Schiffe nicht gesichtet und gemeldet worden waren.

Inzwischen wurde die Aufmerksamkeit des Gegners durch die Operation ‚Fortitude‘ von der Normandie weit abgelenkt. Seit dem 1. Juni hatten verbündete Luftstreitkräfte mit zunehmender Heftigkeit taktische Ziele zwischen Calais und

Le Havre angegriffen, und zwar nicht nur die Küstenbatterien, sondern auch die Strandbefestigungen. Es war geplant, am X-Tag minus 1 diese Täuschungsangriffe abzubrechen und die Masse der Luftstreitkräfte mit voller Wucht gegen die Normandie wirken zu lassen, sollten Anzeichen dafür sprechen, dass die Deutschen voraussahen, wo der Schlag fallen werde. Da jedoch am Morgen des 5. Juni nichts darauf hindeutete, wurden die Angriffe auf die Anlagen am Pas de Calais fortgesetzt.

Nach Einbruch der Dunkelheit wurden die Täuschungsangriffe durch andere Massnahmen verstärkt. Die Verfasser des ‚Overlord‘-Planes hatten angenommen, der Feind werde am X-Tag minus 1 um diese Zeit die Invasionsflotte auf See bestimmt entdeckt und bemerkt haben, dass die Masse der Schiffe, wenn auch einige andere südwärts der Seinebucht zusteuerten, immer noch ostwärts den Kanal hinauffuhr. Diese Einheiten sollten «Piccadilly Circus», den Wendepunkt zum Südkurs, nicht vor Eintritt der Dunkelheit erreichen. Es war wichtig, den dortigen Kurswechsel vor dem Feind zu verbergen. Dazu bot sich als Mittel die Verwirrung des Meldesystems an der Kanalküste. Es war vorgesehen, die Radarstationen zwischen Cherbourg und Le Havre durch Störung ausser Funktion zu setzen und die Stationen zwischen Le Havre und Calais unbehelligt und den Warndienst in dem Glauben zu lassen, dass die Flotte den Abschnitt zwischen Le Havre und Calais ansteuere.

Die Ausführung dieses Plans war 105 Flugzeugen der R. A.F. und 34 kleinen Schiffen der Royal Navy anvertraut. Bald nach Einbruch der Dunkelheit dampften 18 dieser Schiffe auf das Cap d’Antif er nördlich von Le Havre zu und schlepten Sperrballons hinter sich her, so dass beim Feind in den Radarröhren das bei Annäherung grosser Schiffe gewohnte Echo hervorgerufen wurde. Über dieser ‚Flotte‘ kreiste ein Geschwader schwerer Bomber und warf minütlich metallisierte Papierstreifen ab, die auf den Radarschirmen ein falsches Bild erzeugten. Die Maschinen flogen, während sie sich der Küste näherten, ununterbrochen Kreise und erweckten so den Eindruck, als ob ein riesiger Geleitzug über den Kanal herankäme. Ähnliche Irreführungsmanöver wurden von Flugzeugen und Schiffen auf der Höhe von Boulogne unternommen; Bomber patrouillierten über dem Kanal und täuschten herannahende Luftlandedivisionen vor. Die Planer des Unternehmens ‚Fortitude‘ erwarteten nicht, dass sich der Feind völlig werde irreführen lassen, hofften aber, ihn mit diesen Kriegslisten über die wahren Absichten in Ungewissheit zu halten. Die ganze Nacht warteten Funk- und Radarstationen Südenglands auf die ersten Zeichen der feindlichen Reaktion.

Der Wetterumschwung Anfang Juni bestärkte die Deutschen in der Vermutung, dass die Invasion nicht unmittelbar bevorstehe. Am 4. Juni zog der Chef-

Meteorologe der Luftflotte 4 in Paris, Major Lettau, aus derselben Wetterlage, die Stagg und seine Kollegen mit so schwerer Sorge erfüllt hatte, optimistische Schlüsse. Die Vorhersage Lettaus kam zu dem Schluss, dass binnen der nächsten zwei Wochen eine Invasion nicht möglich sei. Der Feind habe drei Perioden schönen Wetters nicht ausgenutzt, mit weiteren Perioden schönen Wetters sei aber in den nächsten Wochen nicht zu rechnen. Im Vertrauen auf diesen Wetterbericht reiste Rommel am nächsten Morgen von Paris in sein Heim bei Ulm ab, um dort den Montag mit seiner Familie zu verbringen und sich am Dienstag, dem 6. Juni, nach Berchtesgaden zu begeben. Er wollte sich persönlich bei Hitler für Verstärkungen verwenden und die Genehmigung erwirken, die 12. SS-Panzer-Division in den Abschnitt St. Lô – Carentan zu legen. In diesem kritischen Augenblick jedoch richtete sich Hitlers Hauptsorge woanders hin. Am 4. Juni war auf seinen Befehl eine am Pas de Calais stehende Infanterie-Division nach Italien in Marsch gesetzt worden, um nach dem drohenden Verlust Roms weitere schwere Rückschläge verhüten zu helfen.

Die am Morgen des 5. Juni an v. Rundstedt gegebene wöchentliche Lagebeurteilung Rommels begann: «Planmässige Fortsetzung und Steigerung der feindlichen Luftangriffe und verstärkte Verminung eigener Häfen mit verbessertem Minen-Material deuten auf Erhöhung der feindlichen Absprungsbereitschaft hin. Die Zusammenfassung der Luftangriffe auf die Küstenbefestigungen zwischen Dünkirchen und Dieppe und die Seine-Oise-Brücken bestätigen den vermutlichen Schwerpunkt einer Grosslandung ... Seit 1.6. im feindlichen Rundfunk verstärkte Durchgabe von Alarmsprüchen für französische Widerstandsorganisation, nach bisherigen Erfahrungen nicht als Hinweise unmittelbar bevorstehenden Invasionsbeginns auswertbar. Luftaufklärung ergab in Dover unbedeutende Zunahme Landungsfahrzeugraums. Übrige Hafengebiete englischer Südküste nicht aufgeklärt.»

Und dann hiess es: «Überblick über Hafenbelegung an gesamter englischer Südküste durch Luftaufklärung dringend erforderlich.» Schlechtes Wetter aber hielt an diesem kritischen Tage die Luftwaffe am Boden. Sie klärte nur mit einigen Flügen auf, und das auf der Höhe der holländischen Küste! Auch die Flotte meldete nichts Ungünstiges; der Sturm hatte ihre Aufklärungsboote in den Hafen zurückgetrieben.

Am späten Nachmittag hielt der Kommandeur der 716. Infanterie-Division in Caen, General Richter, mit seinen Regimentskommandeuren die übliche Wochenbesprechung ab. Er legte den Übungsplan für die nächste Woche dar und erörterte die Schwierigkeiten, die die Sicherung der Vorstrandhindernisse gegen die starken Fluten und die schwere See bereitete. Nebenbei erwähnte er, ihm sei von einer höheren Stelle die Warnung zugegangen, dass die Invasion «zwischen

dem Dritten und dem Zehnten» zu erwarten sei, fügte aber mit einem Anflug von Ironie hinzu, dass er seit April «zu jeder Vollmond- und jeder Neumondperiode» ähnliche Warnungen erhalten habe. Um 19.00 Uhr herum ging die Besprechung zu Ende. In der nächsten Stunde sichtete das vorderste britische Minenräumboot an der Front eben dieser Division die französische Küste. Sollte irgendein deutscher Posten die Boote bemerkt haben – General Richter wurde es jedenfalls nicht gemeldet.

Um 21.15 Uhr begann die französische Sendung der BBC ‚Die Stimme des SHAEF‘ wie üblich mit verschlüsselten Mitteilungen für die Resistance. Normalerweise dauerte dies ‚Programm‘ fünf bis zehn Minuten, aber an diesem Abend zog es sich zwanzig Minuten hin. Der Sprecher erklärte: «Der Oberste Befehlshaber hat mich angewiesen, Folgendes mitzuteilen: Sie werden zur rechten Zeit auf diesem Wege Instruktionen von grosser Wichtigkeit erhalten, aber es wird nicht immer möglich sein, diese Instruktionen zu einer vorher angekündigten Zeit zu geben. Deshalb müssen Sie zu jeder Stunde hören.»

Als dies in Rundstedts Hauptquartier abgehört wurde, brachte es die Deutschen auf die Beine, und ihr Argwohn stieg bald. Von 22.00 Uhr an meldeten Radarstationen zwischen Cherbourg und Le Havre, sie würden gestört, und Stationen von Fécamp bis Calais ungewöhnlich starke Schiffsbewegungen im Kanal. Zwischen 22.00 und 23.00 Uhr fing die Funküberwachung der Luftwaffe Wettermeldungen meteorologischer Flugzeuge für amerikanische schwere und mittlere Bomber auf. Da bisher niemals beobachtet worden war, dass diese Maschinen um diese Zeit operierten, wurden die NachtjägerEinheiten alarmiert. Trotz allen immer deutlicher werdenden Anzeichen wies v. Rundstedts Stabschef, Blumentritt, die Meinung zurück, dass dies der Beginn der Invasion sei, und der Oberbefehlshaber West befahl keine besonderen Vorkehrungsmassnahmen.

In Rommels Hauptquartier jedoch hatte man bereits gehandelt. Um 22.00 Uhr wurde für alle Truppen höchste Alarmbereitschaft befohlen, aber nur für die 15. Armee, die Divisionen zwischen Ome und Schelde. Die 7. Armee an dem Küstenabschnitt, dem sich jetzt die Invasionsflotte näherte, erhielt keinerlei Warnung.

Zweiter Teil Die Schlacht in der Normandie

Zwölftes Kapitel **Sturmangriff aus der Luft**

Am Abend des 5. Juni 1944, als der letzte Zwielihtschimmer am westlichen Horizont verglomm, rollten sechs Albemarles der R.A.F. auf die Startbahn des Flugplatzes von Harwell. Um sie herum sammelten sich, Tee trinkend und Zigaretten rauchend, sechzig Mann der 22. Selbständigen Fallschirmjäger-Kompanie, Pfadfinder, die die britische 6. Luftlandedivision zu ihrem Ziel zwischen Atlantikwall und Caen führen sollten. Jeder Mann, von Kopf bis Fuss braun-schwarzgrün getarnt, war ein wandelndes Waffenarsenal. Taschen und Beutel waren mit Munition so vollgestopft, und im Gürtel staken so viel Waffen, dass die Männer nur mit Mühe den Fallschirm hatten festhaken können. Eine Handgranatengirlande umgab die Hüfte, in der Gamasche stak das Kampfmesser, und in das Futter des Stahlhelms waren Patronenrahmen gepackt. Keiner trug weniger als fünfundachtzig Pfund, einige über hundert; überdies hatte jeder eine Tasche mit Gerät zum Markieren der Landezone für die nachfolgende Division an sein Bein geschnallt.

Diese Männer waren die Fackelträger der Befreiung. Sie waren, wie alle Fallschirmjäger, Freiwillige und für ihre verantwortungsvolle Aufgabe besonders ausgewählt und ausgebildet. Sonst aber unterschieden sie sich kaum von Montgomerys anderen Soldaten. Neben der führenden Maschine standen die zehn Männer, die, Spitze dieses Vortrupps der Invasion, zuerst landen sollten: ein Mörtelträger aus Berkshire und ein Werkzeugmacher aus Kent, ein Maurer aus Edinburgh, ein Hundewärter aus Worcestershire und ein Lastkraftwagenfahrer aus Dumfries, schliesslich zwei ‚Aktive‘, ein Überläufer der ‚Armee‘ des Irischen Freistaates und ein österreichischer Emigrant, sie alle geführt von einem jungen Leutnant, der bei Kriegsausbruch im Chor einer im Westend gespielten Operette gesungen hatte. Drei waren bei Dünkirchen dabei gewesen, einer in Afrika; die übrigen gingen zum erstenmal in den Kampf.

Diese sechzig Mann waren das vorderste Treffen der Streitkräfte, denen bei der Landung die wichtigste Aufgabe zugeordnet war: die linke Flanke des Landekopfes zu bilden und zu halten – die offene Flanke, gegen die sich vermutlich der Hauptstoss eines deutschen Gegenangriffs richten würde, sobald die südöstlich und östlich von Caen stehenden Panzer-Divisionen heran waren. Versagte die 6. Luftlandedivision, so konnte es geschehen, dass der ganze Landekopf vom östlichen Flügel her aufgerollt wurde, ehe die von See landenden Divisionen Fuss zu fassen vermochten.

Die an der Flanke sich anschliessende Division, die britische 3., sollte am Strandabschnitt ‚Sword‘ landen, hart westlich der Orne. Die Orne und der parallel zu ihr von der See bis Caen 8 Meilen binnenwärts führende Kanal boten eine starke natürliche Flankenstellung. Montgomery wollte sich nicht nur dieser Wasserschanke versichern, sondern auch östlich davon einer Basis zur Erweiterung des Landekopfes südostwärts über Caen hinaus in das offene Gelände, wo man sich den Panzer-Divisionen Rommels mit Vorteil zum Kampf würde stellen können.

Die Aufgabe, sich dieser Basis zu versichern, war dem Kommandeur der 6. Luftlandedivision, Generalmajor Richard Gale, unmittelbar anvertraut. Hochgewachsen, hager, gerade wie ein Ladestock, mit rötlichem Gesicht, borstigem Schnurrbart und buschigen Augenbrauen, sah er aus wie ein ‚Poonaa-Oberst‘, aber der erste Eindruck trog. Sobald er den Mund öffnete, verriet die Macht seiner derben, aber klaren Worte einen Mann, der ebenso einen Plan von kühnster Originalität entwerfen, wie seinen Männern das Selbstvertrauen und den Mut einflössen konnte, ihn auszuführen.

Gale hatte den Auftrag, sich zwischen Mitternacht und Morgengrauen des X-Tages der möglichst unversehrten Brücken zu bemächtigen, die im Zuge der einzigen zwischen Caen und der See Fluss und Kanal überquerenden Fernstrasse liegen; er musste ferner eine Küstenbatterie zerstören, die von Merville nahe der Ornemündung den Sword-Abschnitt unter Feuer nehmen konnte; und er musste schliesslich zur Abschirmung der Flanke ungefähr 6 Meilen östlich der Orne in dem überfluteten Divestal fünf Brücken sprengen und von dem bewaldeten Höhengelände zwischen beiden Flüssen Besitz ergreifen. Hierzu standen Gale zunächst 2 Fallschirmjäger-Brigaden und eine kleine in Lastenseglern zu landende Truppe zur Verfügung. Diese Kräfte sollten am X-Tag um die Mittagszeit zur Verteidigung des besetzten Abschnittes mit Kommandos der 1. Sondereinsatzbrigade verstärkt werden, die sich bis dahin vom Sword-Abschnitt zur Flanke durchkämpfen mussten, und am Abend mit dem Rest der Luftlandedivision, der 6. Luftlandebrigade, die kurz vor Sonnenuntergang in 250 Gleitflugzeugen niedergehen sollte.

Die Durchführung dieses Auftrages war ebenso schwierig wie wichtig, und mit dem Herannahen des X-Tages hatten die Schwierigkeiten zugenommen. Nach der Verlegung der deutschen 21. Panzer-Division in das Gebiet zwischen Caen und Falaise erschien es fast als gewiss, dass sich die ‚Luftlandetruppen innerhalb weniger Stunden nach der Morgendämmerung einem Panzerangriff gegenübersehen würden. Es kam also darauf an, noch in der Nacht mit Lastenseglern Panzerabwehrwaffen heranzubringen. Die Luftlandehindernisse aber, darunter die den Engländern als ‚Rommel-Spargel‘ bekannten Pfähle, machten es

zu gewagt, diese Gleitflugzeuge vor der Bereinigung des Landungsabschnittes niedergehen zu lassen.

Zur Wegnahme der beiden Hauptbrücken jedoch musste dies Wagnis in Kauf genommen werden. Sie waren besetzt und zur Sprengung vorbereitet; ihre Verteidiger mussten durch einen schnellen Überraschungsangriff überwältigt werden, bevor sie die Sprengladungen entzünden konnten. Gale entschloss sich, diese Aufgabe auf eine kühne, phantasiereiche und der Stunde würdige Weise zu lösen, führte er doch damit den ersten Schlag auf französischem Boden zur Befreiung Europas.

Zwanzig Minuten nach Mitternacht am X-Tag, ungefähr sechs Stunden vor Y-Zeit, sollten Infanterie und Pioniere, zusammen keine 200 Mann, in sechs Gleitflugzeugen direkt gegen die Verteidigungsanlagen der Brücken bruchlanden und sie im Handstreich nehmen. Mochte dies auch gelingen, so war die kleine Truppe jedoch zu schwach, die Brücken zu behaupten. Deshalb sollte gleichzeitig der Vortrupp niedergehen und den Landungsplatz so zeitig markieren, dass die beiden Fallschirmjäger-Brigaden eine halbe Stunde später, 00.50 Uhr, abspringen konnten. Von diesen beiden Verbänden wurde der 3. Brigade die Aufgabe übertragen, die Batterie von Merville zum Schweigen zu bringen, die Brücken im Divestal zu sprengen und den Höhenrücken zwischen den Flüssen zu besetzen; die 5. Brigade sollte die Brücken über Orne und Kanal halten und den Luftlande-raum nördlich des Dorfes Ranville vom Feind und den Hindernissen säubern, so dass zwei Stunden vor Tageslicht, 03.30 Uhr, 72 Lastensegler mit Geschützen, Transportmitteln und schwerer Ausrüstung niedergehen konnten.

Ging alles gut, so war die linke Invasionsflanke vor Beginn der Schiffslandungen gesichert, aber es war klar, dass die Durchführung dieses Plans einen Wettlauf mit der Zeit bedeutete. Die Maschinen mit dem Vortrupp und die Gleitflugzeuge mit dem Brückenstosstrupp konnten, um nicht entdeckt zu werden, nicht vor Einbruch der Dunkelheit aufsteigen. Der Vortrupp brauchte mindestens eine halbe Stunde zum Setzen der Navigationssignale und die Fallschirmjäger wenigstens zwei Stunden, den Laderaum für die Lastensegler zu säubern. Waren diese gelandet, so blieb kaum genug Zeit, die Pak in Stellung zu bringen, ehe die deutsche 21. Panzer-Division zum Gegenangriff antrat.

Soweit der Plan. Der Schlüssel zu seinem Erfolg lag bei den 60 Männern, die jetzt im Gespräch mit Gale neben den Albemaries standen. Um 22.50 Uhr gingen die Piloten an Bord. Die Männer leerten ihre Teebecher, schnallten die Fallschirme auf den Rücken, drückten die Zigaretten aus und kletterten in die Maschinen. Die Tür schlug hinter ihnen zu. Die Motoren sprangen an. Ein Blinksignal, und die sechs Albemaries donnerten in schneller Folge die Startbahn

hinunter, hoben sich, kreisten und wandten sich südwärts, geradeswegs nach Frankreich – zur Invasion. Die Hoffnungen jedes Mannes der Division zogen mit ihnen. Das Motorengebrumm schwand dahin. Da erhob sich ein neues, weit mächtigeres Gedröhn und erfüllte die Nacht. Elfhundert Transportmaschinen erhoben sich von zwanzig Flugplätzen, britische und amerikanische Fallschirmjäger an Bord. Sie stiegen und kreisten über dem schlafenden, ahnungslosen Land. Ihre roten und grünen Positionslichter blinkten wie Glühwürmchen. Kurz nach 23.30 Uhr zog der Lichten schwärm in Formation über unsere Köpfe nach Süden und entschwand in der Ferne.*

Zwei Stunden später verfolgen die Gleitflugzeuge denselben Kurs. Hinter einer Albemarle jagen wir durch Wolken, die den Mond und den Boden verhüllen. Über die Scheibe hinter dem Pilotensitz unseres Seglers rinnt sanfter Regen. Wir können nichts sehen als das Leitlicht am Schwanz der Schleppmaschine, bis uns ein Riss in den Wolken einen Blick auf die Südküste freigibt, von der die Invasionsflotte längst in See gegangen ist. Auf halbem Wege klärt es sich wieder, und unter uns liegt der dunkle, stürmisch bewegte, vom Kielwasser zahlloser Schiffe gefleckte Kanal. Nun dichteres Gewölk, und wir fliegen in 2'500 Fuss Höhe wieder blind. Das Gleitflugzeug beginnt auf und ab zu tanzen; unter dem böigen Wind droht das Schleppseil zu reißen. Doch das ist, verglichen mit dem, was vor uns liegt, die geringere Sorge.

Weiss der Feind, dass wir kommen? Wie stark wird die Flak sein? Gibt es im Landeraum ausser den Pfahlhindernissen auch Minen? Werden die Fallschirmjäger Zeit gehabt haben, damit aufzuräumen? Wird, wenn wir landen, dort schon eine Schlacht toben? Werden die Piloten bei diesem Wetter die Landezone überhaupt finden?

Jagen solche Gedanken auch den andern 26 Männern im dunklen Rumpf des Gleitseglers durch den Kopf? Jedenfalls verraten sie es nicht; durch das unaufhörliche Gerör des Windes an der hölzernen Haut des Seglers höre ich es dann und wann singen oder auflachen.

Es ist 03.00 Uhr: noch eine halbe Stunde. Die Wolkendecke öffnet sich für eine Minute; die Nähe der Küste macht sich bemerkbar – und ein anderer Schlepper mit seinem Gleiter, der unsere Albemarle in gefährlicher Nähe, dicht vor der Nase, gekreuzt hat. Weit links bombardiert die R.A.F. feindliche Batterien bei Le Havre. Der Himmel ist von krepierenden Bomben und Mündungsfeuer erhellt. Dann schliessen uns wieder die Wolken ein. Eben jetzt, wo wir klare Sicht brauchen, sind sie dichter als zuvor, und zeitweise ist nicht einmal mehr das

* Ich war damals Korrespondent der BBC und begleitete die 6. Luftlande-Division nach der Normandie.

Hecklicht unseres Schleppers zu erkennen. Plötzlich wird die Dunkelheit von roten und gelben Lichtstreifen durchrissen: von Leuchtpurgranaten der Küstenflak. Vier grelle Blitze zwischen uns und dem Schlepper, dann einer so durchdringend, als flammte er im Rumpf auf. Es war auch so, aber wir merken nicht sofort, dass wir getroffen worden sind; die Granate ist achtern hinter dem letzten Sitz unschädlich krepirt. Die Schleppmaschine beginnt in Wellenlinie zu fliegen, doch sind heftige Ausweichmanöver unmöglich, weil dabei das Seil reissen könnte.

Über der Küste jagen wir aus der Wolkendecke heraus, und unter uns liegt das weissgesäumte, geschwungene Ufer Frankreichs – und dort, spiegelnd im matten Mondlicht, der doppelte Wasserlauf, nach dem wir suchen: die Orne und der Kanal. Das Schleppflugzeug hat uns richtig über das Ziel gebracht, aber wir können beim fortwährenden Aufblitzen des Flakfeuers die Leuchtsignale nicht ausfindig machen, die den Landeraum markieren sollen, und ehe die Piloten irgendeine Landmarke zu erkennen vermögen, sind wir schon wieder in Wolken.

Bald darauf dreht sich einer der Piloten um und ruft uns zu: «Ich klinke aus! Festhalten!» Wie er nun den Schlepper freigibt, scheint der Gleiter durchzusacken und dann kreisend zu schweben wie ein rüttelnder Falke. Das Rören des Windes an der Holzhaut sinkt zu einem Murmeln herab, und es ist plötzlich seltsam still. Wir treiben in einem Raum von unendlicher Ungewissheit – in erwartungsvoller Spannung zwischen Frieden und Krieg. Den Flakgürtel hinter uns, gleiten wir so sanft dahin, dass der Schlachtenlärm von einer andern Welt zu kommen scheint.

Eine scharfe Wendung nach unten stösst uns in die Wirklichkeit zurück. Steil stürzen wir hinab ins Dunkel. Als sich uns der Boden entgegenhebt, erspähen die Piloten einen Schimmer der Landelichter und daneben die weisse staubige Landstrasse und den viereckigen normannischen Kirchturm. Der Steuerknüppel kommt zurück, und mit sinkendem Magen und berstenden Ohren werden wir aus dem Sturz jäh abgefangen. Jetzt streift der Gleiter mit reichlicher Geschwindigkeit leicht über den Boden dahin und schickt sich zum Landen an, als aus der Nacht dicht vor uns ein anderer Gleiter auftaucht. Scharf werden wir wieder hinaufgezogen, und der andere streicht unter unserer Nase vorbei. Der Boden Frankreichs jagt unter uns weg, und mit plötzlichem Stoss setzen wir in einem gepflügten Feld auf. Der Acker ist uneben und weich, aber der Gleiter jagt mit schleifenden Bremsen und knarrenden Spanten drüberweg und kappt von den ‚Rommel-Spargeln‘ fünf starke Pfähle. Es klingt unheilverkündend nach splitterndem Holz und reissendem Zeug, aber wir erholen uns von unserm Schreck, als der Gleiter zu rucken beginnt, bis er mit einer heftigen Wendung nach Steuerbord, zer-

schrammt, doch unversehrt, endlich zur Ruhe kommt – hundert Yards von dem ihm bestimmten Landeplatz.

Es ist 03.32 Uhr. Wir haben uns zwei Minuten verspätet. Unter den Jubelrufen, von denen es in dem dunklen Rumpf widerhallt, ist eine Stimme zu vernehmen: «Na siehste, Kamerad! Ich hab's gleich gesagt, dass wir nich schwimmen müssen...»

Wir krabbeln hinaus in ein Kornfeld. Es ist das Grab vieler Schleppsegler. Einige haben die Nase in den weichen Boden gebohrt, andere eine Tragfläche, ein Rad oder das ganze Fahrwerk verloren, mehrere liegen mit zerbrochenem Rumpf da, einer ist in ein Haus gekracht, und zwei sind ineinandergerannt. Nur wenige Gleitflugzeuge sind so glimpflich davongekommen wie unseres, und rings herum heben sich die grotesken Schattenrisse verrenkter Wracks gegen den Himmel, jetzt von der Stichflamme der explodierenden Tanks einer bruchlandenden Maschine beleuchtet.

Dies Bild scheint darauf zu deuten, dass der verwegene Plan, nachts mit Gleitflugzeugen zu landen, fehlgeschlagen ist, tatsächlich aber sind, was wir noch nicht wissen, von 72 für diese Zone bestimmten Gleitflugzeugen 49 planmässig niedergegangen, und die Verluste an Männern und Waffen sind verhältnismässig gering. In der Tat: wie wir uns nun zum Sammelplatz bei der Kirche von Ranville auf den Weg machen, klettern, ihre Ausrüstung hinter sich herziehend, überall aus den Wracks Männer heraus, schlagen den zersplitternden Rumpf auseinander und machen ihre Jeeps und Kanonen frei. Von den 18 Paks haben 10 die Landung überstanden, und bald werden sie an den vorausbestimmten Punkten in Stellung gebracht.

Die feindliche Flak feuert noch vereinzelt gegen einen leeren Himmel. Im Übrigen ist von Kampf wenig zu sehen oder zu hören. Es kommt einem ganz unwirklich vor, vom Feind unbehelligt hinter dem Atlantikwall umherzuspazieren, und jeden Augenblick erwarten wir aus dem Dunkel einen Schuss oder einen Anruf. Da in der Nähe kein Gefechtslärm zu hören ist, nimmt das Ohr jedes Geräusch verstärkt wahr: das Rauschen des hohen Kornes, durch das die Männer waten, den gemurmelten Fluch eines Stolpernden, den Schlag einer Axt gegen zersplittertes Holz, das Gedröhn eines Jeepmotors, das Gerassel einer Lafette fern in der Nacht. Doch der erwartete Geschützdonner bleibt aus. Der einzige Anruf kommt von unseren eigenen Fallschirmjägern, die sich in einer Ecke der Landungszone eingegraben haben. Auf ihr «V für...» antworteten wir schnell mit der zweiten Hälfte der Losung: «Victory!»

Das ist alles, bis wir die Strasse nahe der Kirche von Ranville erreichen. Von dort brechen plötzlich Schüsse hervor, die erwidert werden; dann Stimmen, das Aufbrummen eines abfahrenden Wagens, das Knattern eines leichten Maschinengewehrs. Dann wieder Stille. Die Kolonne auf der Strasse geht schnell hinter

einer Hecke in Deckung und erwartet, jede Minute mit einer deutschen Patrouille zusammenzustossen. Da liegen wir denn still und gespannt und malen uns aus, wie sich der Feind von der Kirche her auf uns zupirscht. Die dröhnende Stimme aber, die jetzt die Stille unterbricht, ist unmissverständlich: «Wagt ja nicht, mit mir zu disputieren, mit mir – Richard Gale. Los, sage ich, los!»

Im schwachen Halblicht können wir eine Kolonne von Jeeps und Geschützen unterscheiden, die ganz nahe auf einem Seitenweg hält, und bei ihr Gale, der sie an treibt. Und neben der Kolonne, geführt vom Adjutanten des Generals und ein wenig störrisch, ein schönes kastanienbraunes Pferd, das auf dem Landungsplatz gegrast hatte.

«Kümmern Sie sich um das Tier, Tommy!» sagt Gale. «Es ist ein wunderbarer Morgen zu einem Ritt.»

Für die nächsten Stunden hatte Gale freilich andere Sorgen, vor allem die, was aus Major R.J. Howard und seinen 6 Zügen leichter Infanterie geworden war, die die beiden Brücken wegnehmen sollten.

Fünfzehn Minuten nach Mitternacht wurde in 5'000 Fuss Höhe über der Orne-mündung an fünf der sechs Gleitflugzeuge, die die mit dem Handstreich gegen die Brücken beauftragte Truppe trugen, das Schleppseil ausgeklinkt; langsam kreisten sie herab, während ihre Halifax-Schlepper weiterflogen, um Caen zu bombardieren. Als die Flak die Bomber angriff, liessen sich die Gleiter unentdeckt in steilerem Flug nieder. In 1'000 Fuss Höhe gab der Pilot des führenden Seglers den Truppen unten ein Warnsignal und steuerte im Sturzflug direkt auf sein Ziel los. Die Räder berührten den Boden 50 Yards vor dem Ostende der Kanalbrücke. Das Flugzeug machte fortrollend noch ein paar Sprünge und kam, dorthin gesteuert, im Stacheldrahtverhau vor den feindlichen Gräben zum Stehen. Seine Nase schob sich ineinander und versperrte die Tür, und die Männer mussten sich mit der Axt durch den zertrümmerten Pilotensitz hinausarbeiten. Als sie hinuntersprangen, hörten sie ein paar Yards hinter sich die Bruchlandung zweier weiterer Gleitflugzeuge. Vom Feind aber war nichts zu sehen und zu hören. Die meisten Deutschen waren wegen des vorangegangenen Bombenangriffs noch im Unterstand. Aber als der erste Zug über die Brücke rannte, streckte ein Maschinengewehrgeschoss den Zugführer nieder. Seine Männer rasten trotz dem Feuer weiter zum andern Ende der Brücke, während die übrigen Züge in lebhaftem Gefecht ein Maschinengewehrnest und das Grabengewirr am diesseitigen Ufer vom Feinde säuberten und die Pioniere die Sprengung der Brücke unterbanden.

Die gleichzeitige Landung an der eine halbe Meile östlich des Kanals über die Orne führenden Brücke war nicht so gut geglückt; eines der drei Segelflugzeuge war sogar im Divestal niedergegangen. Aber zwei Züge kamen im Eilmarsch

bald ans Ziel. Sie fanden die Brücke vom Verteidiger verlassen. Überraschung und Schnelligkeit hatten sich gelohnt. Beide Brücken waren zur Sprengung vorbereitet gewesen, aber die Besatzungen hatten Befehl, die Ladungen erst bei Invasionsalarm anzubringen. Es war jedoch kein Alarmbefehl gegeben worden.

Während die in Gleitflugzeugen gelandete Gruppe die Brücken sicherte, markierte der Fallschirmjäger-Vortrupp, der bei Ranville abgesprungen war, den Absprungraum für die 2'200 Mann der von Brigadier J.H.N. Poett befehligten 5. Fallschirmjäger-Brigade, die 00.50 Uhr landen sollte. Der starke Wind hatte jedoch den Vortrupp über den Absprungraum hinweg nach Osten abgetrieben, und bei der knappen Zeit blieb ihm nichts übrig, als den Raum abzustecken, wo er niedergegangen war. Infolgedessen geriet die Brigade noch weiter nach Osten, teils durch den Wind, teils wegen der Schwierigkeit, mit einer 60 Pfund schweren Gerätetasche an einem Bein aus der im Zickzack fliegenden und schaukelnden Maschine abzuspringen. Am Boden dann wurden viele noch weitergeschleift, ehe sie sich vom Fallschirm freimachen konnten, während andere während des Absprunges ihre Gerätetasche verloren hatten und nun nach ihr suchten. Inzwischen war der Feind alarmiert und die Absprungzone unter Maschinengewehrfeuer. So fanden sich die Einheiten nur langsam zusammen. Bis 02.00 Uhr hatte das VII. Bataillon von 620 Mann durch Hornsignal nur 200 gesammelt, doch war kein Warten mehr erlaubt, denn von der Kanalbrücke her war heftiges Feuer zu hören. Als die Fallschirmjäger dort eintrafen, war das Brückenkommando im Besitz des Übergangs. Der ‚Gefechtslärm‘ war von der explodierenden Munition eines abgeschossenen deutschen Panzers gekommen...

Östlich der Orne bereinigte der Rest der Brigade vor der Landung der Gleitflugzeuge um 03.30 Uhr den Hauptteil des Länderraums und dann das Dorf Ranville, das die Flussbrücke im Südosten deckte. Es war das möglicherweise der empfindlichste Punkt der Divisionsfront. So wurden die von den Lastenseglern herangebrachten Panzerabwehrkanonen schleunigst durch Ranville hindurch gegen das offene Gelände in Stellung gebracht, über das hinweg man den Gegenangriff der 21. Panzer-Division erwartete.

Um diese Zeit, kurz nach der Morgendämmerung, hatte Gale in einem Schloss bei Ranville seinen Gefechtsstand aufgeschlagen. Auf der Wiese rauften das kastanienbraune Pferd und ein Dutzend blanke Kühe das üppige Gras, dabei etwas gestört von dauernden Explosionen; die Fallschirmjäger sprengten sich Schützengräben. Bei diesem Lärm blieben das gelegentliche Winseln eines Geschosses aus dem Gewehr eines Heckenschützen oder das Krachen einer berstenden Wurfgranate fast unbeachtet. Beherrscht wurde dies Potpourri von einer Schar Trut-

hähne, die auf einem grossen Baum Zuflucht gesucht hatten und sich genötigt fühlten, auf jede Explosion mit zornigem Kollern zu antworten.

In dieses Tollhaus kam jetzt, zurück von einer Besichtigung der genommenen Brücken, Gale mit einem Jeep gefahren. Oben auf der Freitreppe hielt er inne und blickte auf sein neu gewonnenes Reich: die von Fallschirmen aller Farben gesprenkelten Felder und über die Landezone der Gleitflugzeuge hinüber zu dem waldigen Höhenrücken, wo, wie er hoffte, sich inzwischen die 3. Fallschirmjäger-Brigade festgesetzt haben würde.

Diese von Brigadier S.J.L. Hill befehligte Brigade hatte einen ganz anderen Auftrag als die Poetts. Ihre Ziele waren über ein weites, von Wäldern und Sümpfen durchzogenes Gelände verstreut, von der Batterie bei Merville nahe der Küste bis zur Brücke bei Troarn sieben Meilen binnenwärts. Die damit verbundene Zersplitterung der Kräfte wurde durch die dunkle, stürmische Nacht verschlimmert. Es war für die Piloten schwierig, die Dives von der Orne zu unterscheiden, und viele klinkten in zu grosser Höhe aus und gingen zu schnell nieder. So wurden die Fallschirmjäger-Bataillone meilenweit zerstreut. Hunderte der Männer landeten im Überschwemmungsgebiet der Dives oder in den Baumwipfeln des Bois de Bavent.

Trotzdem konnten von den fünf zu sprengenden Brücken im Divestal vier ohne besondere Schwierigkeit in die Luft gejagt werden, aber die fünfte und wichtigste, die bei Troarn, wäre ohne die Tolldreistigkeit eines Majors und von sieben Pionieren unversehrt geblieben. Ihr Gleitflugzeug war nördlich des Bois de Bavent gelandet, sieben Meilen von der Landezone entfernt. Die acht machten sich ohne zu fackeln in einem Jeep auf den Weg. Am Rande von Troarn fuhren sie in einen Stacheldrahtverhau hinein, bekamen es aber fertig, sich den Gegner die zwanzig Minuten vom Hals zu halten, die sie brauchten, den Jeep wieder flottzumachen, und rasten nun feuernd durch das Städtchen zu der Brücke vor dem Ostausgang, sprengten sie, liessen den Jeep stehen und fanden zu Fuss zu Hills Gefechtsstand. Die Sprengung der Divesbrücken verschaffte den Luftlandetruppen unschätzbare Stunden der Sicherheit gegen einen Angriff von Osten und deckte dem IX. Fallschirmjäger-Bataillon den Rücken, während es seinen Hauptauftrag ausführte: die Wegnahme der Batterie bei Merville.

Der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant T.H.B. Otway, hatte Befehl, die Batterie eine halbe Stunde vor Morgengrauen zum Schweigen zu bringen und so die unmittelbar westlich der Orne landenden Schiffe und den dortigen Strandabschnitt zu schirmen. Man glaubte, die Batterie bestehe aus vier 15-cm-Kanonen. Die Batteriestellung war ein bombensicherer Betonbau und wurde von 180 Mann aus Gräben und ungefähr 10 Maschinengewehren verteidigt. Sie beherrschten zwei Drahtverhaugürtel mit einem 100 Yards breiten Minenfeld, die die Stellung

umschlossen. Dieses starke Bollwerk sollte von einem mit leichten Waffen ausgerüsteten Bataillon nach einem Bombardement durch hundert Lancasters, aber sonst ohne Feuervorbereitung, im Sturm genommen werden.

Da Fallschirmtruppen allein diese starke Stellung kaum rechtzeitig nehmen konnten, entschloss sich Otway zu dem beinahe selbstmörderischen Ausweg, in dem kritischen Augenblick, wo die Bodentruppen angriffen, drei mit Truppen vollgeladene Gleitflugzeuge innerhalb der Verteidigungsanlagen und auf den Kasematten landen zu lassen. Die Operation wurde bis in jede Einzelheit – ausgenommen das vorbereitende Bombardement – an einer bei Newbury eigens gebauten Kopie unter Verwendung scharfer Munition genau einstudiert. Nach fünf Tages- und vier Nachtübungen fühlte sich Otway des Erfolges sicher, aber er konnte nicht wissen, wie in der Nacht zum X-Tag das Wetter sein werde. Die Bomben der Lancastermaschinen verfehlten ihr Ziel um mehr als eine halbe Meile und hätten beinahe den Erkundungstrupp zugedeckt, der nach der Batteriestellung unterwegs war. Fünf Gleitflugzeugen, in die die Paks, Jeeps und Sprengkörper des Bataillons verladen waren, riss in einer Böe das Schleppseil, und sie stürzten in den Kanal. Der Absprung der Fallschirmjäger ging fast katastrophal aus. Nahezu das halbe Bataillon landete im Morast der Dives und östlich davon, eine Gruppe 30 Meilen weit weg. Otways Gruppe kam neben dem Stabsquartier eines deutschen Bataillons herunter, und es war noch ein Glück, dass er den Sammelplatz überhaupt erreichte.

Dort hatte 02.50 Uhr, zwei Stunden nach dem Absprung, Otway erst 150 Mann beisammen, dazu 1 Maschinengewehr und kaum genug Sprengladungen zur Zerstörung der Geschütze. Es fehlte völlig an Werfern, Pak, Jeeps, schwerer Sturm-ausrüstung, Minensuchern, Pionieren, Ärzten. Noch suchten seine Männer die Kornfelder und Obstgärten und den Rand des Überschwemmungssumpfes nach Waffen, Sprengkörpern und Ausrüstungsgegenständen ab, aber Otway konnte nicht mehr warten. Die Gleitflugzeuge waren 04.30 Uhr fällig, und er hatte bis zu der Batterie noch anderthalb Meilen vor sich durch ein Gebiet, wo die Deutschen jetzt überall auf dem Sprung waren. Er entschloss sich, sofort zu marschieren.

Unterwegs traf er die zurückkehrende Patrouille unter Major George Smith. Sie hatte das äussere Drahtverhau durchschnitten, war durch das Panzerabwehr-Minenfeld gerobbt, hatte ein paar Schritte von den deutschen Maschinengewehrnestern entfernt eine halbe Stunde gelegen und hatte die Stellung genau erkundet. Smith meldete, sie hätten vor der Stellung keine Tretminen oder maskierte Explosivhindernisse und das Stacheldrahtverhau weit schwächer vorgefunden, als man befürchtet hatte. Die durch das Minenfeld gebahnten Gassen hatten nicht

weiss markiert werden können, weil der betreffende Pioniertrupp bei der Landung kein Band hatte bergen können. Er hatte aber in den Staub eine Spur getreten.

Als sich das Bataillon der Batterie näherte, geriet es unter ziemlich heftiges, aber schlecht liegendes Feuer, und bis 04.30 Uhr hatte Otway seine Truppe zum Sturmangriff bereitgestellt. Sofort danach begann die Küstenflak zu feuern und 2 der 3 Gleitflugzeuge, die auf der Batterie bruchlanden sollten, kreisten abwartend über der Stellung, aber man konnte den Piloten das vereinbarte Signal nicht geben, weil alles dazu nötige Gerät beim Absprung verlorengegangen war. Als ein Gleitflugzeug in 150 Fuss Höhe über die Batterie weglentzte und nahe der Küste landete, entschloss sich Otway verzweifelt, mit seiner kleinen Streitmacht anzugreifen.

Kurz nach 04.30 Uhr sprengten zwei Bangalore-Torpedos an zwei Stellen das Drahtverhau, und zwei Sturmabteilungen rannten, des Maschinengewehrfeuers nicht achtend, durch die von dem Pioniertrupp gekennzeichneten Gassen über das Minenfeld. Die eine Abteilung wurde in den Gräben mit den Deutschen in heftigem Gefecht handgemein, die andere rannte direkt auf die Geschütze los. Das Gelände war von früheren Luftangriffen her von Bombenkratern zerrissen, aber die Fallschirmjäger kämpften sich von Krater zu Krater bis auf 30 Yards an die Stahltüren der Betonkasematten heran. Zwei Türen standen offen und ein Feuerhagel ins Innere erzwang die Übergabe der Besatzung. Die Geschütze – die sich übrigens nur als 7,5-cm-Kanonen herausstellten – waren schnell gesprengt. Die übrige Besatzung im Aussenwerk setzte sich in sinnlosem Kampf noch eine Weile zur Wehr, aber die eigentliche Aufgabe war erfüllt.

Fünfzehn Minuten vor der festgelegten Zeit, 04.45 Uhr, gab Otway den Schiffen draussen vor der Küste das vereinbarte Signal und liess eine Brieftaube mit der Erfolgsmeldung nach England frei. Von seinen tapferen 150 Mann war die Hälfte gefallen oder verwundet, aber sie hatten eine Aufgabe gelöst, von der man angenommen hatte, sie gehe über die Kräfte eines vollen Bataillons. Die 6. Luftlandedivision hatte das letzte der ihr gesteckten Hauptziele erreicht.

Während Gales Division die Ostflanke des Landekopfes sicherte, waren die amerikanische 82. und 101. Luftlandedivision in der Südostecke der Halbinsel Cotentin niedergegangen, um die Westflanke abzuschirmen. Den Fallschirmjägern war dort eine für die über See anlandenden Truppen sehr wichtige Aufgabe zugefallen. Die Deutschen hatten nahe dem Utah-Strand, wo das amerikanische VII. Korps unter Collins mit der amerikanischen 4. Infanterie-Division an der Spitze an Land gehen sollte, weite Gebiete überflutet, und unmittelbar hinter den Abwehrlagen auf den Dünen erstreckte sich jetzt ein meilenbreiter Strandsee,

über den nur wenige schmale Dämme führten. Die Überschwemmungen in den Tälern des Merderet und der Douve westlich und südwestlich des Utah-Abschnittes waren noch ausgedehnter; tatsächlich war das Douvetal dermassen überflutet, dass die Lagune die von der Viremündung und dem Carentkanal gebildeten Wasserhindernisse fast bis zur Westküste der Halbinsel verlängerte.

Deutlich zeichnete sich die Gefahr ab, dass der Angriff über See auf dem schmalen Küstenstreifen oder zwischen der Küste und den überfluteten Flusstälern steckenbleiben könnte. Deshalb hatte Montgomery gegen Leigh-Mallorys Einspruch darauf bestanden, durch Fallschirmjäger die Übergänge nach dem Landinnern und über die Flüsse zu sichern und die Überschwemmungsgürtel sich selbst zunutze zu machen. Er wollte 2 amerikanische Luftlandedivisionen quer über die Basis der Halbinsel landen, um sie mit einem Schlage abzuriegeln und Cherbourg durch eine Abwehrfront entlang dem Nordsaum des Überflutungsgebietes zu isolieren.

Zwei Wochen vor dem X-Tag jedoch erfuhr der interalliierte Nachrichtendienst von Vertrauten in der Leitung der französischen Eisenbahnverwaltung, dass Rommel eine neue Division in die Gegend rund um St. Sauveur le Vicomte gelegt hatte, eben in den Abschnitt, wo die 82. Division abgesetzt werden sollte. So konnte eine fast sichere Katastrophe vermieden werden, und Bradley änderte den ursprünglichen ehrgeizigen Plan folgendermassen:

101. Division: Absprung zweier Fallschirmjäger-Regimenter hart westlich des Strandsees, Ausschaltung einer schweren Batterie und Besetzung der Westausgänge der von Utah binnenwärts führenden Dämme. Absprung eines Fallschirmjäger-Regiments nördlich von Carentan, Sprengung der wichtigsten Bahn- und Strassenbrücken über die Douve und Sicherung der Südflanke des Korps durch eine Front entlang der Douve und dem Carentkanal.

82. Division: Absprung beiderseits des Merderet südlich und westlich von Ste. Mère Église, Verlängerung des Flankenschutzes nach Westen durch Sprengung zweier weiterer Brücken über die Douve und Sicherung der Übergänge über den Merderet, dadurch Unterbindung jedes Versuchs, die Invasionsstreitkräfte hinter dem Überschwemmungsgebiet festzuhalten, und Öffnung des Weges zu einem baldigen Stoss zur Westküste der Halbinsel.

Diese Änderung vermied die in dem ersten Plan vorgesehene gefährliche weite Streuung und brachte die Landeräume der beiden Divisionen dicht an Utah heran, doch waren damit Leigh-Mallorys Befürchtungen nicht beschwichtigt. Eine Woche vor dem X-Tag schrieb er Eisenhower, man müsse mit einem Verlust von 80 Prozent an Motor- und Gleitflugzeugen rechnen. Die Transportmaschinen und die Schleppflugzeuge müssten bei Mondlicht in 1'000 Fuss Höhe über einem mit Flak und Scheinwerfern gespickten Gelände stetigen Kurs fliegen, der Raum sei

von starken Kräften besetzt und sowohl wegen der Überflutung und der Hindernisse auf trockenem Boden als auch wegen der einengenden Beschaffenheit des Geländes zu ausgedehnten Luftlandungen untauglich. Eisenhower sah sich gezwungen, diese Einwände zurückzuweisen, so ernst sie auch waren, und die Luftlandungen wurden gemäss dem revidierten Plan unternommen.

Nachtjäger fegten die Anflugstrecke sauber, und kurz nach Mitternacht deckte dichtes Gewölk den Vortrupp der Fallschirmjäger. Sie und die ersten Flugzeuge des Gros kamen ohne besondere Schwierigkeiten durch. Nachfolgende Formationen aber verloren in den Wolken die Verbindung, und viele Maschinen trieben vom Kurs ab. Als sie aus der Wolkenbank herauskamen, befanden sie sich bereits im Laderaum über dem Merderettal und jenseits davon, und es war für die vom Kurs abgekommenen Piloten zu spät, nach dem Landezeichen des Vortrupps zu suchen, der ohnehin zum Teil an falschen Stellen abgesprungen war. Die Flak wurde lästiger, und die Piloten begannen mit Ausweichmanövern. Infolgedessen «flogen», als die Landung fällig war, «viele Maschinen mit zu grosser Geschwindigkeit und in grösserer Höhe, als es zum Fallschirmabsprung ideal ist».

Das Flakfeuer war im Allgemeinen wirkungslos, weil die deutschen Kanonen kein Radarzielgerät hatten; von den 850 amerikanischen Transportflugzeugen, die in jener Nacht über der Halbinsel Cotentin erschienen, gingen nur 20 verloren. So bewahrheiteten sich Leigh-Mallorys schlimmste Befürchtungen nicht, aber dies nur dank dem unsichtigen Wetter und den wilden Ausweichmanövern der Piloten, was zusammen die Ausführung des Auftrages der Fallschirmtruppen aufs ernstlichste gefährdete. Nach Generalmajor Maxwell Taylor, dem Kommandeur der 101. Division, war «das Flakfeuer beträchtlich und rief bei den Piloten, die noch niemals im Gefecht gewesen waren, eine bedauernswerte Reaktion hervor». Ihre Ausweichmanöver «erhöhten Schwierigkeiten und Risiko des Absprungs ausserordentlich». Taylors Division wurde über ein Gebiet von 25 X 15 Meilen zerstreut; vereinzelte Gruppen kamen noch weiter ab. Bei Anbruch der Morgendämmerung hatten von 6'600 Fallschirmjägern nur 1'100 ihren Versammlungsraum erreicht, und vierundzwanzig Stunden später waren es immer noch erst 3'000. Nach Taylors Meinung war an der ungenauen Landung zum Teil «die unzureichende Vorbereitungen mit vielen Piloten schuld, die durch selbständige Navigation ihre Ziele nicht finden konnten». Vom Gewölk verwirrt und beim Ausweichen vor dem Flakfeuer aus dem Kurs geraten, hielten sie sich mit hoher Geschwindigkeit in grosser Höhe und warfen die Fallschirmjäger aus den im Zickzack fliegenden Maschinen ohne genauere Vorstellung davon ab, wo sie landen würden.

Die 82. Division unter Generalmajor M.B. Ridgway hatte mehr Glück. Seinem Spitzenregiment kam der Vorteil der Überraschung zugute, und drei Viertel seiner Männer gingen drei Meilen vom Landeraum nieder. Sie sammelten sich schnell, hatten zwei Stunden nach der Landung der Masse, 04.00 Uhr, Ste. Mère Église genommen und sperrten somit die Strasse Cherbourg – Carentan. Dann aber begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Von 52 mit Geschützen und Transport- und Signalgerät beladenen Lastenseglern konnten nur 22 den Landeraum finden. Der Feind vereitelte den Versuch der Mannschaften, die Merderetbrücken zu nehmen, und so war die Division durch den fast unpassierbaren Gürtel von Fluss und Lagune gespalten.

Westlich des Merderet landeten von den beiden andern Regimentern nur 4 Prozent richtig. Im Übrigen wurden sie über die Osthälfte des Gebietes zerstreut, wo die in der Abwehr von Luftlandeoperationen besonders ausgebildete deutsche 91. Infanterie-Division lag. Durch einen Glücksumstand konnte eine Gruppe der Fallschirmjäger dem Divisionskommandeur, der dabei fiel, einen Hinterhalt legen. Indessen, die Amerikaner wurden so tief in einen Kampf auf Tod und Leben verstrickt, dass sie sich nicht an die Ausführung ihres Hauptauftrags machen konnten: die Sprengung der Douvebrücken und die Errichtung eines festen Brückenkopfes westlich des Merderet zur Deckung der Übergänge. Von jedem Regiment kam fast ein Drittel östlich des Merderet herunter, aber die übrigen Teile kämpften in kleinen Gruppen so verbissen, dass die deutsche 91. Infanterie-Division nicht zu ihrer eigentlichen Aufgabe kam, gelandete Truppen an der Küste anzugreifen. Die deutschen Reserven waren gezwungen, statt am Strand sich in den Obstgärten und Sümpfen des Merderettals zu schlagen.

Die östlich und südöstlich der 82. Division gelandete 101. Division hatte das Glück, auf ein Gelände zu treffen, das nicht so stark besetzt war, weil es zwischen den Verteidigungswerken der Küste und den Reserven lag. Wäre dem nicht so gewesen, so wären Taylors Männer vermutlich weggewischt worden, ehe sie sich hätten sammeln können, denn die Fallschirme boten ein Bild, als wären sie von einem riesigen Salzstreuer über das Land gesprengelt worden. Hunderte fanden sich, fern vom eigentlichen Landeraum, in einem unübersichtlichen Gelände, wo jedes Feld und jeder Obstgarten von einer Hecke umfriedet war und eine Parzelle der anderen völlig glich. Es gab wenig Landmarken, die das Sammeln erleichtert hätten, aber ein scheinbar unbedeutendes Spielzeug rettete viele. Jedem war eine kleine Schnarre mitgegeben worden, die das Zirpen der Grille nachahmte. Durch sie fanden sich im Dunkel der kühlen Nacht Mann zu Mann und Gruppe zu Gruppe, und das Gezirp schied Freund und Feind.

Taylor's Truppen waren vor Tagesanbruch durch richtig und pünktlich gelandete 50 Gleitflugzeuge verstärkt worden, aber noch um 06.00 Uhr hatte er erst ein Sechstel seiner Fallschirmjäger beisammen. Trotzdem konnten die Westausgänge aller Dämme besetzt werden. Die Batteriestellung war, wie sich herausstellte, von den Deutschen eine Woche vorher nach einem Luftangriff der R.A.F. aufgegeben worden. Entlang der Südflanke des Länderraums der 101. Division jedoch war der feindliche Widerstand stärker, und die Truppe, die hier gesammelt werden konnte, war so schwach, dass es nicht gelang, die Kanal- und Flussbrücken zu sprengen.

Aber der Angriffsgeist kleiner Gruppen, die ein weites Gebiet unsicher machten, hielt den Feind in der Defensive und schirmte die Verbindungsdämme zwischen dem Innern der Halbinsel und dem Strand, wo der Rest des Korps landen sollte, zwar mit schwachen Kräften, aber wirksam ab. Trotz Verwirrung und Verlusten bei den Landungen hatten die Fallschirmjäger die Schlacht um den Abschnitt Utah so gut wie eröffnet, noch ehe ein Infanterist seinen Fuss auf das Land gesetzt hatte.

Schienen das Wetter und die ungenauen Luftlandungen in den Augen der Befehlshaber auch eine Katastrophe nahezurücken, so kamen doch dem Angriff im Grossen und Ganzen unerwartete Vorteile zugute. Obwohl die ersten Fallschirmjäger 15 Minuten nach Mitternacht absprangen, wurde das LXXXIV. deutsche Korps, das in dem Abschnitt von Caen bis zur Westküste der Halbinsel Cotentin stand, erst 01.11 Uhr alarmiert, als das Ornetal und das Merderetal von Fallschirmen übersät war. Um 01.20 Uhr meldete das Generalkommando an die 7. Armee: «Seit 00.30 Uhr Fallschirmabsprünge Raum ostwärts und nordwestlich Caen, St. Marcouf, Montebourg, beiderseits Vire, und an Ostküste Cotentin.»* Um 01.30 Uhr wurde im ganzen Abschnitt der 7. Armee Alarm befohlen.

Zu derselben Zeit befahl die Marinegruppe West in Paris für alle Flotteneinheiten an der Kanalküste unmittelbare Gefechtsbereitschaft. In ihrem Operationstagebuch aber findet sich der Eintrag: «Obwohl es sich nach hiesigen Vermutungen um keine feindliche Grosslandung handelt – Ob. West und Luftflotte 3 beurteilen die Lage wie Gruppe West – wird Sofortbereitschaft für B. S. W. und F. d. Schn. Streitkräfte befohlen... Verschärfte Vorfeldüberwachung in Seine-Bucht wird wegen ungünstiger Tidenverhältnisse sowohl beim Aus- wie Einlaufen (erst nach Hellwerden möglich) und wegen Wetterlage nicht befohlen.» Um

* Das Telefongebuch des Stabes der 7. Armee wurde im August 1944 bei Falaise unversehrt erbeutet. Seine durchweg autoritativen Eintragungen von Meldungen und Befehlen geben einen bis auf die Stunde genauen Bericht über die deutschen Massnahmen und Gegenmassnahmen am X-Tag und während der ganzen Schlacht in der Normandie.

02.15 Uhr jedoch meldete der Stabschef der 7. Armee, Pemsel, Rommels Stabschef Speidel: «Von See her an Ostküste Cotentin Motorengeräusch hörbar... Admiral Kanalküste meldet Schiffsortungen im Seegebiet Cherbourg. [Pemsel] vertritt Meinung, dass es sich um eine grössere Aktion handelt.» Weder Speidel noch v. Rundstedt teilte diese Auffassung, und 02.40 Uhr wurde Pemsel unterrichtet: «Nach Ansicht Ob. West handelt es sich nicht um Grossaktion.» Zehn Minuten später aber bestätigte der Admiral jene Meldungen und fügte die inhaltsschwere Bemerkung hinzu: «Einzelheiten wegen Störung der Geräte nicht bekannt.»

Diese Störung war von solchem Ausmass, dass sie auf einen Zusammenbruch des vordersten Warnsystems und damit der äusseren feindlichen Abwehrfront hinauslief. Die Deutschen hatten aus ihren unglücklichen Erfahrungen in der Schlacht über England Nutzen gezogen und entlang der Atlantikküste von Kirkenes in Nordnorwegen bis zur spanischen Grenze eine wohldurchdachte Kette von Radarstationen gelegt. An der Küste Hollands, Belgiens und Nordwestfrankreichs war alle zehn Meilen eine grosse Station errichtet, und dahinter erstreckte sich binnenwärts ein zwar nicht so dichtes, aber immer noch ausreichendes Warnsystem. Die Luftwaffe hatte es im Dienste der Luftverteidigung des Reichsgebietes zu hoher Leistung entwickelt, und von der Marine war es durch weitere Reihen von Stationen zur Überwachung des Schiffsverkehrs ergänzt worden. Theoretisch war dieser Schirm undurchdringlich, konnte doch das Netz Schiffe auf eine Entfernung von 25 bis 30 Meilen vor der Küste und jede grössere Luftwaffeneinheit südlich der Linie Bristolkanal – Washbay melden.

Die Deutschen verliessen sich darauf, dass sie nicht überrascht werden könnten; das weithin alles überblickende Radarauge würde sie in jedem Fall rechtzeitig warnen. Aber sie rechneten nicht mit Gegenmassnahmen. Zwischen Boulogne und Cherbourg standen sechs weitreichende Stationen zur Meldung von Flugzeugen über Südengland und vier grosse Sender, die die Nervenzentren der Luftwaffe für die Lenkung der Jäger und die drahtlose Nachrichtenübermittlung waren. In der Woche vor dem X-Tag wurde jede dieser Stationen von der R.A.F. schwer und treffsicher angegriffen. Die meisten der übrigen Stationen – bestimmt zur Meldung von Flugzeugen in mittlerer Entfernung und von Schiffen, zur Jägerlenkung und zur Feuerlenkung der Küstenartillerie – wurden in der Nacht vor der Y-Zeit gestört, während man nördlich der Seine genug Stationen Weiterarbeiten liess, damit den Deutschen die vorgetäuschten Geleitzüge gemeldet würden. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen. Keine der bombardierten zehn grossen Stationen verriet ein Lebenszeichen, und Leigh-Mallory konnte später berichten:

«In der entscheidenden Periode zwischen 01.00 und 04.00 Uhr, als sich die

Landungsflotte der Küste näherte, waren nur neun feindliche Radaranlagen in Betrieb und die ganze Nacht hindurch im Neptun-Abschnitt von normalerweise 92 Stationen nur 18. Zwischen Le Havre und Barfleur [an der Nordostecke der Halbinsel Cotentin] wurde keine arbeitende Station gehört.»

Infolgedessen wurde die Luftarmada unterwegs überhaupt nicht angegriffen; die Luftwaffe setzte die Masse ihrer Nachtjäger gegen den ‚Gespensterstrom‘ der über Amiens operierenden Bomber ein und liess sie dort von 01.00 bis 04.00 Uhr auf klären, also die ganze Zeit der Luftlandungen. Die Invasionsflotte wurde erst entdeckt, als die für Utah bestimmten Schiffe um 02.00 Uhr ihren 12 Meilen von der Küste der Halbinsel Cotentin entfernten ‚Transportabschnitt‘ erreicht hatten, und dann nicht durch Radar, sondern durch direkt wahrnehmbares Geräusch!

Es war das ein technischer Sieg ersten Ranges. Eine weitere Stunde verrann, ehe die Marinegruppe West Gegenmassnahmen traf. Um 03.09 Uhr erging Befehl an Schnellboote und andere leichte Einheiten, in der Seinebucht und – auf eines der Täuschungsmanöver hin – an der Küste zwischen Dieppe und Le Tréport aufzuklären. Nach und nach zeichnete sich das interalliierte Unternehmen in seinen Einzelheiten ab, und 03.30 Uhr meldete das LXXXIV. Korps an die 7. Armee: «Laufend starke Nachlandungen seit 03.25 Uhr Raum Bréville, ostwärts Orne und Grandcamp. An der Ornemündung Landungsboote. Starke Feuertätigkeit von Land auf See. Lage bei Grandcamp noch unklar. Landungsboote werden angenommen. Gefechtsstand 91. Division von Feind in Stärke 1 Bataillon angegriffen... Verbindung mit Ste. Mère Église abgebrochen. Batterie Riva Bella durch Luftangriff teilweise beschädigt.»

Um diese Zeit herrschte im Hauptquartier v. Rundstedts mehr Verwirrung als Alarmbereitschaft. Eine Luftlandung lässt, besonders nachts, mehr als jeder andere Angriff leicht irrige, verhängnisvolle Meldungen aufkommen. Der Posten hört zwar die Motoren und sieht die Fallschirme und die Lastensegler, aber er kann kaum die Stärke feststellen und überhaupt nicht zwischen wirklicher Landung und Täuschungsmanöver unterscheiden. Der Luftlandung ist eigentümlich, die Entnervung des Verteidigers zu begünstigen; nach der ersten lakonischen Meldung des Postens: «Fallschirmjäger!», eilt zunehmende Übertreibung schnell von Mund zu Mund.

So gab es in dieser Nacht, als v. Rundstedts Hauptquartier von Meldungen übersättigt wurde, keine unmittelbare Möglichkeit, ihre Zuverlässigkeit zu prüfen oder die Stärke der einzelnen Landungen zu schätzen. Binnen weniger Stunden bedeckte sich die Lagekarte in der Operationsabteilung mit dem Ausschlag roter Einzeichnungen, am bedrohlichsten im Gebiet nordöstlich von Caen und nördlich von Carentan, aber die bedenklichen Flecken breiteten sich bis jenseits

der Dives und sogar östlich der Seine aus, waren doch Landungen zwischen Le Havre und Rouen gemeldet worden, und noch war nicht bekannt, dass es sich dort um Attrappen gehandelt hatte, ausgerüstet mit Feuerwerkskörpern, die das Geknatter eines mit leichten Feuerwaffen geführten Gefechts vortäuschten. So weit erstreckten sich die auf den deutschen Karten eingezeichneten Landungen, dass die Markierungen von der Breite des Angriffs einen falschen Eindruck hervorriefen und keine klare Antwort auf die Fragen gaben, die sich v. Rundstedt und sein Stab vorlegten: «Wo ist der Schwerpunkt? Wo ist die Flanke?»

Von der Lagekarte Frankreichs wandten sich die Offiziere der Nachrichtenabteilung der Aufmarschkarte Grossbritanniens zu. Sie sagte ihnen wenig. Sie zeigte im Gebiet des Vereinigten Königreichs über 60 amerikanische und britische Felddivisionen, deren Standorte so verteilt waren, dass sich die Hauptdrohung gegen den Abschnitt Le Havre – Dünkirchen zu richten schien. Die Meldungen, die noch immer von den Radarstationen an der Küste zwischen Le Tréport und Boulogne eintrafen, schienen das zu bestätigen.

Um 04.00 Uhr, als die Lage noch undurchsichtig war, ersuchte Blumentritt telefonisch Jodl in Berchtesgaden um die Genehmigung Hitlers, die 12. SS-Panzer-Division und die Panzer-Lehrdivision zum Einsatz gegen die Landungen in der Normandie heranzuziehen. Jodl antwortete, der Führer wolle die operative Reserve nicht vorschnell binden; ehe sich nach Tagesanbruch von den feindlichen Absichten ein klares Bild gewinnen lasse, würden diese Divisionen nicht freigegeben. Sollten sich die Luftlandungen als Scheinangriff herausstellen und der wirkliche Angriff nördlich der Seine erfolgen, so wäre es Wahnsinn, die Panzer, den brückenlosen Fluss im Rücken, nach Westen zu jagen. Nach diesem Befehl ging Hitler, durch ein Schlafmittel seines Arztes Dr. Morell beruhigt, zu Bett.

In Hitlers Vorsicht spiegelte sich die Verwirrung, die in v. Rundstedts Hauptquartier herrschte. Nach dem Operationstagebuch der Marinegruppe West stand es damit noch um 05.00 Uhr so: «Während bei der Gruppe – wenn auch nach anfänglichem Zögern bis Auftreten klarer Funkortungsergebnisse – der Eindruck einer Grosslandung in der Seinebucht besteht, zögert Ob. West und anscheinend auch Heeresgruppe B im Ansatz von Gegenmassnahmen in Ungewissheit darüber, wieweit es sich bei bisheriger Feindlandung um eine Scheinlandung, Diversionbewegung oder Hauptlandung handelt.»

Selbst nach Beginn der Feuervorbereitung durch die Schiffsartillerie, die das LXXXIV. Korps 06.00 Uhr meldete, und nach Tagesanbruch schwankten die Deutschen noch, und in der Morgenlagemeldung der 7. Armee an Rommels

Hauptquartier hiess es: «Tiefe des feindlichen Absprungraumes in Gegend Orne und Südteil Cotentin lassen auf starken Angriff schliessen. Absichten der Küstenbeschiessung sind noch nicht zu erkennen. Es ist möglich, dass es sich um Ablenkungsangriffe handelt in Verbindung mit später erfolgenden Angriffen an anderen Stellen. Luftwaffen- und Marine-Aufklärung haben seit Tagesanbruch keine neuen Ergebnisse gebracht.»

Als diese Meldung hinausging, hatte am Strandabschnitt Utah der Angriff von See bereits begonnen.

Eine stürmisch wogende See trug die Invasionsflotte in unruhiger Fahrt in die Nacht. Sie schien den Männern, deren Schicksal hinter dem dunklen Horizont lag, kein Ende zu nehmen. Kalte, stechende Spritzer fegten über die Decks, aber es war dort immer noch besser als unten, wo sich das Stampfen und Rollen vervielfachte und die Luft durchdunstet war von Seekrankheit. Sie steigerte das natürliche Bangen der Erwartung. Die Männer konnten sich nicht vorstellen, dass der Feind vom Herannahen der Flotte nichts wisse, und sein Schweigen wirkte auf viele nicht nur überraschend, sondern als finstere Drohung. Bei solcher Stimmung, die sich dem elenden körperlichen Zustand zugesellte, brachte ihnen die Untätigkeit der Deutschen nur langsam Beruhigung.

Weil die Fahrt ohne Zwischenfall verlief, hatte sie etwas Unwirkliches, auch dann noch, als sich die (für Utah bestimmte) Gruppe ‚U‘ unter dem amerikanischen Konteradmiral D.P. Moon ungestört in ihrem Transportabschnitt auf der Höhe der Halbinsel Cotentin, 12 Meilen nordöstlich von Utah, zu versammeln begann. An Bord der 1'000 Schiffe waren 30'000 Mann und 3'500 Fahrzeuge, die sämtlich an diesem Tage in ein und demselben Abschnitt angelandet werden sollten.

Glück erleichterte ihnen den Weg. Die Schnellboote, die aus Cherbourg ausgelaufen waren, um in der Seinebucht aufzuklären, kehrten «wegen Schlechtwetters» um, ohne mit der herannahenden Armada in Fühlung gekommen zu sein. Die Zwillingsinseln von St. Marcouf, die quer über dem Anmarschweg lagen, stellten sich als unbesetzt heraus. Die Küstenbatterien schwiegen, weil ihre Radareinrichtungen gestört wurden. Überdies waren sie in der Nacht von Lancasters der R.A.F. schwer bombardiert worden, und bei Tagesanbruch waren sie neuen Überfällen aus der Luft und von See ausgesetzt. Um 05.20 Uhr wurden sie von mittleren Kampfflugzeugen der amerikanischen 9. Luftflotte, die unter den Wolken heranflogen, abermals angegriffen, ebenso Stützpunkte am Utah-Strand, der bereits unter dem Artilleriefeuer zweier Schlachtschiffe, zweier Kreuzer und eines Dutzends Zerstörer bebte. Die Genauigkeit dieses doppelten Bombardements zeigte sich, als die Landungsfahrzeuge mit dem Vortrupp des ersten Treffens, zwei Bataillonen der amerikanischen 4. Infanterie-Division, breite weisse Kielwasserstreifen in der dunkelgrünen See hinter sich lassend, dem Ufer zufuhren.

Selbst dann noch antwortete die Küstenartillerie nur schwach, während die Verteidiger der Strandlinie vom Feuer der ‚Moskitoflotte‘ niedergehalten wurden, die hinter den Sturmfahrzeugen und in ihren Flanken herankam und das Ufer aus Raketengeschützen, Flak und Haubitzen mit Feuer überschüttete.

Der Invasionsvortrupp wurde von 2 Kompanien Amphibienpanzer begleitet. Sie sollten 4 Meilen vor der Küste zu Wasser gelassen werden, wegen der Verzögerungen infolge des Wetters aber brachten die Landungsfahrzeuge sie 2 Meilen näher. Sie befanden sich nun in Lee der Halbinsel, die ihnen vor dem stürmischen, den Strand weiter östlich mit Brandungswellen peitschenden Wind beträchtlichen Schutz gewährte. So kamen von 32 Amphibienpanzern 28 heil an Land. Mindestens ein Dutzend von ihnen landete 06.30 Uhr gleichzeitig mit der ersten Infanteriewelle und feuerte bereits von den. Untiefen her, als die Männer aus den Landungsfahrzeugen sprangen.

Da die Flut noch eine gute Zeit ausstand, gerieten die meisten der Landungsfahrzeuge vor dem gegen sie angelegten Gürtel der Vorstrandhindernisse auf Grund, so dass die Truppen fast 500 Yards durchlaufen mussten, ehe sie die lange niedrige Dünenkette erreicht hatten. Von dort kam nicht der erwartete Feuersturm, sondern unregelmässige Feuerstösse; noch waren die Verteidiger von dem Bombardement betäubt, das in ihren Ohren nachdröhnte. Nur langsam wurden sie sich darüber klar, dass es an die Flanken verlegt worden war, und als sie aus der Deckung hervorkamen und zu den Waffen eilten, wurde ihr Feuer sofort von der Wasserlinie her von Panzern erwidert.

Die Warnung Rommels, die Alliierten würden schwimmende Panzer einsetzen, scheint von seinen Truppen nicht ernst genommen worden zu sein, denn das Auftauchen der Amphibienpanzer überraschte sie zweifellos völlig. Nichts entnervt im Krieg mehr als das Unerwartete. Die Überraschung verlieh den Amphibienpanzern eine über ihre Feuerkraft weit hinausgehende Wirkung; sie lähmten die Herzen der Deutschen, die mit schutzlos dem Ufer zuwatenden Truppen gerechnet hatten, durch Schreck und erhöhten die Entschlossenheit der Angreifer durch Vertrauen. Um 09.00 Uhr hatten das Spitzenregiment und die Panzer auf einer Front von 2 Meilen die Kruste des Atlantikwalls zwischen Meer und Strandsee zerbrochen.

Dazu trug ein Versehen auf der amerikanischen Seite bei. Infolge des Kenterns zweier Leitschiffe zu Beginn der Landeoperation geschah bei der Navigation ein kleiner Irrtum; das Ergebnis war, dass die Sturmbataillone fast eine Meile südlich des festgelegten Abschnitts an Land kamen. Dieser Abschnitt war nur von einem einzigen Bataillon von geringer Kampfkraft besetzt, und die Verteidigungsanlagen waren hier nicht so stark wie die Befestigungen, auf die die Amerikaner weiter nördlich getroffen wären. Die Deutschen hatten sich auf den doppelten Über-

schwemmungsgürtel in dieser Ecke der Halbinsel verlassen, der jeden Landungsversuch von vornherein als unratsam erscheinen lassen oder mindestens unwirksam machen würde.

Den Sturmwellen folgten Pioniereinheiten der Marine und Spezialgruppen von Heerespionieren auf dem Fusse, mit der Aufgabe, für den schnell nachfolgenden Rest der 4. Division durch die Strandhindernisse Gassen zu bahnen. Obwohl die meisten Hindernisse mit Minen verbunden waren und der Vorstrand von weittragenden Geschützen, die jetzt ohne Radarhilfe wirken konnten, zunehmend unter Feuer genommen wurde, waren genug Gassen geräumt, als sich um 10.00 Uhr das nächste Regiment zur Landung anschickte. Schnell durchschritt die Infanterie den Feuergürtel und schwenkte die Dünen entlang nach Norden, um den eigentlich geplanten Landeabschnitt anzugreifen. Sie stiess auf entschlossenen Widerstand und konnte sich nicht an die Batterie heranarbeiten, die trotz Beschiessung durch Schiffsartillerie nicht schwiég.

Das Feuer verzögerte jedoch die Landung nicht ernstlich, und ein Strom von Männern, Geschützen und Fahrzeugen festigte die Stellung der Division am Küstenstreifen und verstärkte sie zum Stoss nach Westen. Am Vormittag ging die Infanterie auf den binnenwärts führenden Dämmen vor, von daneben schwimmenden Amphibienpanzern unmittelbar unterstützt, die einigen Widerstand am jenseitigen Ufer des Strandsees bald brachen, und um 13.00 Uhr reichten sie sich mit den aus der Luft gelandeten Truppen die Hand. Die Fallschirmjäger hatten inzwischen die Westausgänge von vier Dämmen genommen; ein fünfter war unbesetzt und unvermint gewesen, obwohl er den Strand mit der direkt zum Merderettal führenden Hauptstrasse verband.

Noch hatten die Landeköpfe der 101. und der 82. Division nicht vereinigt werden können, aber es war klar, dass man auf der Halbinsel Fuss gefasst hatte. Kurz vor Mittag funkte Moon an Kirk, der die westliche Einsatzgruppe der Flotte befehligte: «Erste Wellen nach genauem Luft- und Flottenbombardement im richtigen Strandabschnitt gelandet. 09.45 B fünfzehn Wellen gelandet. Folgende Wellen beim Landen. Beide Abschnitte von Hindernissen geräumt. Wege im Bau und Fahrzeuge nach dem Innern unterwegs. Geringer Widerstand. Küstenbatterien unter Kontrolle.»

Diese Meldung idealisierte die Lage weit über die Tatsachen hinaus; niemand, der sich an jenem Morgen auf dem Küstenstreifen befand, hätte so grossartige Wendungen gebraucht. Der allgemeine Eindruck aber, den die Meldung vermittelte – dass sich die Schlacht planmässig entwickle – war richtig, und Omar Bradley, der Oberbefehlshaber der Armee, der sich auf Kirks Flaggschiff auf-

hielt, durfte aufatmen, denn auf dem Kreuzer ‚Augusta‘ waren den ganzen Vormittag über von dem Abschnitt Omaha Meldungen ganz anderer Art eingelaufen. Dort kämpfte Gerows V. Korps gegen einen Widerstand, der sich als der heftigste und nachhaltigste des Tages erwies, immer noch darum, auf dem Strand überhaupt Fuss zu fassen.

Der 4 Meilen lange Strandabschnitt Omaha war sanft binnenwärts geschwungen und wurde von Klippen beherrscht, die sich an beiden Ecken über 100 Fuss hoch steil erhoben. Zwischen diesen schroffen Klippen böschte sich das Ufer zu einer bebauten Ebene empor, die eine halbe Meile landeinwärts eine Höhe von 150 Fuss erreichte und den ganzen Vorstrand beherrschte. Die Böschung dieses Plateaus wurde an vier Stellen von kleinen in die See mündenden Wasserläufen durchbrochen, deren enge Täler die einzigen Ausgänge für Fahrzeuge waren. Der ungefähr 300 Yards breite Vorstrand war fester Sand, daran aber schloss sich eine ziemlich steile Bank grosser glatter Kiesel.

Diese Bank erhob sich im westlichen Drittel von Omaha zu einem Damm mit einem gepflasterten Weg, jenseits dessen der Hang des Plateaus bald jäh anstieg. An der übrigen Strandstrecke zog sich hinter der Bank eine Dünenkette hin, die für Fahrzeuge unpassierbar war. Auf der Landseite der Dünen erstreckte sich ein sumpfiger, an den Talausgängen von groben Grasbüscheln bewachsener breiter Sandstreifen. Hier war der Hang des Plateaus weniger steil, aber ausser an einigen wenigen Stellen selbst für Kettenfahrzeuge unzugänglich. Ausser der im Schutz der Westklippe ins Innere abbiegenden gepflasterten Strasse waren die binnenwärts weisenden Wege wenig mehr als ausgefahrene Karrenpfade, und alle führten zu den stark in Stein gebauten Dörfern Vierville, St. Laurent und Colleville, die somit jeden Ausgang beherrschten.

Die Deutschen hatten die natürliche Stärke dieses Abschnitts aufs beste ausgenutzt. Am Vorstrand entlang zogen sich drei Hindernisreihen; die Kieselbank war oben und zum Teil an der Böschung vermint und durch Stacheldrahtverhaue befestigt; die von den Wasserläufen gebildeten Ausgänge waren durch Minen und entweder durch Betonhindernisse oder durch Panzergräben gesperrt. Die Hauptstützpunkte, die aus Verschanzungen, Maschinengewehrnestern und mit Maschinengewehren, Pak und leichter Artillerie bestückten Bunkern bestanden, waren auf die beiden Klippen und die vier Talmündungen konzentriert. Dort waren die Feuerstellungen beide Hänge hinauf einander überhöhend und landeinwärts gestaffelt angeordnet, so dass sie frontal kaum zu nehmen waren.

Zwischen den Tälern waren die Befestigungen weniger stark. Entlang dem Kamm der Böschung waren Gräben und Panzerfallen angelegt und auf der Hoch-

fläche einige Minenfelder, doch hatten sich die Deutschen darauf verlassen, dass die in den Küstendörfern liegenden Reserven jeden Durchbruch zwischen den Hauptstützpunkten abschnüren würden. Die Dörfer reihten sich zu einer zweiten Verteidigungslinie aneinander, und 3 Meilen weiter im Innern bildete das überflutete Auretal eine dritte Schranke, die die Amerikaner bezwingen mussten, um nicht auf dem schmalen Küstenstreifen niedergehalten zu werden.

Dieser so befestigte Strandabschnitt war nicht gerade einladend, doch an der 20 Meilen langen Küstenstrecke zwischen der Viremündung und Arromanches nordöstlich von Bayeux der einzige, der für die Landung einer starken Streitmacht in Betracht kam. Im übrigen verboten Klippen eine breite Landung, und eben dies erlaubte es den Deutschen, sich auf die Verteidigung von Omaha zu konzentrieren.

Als die Amerikaner den Angriff planten, nahmen sie an, dass nicht viel mehr als 1 Bataillon der 716. Infanterie-Division, die damals 45 Meilen von der Küste zwischen Orne und Vire lag, den Abschnitt besetzt halte. Es war das eine recht mittelmässige Division, zu der viele Ausländer gehörten und die nur zu ortsgebundener Verteidigung ausgerüstet war. Aber es war bekannt, dass eine gute motorisierte Division, die 352. Infanterie-Division, rund um St. Lô als Eingreifreserve bereitstand. Im Mai kam der britische Nachrichtendienst zu der Vermutung, dass die Division zur Verstärkung der westlichen Hälfte des Abschnittes Orne – Vire herangezogen worden sei; da es aber für diesen Verdacht nur spärliche Anhaltspunkte gab, wurde er von den Amerikanern nicht ernst genommen. Als sich die Vermutung Anfang Juni einigermaßen bestätigte, war es zu spät, die Sturmtruppen, die bereits eingeschifft wurden, davon zu unterrichten.

Der Plan sah vor, dass 2 je 3 Bataillone starke Regimenter der von Generalmajor C.R. Huebner geführten amerikanischen 1. Division, unterstützt von 2 Bataillonen Amphibienpanzer und 2 Pionier-Brigaden, stürmen sollten. Rechts sollte das von der 29. Division abgegebene 116. Regiment zwischen Vierville und St. Laurent landen, links, von St. Laurent bis Colleville, das 16. Regiment. Für den Angriff waren beide Regimenter Huebner unterstellt; hatten sie Fuss gefasst, sollte die 29. Division unter Generalmajor C. H. Gerhardt den Westabschnitt übernehmen und das Gebiet zwischen Küste und Aure bis Isigny bereinigen. Gleichzeitig sollte die 1. Division nach Osten schwenken, sich bei Port-en-Bessin mit der britischen 2. Armee die Hand reichen und südwärts vorgehen, um sich östlich von Trévières eines Brückenkopfes über die Aure zu versichern. Man hoffte – vielleicht ein wenig zu optimistisch –, dass das amerikanische V. Korps am Abend einen Landekopf von 16 Meilen Länge und 6 Meilen Tiefe gebildet

haben werde, aber man war sich darüber klar, dass dies vor allem davon abhing, wo sich die deutsche 352. Infanterie-Division befand.

Kurz nach 03.00 Uhr begann die (für Omaha bestimmte) von Konteradmiral J.L. Hall Jr. befehligte Gruppe ‚O‘ 12 Meilen vor der Küste die Landungsfahrzeuge von ihren ‚Mutterschiffen‘ in eine raue See auszuhieven. Binnen weniger Minuten waren mehrere Fahrzeuge überflutet; andere konnten allein dadurch flottgehalten werden, dass die Soldaten mit ihren Stahlhelmen ununterbrochen Wasser schöpften.

Ernstere Folgen hatte die raue See für die Amphibienpanzer. Ein Bataillon versuchte erst gar nicht, sie zu Wasser zu lassen. Die andere Abteilung liess 29 Panzer zu Wasser, aber einige sanken sofort wie Steine, andere gingen kurz vor dem Landen unter. Nur 2 erreichten das Ufer. An dieser Katastrophe war vor allem das Wetter schuld, aber die Ausfälle wären wahrscheinlich nicht so hoch gewesen, wenn man die Panzer nicht so weit draussen ausgesetzt hätte (sie hatten fast 4 schwimmend zurückzulegende Meilen vor sich) und wenn die Besatzungen gründlicher ausgebildet gewesen wären. Wie immer dem sein mag – der Plan, die Amphibienpanzer an der Spitze der Infanterie zu landen, missglückte, und so musste die Infanterie unter den erschwerendsten Umständen an Land gehen. «Männer, die durchnässt vor Frost zitterten, in den kleinen, vollgeladenen Fahrzeugen steif geworden und von der Seekrankheit geschwächt waren, befanden sich bei der Landung zu kühnem Draufgehen nicht in der besten Verfassung.»

Während die Sturmbataillone dem Ufer zustrebten, begannen Kriegsschiffe und Flugzeuge das Bombardement der Küstenanlagen. Wegen der niedrigen Wolkendecke war die Sicht schlecht, und nach ein paar Minuten machten es Staub und Qualm der Schiffsartillerie unmöglich, Strandziele unter genauen direkten Beschuss zu nehmen. Um nicht die eigenen Truppen zu treffen, mussten die Kampfflugzeuge einen genügenden Sicherheitsabstand wahren. Infolgedessen gingen die meisten Bomben hinter den Strandbefestigungen nieder. Hinzu kam, dass viele Fahrzeuge mit Raketenartillerie, von den Rauchschwaden unsicher gemacht und wegen der Küstenartillerie überängstlich, ausserhalb der Tragweite ihrer Geschütze feuerten und die Geschosse infolgedessen kurz vor der Strandlinie im Wasser kreppten, als sich die Truppen dem Ufer näherten.

Nach der Feuervorbereitung waren die deutschen Batterien und Hauptstützpunkte noch aktiv, und die Sturmfahrzeuge gerieten auf der letzten halben Meile unter starkes Artillerie- und Werferfeuer, ehe sie auf einen Strand liefen, der von den eigenen Granaten und Bomben kaum gekratzt war. Das schwerste Feuer kam von der westlichen Klippe und von dem Ausgang nach Vierville, dem unmittelbar gegenüber das I. Bataillon des 116. Regiments kompanieweise landen sollte.

Als sich 06.30 Uhr die Spitzenkompanie diesem Abschnitt – ‚Dog Green‘* – näherte, sank eines der 6 Landungsfahrzeuge, während ein anderes durch einen direkten Treffer ausfiel. Die übrigen fuhren weiter, bis sie mehrere 100 Yards vor dem Damm auf eine Sandbank liefen. Die Rampen gingen hinunter, und die Männer sprangen ins Wasser, das ihnen bis zur Schulter reichte. Die Geschichte des Bataillons berichtet weiter:

«Als hätte der Feind darauf gewartet, gerieten jetzt alle Boote in Maschinengewehr-Kreuzfeuer ... Die zuerst ins Wasser springenden Männer sackten zusammen und stürzten. Dann war es mit jeder Ordnung vorbei. Es schien den Männern, dass sie nur ans Ufer kommen könnten, wenn sie sich kopfüber ins Wasser stürzten und aus dem Bereich des Feuers, das auf die Boote gerichtet war, herausschwammen. Aber die schwere Ausrüstung zog sie nieder, und bald kämpften sie darum, über Wasser zu bleiben. Einige wurden verwundet. Andere ertranken. Aber einige kamen unversehrt durch das Maschinengewehrfeuer an den Strand. Als sie dann merkten, dass sie sich dort nicht halten konnten, gingen sie ins Wasser zurück, um sich, nur die Köpfe herausstreckend, zu decken. Die das überlebten, gingen mit der steigenden Flut vor, wobei sie gelegentlich hinter Vorstrandhindernissen Deckung nahmen, und kamen so schliesslich an Land.

Die Kompanie A war innerhalb von zehn Minuten nach dem Herablassen der Rampen erschöpft, führerlos und fast gefechtsunfähig. Jeder Offizier und Unteroffizier war gefallen oder verwundet... Die Männer im Wasser stiessen Verwundete vor sich her ans Ufer, und die den Strand erreicht hatten, robbten ins Wasser zurück, um ertrinkende Kameraden an Land zu ziehen, oft nur, um den Geborgenen neuerlich verwundet zu sehen oder selber getroffen zu werden. Nach zwanzig Minuten war aus der Sturmkompanie A eine kleine verlassene Bergungsgruppe geworden.»

Als 25 Minuten nach Y-Zeit die nächste Kompanie folgte, war der Vortrupp in diesem Abschnitt von Omaha noch immer nicht über das Gestade hinausgekommen. Mehrere Boote, die ebenfalls in Dog Green landeten, wurden von Feuergeräten durchsiebt, die andern aber wurden von der Flut weiter östlich an einer weniger stark verteidigten, in Rauch gehüllten Strecke höher auf den Strand getragen. Im Schutz des Qualms rannten die Männer hinter den Damm in Deckung. Zwei Gruppen, jede keine zwanzig Mann stark, arbeiteten sich durch Drahtverhau und Minenfelder auf dem Dammrücken die 700 Yards nach Vierville vor.

* Die normannische Küste war zwischen Vire und Orne von West nach Ost alphabetisch eingeteilt. Die 3 Abschnitte von Omaha – D, E und F – wurden Dog, Easy und Fox buchstabiert und Unterabschnitte durch Farben bezeichnet. Demnach landete das 116. Regiment in Dog Green, Dog White, Dog Red und Easy Green, das 16. Regiment in Easy Red und Fox Green.

Sie hielten sich nicht mit den Befestigungsanlagen auf, sondern drangen, so gut es ging, zwischen ihnen ein.

Wind und Flut trugen alle 6 Boote der folgenden Kompanie westlich der Todesfälle Dog Green an Land. Die Männer kamen mit noch keinem Dutzend Ausfällen über den Vorstrand weg und die Böschung hinauf, nachdem sie zwischen den Hauptstützpunkten, die die natürlichen Ausgänge schirmten, eine unverminte Gasse entdeckt hatten. Vor 10.00 Uhr hatten sich diese Kompanie und das V. Ranger-Bataillon, das hinter ihr landete, mit jenen zwei Gruppen in Vierville vereinigt. Sie kamen gerade zur rechten Zeit, einen heftigen Gegenangriff abzuwehren, der sonst bis zu dem Strandabschnitt durchgeschlagen hätte, wo die Reste des I. Bataillons ohne Unterstützung durch Panzer oder schwere Waffen immer noch in ihren Schützenlöchern lagen.

Eine Meile weiter östlich waren die andern beiden Bataillone des 116. Regiments bei ihrer Landung beiderseits des Ausganges nach Les Moulins auf weniger Widerstand gestossen, weil nach der Beschiessung von See her der Qualm brennenden Grases und in Flammen stehender Häuser den Deutschen die Sicht nahm. Dieser Rauchschirm rettete viele Leben, verursachte aber ein grosses Durcheinander. Die meisten Kompanien gerieten zu weit östlich, und «viele Offiziere, die wussten, dass sie sich links von ihrem Landeabschnitt befanden, waren unsicher, wohin sie vorgehen sollten, und über diesem Zögern ging jede Möglichkeit zu sofortigem Angriff verloren». Die Kompanien sammelten langsam, noch langsamer erstiegen sie die Böschung, weil sie instinktiv die Minenfelder in Einerreihen durchschritten; die den Kamm erreichten, verloren in dem Qualm, der die Männer nötigte, die Gasmasken aufzusetzen, bald Fühlung und Richtung.

Endlich entdeckte jemand östlich von Les Moulins einen Abschnitt, wo die Minenfelder bei der Feüervorbereitung aufgefliegen waren, und damit einen Weg, auf dem nun Teile beider Bataillone in Richtung auf St. Laurent vordrangen, ehe der Feind die Lücke mit Artilleriefeuer sperren konnte. Dieses Vorgehen aber vermehrte das Gedränge am Strande, wo inzwischen schwere Waffen und Transportmittel gelandet worden waren, bevor die Pioniere auch nur einen der Ausgänge bereinigt hatten und die Hauptstützpunkte, deren Feuer den Vorstrand abstrich, von der Infanterie zum Schweigen gebracht worden waren. Wracke Landungsfahrzeuge, brennende Wagen, explodierende Munition und Feuertüberfälle der feindlichen Artillerie erhöhten das Durcheinander, so dass es ungemein schwierig war, die zerstreuten und verwirrten Gruppen, die hinter dem Damm oder der Bank Deckung genommen hatten, in die Hand zu bekommen, und für das nachfolgende Regiment unmöglich, planmässig 09.30 Uhr an Land zu gehen.

Inzwischen hatte sich das Gegenstück dieses Kampfes in der Osthälfte von Omaha entwickelt, wo 06.30 Uhr das 16. Regiment gelandet war. Auch hier hatte die Feuervorbereitung die Verteidigungsanlagen am Strand verfehlt und Wind und Flut die Landungsfahrzeuge über eine halbe Meile nach Osten abgetrieben. So verschob sich, mit äusserst unglücklichen Folgen, der ganze Angriff. In Easy Red, wo das feindliche Feuer anfangs verhältnismässig leicht war, fassten in der ersten halben Stunde kaum 100 Mann Fuss. Aber der grösste Teil zweier Kompanien kam in Fox Green direkt unter den vom Bombardement unberührt gebliebenen Geschützen starker Bastionen an Land, die den Ausgang nach Colleville deckten. Das schreckliche Drama von Dog Green wiederholte sich.

In Easy Red, wo das II. Bataillon hätte landen sollen, wurden die schwachen vordersten Sturmtruppen auf dem Strand niedergehalten, bis sich «ein Leutnant und ein verwundeter Unteroffizier der Divisions-Pioniere im Feuer erhoben und sich daranmachten, die Stacheldraht Hindernisse unmittelbar jenseits der Böschung zu untersuchen. Der Leutnant kam zurück, stemmte die Arme in die Hüften und blickte verächtlich auf die hinter dem Steinwall liegenden Männer hinab. ‚Wollt ihr hier liegen bleiben und euch abschiessen lassen, oder auf stehen und etwas dagegen tun?‘ Niemand rührte sich, und so nahmen der Sergeant und der Offizier das Material und sprengten den Drahtverhau». Diese tapfere Geste brachte die Männer auf die Beine, und der Leutnant führte sie auf einem schmalen Pfad, der unter Feuer lag und mit Tretminen übersät war, in Einerreihe auf die Anhöhe hinauf. Eine andere Kompanie folgte. Der Pfad führte sie auf Angriffsnähe an die Bastionen heran, die in diesem Abschnitt ein Blutbad angerichtet hatten. Sie wurden eine nach der andern zum Schweigen gebracht, aber das Risiko der Minenfelder blieb. Die Verwundeten blieben liegen, voller Furcht, dass jede Bewegung neue Minen hochgehen lassen würde, und die vorsichtig schlurfende Reihe schritt über sie weg. In der Nähe schlugen Granaten ein, aber niemand wagte, sich hinzuwerfen, denn jeder Yard konnte tödlich sein. Als das Reservebataillon einen eigenen Pfad zu finden suchte, forderten die Minenfelder von der Spitzenkompanie 47 Opfer, aber schliesslich kamen 300 Mann durch und gingen auf Colleville los. Die so gelegte Bresche wurde während des übrigen Vormittags zu einem Kanal, durch den Easy Red langsam unter schweren Risiken in Fluss kam.

Am äussersten linken Flügel jedoch konnte das andere Sturmataillon der Sechzehner trotz anfänglichen bösen Zwischenfällen, die leicht hätten verhängnisvoll werden können, gute Fortschritte machen. Die schwere See und schlechte Navigation verzögerten die Landung. Mehrere Landungsfahrzeuge kenterten oder sanken durch direkte Treffer, eine Sturmkompanie verspätete sich um an-

derthalb Stunden, eine andere geriet eine halbe Meile zu weit nach Osten. Tatsächlich ging das vorteilhaft aus, denn die Männer konnten im Schutz der Klippen sammeln und fanden, statt wie geplant den stark gedeckten Ausgang von Fox Green erzwingen zu müssen, weiter östlich einen steilen, aber nur schwach verteidigten Weg entlang einem Bachbett. Der Rest des Bataillons folgte und legte, unterstützt vom Feuer von Zerstörern und nahebei in der Flanke operierender kleiner Fahrzeuge, in die Verteidigungsanlagen eine gute Bresche. Hier gingen die Amerikaner 09.30 Uhr langsam, doch stetig oben an den Klippen entlang gegen Port-en-Bessin vor, wo sie sich mit den Briten vereinigen sollten.

Im übrigen aber war die Lage im Abschnitt Omaha noch äusserst ernst. Um halb zehn Uhr herum waren nach dem Gefechtsbericht des amerikanischen V. Korps die Sturmeinheiten «in Auflösung, hatten schwere Ausfälle erlitten und waren durch den Verlust an wichtiger Ausrüstung gehandikapt... Intensives feindliches Feuer hielt sie den Strand entlang nieder. Mannschaften und Geräte überhäuft das Ufer in Easy Red, Easy Green und Dog Red, wo dichte Menschengruppen dem Feind gute Ziele darboten. Die Pioniere waren nicht imstande gewesen, durch die Minenfelder genügend breite Gassen zu legen, und die Folge war, dass Kompanien, die sie jenseits des Strandes zu durchschreiten versuchten, erhebliche Verluste erlitten... In dieser Anfangsperiode kamen nur kleine, oft isolierte Einheiten zum Handeln, eine Gruppe, ein Halbzug oder ein Zug».

Angesichts dieser Verwirrung vermochten die bereits gelandeten Truppen nicht über den toten Punkt hinwegzukommen, und die Männer, Panzer und Kanonen, die so dringend gebraucht wurden, konnten nicht herangebracht werden, weil die Pioniere die Unterwasserhindernisse und die Bootstrümmer, die den Vorstrand bedeckten, nicht hatten beseitigen können. Aber selbst die bereits an Land gebrachten Panzer und Fahrzeuge standen unbeweglich auf dem schmalen Sandstreifen zwischen der steigenden Flut und der Kieselbank, durch die zur Stunde noch keine Gassen gebahnt waren. Die Sturmregimenter klammerten sich an einen Strandsaum von kaum hundert Yards. Ein paar kleine Gruppen, die später Vierville, St. Laurent und Colleville erreichten, hatten kleine Einbrüche erzielt, die aber zum Teil hinter ihnen von feindlichem Feuer gesperrt wurden. Der Atlantikwall hielt stand. Und die Amerikaner wussten nun, dass der Abschnitt Omaha von Einheiten sowohl der 352. als auch der 716. Division verteidigt wurde.

Die 352. Division war im Mai, als gemäss der Eingebung Hitlers und der Auffassung Rommels die lineare Verteidigung des Meeresufers verstärkt wurde, in den Abschnitt Bayeux – Isigny vorgezogen worden. Dort übernahm sie das Regiment der 716. Division, das bisher an dieser langen Front allein gestanden hatte,

und legte 3 seiner Bataillone hinter Omaha und in einen ebenfalls in Betracht kommenden Abschnitt bei Arromanches an der Westflanke der späteren britischen Front. Damit standen 3 Bataillone der 352. Division als Eingreifreserve hinter Omaha, und zufällig war eines von ihnen in der Nacht zum 6. Juni in diesem Abschnitt zu einer Felddienstübung versammelt.

So standen zwischen Bayeux und Isigny, wo die Amerikaner auf 4 Bataillone zu treffen angenommen hatten, deren 8, und die Verteidigungsanlagen hatten einigermaßen Tiefe und waren zudem von guten Truppen besetzt, deren Ausrüstung zu etwas mehr bestimmt war als zu örtlicher Abwehr. Das bedeutete, dass die Amerikaner, als die Feuervorbereitung fehlschlug und die Amphibienpanzer nicht an Land kamen, einen ungleichen Kampf aufnahmen, bei dem Wetter, Position und Bewaffnung gegen sie ins Gewicht fielen. Bei der Anwesenheit der 352. Division in der vordersten Linie und nahe dahinter kam alles darauf an, die Küstenbefestigungen zu durchbrechen, ehe der Gegner Verstärkungen heranbringen konnte.

Um diesen Wettlauf ging es, als 09.50 Uhr bei Huebner von vorn der folgende Funkspruch eintraf: «Zuviel Fahrzeuge am Strand; schickt Kampftruppen. 30 Landungsfahrzeuge mit Panzern warten draussen; können wegen Artilleriefeuers nicht landen. Truppen graben sich am Strand ein, noch unter heftigem Feuer.»

Huebner handelte unverzüglich. Er forderte von der Flotte Feuer auf die deutschen Batterien und Hauptstützpunkte ohne Rücksicht auf Gefährdung der eigenen Truppen an und befahl die sofortige Landung des 18. Regiments in Easy Red. Nur ein Bataillon war indessen in Fahrzeuge verladen, mit denen eine Sturmangriffslandung einigermaßen möglich war; die andern mussten von ihren Schiffen in kleine Fahrzeuge umgeladen werden. So wurde es Nachmittag, ehe sie fertig waren, an Land zu gehen.

Um diese Zeit hatte sich die Lage durch die Landung eines Bataillons in Easy Red und eines weiteren in Easy Green gebessert. Noch lag der Strand unter Feuer, aber die Bataillone schränkten es durch die Wegnahme mehrerer Maschinengewehrmester ein. Sie wurden dabei von Amphibienpanzern unterstützt, die trocken gelandet worden waren, und von Zerstörern, die, nur tausend Yards vom Ufer entfernt, genau gezieltes Feuer unterhielten.

In der Mittagsstunde wurde von Easy Green gemeldet: «Feuerunterstützung ausgezeichnet. Deutsche verlassen Stellungen und ergeben sich.» Und wenige Minuten danach: «Bisher in Easy und Fox niedergehaltene Truppen gehen jetzt binnenwärts vor.»

Wichtiger noch war, dass inzwischen die letzten feindlichen Bastionen an den Hauptausgängen von Easy Red geschwächt oder bezwungen worden waren und die Pioniere sich an die Räumung der Minenfelder gemacht hatten. Nach sechs-

stündigem Kampf begannen die Verteidigungsanlagen zu zerbröckeln, und das Feuer leichter Waffen auf den Vorstrand liess mehr und mehr nach. Noch aber lag er unter Artilleriefeuer, das trotz dem Eingreifen von Kriegsschiffen und Jagdbombern fort dauerte; noch waren durch die Minenfelder nur Pfade für Eimerreihen gelegt und kein Ausgang für Fahrzeuge gebahnt; und noch setzte der Feind jedem Versuch, Einsickerungen zu vertiefen, erbitterten Widerstand entgegen. Die Krise der anfänglichen taktischen Schwäche war überwunden, aber noch war die Schlacht keineswegs gewonnen.

Am zeitigen Nachmittag waren die Bewegungen landeinwärts schwerfällig und begrenzt, und der Feind hatte Zeit, entlang der durch Colleville und St. Laurent führenden Strasse seine Front im Grossen wieder aufzubauen. Binnen anderthalb Stunden nach der Landung erreichte ein Teil des 18. Regiments die eine Meile von der Küste entfernte Nordecke von Colleville, wo mehrere zusammengeschmolzene Kompanien des 16. Regiments im Häuserkampf standen. Aber auch der Feind erhielt Verstärkung, und den Amerikanern blieb nichts übrig, als auszuhalten, bis weitere Verstärkungen an Truppen und Waffen vom Strand her durchkommen würden.

Die Bewegungen in die Tiefe jedoch verzögerten sich, vor allem infolge der psychologischen Überlegenheit der deutschen Minen über die amerikanischen Pioniere und Infanteristen. Selbst dann noch, als die Minenfelder nicht mehr unter direktem Feuer lagen, ging die Räumung durch die Pioniere nur schleppend voran, und die Infanterie war in der Technik des ‚Entlausens‘ so schlecht ausgebildet, dass sie es vorzog, einen gefährlichen Pfad durch die Minenfelder zu suchen, statt sich entschlossen an die Räumung zu machen. Im Lauf des Nachmittags wurde beispielsweise ein Bataillon langsam und mühselig Mann hinter Mann den Hang hinauf geführt, wobei jeder über die Verwundeten wegschritt, die auf dem verminten Weg lagen. Er hätte in der halben Zeit von den Minen geräumt werden können, die das Bataillon auf dem ungeräumten Pfad brauchte.

Es wurde 02.00 Uhr, ehe es den Pionieren gelungen war, einen minensicheren Ausgang zu bahnen. Weitere zwei Stunden vergingen, bevor sich Panzer und Fahrzeuge vom Strand wegbewegten, nun aber konnte der Weg wegen Artilleriefeuers nicht voll ausgenutzt werden. Diese Lage spitzte sich am späten Nachmittag so zu, dass Huebners drittes Regiment erst nach 19.00 Uhr gelandet war und zwei Abteilungen Artillerie noch später eintrafen. So musste sich die durch die vorderste Linie gedrungene Infanterie ohne genügende Unterstützung durch schwere Waffen schlagen, bis nach 19.00 Uhr ein paar Panzer und Panzerzerstörer herankamen, als der Kampf um die Küstendörfer in der Schwebelage hing.

Selbst von der Möglichkeit direkter Unterstützung aus der Luft konnte kein

voller Gebrauch gemacht werden, weil viele Kompanien und Bataillone der ersten Welle bei dem verzweifelten Bemühen, ans Ufer zu gelangen, ihre Funkgeräte eingebüsst hatten. Niemand bei den hohen Befehlsstellen auf den Schiffen wusste, wie die Front verlief; die Truppen am Ufer hatten anderes zu tun, als die Kampflinie sichtbar zu markieren, und Rauch und Staub, die über dem Abschnitt lagen, machten es unmöglich, Ziele untrüglich zu erkennen. Die schlechte Sicht behinderte auch die Schiffsartillerie, doch war ihr Feuer die wirksamste Unterstützung, die die Infanterie erhielt.

Erst am Ende des langen Tages bezwangen die Amerikaner die Küstenstrasse, und dies vor allem dank dem Angriffsgeist der 1. Division. Am rechten Flügel machten die Einheiten der 29. Division, die ihre erste Schlacht schlug und am Morgen Vierville genommen und St. Laurent erreicht hatte, nur geringe Fortschritte. Gegenüber den deutschen Erkundungsvorstössen konnten Gerhardt's Truppen nichts anderes tun, als einen 1'200 Yards tiefen Landekopf halten, waren doch im Lauf des Tages nur 2 seiner Infanterie-Regimenter und 1 Artillerie-Abteilung gelandet, wobei diese Abteilung bis auf eines seine sämtlichen 12 Geschütze einbüsste. Bei Einbruch der Dunkelheit war die Lage noch verworren und St. Laurent noch nicht bereinigt. Die Amerikaner hatten in diesem Abschnitt von Omaha noch keineswegs sicher Fuss gefasst, und die Sorgen wegen eines nächtlichen Gegenangriffs auf die abgekämpften Bataillone waren schwer. Die grosse Gelegenheit dazu war da. Die Deutschen brauchten sie nur auszunutzen, und sie würden es tun – wenn sie ihre Reserven am richtigen Platz einsetzen.

Nach dem Beginn der Luftlandungen war das von General Marcks befehligte deutsche LXXXIV. Korps acht Stunden lang ohne zuverlässige Nachrichten. Eignermassen genaue Meldungen über die Massenlandungen von Fallschirmjägern und Gleitflugzeugen liefen ziemlich schnell ein, aber infolge der Störung des Radarsystems an der Küste erhielt der Feind bis Tagesanbruch keinerlei Hinweise auf Stärke und Bewegungen der Landungsflotte, und um diese Zeit lagen die Küstenbefestigungen bereits unter dem Feuer der Kampfflugzeuge und Kriegsschiffe. Wenn es auch unter den Verteidigungsanlagen im Abschnitt Omaha keinen ernsten Schaden anrichtete, so zerriss es doch, und zwar besonders auf der Halbinsel Cotentin, die Drahtverbindungen. Der Beginn der Flottenkanonade wurde vom LXXXIV. Korps 06.00 Uhr der 7. Armee gemeldet, aber erst zwei Stunden später erhielt Marcks Meldung von den Schiffslandungen, und erst um 11.00 Uhr erfuhr er von den Truppenlandungen auf der Halbinsel. Diese Meldungen, die nur von der deutschen Flotte kamen, konnten nicht bestätigt werden, und 11.45 Uhr meldete das Generalkommando: «Über Ostküste [von Cotentin] liegen keine Meldungen vor, da augenblicklich Verbindung dorthin abgeschnitten.»

Die inzwischen vom Abschnitt Omaha eingegangenen Meldungen waren zwar dürftig, doch ermutigend, und 09.25 Uhr meldete das Generalkommando: «Auch bei der 352.1. D. sind Einbrüche in die vordersten Linien, die aber nicht so bedrohlich sind wie bei der 716.1. D.» Für diesen Abschnitt (zwischen Bayeux und Caen) forderte denn auch das Korps einen sofortigen Gegenangriff durch Panzer-Divisionen. Das schien gerechtfertigt, bis 13.35 Uhr vom Generalstabsoffizier der 352. Division die Meldung eintraf: «Div. hat eingebrochenen Gegner ins Meer zurückgeworfen, lediglich bei Colleville s. M. ist z. Zeit noch Gegenangriff im Gange.» Hierauf gestützt, meldete die 7. Armee der Heeresgruppe B, die Lage bei der 352. Division sei «nunmehr geklärt». Bis 18.00 Uhr meldete die 352. Division nichts Gegenteiliges, und so wurden bis dahin alle Panzerreserven mit dem Auftrag, den Fall Caens zu verhüten, gegen die Engländer in Marsch gesetzt. Nicht eine wurde in den Abschnitt westlich von Bayeux gezogen.

Jedenfalls waren die Verstärkungen, die Marcks in die Schlacht um Omaha hätte werfen können, geringer, als der interalliierte Nachrichtendienst als möglich gefürchtet hatte. Um St. Lô stand nur 1 schnelle Brigade, und deren Beweglichkeit beschränkte sich auf Fahrräder. Immerhin – hätte diese Reserve im Lauf des Nachmittags im Abschnitt Omaha eingegriffen, so hätte das ernste Folgen haben können. Aber in den Mittagsstunden erhielt sie Befehl zu einem Gegenangriff im britischen Länderraum östlich von Bayeux. Somit blieben an diesem Tag als einzige Eingreifreserven gegen den Abschnitt Omaha 3 Bataillone der 352. Division, die nahe der Front von Bayeux bis Isigny auseinandergezogen waren. Vor Tagesanbruch hatten 2 dieser Bataillone auf die Meldungen von den Luftlandungen hin Befehl erhalten, sich nach Westen in Marsch zu setzen, «um Verbindung über Carentan herzustellen und zu halten». Das eine Bataillon war schon auf dem Marsch, als Marcks von dem Angriff im Abschnitt Omaha erfuhr, während das andere, das rings um Bayeux lag, in die Kämpfe mit den Briten hineingezogen wurde. So blieb zur Verstärkung der Verteidigung im Abschnitt Omaha nur ein einziges Bataillon, und dieses stand dem amerikanischen rechten Flügel bei Vierville und St. Laurent gegenüber. Hier hätten die Deutschen mit dem Bataillon, das nach Carentan in Marsch gesetzt und zurückgerufen worden war, im Lauf der Nacht ihren Gegenschlag geführt, wenn sie nicht dem verhängnisvollen Irrtum verfallen wären, sich von einer Landung ablenken zu lassen, die keine wirkliche Bedrohung war und auch nicht sein konnte.

Kurz nach 07.00 Uhr waren drei Kompanien ‚Rangers‘, (die den britischen ‚Commandos‘ entsprechen) am Fuss der Pointe du Hoe gelandet, einer 3 Meilen westlich von Omaha 100 Fuss hoch aufragenden Klippe. Der Hauptauftrag der

Gruppe war, eine starke Küstenbatterie ausser Gefecht zu setzen, die sowohl Utah als auch Omaha beherrschte. Die steile Klippe schien unzugänglich zu sein, aber die Jäger schossen mit einem Raketenapparat mit Enterhaken versehene Strickleitern auf den Gipfel und kletterten unter dem Feuerschutz zweier Zerstörer hinauf. Das Feuer zwang die Deutschen in die Unterstände, und die Rangers stiessen, als sie auf die Batteriestellung losgingen, auf wenig Widerstand. Die Stellung war von Bomben- und Granattrichtern zerkratert und glich einer Mondlandschaft. Die Kasematten waren zertrümmert. Und die Geschütze waren verschwänden!

Eine Patrouille fand die Batterie eine halbe Meile landeinwärts, getarnt und unversehrt. Am Boden war Munition gestapelt, und die Kanonen waren schussfertig auf Utah gerichtet. Von der Mannschaft aber und davon, dass die Batterie kürzlich gefeuert hätte, war keine Spur zu entdecken. Die Geschütze wurden gesprengt, das Geheimnis um die schweigende und verlassene Batterie der Pointe du Hoe jedoch bleibt ungelöst. Jedenfalls hat die gefährlichste Batterie im amerikanischen Länderraum niemals gefeuert und war der Zerstörung durch eine Patrouille von zwei Mann preisgegeben!

Im Verlauf des Tages zog die kleine, 130 Mann zählende Rangergruppe wachsende Aufmerksamkeit des Feindes auf sich. Sie wurde am Nachmittag zweimal, nach Anbruch der Dunkelheit dreimal angegriffen, und zwar von den Reserven, die gegen den westlichen, verwundbarsten Abschnitt des Landekopfes Omaha hätten eingesetzt werden sollen.

Keine solche Ablenkung entlastete die 1. Division in den schweren Kämpfen, in deren Verlauf sie in den letzten Tageslichtstunden über die Strasse Colleville – St. Laurent hinausgelangte. Huebners Männer hatten sich seit dem Vormittag erstaunlich erholt. Es hatte so ausgesehen, als wäre das Spitzenregiment geschlagen, aber im kritischen Augenblick hatte das beherzte Eingreifen ihres Kommandeurs, Oberst G. A. Taylor, die Überlebenden emporgerissen durch den anfeuernden Ruf: «Zwei Sorten Leute hocken auf diesem Strand, die Toten und die, die es demnächst sein werden – und nun, verdammt noch mal, raus hier!»

In diesem Geist waren die ersten kleinen Gruppen durch die vorderste Linie gedrungen, und das folgende Regiment hatte den kärglichen Gewinn mit einem Stoss über Colleville hinaus ausgenutzt, der mit dem Durchbruch durch die zweite deutsche Stellung endete. Nach Einbruch der Nacht hielten noch immer einige Deutsche in Colleville aus, aber Infanterie und Panzer drückten so stark auf sie, dass der Ort seine taktische Bedeutung verloren hatte. Die eigenen Regimenter der 1. Division erhielten den Druck nach Süden und Osten solange aufrecht, wie es hell war, und erweiterten ihren 4 Meilen langen Landekopf bis zum Abend auf eine bis anderthalb Meilen in die Tiefe. Es war das eine recht beschei-

dene Basis, aber sie wurde von Männern gehalten, die in Nordafrika und Sizilien gelandet waren und in der verzweifeltsten Lage nicht aus der Fassung gebracht werden konnten.

Dass die Amerikaner im Landeraum Omaha beinahe von einer Katastrophe ereilt worden wären, ist bis zu gewissem Grade auf das Wetter zurückzuführen, das die geringe Wirkung der Feuervorbereitung und die Fehllandungen der Sturmeinheiten zur Folge hatte, aber die See war auf der Höhe von Omaha mindestens nicht rauher als vor der dem Wetter mehr ausgesetzten Küste des britischen Landeriums weiter östlich. Wenn die Amerikaner unter der schweren See mehr litten als die Briten, so vor allem deshalb, weil die amerikanische Flotte wegen des Feuers der Küstenbatterien darauf bestand, die Landungsfahrzeuge in keiner geringeren Entfernung als 12 Meilen vom Ufer zu Wasser zu lassen, wohingegen die britischen Schiffe bis auf weniger als 8 Meilen an die Küste heranzuführen. Die längere Strecke erhöhte nicht nur die Nervenanspannung der Sturmtruppen, sondern auch die Gefahr des Kenterns und fehlerhafter Navigation ganz ausserordentlich. Die Fahrzeuge mit dem Vortrupp mussten sich noch bei Dunkelheit zur Landung anschicken und wurden damit den Launen von Wind und Flut in unverantwortlicher Weise ausgesetzt. In den anderen Landeabschnitten kamen am X-Tag sehr wenig Fehllandungen vor, in Omaha jedoch gingen die Sturmbataillone noch nicht zur Hälfte im richtigen Abschnitt an Land. Mit der Abgeneigtheit der amerikanischen Flotte, von Ramsay Rat anzunehmen, begann die Verwirrung.*

Was die Operationen am Strand betrifft, so behaupten die Geschichtsschreiber des amerikanischen Kriegsministeriums, «die Hauptursache der Schwierigkeiten, denen sich das V. Korps am X-Tag gegenüber sah», sei «die unerwartete Stärke des Feindes in den Landeabschnitten» gewesen. Diese Erklärung reicht nicht aus, krankte doch der amerikanische Plan an schweren Fehlern, vor allem an der amerikanischen Vorliebe für den Frontalangriff, deren Frucht er war. Er war nichts als die taktische Anwendung der Strategie des direkten Darauflos, der Marshall so beharrlich das Wort geredet hatte, als er auf die Invasion über den Kanal drängte. Die Amerikaner wussten, dass die feindlichen Hauptstützpunkte die natürlichen Ausgänge ins Landinnere deckten, und doch wählten sie absichtlich zur Landung ihrer stärksten Kräfte den Abschnitt unmittelbar gegenüber diesen Boll-

* In seiner öffentlichen Erläuterung hierzu hielt sich Ramsay taktvoll zurück; in seinem Bericht (Abschnitt 40) begnügte er sich mit den Worten: «Die längere Überfahrt der Landungsfahrzeuge der Westlichen [von der amerikanischen Flotte gestellten] Einsatzgruppe zum Ufer vermehrte anscheinend ihre Schwierigkeiten merklich.»

werken mit dem Ziel, sie zu stürmen. Sie schlugen die Lehren früherer amphibischer Operationen in den Wind, die dafür sprachen, zwischen den feindlichen Hauptstützpunkten zu landen und sie von der Flanke und vom Rücken her zu nehmen. Der Plan für den Dog-Abschnitt war hierfür typisch. Von Dog Green wie von Dog Red war bekannt, dass ihre Ausgänge von starken Abwehranlagen gedeckt waren. Mit ihnen verglichen, war der dazwischenliegende Abschnitt Dog White schwach verteidigt. Die Amerikaner entschieden sich jedoch dafür, in der ersten Stunde in jedem der beiden andern Abschnitte schnell nacheinander 4 Kompanien zu landen und nur 2 Kompanien in Dog White, wo die Erfolgsaussichten am grössten waren. Das Ergebnis hätte vorausgesehen werden können.

Die Taktik des direkten Sturmangriffs hätte sich einigermaßen rechtfertigen lassen, wenn die Amerikaner Montgomerys Plan angenommen hätten, den Angriff mit einer Massenlandung von Panzern zu eröffnen und die Spezialausrüstungen der 79. Panzer-Division Hobarts zu übernehmen, um sich mit den Vorstrandhindernissen und den Befestigungsanlagen auseinanderzusetzen. Als Montgomery diese Kampfswagen das erstemal sah, wies er Hobart an, ein Drittel der Typen den Amerikanern verfügbar zu machen, und suchte persönlich Eisenhower und Bradley für ihre taktisch umwälzende Verwendung zu interessieren. Hobarts Mitteilungen darüber, wie die drei Generale auf diese neuen Panzerarten reagierten, sind aufschlussreich:

«Montgomery war höchst wissbegierig. Nach gründlichen Proben und prüfenden Fragen sagte er schliesslich: ‚Ich will dies und dies und dies haben, aber das und das brauche ich nicht.‘ Eisenhower war ebenfalls begeistert, aber nicht so wählerisch. Seine Antwort war: ‚Wir nehmen, was wir bekommen könnens Bradley schien interessiert zu sein, aber auf die Frage, was er haben wolle, erwiderte er: ‚Ich muss mich erst mit meinem Stab beraten.‘»

Schliesslich nahmen Bradley und sein Stab die Amphibienpanzer, nichts aber von den ihnen ebenfalls angebotenen ‚Krebsen‘, ‚Krokodilen‘, ‚AVREs‘ und der übrigen Hobartschen Menagerie.* Die offizielle Begründung war, dass keine Zeit sei, amerikanische Mannschaften an den Churchillpanzern auszubilden, in die die meisten der britischen Spezialausrüstungen eingebaut waren. Im Grunde aber waren die Amerikaner skeptisch. Das zeigte sich, als sie sogar die ‚Krebse‘ ablehnten, war doch die «Dreschfliegel-Ausrüstung in den amerikanischen Standardkampfwagen, den Sherman, montiert.

Die schrecklichen Folgen dieser Kurzsichtigkeit sollten sich am X-Tag in

* ‚Krebse‘ waren ‚Dreschfliegel‘-Panzer, ‚Krokodile‘ Flammenwerferpanzer. ‚AVRE‘ bedeutet «Armoured Vehicle, Royal Engineers ‘ [Panzerfahrzeug der königlichen Pioniere]; sie dienten zur Zerstörung von Befestigungsanlagen und überkletterten Hindernisse.

Omaha nur zu bald zeigen. Der Fehlschlag der Feuervorbereitung und das Ausbleiben der Amphibienpanzer gab die Infanterie den feindlichen Bollwerken preis, die sie im Sturm nehmen sollten. Wo immer von Landungsfahrzeugen direkt auf den Strand gebrachte Panzer eingreifen konnten, erwiesen sie sich als unschätzbar, aber es waren ihrer zu wenig.

Die Verstopfung des Vorstrandes wiederum war vor allem die Folge davon, dass keine Spezialpanzer zur Überwindung der natürlichen Hindernisse und zur Bekämpfung der festen Stützpunkte verfügbar waren. Die Briten hatten von Dieppe gelernt, dass ständigem Feuer ausgesetzte Pioniere ohne Panzerschutz ihre Umsicht und Bedacht erfordernde Aufgabe nicht erfüllen können. In Omaha gab es, von leichtgepanzerten Fahrzeugen abgesehen, keinerlei solchen Schutz. Man erwartete von den Pionieren, dass sie Maschinengewehrbunker mit Stangensprengladungen und vom Mann getragenen Flammenwerfern knackten, Stacheldrahtverhaue und Betonmauem von Hand sprengten und Tretminen weglassen, und das alles unter Feuer. Da ist es kein Wunder, dass sie oft versagten. Während des ganzen Vormittags standen am Strandsaum Panzer, Geschütze und Fahrzeuge bewegungslos zusammengepfercht, weil die Pioniere in die Kieselbank, ein verhältnismässig geringes Hindernis, keine Bresche legen konnten. Während des ganzen Nachmittags war die Infanterie gezwungen, in Einerreihe über den Strand vorzugehen, weil es den Pionieren an mechanischem Gerät fehlte, die Minen zu beseitigen, und die Räumung mit der Hand zu langsam vor sich ging. Am Ausgang nach Vierville waren die letzten Stützpunkte um 14.00 Uhr bezwungen, aber weitere acht Stunden waren nötig, die Minen und Hindernisse wegzuräumen, denn das musste mit der Hand geschehen.

Bei Einbruch der Dunkelheit waren nur diese und eine zweite Strasse für Fahrzeuge geöffnet und lag der ganze Strandbereich noch unter Artillerie- und Werferfeuer. Die Amerikaner waren zwar an Land, aber der von ihnen besetzte Geländestreifen war kaum gross genug, dass man ihn einen festen Halt hätte nennen können, und sie waren während der kritischen zwei nächsten Tage kaum in der Verfassung, einem mit Panzern geführten starken Gegenangriff zu widerstehen. Indessen, ob die Deutschen dergleichen unternehmen wollten und konnten oder nicht, hing von der Entwicklung der Ereignisse an der Front der britischen 2. Armee Dempseys ab.

Die britische 2. Armee, die nach der Normandie in See ging, war die Erfüllung des Versprechens, das Churchill Frankreich und Europa gegeben hatte, als England allein stand. Am 2. Oktober 1940 hatte er in einer Rundfunkbotschaft an das französische Volk erklärt: «Denkt immer daran, dass wir niemals Halt machen, niemals ermatten und niemals nachgeben werden und dass sich unser ganzes Volk und Empire der Aufgabe gewidmet haben, Europa von der Nazipest zu säubern... Gute Nacht also; schläft, um Kraft zu sammeln für den Morgen. Denn der Morgen wird kommen.»

Dempseys Streitmacht wurde entsprechend ihrer europäischen Aufgabe «Britische Befreiungsarmee» genannt, für das Volk aber war sie eine «Armee der Ehrenrettung». Natürlich regte sich in der Volksauffassung von dem Unternehmen ‚Overlord‘ auch ein Element von Rache, der Rache für Dünkirchen, aber vor allem und über allem erblickte es in ihr den durchschlagenden Beweis vor der Welt, dass Chamberlain und Beschwichtigungspolitik ein Verrat gewesen waren am britischen Geist und der wahren britischen Tradition. Von der Schlacht über England bis El Alamein und Anzio hatte es dies bekundet, aber die Rückkehr über den Kanal war der höchste Ausdruck dessen, dass die Nation den Glauben an sich selbst wiedergewonnen hatte.

Aufgestellt, ausgebildet und ausgerüstet zum Angriff wie noch keine Streitmacht der britischen Geschichte, war die britische 2. Armee hervorgegangen aus der Zusammenfassung der beiden britischen militärischen Hauptanstrengungen seit 1940. Das I. Korps – die britische 3. und die kanadische 3. Infanterie-Division, die britische 49. (West Riding) Infanterie-Division und die Kommandos – vertraten die Truppen, die unverzagt von Norwegen und Dünkirchen zurückgekommen waren, dann die Invasionsbasis und deren Lebenslinie über den Atlantik bewacht, Überfälle auf Hitlers Festung unternommen und sich auf die Rückkehr nach Frankreich vorbereitet hatten. Das XXX. Korps – die 7. Panzer-Division und die 50. und 51. Infanterie-Division – repräsentierten die Truppen, die ihr Handwerk bei El Alamein und in den Kämpfen um die Rückgewinnung der britischen Macht im Mittelmeergebiet gelernt hatten.

Das waren Vergangenheit und Herkunft der Armee, die Konteradmiral Sir Philipp Vian und die Östliche Einsatzgruppe in dieser stürmischen Juninacht über den Kanal brachten. Im ersten Zwielflicht der Morgendämmerung schauten

begierige Augen angestrengt nach der noch unsichtbaren Küste aus, wo Dempseys Divisionen zwischen Port-en-Bessin und der Ornemündung an Land gehen sollten, in einem ungefähr 25 Meilen langen Abschnitt, den anzugreifen etwas weniger schwierig war als eine Landung in den Strandabschnitten, denen sich die Amerikaner gegenübersehen. Hier gab es weder ausgedehnte Überschwemmungsgebiete wie im Abschnitt Utah, noch Steilküste wie im Abschnitt Omaha, aber der Geländevorteil wurde mehr als aufgehoben durch die Gefahr eines frühen Gegenangriffs der östlich und südlich von Caen stehenden Panzer-Divisionen. Der erste feindliche Panzerstoss würde sicherlich die britische Front treffen. Umso mehr kam es darauf an, schnell einen Landekopf von genügender Tiefe zu gewinnen, der wirkliche Verteidigungsstärke gewährte, denn es war Dempseys Aufgabe, «die Flanke der 1. amerikanischen Armee zu decken, während diese Cherbourg und die bretonischen Häfen nahm».

Dempsey sollte am Abend des X-Tages ein Gebiet besetzt haben, das Bayeux und Caen, die Überlandstrasse zwischen beiden Städten und den Fallschirmjäger-Landekopf östlich der Orne einschloss. Von dieser festen Basis sollten möglichst noch an demselben Tag Panzerkolonnen annähernd 20 Meilen südwärts auf die Hochebene bei Villers Bocage und Evrécy vorstossen. Diese kühne, ja dreiste Krönung hatte Montgomery dem Plan gegeben, damit seine Truppen einen Leitstern hätten und keine günstige Gelegenheit zur Ausnutzung erster Erfolge wegen Mangels an Befehlen vorübergehen liessen, wie es bei Gallipoli geschehen war.

Notwendigerweise waren alle Gedanken Dempseys auf die Küste und ihre Verteidigungsanlagen, auf das unmittelbare Problem des Landens und auf die Festsetzung im Gebiet Bayeux – Caen gerichtet. In der Westhälfte dieses Abschnitts sollte das XXX. Korps mit der zu diesem Zweck durch die 56. Selbständige Infanterie-Brigade verstärkten 50. Division (Generalmajor D. A. H. Graham) und der 8. Panzer-Brigade angreifen. Landen sollte das Korps im Gold-Abschnitt nordöstlich von Bayeux, einer flachen, seewärts geschwungenen Küstenstrecke mit einem Gürtel Marschland dahinter und flankiert von zwei stark befestigten Dörfern, Le Hamel und La Rivière. Hier sollten Amphibienpanzer und Spezialpanzer, dichtauf gefolgt von 2 Infanterie-Brigaden, den Angriff eröffnen; rechts sollte die 231. Brigade östlich von Le Hamel landen, das Dorf nehmen und die Küste entlang westwärts zu den Amerikanern und auf Port-en-Bessin vorgehen, das Kommandos[^] vom Rücken her nehmen sollten; links sollte die 69. Brigade westlich von La Riviere an Land gehen und über die Seulles zur Strasse Caen – Bayeux beiderseits des 8 Meilen binnenwärts liegenden Ortes St. Léger vorstossen. Die Lücke zwischen diesen auseinanderstrebenden Stößen sollten 2 Reser-

vebrigaden schliessen, die von 10.00 Uhr an zu landen beginnen und südwestwärts nach Bayeux und den Höhen unmittelbar hinter der Stadt vordringen sollten.

Zur Vorbereitung dieses Angriffs eröffneten britische Kriegsschiffe vierzig Minuten vor Sonnenaufgang das Feuer, das sie auf die bereits in der Nacht von Kampfflugzeugen des Bomber-Kommandos angegriffenen Küstenbatterien konzentrierten. Im Abschnitt des XXX. Korps antworteten nur noch vier 15-cm-Kanonen, die das nächtliche Bombardement dank ihren starken, auf Rommels Betreiben errichteten Betonkasematten überstanden hatten. Die ersten Salven dieser Batterie lagen hart beiderseits des Schiffes, das das Abschnittshauptquartier und den Kommandierenden General an Bord hatte. Sofort antworteten die sechszölligen Kanonen der ‚Ajax‘, und nach einem Duell von 20 Minuten war die Batterie zum Schweigen gebracht.

Von nun an wurde die Versammlung der Streitkräfte nicht mehr gestört, ausser vom Wetter, das nach Vian «für eine Operation dieser Art wider Erwarten schwer» war. Ein Wind von 15 Knoten peitschte über vier Fuss hohe Wellen empor und jagte weisse Brecher den Strand hinauf. Einige kleine Landungsfahrzeuge waren bereits umgekehrt; andere verspäteten sich, weil der Maschinenraum überflutet worden war; flossähnlichen, zum Anlanden von Transportfahrzeugen bestimmten Fähren riss das Schleppseil. Die See war so rauh, dass man sich entschloss, die Amphibienpanzer nicht zu Wasser zu lassen, sondern unmittelbar hinter der Infanterie zu landen, und es wehte so stark, dass die Flut eine halbe Stunde vor der normalen Zeit den Vorstrand überspülte, was für Landungsfahrzeuge, die ausserhalb des Gürtels der Unterwasserhindernisse hatten anlanden sollen, nicht ohne Folgen blieb.

Die armen Infanteristen bekamen die volle Schwere des Wetters zu fühlen, als sie, schon auf der Überfahrt von Seekrankheit geschwächt und von überkommenden Seen durchnässt und durchfrozen, nun von den verhältnismässig immer noch ruhigen Schiffen auf die tanzenden Landungsfahrzeuge überstiegen. Sie hatten die nach langen Versuchen zusammengesetzten Tabletten gegen Seekrankheit genommen, aber die Wirkung war nach ärztlichem Bericht «nicht überzeugend».

Nur die gründliche Ausbildung und die Unerschütterlichkeit der Mannschaften brachten die ersten Wellen der Fahrzeuge ohne grössere Verluste zum Strand. Hinter ihnen stieg die Flut schnell, und innerhalb einer Stunde befanden sich die Vorstrandhindernisse sieben bis acht Fuss unter Wasser. Das bedeutete für die folgenden Wellen einen gefährvollen Weg, aber die Fertigkeit der Mannschaften brachte ihn hinter sich. Vian schreibt von ihnen: «Ihr Geist wie ihr Seemannstum wurden der Grösse der Stunde gerecht. Beherrscht und entschlossen strebten sie zum Ufer, über verminten Hindernisse hinweg und zwischen ihnen hindurch; da gab es

kein Schwanken, und viele der kleinen Landungsfahrzeuge steuerten dem Ziel zu, bis sie versanken.»

Als die Spitzenkompanien des I. Bataillons des Hampshire-Regiments in das hüfthohe Wasser sprangen, hatten die Spezialpanzer bis auf die Amphibienpanzer bereits die Verteidigungswerke angegriffen. Das Bombardement hatte geringere materielle Wirkung gehabt als erwartet, und das Bollwerk Le Hamel war fast unberührt. Es hatte von Bombern, Zerstörern und einem von Landungsfahrzeugen feuernden Regiment Artillerie schwer zugedeckt werden sollen. Die Bomben waren zu weit gefallen, die Artillerie hatte nicht genau schießen können, weil das Fahrzeug mit dem Beobachtungsoffizier ausgefallen war, und das Feuer der Zerstörer war wirkungslos geblieben, weil die feindlichen Stellungen nach der Seeseite durch Betonmauern oder Erdwälle gedeckt waren. Aber in der Stärke und Widerstandsfähigkeit von Le Hamel lag eine der empfindlichsten Schwächen des Atlantikwalls.

Die Deutschen hatten die starke Deckung mit beschränktem Schussfeld erkaufte. Die Maschinengewehre und Panzerabwehrkanonen, die gegen Schiffsartillerie abgeschirmt waren, konnten nicht geradeaus auf die See hinausfeuern. Eingebaut zur Beherrschung des Vorstrandes mit Strichfeuer, war es ihre Aufgabe, die Truppen, die sich an Land kämpften, nachdem die Unterwasserhindernisse unter den Landungsfahrzeugen ihren Zoll verlangt hatten, von der Flanke her zusammenzuschießen. Die so angelegte Verteidigung beruhte auf zwei Voraussetzungen. Erstens glaubten die Deutschen, dass die Landungen zur Zeit des Hochwassers oder kurz vorher unternommen werden würden, so dass sie das direkte Feuer auf den Streifen zwischen der Hochwasserlinie und dem Damm oder den Dünen zusammenfassen könnten. Zweitens nahmen sie an, dass bei bomben- und schusssicherer Abschirmung der Hauptstützpunkte gegen die Luft und die See die Sturmtruppen kein Mittel hätten, die schweren Waffen zum Schweigen zu bringen, und dass somit die Infanterie vernichtet werden würde, ehe zu ihrer Unterstützung Panzer gelandet werden könnten.

Montgomerys Entschluss, vor der Halbflut mit Spezialpanzern an der Spitze zu landen, machte jene beiden Voraussetzungen hinfällig. So waren die rechten Sturmkompanien während der kritischen Minuten, da sie zur Y-Zeit östlich von Le Hamel an Land wateten, nicht der vollen Wucht des Abwehrfeuers ausgesetzt. Viele deutsche Geschütze und Maschinengewehre konnten nicht weit genug seewärts gerichtet werden, und als die Infanterie nach 200 bis 300 Yards den Streifen erreichte, wo sie nach der deutschen Theorie der Vernichtung hätte anheimfallen müssen, deckte die Feuerkraft der Panzer ihre Bewegungen und den Angriff.

Ohne diese Panzerunterstützung hätte sich leicht die Krise von Omaha wieder-

holen können, denn das Feuer von Le Hamel her war genau und intensiv. Die ersten drei ‚Krebse‘, die sich durch die Minenfelder draschen, wurden entweder von Pak ausser Gefecht gesetzt oder versanken im Marschboden hinter den Dünen, ein anderer der Dreschflügelpanzer jedoch war glücklicher und bahnte sich feuernd und dreschend seinen Weg durch Le Hamel. Er brachte den feindlichen Hauptstützpunkt, ein Sanatorium an der Seeseite, lange genug zum Schweigen, dass 2 Kompanien den Strand überqueren und sich um Le Hamel herum nach dem Dorf Asnelles vorarbeiten konnten. Als aber auch dieser ‚Krebs‘ ausfiel, schlugen die Deutschen mit neuer Kraft zurück und machten den westlichen Strandabschnitt fast unpassierbar. Die übrigen Kompanien brauchten den ganzen Vormittag, die Anlagen auf den Dünen ausser Gefecht zu setzen, konnten dem Sanatorium aber nicht beikommen.

Das andere Sturmbataillon der 231. Brigade, das I. des Dorsetshire-Regiments, hatte mehr Glück, weil es ausser dem Schussbereich von Le Hamel an Land ging, und wurde mit dem Widerstand vor seiner Front schnell fertig. Hier operierten die Spezialpanzer fast nach der Vorschrift genau, überdeckten Tonschlammputzen, räumten Minen, zerbrachen Betonhindernisse und überbrückten Trichter. Binnen einer Stunde waren drei Ausgänge geöffnet, und das Bataillon drang unter dem Feuerschutz der ‚Krebse‘ landeinwärts vor. Das Hauptziel war eine scharf hervortretende Höhe südlich von Arromanches. Sie war von Teilen der deutschen 352. Infanterie-Division stark besetzt; sie konnten erst am Nachmittag nach einem kombinierten Angriff von Infanterie und Panzern gezwungen werden, die Stellung zu räumen.

Im Ostteil des Abschnitts der 50. Division war die Feuervorbereitung wirksamer als bei Le Hamel. Kleine Fahrzeuge mit Geschützen folgten den Sturmtruppen der 69. Brigade fast bis zum Anlanden und feuerten über sie hinweg, während die Infanterie zum Ufer strebte. La Riviere war nur noch ein Trümmerhaufen, aber aus der Westecke, wo ein Stützpunkt das Bombardement überstanden hatte, schoss noch eine 8,8-cm-Kanone und setzte zwei AVREs ausser Gefecht, ehe ein ‚Krebs‘ ihr von der Flanke beikommen konnte und sie zum Schweigen brachte. Nun begann der Widerstand zu zerbröckeln, aber zwei Stunden lang noch mussten die Sturmtruppen einen zähen Strassenkampf führen.

Inzwischen waren die Abwehranlagen westlich von La Rivière ohne besondere Schwierigkeiten mit Panzerunterstützung durchbrochen worden; gegen 09.30 Uhr war die Höhe von Meuvaines in britischer Hand, und Infanterie und Panzer setzten den Angriff binnenwärts fort.

Der Gesamtangriff erhielt um 11.00 Uhr herum neue Nahrung, als das zweite Treffen, die 56. und die 151. Brigade, zu landen begann. Sie hatten sich um eine

Stunde verspätet, aber unterdessen waren mehrere Gassen durch die Vorstrandhindernisse gebahnt und sieben Ausgänge freigemacht worden, und der Verkehr am Strand wickelte sich so glatt ab, dass beide Brigaden 12.30 Uhr binnenwärts sammeln konnten. Der Landekopf war jetzt 2½ Meilen tief und 3 Meilen lang, doch verhinderte die hartnäckige Besatzung von Le Hamel noch immer eine Erweiterung der Bresche. An dieser Flanke war 1 Bataillon der deutschen 352. Infanterie-Division eingesetzt; es erwies sich als ebenso lästig wie die Truppen, die Omaha verteidigten. Erst um 04.00 Uhr war Le Hamel bezwungen, aber nun rollten das Hampshire-Bataillon und Panzer westwärts die starken Küstenanlagen mit solchem Schwung auf, dass sie um 21.00 Uhr das zwei Meilen entfernte Arromanches in der Hand und die Deutschen von dem Klippenvorsprung über dem Ankergrund vertrieben hatten. Damit war die Westflanke des Korps gedeckt und der Platz für einen der Maulbeerhäfen gesichert, die zur Stunde schon über den Kanal geschleppt werden sollten.

Unterdessen hatte das Korps den Schwerpunkt des Angriffs nach Süden und Südwesten gelegt. Im Lauf des Nachmittags und Abends drang die 56. Brigade 6 Meilen ins Innere vor und vereitelte die Anstrengungen des Gegners, sich auf der Anhöhe zwischen der Küste und Bayeux festzusetzen. Die Stadt war reif zur Einnahme. Franzosen, die vorsichtig durch die Fensterläden lugten, sahen die letzten feindlichen Soldaten durch dunkle, verlassene Strassen streifen. Die Briten hätten die Stadt möglicherweise noch in dieser Nacht nehmen können; Spähtrupps konnten bis in die nordöstliche Vorstadt gelangen, und die 151. Brigade erreichte 3 Meilen südöstlich von Bayeux die Strasse nach Caen. Die links anschließende 69. Brigade beendete den Tag 6 Meilen im Landinnern.

Bei Einbruch der Nacht mass der Landekopf der 50. Division 6X6 Meilen. Die vordersten Bataillone waren zwar um 2 bis 3 Meilen hinter der für den X-Tag vorgesehenen Linie zurück, aber die Schlacht um Bayeux war bereits gewonnen, und der Feind hatte nicht mehr die Möglichkeit, über diesen wichtigen Strassenknotenpunkt Kräfte zum Gegenangriff auf den leicht verwundbaren Abschnitt Omaha heranzuführen. Zwischen Omaha und Gold lagen noch 7 Meilen vom Feind gehaltenes Küstengebiet, doch schon spürten die Deutschen hier den Druck, denn Port-en-Bessin war in Sicht einer Kommandogruppe, die sich hinter den Küstenbefestigungen 9 Meilen westwärts gekämpft hatte. In der Ostflanke schliesslich hatte das XXX. Korps feste Verbindung mit den Kanadiern, dem rechten Flügel des britischen I. Korps, hergestellt.

Die 3 Divisionen des – von Generalleutnant J.T. Crocker befehligten – britischen I. Korps hatten die schwerste und verantwortungsvollste Aufgabe des X-

Tages. Während die 6. Luftlandedivision die linke Flanke des Landekopfes der Alliierten jenseits der Orne aufbaute, sollte die britische 3. Division Caen nehmen und die kanadische 3. Division den tiefsten Stoss des Tages führen, zu dem 11 Meilen von der Küste entfernten Flugplatz Carpiquet. Der den von See landenden Divisionen Crockers gegebene Auftrag war ausgesprochen ehrgeizig, denn seine Truppen sollten als letzte im exponiertesten Abschnitt landen, wo mit stärkstem Widerstand zu rechnen war. Wegen der west-östlichen Flutströmung und der Klippen vor der Küste konnten die beiden Divisionen frühestens andert-halb Stunden nach Sonnenaufgang zu landen beginnen, so dass dem Feind genug Zeit blieb, sich auf einen heissen Empfang vorzubereiten in einem Gebiet, wo die Reserven für den Fall des Alarms wohlverteilt waren. Zu alledem zwangen die Klippen dazu, das Korps dermassen zu teilen, dass die einzigen in Betracht kommenden Strandabschnitte 5 Meilen voneinander getrennt waren.

Was den zu erwartenden Widerstand betrifft, so nahm man an, dass die Küstenbefestigungen zwischen der Seullles und der Orne von 2 oder 3 Bataillonen der 716. Division und mehreren in naher Reserve liegenden Bataillonen unbekanntes Kampfwertes verteidigt würden. Die eigentliche Stärke des Gegners lag in der 21. Panzer-Division. Genaueres war von ihr nicht bekannt, man nahm aber an, dass sie sich südöstlich von Caen befände, und die von ihren letzten Übungen herrührenden, auf Luftaufnahmen erkennbaren Panzer spuren verrieten, dass die Verteidigung Caens ihre Hauptaufgabe sein werde. Es war möglich, dass sie sich von den Luftlandungen ablenken liess, doch so gut wie sicher, dass sie am X-Tag mit der Masse zeitig direkt auf die Anhöhe zwischen Caen und dem Strand vor-rücken werde.

In diesem Falle war es wahrscheinlich, dass sie den Briten zuvorkam, denn Crocker konnte in den ersten paar Stunden des X-Tages nicht genug Panzer her-anbringen, sich den Weg durch eine Panzer-Division zu bahnen, die auf vertrau-tem Boden kämpfte, und jeder Versuch dazu konnte, wenn er nicht scheiterte, mit einem Pyrrhussieg enden. Crocker musste über den Tag hinaus auf seine grundlegende Aufgabe blicken, die linke Flanke zu sichern. Wenn er seine Kräfte in einem schweren Wettkampf mit der 21. Panzer-Division ausgab, konnte es leicht geschehen, dass er sich noch am Nachmittag des 6. Juni einem ernsten Genschlag durch die zwischen Evreux und Gacé stationierte 12. SS-Panzer-Division aussetzte.

Die Nähe dieser beiden Panzerverbände, deren Gesamtstärke auf 350 Kampf-wagen geschätzt wurde, bedeutete, dass Caen nur dank einem besonderen Glücks-umstand am X-Tag genommen werden konnte. Crocker stand vor der entschei-denden Frage: Vermochten seine Sturmtruppen die Küstenverteidigung schnell genug zu durchbrechen, dass die britische 3. Division Caen vor der deutschen 21.

Panzer-Division erreichte? Die Vorteile lagen zweifellos bei den Deutschen. Die Luftlandungen würden ihnen mindestens 6 Stunden Zeit zum Alarm lassen, und ihre gepanzerten und motorisierten Einheiten würden selbst dann, wenn sie weiter im Innern bei Falaise standen, unangegriffen (ausser von Flugzeugen) kaum die doppelte Strecke des Weges zurückzulegen haben, den die britischen Truppen zu Fuss oder zu Rad kämpfend hinter sich zu bringen hätten.

So sah es nach den Informationen aus, über die Crocker verfügte, und daher berücksichtigte sein Operationsbefehl, dass sein Angriff unterlaufen werden könnte. Dementsprechend hiess es in dem Befehl an die britische 3. Division, dass Caen am X-Tag vor Einbruch der Dunkelheit «genommen oder wirksam in Schach gehalten» werden solle durch «feste Brigadestellungen 1. nordwestlich von Benouville... 2. nordwestlich von Caen».

«... genommen oder wirksam in Schach gehalten ...». Als Crocker dies im Mai befahl, wusste er nicht, dass ausser den Kampfwagen die Masse der 21. Panzer-Division bereits in und um Caen stand. Auf Rommels Befehl lag ihre Flak-Abteilung in der Stadt; von ihren 4 motorisierten Infanterie-Bataillonen befand sich eines in der Westvorstadt, während ein zweites die Ostzugänge deckte und ein anderes mit den 24 8,8-cm-Kanonen der Pak-Abteilung auf der Höhe von Périers stand, nur 3 Meilen von dem Küstenabschnitt entfernt, wo die britische 3. Division landen sollte. Die Anwesenheit dieses Bataillons und dieser Kanonen beiderseits der Hauptstrasse nach Caen erhöhte die Bedeutung des Wetters. Sollte die Stadt zur befohlenen Zeit auch nur «in Schach gehalten» werden, so setzte das ruhige See zu glatter Landung voraus, stärkste Feuerunterstützung und schnelle Durchdringung des Atlantikwalls.

Die Aufgabe der kanadischen 3. Infanterie-Division, die im Juno-Abschnitt beiderseits der Seullesmündung an Land gehen sollte, wurde durch tückische Riffe vor der Küste erschwert. Sie zwangen dazu, abzuwarten, bis die Flut hoch genug gestiegen war, was aber zur Folge hatte, dass die meisten Boote, sogar schon solche der ersten Welle, mitten zwischen den Vorstrandhindernissen landen mussten, die gegen sie errichtet worden waren. Man musste dieses Risiko auf sich nehmen, aber umso wichtiger war es nun, dass sich die Landung nicht verzögerte. Das Wetter am Morgen des 6. Juni warf die Kalkulation über den Haufen; es war im kanadischen Abschnitt schlechter als anderwärts. Infolge der kabbeligen See kamen die ersten Fahrzeuge fast eine halbe Stunde später als beabsichtigt in Ufernähe und wurden von der höher gestiegenen Flut mehrere hundert Yards durch den Gürtel der schwer verminten Hindernisse getragen. Beim Einlaufen gab es überraschend wenig Verluste, aber viele Landungsfahrzeuge sanken oder wurden beschädigt, als sie im Pendelverkehr zu den Schiffen zurückzu-

fahren versuchten. Unter anderem gingen von den für ein Bataillon bestimmten 24 Booten 20 verloren.

Trotzdem kam die kanadische Infanterie immer noch vor den Panzern an Land statt umgekehrt, und zu all dem stellte sich heraus, dass die Verteidigungsanlagen die Feuervorbereitung fast unbeschädigt überstanden hatten. Infolge der schlechten Sicht waren die meisten Bomben und Granaten hinter den Befestigungen niedergegangen, und die Verzögerung des Anlandens hatte den Besatzungen Zeit gelassen, sich von den Schrecken des Bombardements zu erholen und ihre Waffen wieder zu bemannen.

Bei ihrem Angriff auf die Befestigungen an der Seullesmündung wurde die kanadische 7. Brigade von Amphibienpanzern unterstützt, die nur 800 Yards vor der Küste ausgehievt worden waren, aber ihre Pionier-Sturmfahrzeuge trafen erst eine halbe Stunde nach den ersten Anlandungen ein. So verzögerte sich, obwohl die Infanterie und die Amphibienpanzer es fertigbrachten, binnen einer Stunde die vordersten Hauptstützpunkte zu überwältigen oder unwirksam zu machen, doch einigermaßen die Bahnung von Ausgängen. Zwar waren am Vormittag Schützeneinheiten (die Royal Winnipeg Rifles und die Regina Rifles) 2 Meilen binnenwärts vorgedrungen, aber hinter ihnen drängten sich auf dem schmalen Strand ineinander verkeilt Panzer, Geschütze und Transportfahrzeuge. Das Reservebataillon brauchte anderthalb Stunden, sich durch den Wirrwarr hindurchzuschlängeln, und inzwischen verlor der Angriff an kühnem Schwung.

Die östlich anschließende kanadische 8. Brigade landete nur einige Minuten später, doch ohne Amphibienpanzer; die See war zu rauh, als dass es möglich gewesen wäre, sie durch die Untiefen über dem Riffgürtel wegzusteuern, und so konnten sie erst geraume Zeit hinter der Infanterie an Land gebracht werden. Bei Bernières war der Kampf hart. Die Fahrzeuge mit dem Sturmregiment (Queen's Own Rifles of Canada) wurden von der Flut so weit hinaufgetragen, dass die Männer nur 100 Yards bis zur Deckung hinter dem hohen Damm zu überqueren hatten, aber eben auf diesem schmalen Streifen lag das schwerste feindliche Feuer. Eine Kompanie verlor bei den wenigen Sprüngen hinüber die Hälfte ihrer Männer; sie war versehentlich unmittelbar gegenüber einem schwer bestückten Stützpunkt an Land gekommen, der erst genommen werden konnte, nachdem ein Flakschiff, dabei fast aufbrummend, dicht an das Ufer herangefahren war und das deutsche Bollwerk aus allen Rohren mit Feuer überschüttet hatte.

Als das nächste Regiment (Regiment de la Chaudière) landete, bekam es nur noch Feuer von einzelnen Schützen. Die Panzer hatten zwei Ausgänge geöffnet, die Sturmtruppen drangen in das Städtchen und meldeten 10.30 Uhr, dass es vom Feinde frei sei. Die nachrückenden Truppen wurden jedoch am südlichen Orts-

ausgang von Maschinengewehren und 8,8-cm-Kanonen, die die Strasse nach Beny-sur-Mer mit Tiefenfeuer bestrichen, aufgehalten, und erst nach zweistündigem Kampf konnte dieser Widerstand gebrochen werden. Jetzt aber war das Verkehrsdurcheinander in dem Städtchen, wo sich die Fahrzeuge immer mehr stauten, akut, denn der Divisionskommandeur hatte, in Unkenntnis von dem Gefecht, die Landung der Reservebrigade befohlen. Ihre 3 Bataillone gingen 12.30 Uhr an Land, aber Strand und Strassen waren so verstopft, dass sie sich erst 15.00 Uhr nach Süden in Bewegung setzen konnten. Inzwischen waren auch die Chaudières durch das 3 Meilen entfernte Bény vorgerückt. Aber die in der Mittagszeit verlorenen kostbaren Stunden konnten nicht mehr gutgemacht werden.

Bei Einbruch der Dunkelheit war nur 1 Bataillon der Reservebrigade zum Kampf eingesetzt worden, und die vordersten Truppen standen fast 7 Meilen im Landinnern. Einige kanadische Panzer waren sogar bis zur Strasse Caen-Bayeux vorgestossen, mussten aber zurückgezogen werden, weil die Infanterie nicht zu folgen vermochte. Dass das für den X-Tag gesteckte Ziel nicht erreicht wurde, hatte im Grossen und Ganzen seine Ursache nicht so sehr im feindlichen Widerstand an der Front wie vielmehr in den Verkehrsstockungen am Strand und in Bernières, und sie wieder waren die fast unvermeidliche Folge des stürmischen Wetters, das die Landungen verzögerte und die rechtzeitige Beseitigung der Unterwasserhindernisse unmöglich machte, so dass sich die wrackten Landungsfahrzeuge auf dem schmalen Vorstrand stapelten. Unter solchen Umständen ist, was die Kanadier am X-Tag erreichten, sehr beachtlich, ja sie kamen weiter vorwärts als jede andere Sturmdivision. Bei Anbruch der Nacht waren sie auf Sichtweite an Caen herangekommen, 2 Bataillone auf 3 Meilen an die nordwestliche Vorstadt. Auf dem rechten Flügel hatte die 7. Brigade mit der 50. Division Verbindung aufgenommen, wodurch sich der Landekopf auf 12 Meilen Länge und 6 bis 7 Meilen Tiefe erweiterte. Am linken Flügel jedoch hielt der Feind zwischen der kanadischen 3. und der britischen 3. Division noch einen Geländestreifen besetzt.

Als sich am Morgen des 6. Juni die Flottengruppe, die die britische 3. Division nach Frankreich trug, auf der Höhe der Ornemündung versammelte, war die Haupt Sorge Konteradmiral A. G. Talbots, ihres Befehlshabers, nicht das Wetter, sondern die 40,6- und 28-cm-Kanonen von Le Havre. Der Ankergrund lag durchaus in ihrem Schussbereich, aber sie schwiegen. Tatsächlich war die schwere Batterie nach einem Angriff britischer Bomber einige Tage vorher ausser Gefecht gesetzt worden, während die andere wegen Versagens des Radargeräts und aus der Luft eingenebelt nicht zielen konnte. Bei Tagesanbruch jedoch kamen aus der Nebelwand 3 Schnellboote hervor, lancierten ihre Torpedos und machten sich wieder davon. Zwei Geschosse liefen zwischen den Schlachtschiffen ‚Warspite‘

und ‚Ramilies‘ hindurch, ein anderes versenkte einen norwegischen Zerstörer, und ein viertes glitt unter dem Bug des Flaggschiffs Talbots hindurch, wo sich der gemeinsame Gefechtsstand aller Waffengattungen für den Abschnitt Sword befand.

Die Boote warteten die Wirkung nicht ab. Nachdem sie hinter dem Nebelschirm verschwunden waren, sah die Invasionsarmada von der deutschen Flotte den ganzen Tag nichts mehr. Die Verbündeten hatten einige selbstmörderische Angriffe erwartet, aber Patrouillen des Küstenkommandos, die den Kanal weit und breit abstreiften und in der Nordsee aufklärten, sichteten weder Überwasserfahrzeuge noch Unterseeboote.

Ungestört vom Feind richteten die Kriegsschiffe ihren verheerenden Feuerhagel auf den Strand westlich der Orne und auf schwere Küstenbatterien östlich der Mündung. Bald nach der Morgendämmerung gesellten sich der Schiffsartillerie Fliegende Festungen und Liberators zu, abgelöst von mittelschweren Kampfflugzeugen und Jagdmaschinen, die entlang der Küste nach Anzeichen feindlicher Bewegungen suchten. Zwei Stunden lang ging auf den Sword-Abschnitt das schwerste Feuer des Tages nieder, zusammengefasst auf die Front einer Brigade, einen 3 Meilen langen und $\frac{1}{2}$ Meile tiefen Küstenstreifen.

Für die Luftlandetruppen bei den Ornebrücken, die auf Verstärkung über See warteten, war das Gedröhn des Bombardements süsse Musik. Sie befanden sich hart jenseits des Teppichs, 3 Meilen von dem bebenden Ufergelände entfernt. Als die ersten Kampfflugzeuge herankamen, war es noch dämmerig, aber die wütenden Blitze des Mündungsfeuers und der Geschoss- und Bombeneinschläge beleuchteten das Land taghell. Der Boden zitterte unter den Füßen. In den letzten fünf Minuten vor Y-Zeit stiegen das Donnern der Abschüsse, das Heulen und Krachen der Granaten und das Gerör der Raketen zu einem Fortissimo an, als wollten Himmel und Erde bersten.

Hinter diesem Feuerschirm landete die britische 8. Brigade zum Angriff, voran Amphibienpanzer und Boote mit Panzer-Sturmgruppen. In der schweren See und bei der schlechten Sicht wurden 2 Amphibienkampfwagen von Panzer-Landungsfahrzeugen gerammt und sanken. Eine knapp davor niedergehende Raketensalve hatte, ohne Schaden anzurichten, die gute Wirkung, die Landungsfahrzeuge zur Kursänderung zu zwingen. Trotz solchen Zwischenfällen, die verhältnismässig geringe Verluste verursachten, liefen von 25 ausgehievten Amphibienpanzern 21 zusammen mit andern Spezialpanzern an der Spitze der Artillerie-Landungsfahrzeuge wohlbehalten in dem Augenblick auf den Strand, wo, um 07.30 Uhr, die Infanterie aus den Booten vorbrach.

Unter dem Feuerschutz der Panzer wurde in Queen White der Vorstrand

schnell von den Hindernissen geräumt, und das I. Bataillon der South Lancashires stürzte sich in das Netzwerk der Dünenbefestigungen. In einer Stunde waren für die Panzer drei Ausgänge frei. Um 09.30 Uhr war Hermanville genommen, und die stürmenden Truppen erblickten ihr Ziel, die Höhe von Périers. Die aber wurde von Infanterie und Pak der 21. Panzer-Division besetzt gehalten, und als die 8,8-cm-Kanonen die britischen Panzer wieder in den Ort zurücktrieben, blieb der Infanterieangriff liegen. Gleichzeitig war das II. Bataillon der East Yorkshires in Queen Red in einen erbitterten Kampf von Stützpunkt zu Stützpunkt verwickelt, und der Strand war erst frei vom Feuer kleiner Waffen, als ein Kommando die Westecke von Quistreham genommen hatte.

Während sich die Sturmbataillone landeinwärts vorkämpften, suchten die Panzer-Sturmgruppen mehr Ausgänge zu öffnen, denn der Strand wurde von Minute zu Minute überfüllter und schmaler, weil der Wind die Flut höher hinauftrieb als erwartet, so weit, dass es den Pionieren kaum möglich war, die Unterwasserhindernisse wegzuräumen, ehe das zweite Treffen anlandete. Sie konnten sie nur weniger gefährlich machen, und als Hochwasser eingetreten war, schwammen die Männer umher, um die Hindernisse von den oben angebrachten Minen und Granaten zu ‚entlausen‘. Das verringerte zwar die Verluste, aber die Boote mussten sich immer noch so gut sie konnten zum Ufer schlängeln, zwischen den Hindernissen hindurch oder über sie hinweg, an den Wracks von Landungsfahrzeugen und Panzern vorbei, die den Vorstrand übersäten, und um die Motorschütze herum, die von den Untiefen her feuerten.

Als die Stauung am schlimmsten war, begannen die Deutschen den Strand mit einer Genauigkeit unter Artilleriefeuer zu nehmen, die sich nur daraus erklären liess, dass sie sich nach den zum Schutz der Schiffe gegen Sturzbomber aufgestellten Sperrballons richteten. Sie wurden 11.30 Uhr freigelassen, und danach war das feindliche Feuer weniger wirksam, doch war um die Mittagsstunde das Verkehrsdurcheinander so schlimm, dass bis zu seiner Entwirrung weitere Landungen unterbleiben mussten. Die Brigade des zweiten Treffens war schon an Land, aber die Reservebrigade konnte erst am Nachmittag folgen.

Der Vormarsch verzögerte sich jedoch weniger infolge ausbleibender Infanterieverstärkungen, als deshalb, weil es zwei oder drei Sturmbataillonen am Drang nach vorn fehlte. Lange vor Mittag schon hatte der Angriffsdruck merklich nachgelassen. Es fehlte den Männern der 3. Division an der Erfahrung der Verbände, die in Sizilien und in Italien gelandet waren, und viele von ihnen trafen seit Dünkirchen das erstemal wieder auf die Deutschen. Seitdem hatten sie an der Heimatfront alle Sorgen, Ungewissheiten und Enttäuschungen der vier Jahre des

Wartens mit der Zivilbevölkerung geteilt. Monate vor der Invasion hatten sie gewusst, dass sie zu einer Sturmdivision des grossen Angriffs über den Kanal gehören würden. Mit diesem kommenden Ereignis hatten sich ihre Gedanken zu lange beschäftigt; sie hatten jede Art der feindlichen Abwehrlagen und Waffen studiert und waren in endlos sich wiederholenden Übungen auf den kritischen Augenblick der Landung vorbereitet worden. Sie hatten sich für diese Stunde gewappnet, aber immer war ihr Augenmerk auf den Streifen Sand gerichtet worden, der vor ihnen liegen würde, wenn die Rampen der Landungsfahrzeuge hinuntergingen. «Wie man es auch versuchte, in den Tagen der Vorbereitung konnte man seine Vorstellungen nicht von dem grossen Sturmangriff losreissen.» Man hatte sie unterrichtet, dass man, sobald der Strand genommen sei, in den Wäldern und Obstgärten dahinter sammeln und zu den eigentlichen Angriffszielen vorstossen werde, aber für sie kam es allein auf den Kampf auf dem Vorstrand an. Dies würde die entscheidende Zeitspanne sein, während deren das Leben hoch im Kurse stand.

In Wirklichkeit nun war alles viel weniger schrecklich, viel weniger opferreich als erwartet. Der Sturmangriff blieb hinter dem zurück, was ihnen gesagt worden war und was ihre Phantasie erblickt hatte. Viele waren durch die Strandbefestigungen hindurch, ehe sie sich darüber klar wurden, und nun neigten sie instinktiv dazu, sich einzugraben, sich festzusetzen und das gewonnene Gelände gegen den starken Gegenangriff zu verteidigen, der sicher kommen würde. Unter allen diesen Umständen war es nicht unnatürlich, dass die 8. Brigade während der Sammelpause nach dem Kampf um die Strandlinie den Schwung verlor, ehe die folgenden Bataillone den Angriff weitertragen konnten.

Bis zu einem gewissen Grade war dieser Defensivkomplex ein Erbe der Ausbildung der 3. Division. Ihr Kommandeur, Generalmajor T.G. Rennie, ein starrköpfiger und tüchtiger Schotte, der sich von Alamein bis Sizilien ausgezeichnet hatte, war zur Planung und Durchführung des Sturmangriffs bestens geeignet, aber es widersprach seinem Temperament, seine Männer zu schneller Ausnutzung jedes Vorteils anzuspornen. Der Brigadekommandeur, Brigadier E.E.E. Cass, war bis zur Schwerfälligkeit unerschütterlich, ein ‚Bulldog-Typ‘, der zu packte und festhielt, aber in der Rolle der Verfolgung fehl am Platze war. Die Natur beider Männer hatte sich unvermeidlicherweise ihren Truppen aufgeprägt, die schon bei den Übungen dieselbe Neigung gezeigt hatten, sich vorzeitig einzugraben. Crocker hatte alles getan, diese Eigenheiten aus der 3. Division herauszubringen, doch sie sasssen zu tief.

Den ganzen Vormittag war das Bataillon des East-Yorkshire-Regiments in schwere Kämpfe verwickelt, aber die beiden andern Bataillone der Brigade schei-

nen übervorsichtig gewesen zu sein. Nach der leichten Einnahme Hermanvilles gruben sich die Truppen ein, statt auf die Höhe von Périers, die gedachte Absprungbasis der 185. Brigade, vorzugehen. Das Reservebataillon (das I. des Suffolk-Regiments) machte bei der Erfüllung seines Auftrags, Colleville und 2 Stützpunkte nahebei (mit den Decknamen ‚Morris‘ und ‚Hillman‘) zu nehmen, nur langsame Fortschritte, obwohl es auf keinen entschlossenen Verteidiger stiess. Als die Artillerie den einen Stützpunkt unter Feuer zu nehmen begann, ergab sich die 67 Mann starke Besatzung. Der ganze Abschnitt war so gründlich von Bombern und Schiffsartillerie zertrommelt worden, dass die Verteidiger noch völlig benommen waren und am späten Vormittag Kommandos der 1. Spezialbrigade und Brückenpioniere geradeswegs durch Colleville an die Orne vorstiegen und sich 13.30 Uhr mit der 6. Luftlandedivision vereinigten. Aber es vergingen weitere acht Stunden, ehe Infanterie-Einheiten der 3. Division es fertigbrachten, nach Benouville vorzudringen und die Fallschirmjäger zu entlasten.

östlich der Orne war der Brückenkopf der Luftlandetruppen während des ganzen Vormittags Erkundungsvorstössen ausgesetzt gewesen. Panzerpatrouillen hatten sich bereits um 07.00 Uhr Ranville genähert, waren aber von einem Pakriegel südlich des Dorfes aufgehalten worden. Gales Bataillone waren durch Verluste beim Absprung so geschwächt worden, dass er sich die Bereinigung der Küste zwischen Orne und Dives durch die Kommandos nicht leisten konnte. Er musste mit schwereren Angriffen von Kräften der 21. Panzer-Division rechnen, durfte aber hoffen, zusammen mit den Kommandos den Brückenkopf östlich der Orne halten zu können. Die Lage auf dem Westufer jedoch, an Rennies Front, verlangte schnelles Vorgehen auf das Hauptziel Caen.

Rennie hatte dazu die 185. Brigade bestimmt. Das II. Bataillon des Regiments King's Shropshire Light Infantry sollte auf Panzern des Regiments Staffordshire Yeomanry auf der direkten Strasse von Hermanville nach Caen vorstossen, während die andern Bataillone, das II. der Warwicks rechts und das I. der Norfolks links, die Flanken bereinigen und den Korridor sichern sollten. Vor 11.00 Uhr waren die drei Bataillone planmässig in Obstgärten nördlich von Hermanville versammelt. Aber die Panzer und die schweren Infanteriewaffen waren noch in das Verkehrsdurcheinander am Strand verstrickt, während das Bataillon der Warwicks in der Flanke des Versammlungsraums mit den Deutschen bereits in ein Gefecht verwickelt wurde und die 8. Brigade noch immer weder die Höhe von Périers angegriffen, noch den südwestlich von Colleville gelegenen Stützpunkt ‚Hillman‘ genommen hatte, der zwischen den Vormarschwegen der Shropshires und der Norfolks lag.

Unter diesen Umständen ohne Panzer vorzugehen, konnte nicht verantwortet werden. Nach einigem Zögern der Unentschlossenheit und somit neuem Zeitverlust befahl der Brigadekommandeur, dass das Bataillon der Shropshires die Hauptstrasse Hermanville – Caen zu Fuss hinuntermarschieren, die Panzer sie möglichst bald aufnehmen und die Norfolks auf einer Parallelstrasse vorrücken sollten, sobald die Suffolks ‚Hillman‘ genommen haben würden.

Eine letzte Chance war geblieben, Caen doch noch an diesem Tag zu nehmen, denn die 21. Panzer-Division war bis jetzt noch nicht in Stärke aufgetreten. Teile von ihr lagen seit dem Morgen beiderseits der Orne mit der 6. Luftlandedivision im Kampf. Aber wo war die Masse der Panzer? Die Luftaufklärung hatte 09.45 Uhr ungefähr 60 Panzer südöstlich von Caen festgestellt, doch ohne Anzeichen einer bestimmten Bewegung. Um 12.15 Uhr meldete die Luftaufklärung Panzer nördlich von Caen, gab aber keine Einzelheiten. Wieviel waren es? Was plante die Division? Das waren die sorgenvollen Fragen, als sich das Bataillon der Shropshires zu seinem einsamen und ungewissen Marsch die Hauptstrasse nach Caen hinunter in Bewegung setzte.

Fünfzehntes Kapitel **Der erste Abend**

Seit dem Sommer 1942 hatten sich die Deutschen darauf vorbereitet, einer Invasion über den Kanal entgegenzutreten und sie zurückzuwerfen, und doch sahen sie sich dem Landungstag ohne klare, feste Befehlsverhältnisse und ohne einen bestimmten Plan gegenüber. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Rommel und Geyr über den Einsatz der Panzerreserven war noch nicht durch die eine oder die andere Entscheidung beigelegt. Im Abschnitt der Heeresgruppe B, zwischen Loire und Zuidersee, lagen 6 Panzerdivisionen in Reserve. Sie unterstanden der Panzergruppe West des Generals Geyr v. Schweppenburg, nicht aber operativ. Hitler hatte 3 dieser Divisionen zu taktischem Einsatz Rommel zugeteilt: die 21. Panzer-Division rund um Caen, die 116. Panzer-Division beiderseits der Seine und westlich von Paris und die 2. Panzer-Division bei Abbeville. Ende Mai war ein neues Generalkommando eingetroffen, das 47. Panzer-Korps, dem diese 3 Divisionen unterstellt wurden und das in der Übernahme begriffen war, als die Invasion begann.

Die übrigen Panzerverbände nördlich der Loire – die Panzer-Lehrdivision im Raum Chartres – Le Mans, die 12. SS-Panzer-Division bei Evreux und die 1. SS-Panzer-Division dicht bei Antwerpen – standen unter dem Befehl des von Obergruppenführer Sepp Dietrich mit dem Hauptquartier in Rouen geführten 1. SS-Panzer-Korps. Diese 3 Divisionen hielt v. Rundstedt in operativer Reserve, aber er hatte strikten Befehl, über sie ohne Genehmigung des OKW, also Hitlers, nicht zu verfügen.

Durch diese Teilung von Befehlsgewalt und Stärke beraubte Hitler seine Streitkräfte im Westen einer angemessenen taktischen wie operativen Reserve. Bei dem Versuch, zwei Pläne miteinander auszugleichen, verlor er die Vorteile beider und hinterliess bei den Befehlsstellen ein tiefes Gefühl der Ungewissheit und Unsicherheit darüber, welcher Plan verfolgt werden solle, wenn die Stunde kam. So war dem Kommandeur der 21. Panzer-Division, General Feuchtinger, unbekannt, ob seine Division im Falle einer Landung zwischen Seine und Cherbourg unter das Kommando des LXXXIV. Infanterie-Korps, des XXXXVII. Panzer-Korps oder der Panzergruppe West treten würde.

Im Falle Feuchtingers kam eine zweite Komplikation hinzu, die sich aus dem Versuch ergab, einen Verband zwei Zielen dienstbar zu machen. Er hatte die

Weisung, bei einer Landung im Abschnitt der Orne mündung bestimmte Teile seiner Division sofort automatisch an andere Kommandos abzugeben, und zwar seine beiden vordersten Infanterie-Bataillone und seine Pak-Abteilung an die 716. Division und seine Flak-Abteilung an das Flak-Kommando in Caen. So blieb ihm, wenn er auch in Erfahrung brachte, unter welchem Generalkommando er zu operieren hatte, nur eine unausgeglichene Rumpfeinheit, denn es fehlte dann seinen Panzern an entsprechender Flak zur Deckung gegen Angriffe aus der Luft und seiner Infanterie an genügender Pak zum Schutz gegen Panzerangriffe. Das Ergebnis war, dass man genau so, wie die operativen Reserven vermindert worden waren, um taktische Reserven zu schaffen, wiederum von diesen Kräften abgeschnitten hatte, um die Küstenverteidigung auszulagern.

Der Mangel an einem abgestimmten Plan und einer straffen Befehlsgliederung für die Panzerreserven hatte am Tag der Invasion umso schlimmere Folgen, als sich drei der fünf deutschen Oberbefehlshaber, die von der Landung am stärksten betroffen wurden, bei Beginn der Invasion nicht in ihren Hauptquartieren befanden und den beiden, die zur Verfügung standen, durch höheren Befehl die Hände gebunden waren. Rommel weilte in Heerlingen bei Ulm; Generaloberst Dollmann leitete von Rennes aus eine Übung gegen eine Landung in der Bretagne; und Dietrich war in Brüssel. Nur v. Rundstedt und Geyr standen auf dem richtigen Platz, aber Geyr hatte keine operative Befehlsgewalt, und v. Rundstedt durfte ohne Genehmigung des OKW über die operativen Reserven nicht verfügen.

So stand es um die deutschen Befehlsverhältnisse in Frankreich, als Feuchtinger am 6. Juni kurz nach 01.00 Uhr die Meldung erhielt, dass im Gebiet von Troarn Fallschirmtruppen abgesprungen seien. Die Meldung wurde sofort an Rommels Hauptquartier weitergegeben, und Feuchtinger setzte gemäss der ihm gegebenen Weisung seine beiden vordersten Infanterie-Bataillone gegen die Luftlandkräfte beiderseits der Orne ein. Als vor Tagesanbruch Luftlandungen auch südlich von Caen gemeldet wurden, beauftragte Feuchtinger seine Aufklärungsabteilung, die dortige Lage zu bereinigen, aber seine Panzer waren in den Stunden der Dunkelheit, während deren sie unbehindert von Falaise nach Caen hätten marschieren können, zur Bewegungslosigkeit verurteilt, weil von der Heeresgruppe B kein Befehl über ihren Einsatz vorlag. Speidel jedoch zögerte, es allein auf sich zu nehmen, die Panzerreserven in Marsch zu setzen, bevor zu erkennen war, wo die Hauptlandung von See zu erwarten sei. Nach einem Telefongespräch mit Rommel in Heerlingen ermächtigte er schliesslich 06.45 Uhr die 7. Armee, die 21. Panzer-Division im Gebiet von Caen einzusetzen. Da aber die Nachrichtenverbindungen zerrissen waren, vergingen weitere zwei Stunden, ehe Feuchtinger

von Marcks' LXXXIV. Korps, dem er nun unterstand, einen Operationsbefehl erhielt. Inzwischen hatte er aus eigenem Entschluss eine Kampfgruppe mit Panzern gegen die britischen Luftlandtruppen östlich der Orne in Marsch gesetzt. Da wurde der Brennpunkt des deutschen Alarms nach Westen abgelenkt.

Um 09.25 Uhr meldete Marcks dem Stabschef der 7. Armee, Pemsel, dass «die Lage auf dem linken Orneufer bedrohlich» sei. «Feindliche Panzer» seien «bereits bei den Artilleriestellungen» aufgetaucht. «LXXXIV. A.K. hat keine schnellen beweglichen Reserven mit panzerbrechenden Waffen.» Marcks forderte die sofortige Entsendung der 12. SS-Panzer-Division in das Gebiet westlich von Caen, da die 21. Panzer-Division bereits östlich der Orne gebunden sei. Pemsels Antwort ist im Telephonatagebuch der 7. Armee nicht verzeichnet, aber die 12. SS-Panzer-Division war gemäss Jodls Befehl, abzuwarten, offiziell natürlich noch unbeweglich. Zum Teil dem zuwider hatte v. Rundstedt die Hälfte der Division bereits an die Küste von Lisieux geworfen, wo sie den Fallschirmjägern und einer gemeldeten Landung von See bei Deauville entgegentreten sollte. Ausreichender Luftaufklärung beraubt, wusste er nicht, wie weit sich die feindliche Drohung ostwärts erstreckte, und die zeitliche Staffelung der Landungen von West nach Ost liess ihn vermuten, dass weitere Angriffe noch näher an Le Havre heran folgen würden, das zur Stunde unter dem Feuer britischer Kriegsschiffe lag.

Da Marcks die Verstärkung durch die 12. SS-Panzer-Division versagt war, blieb ihm nichts übrig, als die 21. Panzer-Division ihren Angriff östlich der Orne abbrechen zu lassen und sie über den Fluss zu ziehen, um die zwischen Caen und Bayeux schnell zerbröckelnde Front wiederherzustellen. Der Befehl dazu ging kurz nach 10.30 Uhr hinaus, und so erhielt Feuchtinger endlich, neun Stunden nach der Meldung über die Fallschirmtruppenlandungen bei Troarn, die ersten Befehle über den Einsatz seiner Panzer, aber sie kamen zu spät, ihre volle Kampfkraft geltend zu machen. Die Hälfte seiner Infanterie und ein Teil seiner Aufklärungsabteilung und seiner Sturmgeschütze waren zu tief in die Schlacht östlich der Orne verstrickt, als dass sie hätten herausgezogen werden können. Das Beste, was er tun konnte, war, die Masse seiner Panzer westwärts zu ziehen, aber ihre Bewegung wurde von Bombern und Schiffsartillerie gestört.

Es wurde fast 15.00 Uhr, ehe Feuchtingers Panzer-Regiment von Caen in zwei Kolonnen der Küste zumarschierte. Auch jetzt noch war der Spielraum seines Gegenangriffs durch die Knappheit an Infanterie begrenzt. Von seinen beiden Bataillonen, die bei Tagesanbruch westlich der Orne standen, lag eines seit dem Morgen bei Benouville mit der 6. Luftlandedivision im Kampf. Seine Pak-Abteilung, die mit ihren 8,8-cm-Kanonen die Höhe bei Périers besetzt und dort zwi-

schen der Küste und Caen eine starke Sperre gebildet hatte, war vor der Morgendämmerung unter das Kommando der 716. Infanterie-Division gekommen und hatte Befehl erhalten, weiter nach Westen zu rücken. Konzentriert, wie sie von Feuchtinger eingesetzt worden war, hätte die Abteilung die britische 3. Division nahe dem Strand abdämmen können; zerstreut verflatterte ihre Feuerkraft. Einige ihrer Kanonen hatten die Kanadier aufgehalten, aber von den ursprünglichen 24 Geschützen waren auf der Höhe bei Périers nur noch 3 in Stellung, als das Shropshire-Bataillon der britischen 185. Brigade unter Oberstleutnant F.J. Maurice kurz nach 13.00 Uhr zu seinem Vorstoss auf Caen antrat.

Das Bataillon und eine Panzerkompanie drangen, an dem von der Höhe kommenden Artilleriefeuer vorbei, dreist nach Süden vor, aber die etwas später folgenden Panzer gerieten in schweren Beschuss, und Maurice musste eine Kompanie gegen ein paar Kanonen einsetzen, die die Strasse unter Feuer hielten. Sie nahm die Batterie vom Rücken her, und um 16.00 Uhr rückten Panzer und Infanterie durch Bieville, 5 Meilen im Landinnern und nur noch 3 Meilen von der Nordvorstadt Caens entfernt.

Als sie voller Hoffnungen Bieville hinter sich liessen, wurden sie von Westen her von 24 deutschen Panzern angegriffen. Nach lebhaftem Gefecht wurde der Feind, der 5 Panzer verlor, von den Yeomanry-Panzern unter Miteinsatz einiger motorisierter Paks abgewehrt. Nach einer knappen Meile aber geriet die vorderste Infanterie-Kompanie unter starkes Feuer von der dicht bewaldeten Höhe bei Lebissey quer vor der Strasse. Der Kompanieführer fiel, und es zeigte sich bald, dass mindestens 1 Bataillon erforderlich war, diese Stellung zu nehmen. Das aber konnte sich Maurice solange nicht erlauben, wie mit einem neuerlichen Flankenangriff von Teilen der 21. Panzer-Division zu rechnen war.

Das Bataillon war nun auf sich gestellt; das Bataillon der Norfolks hatte sich verspätet, weil das Bataillon der Suffolks mit ‚Hillman‘ nicht fertigwerden konnte. Schliesslich sollte dieser Stützpunkt nach gründlicher Feuervorbereitung gestürmt werden. Das war in einer Stunde, wo alles fast ohne Rücksicht auf Verluste auf schnelles Handeln ankam, ein Luxus, den sich die Angreifer nicht erlauben konnten, wollten sie die Initiative nicht aus der Hand geben, die wiederzugewinnen mehr Menschenleben kosten würde, als jetzt durch Vorsicht vielleicht gespart wurden. So verging der Nachmittag mit den Vorbereitungen des Sturms auf ‚Hillman‘, und es wurde 20.15 Uhr, ehe der letzte Widerstand des Stützpunktes erloschen war. Zwar waren bei dem Sturm nur 7 Mann gefallen und 25 verwundet worden, aber die Norfolks hatten bei dem Versuch, am Nachmittag an dem Stützpunkt vorbeizukommen, einen Verlust von 150 Mann erlitten, und

als das Bataillon endlich durch war, war es zu spät, die Shropshires einzuholen. So besetzte es eine waldige Höhe nordöstlich von Bieville, von wo es aber den Vorstoss des Bataillons der Shropshires nicht unterstützen konnte, so dass den Deutschen Zeit blieb, sich auf der Höhe von Lebisey einzurichten.

Maurice festigte seine Stellung bei Bieville. Der kühne Vorstoss seines Bataillons auf Caen hatte das Ziel nicht erreicht, aber die Einnahme der Stadt am X-Tag war nur eine äusserste Möglichkeit gewesen, und das Wetter hatte den Feind begünstigt. Alles in allem war es ein Glück, dass die Unentschlossenheit des deutschen Oberkommandos die Schwierigkeiten und Verzögerungen am Strand mehr als aufwogen. Die Stauungen am Gestade hatten die rechtzeitige Landung der 9. Brigade und ihre schnelle Bewegung landeinwärts verhindert, zudem war ihr Kommandeur durch ein verirrtes Werfergeschoss verwundet worden. Als seine Bataillone am späten Nachmittag gefechtsbereit waren, wurden sie dringend zur Deckung der westlichen Divisionsflanke gebraucht. Dort waren die Marinekommandos bei ihrem Versuch, das Gebiet zwischen Crockers beiden Landeköpfen zu bereinigen, bald aufgehalten worden, und das Äusserste, was Rennies Division am Abend des X-Tages erreichen konnte, war die Sicherung der gefährdeten Flanke als einer Defensivfront. Zwischen ihr und den Kanadiern reichte der Streifen des noch vom Feind gehaltenen Geländes geradeaus bis zur See.

In diese Lücke tasteten sich zur Zeit des Rückschlags bei Bieville eine Gruppe von 50 Kampfwagen und 1 Infanterie-Bataillon der deutschen 21. Panzer-Division vor. Ihr rechter Flügel wurde unter dem Verlust von 6 Panzern bald aufgehalten, als er in Schussweite der Pak auf der Höhe von Périers kam, die jetzt fest in britischer Hand war, aber weiter westlich gelang es einer Infanterie-Kompanie und einem halben Dutzend Panzern, durchzuschlüpfen. Gegen 20.00 Uhr hatte diese kleine Streitmacht bei Luc-sur-Mer die Küste erreicht und fand die Verteidigungsanlagen auf 2 Meilen nach Osten noch unversehrt. Konnten sie verstärkt und gehalten werden, so liess sich zwischen beide Landeköpfe ein Keil treiben, und es schien möglich, die britischen Kräfte hinauszuerwerfen, die im Ornetal gelandet waren. Die Deutschen erfassten die Bedeutung dieses Korridors schnell und waren schon dabei, seine Möglichkeiten auszunutzen, als ihre Pläne durch ein unerwartetes Ereignis über den Haufen geworfen wurden.

Kurz vor 21.00 Uhr versammelten sich die Panzer zu einem Stoss entlang der Küste. Da liess sich vom Kanal her das entfernte Gedröhn Hunderter von Flugzeugen vernehmen. Sie kamen wie ein Schwarm Bienen heran. Mit 250 Schleppern und 250 Segelflugzeugen, geleitet von einer Schar von Jagdmaschinen, war dies die stärkste Kräfte Versammlung, die je zu einer Luftlandung aufgestiegen

war. Sie brachte die Masse der 6. Luftlandebrigade und Gales Artillerie und Aufklärungsregimenter einschliesslich ihrer leichten Panzer.

Als die Luftarmada die Küste überquerte, eröffnete die Flak aus den noch nicht genommenen Stützpunkten das Feuer. Die grossen, plumpen Lastensegler boten leichte Ziele, aber das Flakfeuer war unsicher, weil die Spitfires und Mustangs fast bis zu den Mündungen der Abwehrgeschütze herunterstiessen und sie mit Maschinengewehr- und Bordkanonenfeuer überschütteten. Ohne Schwanken flogen die Schleppmaschinen durch die feurigen Bänder der Leuchtpurgranaten. Stetig hielten die Segelflugzeuge hinter ihnen ihren Kurs, wurden ausgeklinkt, verhielten einen Augenblick schwebend, legten sich schräg in die Kurve, wendeten und glitten mit dem Seufzen des Windes an ihrer Holzhaut, fast Baumwipfel und Hausdächer streifend, auf die Äcker beiderseits der Orne nieder. Kaltblütigkeit und Fertigkeit der Piloten waren über jedes Lob erhaben. Von den 249 Segelflugzeugen, die die Küste überquerten (256 waren aufgestiegen, 1 Gleiter war zu Bruch gegangen und 6 hatten noch auf englischem Boden oder im Kanal notlanden müssen), ging nur eines nicht im Landeraum nieder, und dieses eine wurde abgeschossen.

Wie durch ein Wunder kamen sie durch das Flakfeuer, aber am Boden wartete auf sie ein schwereres Risiko. Die Deutschen nahmen die Landeräume sofort unter Artilleriefeuer, und mehrere Gleitflugzeuge gerieten beim Entladen in Brand, aber dank der Geistesgegenwart der Männer blieben die Verluste gering. Dieser Nachschub verdoppelte die Stärke der 6. Luftlandedivision und entlastete Gales erschöpfte Fallschirmjäger. Nun war kaum mehr daran zu zweifeln, dass die Briten die Flanke entlang der Orne halten konnten und halten würden.

Der Erfolg dieser kühnen Massenuftlandung von Gleitflugzeugen bei Tage war ein vielsagender Beweis für die Luftherrschaft der Alliierten und übte auf den Verlauf der Landschlacht tiefe psychologische Wirkung aus. Die Deutschen nördlich von Caen gerieten durch den Anblick des von Gleitern und Fallschirmen* bedeckten Himmels in übermässige Verwirrung und Besorgnis. Der geplante Stoss zur Küste erstarb, denn es schien den Truppen Feuchtingers, als wären die neuen feindlichen Kräfte quer über ihren Anmarschweg gelandet. Als sie sich von ihrer Überraschung erholt hatten, war es fast dunkel, und der nun in Gang kommende Angriff wurde lau und unsicher geführt. Eine Kolonne, die auf der Strasse Caen – Courseulles vorsties, geriet in einen kanadischen Hinterhalt und zog sich überrascht unter Verlusten zurück.

* Die Fallschirme trugen nur Vorratsbehälter und keine Männer, was die Deutschen nicht sofort erkannten.

Die ganze Nacht hielten sich Crockers Divisionen in Erwartung eines umfassenden Angriffs gefechtsbereit, lieb doch die Dunkelheit den Deutschen den Schutz, den ihnen die Luftwaffe nicht geben konnte. Dies war die Zeit zu einem starken Gegenangriff. Die Truppen lagen müde und weit verteilt in eilig hergerichteten Stellungen. Das Wetter hatte das Ausladen verzögert, und Panzer, Pak und Artillerie hatten nicht in der vorgesehenen Stärke nach vorn gebracht werden können. Die Front war dünn, und Lücken in ihr schrieten nach Ausnutzung. Aber die Deutschen waren nicht in der Lage, die Chance zu ergreifen, die diese Nacht ihnen bot – diese Nacht allein. Zu viel Stunden waren durch die Unschlüssigkeit der Obersten Führung vergeudet worden.

Hitlers Anordnung von 04.00 Uhr, die den Einsatz der strategischen Panzerreserve verbot, war nahezu 12 Stunden in Kraft. Sie wurde erst am zeitigen Nachmittag bei der üblichen Lagebesprechung mit seinem Stab aufgehoben, und erst um 16.00 Uhr erfuhr die 7. Armee, dass die 12. SS-Panzer-Division und die Panzer-Lehrdivision ihrem Oberbefehl unterstellt worden waren. Zu dieser Zeit war es für jede dieser Divisionen zu spät, in die Schlacht bei Caen einzugreifen. Trotzdem erging ein Befehl des OKW, der, Unmögliches verlangend, kurz vor 17.00 Uhr aus v. Rundstedts Hauptquartier die 7. Armee erreichte und dort folgendermassen aufgezeichnet wurde: «... weist auf Wunsch OKW hin, dass Gegner im Brückenkopf noch 6.6. abends vernichtet wird, da Befürchtung verstärkter Luftlandungen und Seenanlandungen besteht. Gemäss Befehl Generaloberst Jodl sind alle Truppen auf Einbruchstelle Calvados abzuziehen. Dortiger Einbruch muss heute noch bereinigt werden.» Pemsel antwortete, das sei unmöglich.

Es war leicht für Jodl, diesen grossartigen Befehl herauszugeben. Die Wirklichkeit sah anders aus. Die Masse der Panzerreserven zwischen Seine und Loire befand sich, zum Teil durch Hitlers persönliche Versäumnisse, immer noch mindestens einen Tagesmarsch vom Brennpunkt der Schlacht entfernt. Als Pemsel kurz nach Eingang jenes Befehls Speidel darauf hinwies, war die Antwort, «dass 21. Pz.-Div. ohne Rücksicht auf Eintreffen irgendwelcher Verstärkung sofort angreifen soll. OKW hat befohlen, dass trübe Wetterlage ausgenützt wird, um in Nacht 6. / 7. 6. das Heranführen der Reserven durchzuführen».

Selbst im Nachtmarsch jedoch konnte einzig und allein jene (von Oberführer Kurt Meyer befehligte) Kampfgruppe der 12. SS-Panzer-Division, die v. Rundstedt am Vormittag gegen Lisieux eingesetzt hatte, am Morgen des X-Tages plus 1 den Abschnitt Caen erreichen. Um 15 Uhr hatte Meyer Befehl erhalten, mit höchster Geschwindigkeit in das Gebiet von Evrécy, 9 Meilen südwestlich von Caen, zu marschieren, um «westlich anschliessend am 21. Pz.-Div. westl. Orne

eingebrochenen Feind ins Meer zu werfen und zu vernichten». Unterwegs wurden Meyers Fahrzeug- und Panzerkolonnen so oft aus der Luft angegriffen, dass sie durchschnittlich in der Stunde kaum 5 Meilen zurücklegten. Als sie um Mitternacht Evrécy erreicht hatten, waren die Brennstoffbehälter infolge der Ausweichmanöver, des langsamen Fahrens und des häufigen Haltens fast leer. Das Treibstofflager in Evrécy aber, mit dem Meyer gerechnet hatte, war aus der Luft zerstört.

Die Erfahrungen, die die 12. SS-Panzer-Division auf ihrem Marsch machen musste, waren typisch dafür, wie sehr der Feind an diesem Tage unter der Luft Herrschaft der Alliierten litt.

Die deutsche Luftstreitkraft war am X-Tag eine verbrauchte Waffe. Die Stärke ihrer Kampfflugzeuge war geringer als im September 1939, und die meisten Maschinen waren veraltet. Zu Beginn der Schlacht über England verfügte die Luftwaffe im Westen über 1'290 startbereite Bomber; zu Beginn des Unternehmens ‚Overlord‘ waren es in Nordfrankreich, Belgien und Holland deren 153. Seit Anfang 1944 war wegen der Bombardierung der deutschen Rüstungsindustrie dem Bau von Jägern überwältigender Vorrang gegeben worden. Am Vorabend der Invasion erreichte der Ausstoss einmotoriger Jagdmaschinen (mit 1'523 im Mai) den bisher höchsten Stand und stieg weiter, aber die Haupttypen waren überholt und die Frontstärke war geringer als ein Jahr vorher, weil die Verluste in Tagesgefechten über Deutschland die Fertigungszunahme verschlungen hatten. Am 1. Juni 1944, als die britische und die amerikanische Luftwaffe mehr als 5'000 von Grossbritannien aus operierende Jagdflugzeuge hatte, verfügte die Luftwaffe insgesamt über 1'789 Tagesjäger. An der Kanalfront waren 169 stationiert, aber nur 119 waren einsatzbereit.

Göring hatte beabsichtigt, starke Jagdkräfte von Deutschland nach Frankreich zu verlegen, sobald sich die Invasion als unmittelbar bevorstehend abzeichnen würde. Im Mai aber, als das OKW die Landung von Tag zu Tag erwartete, konnte nichts dergleichen unternommen werden, weil Mitte des Monats die amerikanische Luftoffensive gegen die Werke zur Herstellung synthetischen Benzins die stärkstmögliche Zusammenfassung der Jagdkräfte zur Abwehr verlangte. Zwei Wochen vor dem X-Tag war die Luftflotte 3 gezwungen, 6 ihrer besten Jagdgeschwader nach Deutschland zurückzuschicken. Anfang Juni war die Luftwaffe im Westen schwächer als zu irgendeiner Zeit in den vorangegangenen vier Jahren.

So konnte die interalliierte Luftherrschaft während der ersten achtundvierzig Stunden völlig ungehindert wirken, in welcher Zeit die Deutschen, wie Rommel wusste, die Invasionsschlacht am Strand gewinnen mussten, wollten sie sie nicht unwiderruflich verlieren.

Der Wert der interalliierten Luftherrschaft kann kaum überschätzt werden. Sie war von den Einzelfaktoren des Invasionserfolges ohne jeden Zweifel der wichtigste, durchdrang ihre Wirkung doch fast jeden feindlichen Plan und fast jede feindliche Operation. Strategie und Taktik der Deutschen, Befestigungen und Ausrüstung, Truppenverschiebungen und -Versorgung, seelische Verfassung und Kampfgeist, all dies wurde durch die Luftüberlegenheit der Verbündeten beeinträchtigt. Sie war im Kampf gegen die U-Boote, bei diesem wesentlichen Vorspiel zur Zusammenfassung der Kräfte für ‚Overlord‘, entscheidend gewesen; sie hatte die Invasionsbasis vor feindlichen Bombern und V-Waffen geschützt und dem Gegner die Erkundung der Vorbereitung zur Invasion und ihres Beginns unmöglich gemacht. Sie hatte die Verbündeten instandgesetzt, den Feind nicht nur zu überraschen, sondern auch irrezuführen. Der Täuschungsplan ‚Fortitude‘ hätte ohne die Technik der Radarfehlleitung und Funkstörung, die das Bomberkommando als einen Teil seiner Nachtangriffstaktik entwickelt hatte, niemals durchgeführt werden können, und die Anwendung dieser Technik gelang nur dank der hervorragenden Navigationsfertigkeit, die sich die Besatzungen der R.A.F. in der Schlacht über Deutschland erworben hatten.

Wieviel stärker der Atlantikwall gewesen wäre, wenn die Deutschen die geplanten Verstärkungen hätten ausführen können, ist nicht zu ermessen. Sicherlich wäre er in der Normandie ebenso furchtbar gewesen wie an der Strasse von Dover. (In seinem letzten Lagebericht vor dem X-Tag meldete Rommels Hauptquartier, dass die geplanten Verteidigungsanlagen im Abschnitt der 15. Armee zu 68 Prozent fertig seien, im Abschnitt der 7. Armee aber nur zu 18 Prozent.) Seit 1943 hatte sich Hitler jedoch gezwungen gesehen, Arbeitskräfte und Material zu Reparaturen an Fabriken und Verkehrslinien in Deutschland, an den V-Waffen-Rampen und Eisenbahnen in Frankreich und an den U-Boot-Basen von St. Nazaire bis Norwegen vom Bau des Atlantikwalls abzuziehen. Auch nachdem Rommel in die Befestigungsarbeiten am Kanal mit vorausschauender Phantasie neuen Schwung hineingebracht hatte, konnten seine Pläne nur teilweise verwirklicht werden, weil die Zerstörungen an den französischen Eisenbahnen den Transport erschwerten, und infolge der strategischen Luftangriffe auf das Reichsgebiet, denn diese führten dazu, dass Radarausrüstungen und Fliegerabwehrkanonen in Deutschland zurückbehalten wurden, die, in den Atlantikwall eingebaut, Luftlandungen an der Kanalküste als zu kostspielig hätten erscheinen lassen können.

Hinzu kamen schliesslich die Unterbindung des Verkehrs über die Seinebrücken, die ständig drohende taktische Isolierung des Schlachtfelds und die allgemeine Untergrabung des deutschen Kampfgeistes in Frankreich. Mit alledem verglichen, war die den Angriff unmittelbar vorbereitende Bombardierung der Kü-

stenanlagen vielleicht der geringste Beitrag der Luftstreitkräfte zum Erfolg der Landungen. Es ist richtig: die meisten schweren feindlichen Batterien wurden dabei zerstört oder vorübergehend ausser Gefecht gesetzt, und die mittelstarken Kampfflugzeuge der amerikanischen 9. Luftflotte trafen, unter der Wolkendecke fliegend, die Verteidigungsanlagen im Abschnitt Utah mit grosser Präzision, überall sonst aber war das Bombardement infolge des Wetters im Allgemeinen ungenau.

Selbst das fürchterliche Vorbereitungsfeuer der Schiffsartillerie beschädigte die Befestigungen weniger als man gehofft hatte, so dass Eisenhower dem interalliierten Stabskomitee meldete: «Im Allgemeinen waren die Küstenbefestigungen noch nicht zerstört, als unsere Männer ans Ufer kamen.»

In der Strandschlacht war der beherrschende und vielleicht entscheidende Faktor der kühne Einsatz der Spezialpanzer. Überall, wo sie verfügbar waren, entwickelte sich der Angriff trotz dem Fehlschlag der vorangegangenen Feuervorbereitung und trotz der schweren Behinderung durch das Wetter planmässig. Eisenhower meint: «Abgesehen von dem Faktor der taktischen Überraschung waren die verhältnismässig leichten Verluste, mit denen wir ausser in Omaha in allen Strandabschnitten davorkamen, den mit Erfolg eingesetzten neuen mechanischen Vorrichtungen zu danken und der niederschmetternden moralischen und mechanischen Wirkung der mit den ersten Angriffswellen gelandeten Panzermasse.»

Dieses Urteil wird vollauf bestätigt durch einen Vergleich zwischen dem Verlauf der Ereignisse in Omaha und in den andern Abschnitten. Wie schon dargelegt, erwies sich die Zerstörung der Verteidigungsanlagen in Omaha als so schwierig und verlustreich, weil die Infanterie die notwendige Unterstützung durch Panzer entbehren musste. Sie hätte sie aber wie überall sonst haben können, wenn die Amerikaner bereit gewesen wären, von ihren erfahreneren Verbündeten Rat und Hilfe anzunehmen.

In Bradleys Hauptquartier jedoch wurde Montgomerys Plan, mit Panzerunterstützung zu stürmen, als ein weiteres Beispiel britischen Mangels an Selbstvertrauen und britischer Neigung zur Überversicherung angesehen. Aber wenn in Omaha wie in Gold statt der Amphibienpanzer auch nur ein paar Dutzend ‚Krebse‘ zur Stelle gewesen wären und Ausgänge gebahnt hätten, hätten deutsche Kanonen und Minen der auf sich allein angewiesenen Infanterie nicht einen so schrecklichen Zoll abfordern können. Es brauchte 3'000 Mann Verluste in Omaha, die Amerikaner zu überzeugen, dass Tapferkeit allein nicht genügt.

Wieviel Menschenleben in anderen Abschnitten durch die britische Panzer-Division Hobarts erspart worden sind, kann niemand sagen, aber ohne die Spezialpanzer und die Taktik, sie an der Spitze zu landen, wäre der Angriff in

den britischen Abschnitten möglicherweise ebenso langsam vorangekommen und ebenso teuer zu stehen gekommen wie in Omaha, und bei Tagesende hätten sich die Verbündeten an so kärgliche Landeköpfe klammern müssen, dass sie den feindlichen Gegenangriffen kaum überall hätten standhalten können.

Die deutschen Verteidigungsanlagen beruhten auf der Theorie, dass der Atlantikwall den ersten Stoss abfangen und die Angreifer auf dem Strand oder dicht dahinter so lange in Schach halten werde, bis die Panzerreserven herankommen könnten, um den Feind in die See zurückzuwerfen, ehe er seine Panzerabwehrwaffen einzusetzen vermöchte. In Omaha hätte sich diese Theorie möglicherweise selbst bei ruhigem Wetter als richtig erwiesen, wenn die 12. SS-Panzer-Division, wie Rommel gewollt hatte, in naher Reserve gestanden hätte. An der Front der britischen 2. Armee aber stellte sich diese Annahme trotz der Nähe der 21. Panzer-Division als falsch heraus, weil die Spezialpanzer den Divisionen Dempseys einen schnellen Einbruch ermöglichten. Die vom Wetter verursachten Verzögerungen wurden ausgeglichen durch die Entschlusslosigkeit der deutschen Obersten Führung, und als der X-Tag zu Ende ging, hatte Dempsey noch die Initiative.

Am andern Ende der Invasionsfront, auf der Halbinsel Cotentin, spielten bei der schnellen Durchbrechung der Küstenbefestigungen die amphibischen Panzer eine höchst wichtige Rolle, doch waren hier Schnelligkeit und Tiefe des Einbruchs vor allem dem Entschluss zuzuschreiben, den Einsatz der beiden amerikanischen Luftlandedivisionen zu wagen. Die Leistung ihrer Fallschirmtruppen war ausserordentlich, denn sie erfüllten mit weniger als einem Drittel ihrer vollen Stärke im Allgemeinen ihren Auftrag.

Am Abend des X-Tages hatten sich die über See gelandeten Streitkräfte mit der amerikanischen 82. Luftlandedivision noch nicht vereinigt, aber nur eine halbe Meile trennte sie, und das VII. Korps beherrschte praktisch an einer Front von 5 Meilen nördlich der allgemeinen Linie des Kanals von Carentan das Gebiet zwischen Küste und Merderet. Westlich des Merderet hatten sich mehrere starke Gruppen der Division eingenistet, deren isolierte Positionen zwar von der Hauptmacht noch nicht fest in der Hand gehalten wurden, dem Landekopf aber eine weit grössere potentielle Tiefe gaben als die des tatsächlich besetzten Geländes.

In der rechten Flanke des Landekopfes war die amerikanische 4. Infanterie-Division nach Überquerung der Strandseen im Wesentlichen nordwärts vorgezogen, hatte aber weniger Fortschritte gemacht als erwartet und war noch 3 Meilen hinter der Zeittafel des X-Tages zurück. Doch die Grösse des besetzten Gebietes zählte wenig im Vergleich mit der Tatsache, dass starke Kräfte dort gelandet waren, wo die Deutschen eine Landung überhaupt nicht für möglich ge-

halten hatten. Durch Überflutung der Basis der Halbinsel und die Verlegung der 91. Infanterie-Division hierher hatte der Feind geglaubt, die Hintertür nach Cherbourg geschlossen zu haben, aber die Amerikaner waren durch Kamin und Seitenfenster eingestiegen.

Am Abend des 6. Juni waren die Verbündeten zwischen Vire und Orne an einer Front von 30 Meilen in Hitlers Festung eingebrochen. Der Feind war völlig überrascht worden, seine Küstenanlagen waren überwältigt, seine Luft- und Seestreitkräfte machtlos, und seine Panzerreserven waren unfähig gewesen, wirksam einzugreifen. Aber die Schlacht war keineswegs vorbei. Der Landekopf Utah war isoliert; es war nicht damit zu rechnen, dass sich die beiden amerikanischen Korps schon in den nächsten Tagen die Hand reichen würden; die Positionen hinter der Küstenlinie im Abschnitt Omaha waren schwach und unsicher; eine 7 Meilen breite Lücke klappte zwischen den verbündeten Armeen, eine zweite von 3 Meilen zwischen den Kanadiern und der britischen 3. Infanterie-Division; keines der für den X-Tag festgelegten Ziele war erreicht; die Sturmdivisionen waren in beträchtlicher Stärke an Land, aber infolge der schweren See waren die Ausladungen bereits 8 bis 12 Stunden hinter dem Zeitplan zurück; noch war es möglich, dass der Feind jetzt einen Gegenangriff unternahm, der zu einem schweren Rückschlag führen konnte.

Der unbekannte und so gut wie unberechenbare Faktor in dieser Lage war das Wetter. Am X-Tag hatte es sich als ein weniger ernstes Handikap erwiesen als Eisenhower bei seiner schicksalhaften Entscheidung 36 Stunden früher gefürchtet hatte, ja es hatte zum Gelingen der Überraschung beigetragen. Im Lauf des Tages hatte es sich gebessert, und der Abend war schön, aber die Meteorologen konnten nichts Verlässliches darüber sagen, ob es sich halten werde. Im bevorstehenden Wettlauf um Verstärkungen drohte das Wetter zu entscheiden. «Das war es», sagte Churchill später, «was über den Gedanken auch der Zuversichtlichsten wie ein Geier schwebte».

Indessen, die Gefahr lag in der Zukunft. Am Abend des 6. Juni hatten die Verbündeten bei einem Verlust von weniger als 2'500 Menschenleben einen eindrucksvollen Sieg errungen und die erste Phase dessen zustande gebracht, was Churchill mit Recht nannte: «die schwierigste und verwickeltste Operation, die jemals unternommen worden ist».

Sechzehntes Kapitel **Um die Festigung des Landekopfes**

Am Abend des 6. Juni war v. Rundstedt über Ausmass und Zweck des Angriffs der Verbündeten noch im Zweifel. Aber sein unbiegsames Denken blieb an die alte Theorie gebunden, dass wenigstens mit zwei breiten Landungen zu rechnen und die erste ein Scheinangriff sei.

Es war das einzige Mal, wo Hitler, v. Rundstedt und Rommel übereinstimmten: Dieser Angriff war ein Ablenkungsmanöver, um die deutschen Reserven westlich der Seine zu binden und dann zu dem Hauptangriff am Pas de Calais zu schreiten. Aus dieser Analyse schlossen sie, dass die Landungen auf Cotentin eine Ablenkung innerhalb der allgemeinen Ablenkung seien, ein Versuch, Cherbourg zu bedrohen und so die Aufmerksamkeit der Deutschen von der eigentlichen Gefahrenstelle, Caen, und dem letzten, wirklichen Ziel, der Seine, abzulenken. Dort sich mit den Kräften des Hauptangriffs zu vereinigen, sei die Aufgabe der jetzt gelandeten Truppen.

Um den nächsten Schlag zu begegnen, waren sie entschlossen, die 15. Armee nördlich der Seine zur Deckung der V-Waffen-Rampen und des kurzen Weges zum Ruhrgebiet stehen zu lassen. Eine der Divisionen der 15. Armee, die von Le Havre zum Ormetel in Marsch gesetzte 346. Infanterie-Division, hatte sich am X-Tag zum Übergang über die Seine angeschickt, aber sonst hatte die 15. Armee nur ein Bataillon Tiger-Panzer und ein Flakregiment abgegeben. Ihre taktischen Reserven, 5 Infanterie-Divisionen und 2 Panzer-Divisionen mit 300 Kampfwagen und Sturmgeschützen, mussten untätig und nutzlos stehenbleiben, wo sie standen. Die 7. Armee hatte sich mit den Landungen in der Westnormandie so gut wie allein auseinanderzusetzen, wenn ihr auch die operative Panzerreserve v. Rundstedts zugeteilt worden war: 5 Divisionen mit 658 Panzern und Sturmgeschützen. Von ihnen waren nur die 12. SS-Panzer-Division und die Panzer-Lehrdivision zur Hand; die 17. SS-Panzer-Division stand, 200 Meilen von Bayeux entfernt, südlich der Loire und hatte zudem keine Panzer; die 1. SS-Panzer-Division lag in Belgien, wo sie nach ihren erschöpfenden Kämpfen in Russland aufgefrischt wurde, und die 2. SS-Panzer-Division hatte von Toulouse einen Marsch von 600 Meilen durch ein Gebiet vor sich, das der Maquis unsicher machte.

Unter diesen Umständen befahl Rommel, die Amerikaner durch Infanterie-Divisionen abzuriegeln, die auf der Halbinsel Cotentin an Ort und Stelle standen

oder aus der Bretagne herangezogen werden konnten, und gleichzeitig mit einem Panzerangriff von Caen her die Briten in die See zurückzuwerfen. Damit wurde das I. SS-Panzer-Korps beauftragt. Dietrich sollte mit der 21. Panzer-Division und der 12. SS-Panzer-Division sofort losschlagen, ohne die Panzer-Lehrdivision abzuwarten, die sich am X-Tag erst um 17.00 Uhr in Bewegung gesetzt hatte und vor dem 8. Juni nicht eintreffen konnte, weil sie die 130 Meilen von Châteaudun auf der Strasse zurücklegte.

Als dieser Befehl am 6. Juni nach Einbruch der Dunkelheit bei der 21. Panzer-Division einging, erklärte Feuchtinger, dass jeder Angriff mit weniger als 3 Panzer-Divisionen fehlschlagen müsse, weil die Briten fast bis nach Caen vorgedrungen seien und starke Panzerabwehrstellungen errichtet hätten. Die 7. Armee schob diesen Einwand beiseite. Rommel hatte befohlen, am 7. Juni loszuschlagen und den Angriff bis zur Küste vorzutragen. Tatsächlich war die Erfolgsaussicht besser als Feuchtinger sich bewusst war. Die Lücke zwischen der britischen und der kanadischen 3. Division klaffte noch immer, und noch hielten starke Stützpunkte bei Douvres und an der Küste aus. Feuchtinger aber war nichts davon bekannt, weil die Verbindung mit den vorn befindlichen Truppen der 716. Infanterie-Division abgerissen war.

Kurz nach Mitternacht traf Meyer, der Kommandeur der 12. SS-Panzer-Division, platzend vor Zuversicht, in Feuchtingers Stabsquartier ein. Die Briten seien ‚kleine Fische‘; seine Truppen, die Auslese der Hitler-Jugend, würden sie bald ins Wasser geworfen haben. Er und Feuchtinger hätten zusammen 160 Panzer und 5 Bataillone Infanterie, und das sollte genügen. Feuchtinger blieb skeptisch, vereinbarte aber, gemeinschaftlich in Richtung auf Douvres anzugreifen, sobald Meyer nach Tagesanbruch seine Truppen nördlich von Caen bereitgestellt habe. Dies verzögerte sich wegen der Schwierigkeit, Brennstoff auf zu treiben, und weitere Verzögerungen traten ein, als nach Anbruch des Morgens britische Jagdbomber erschienen. Inzwischen war Feuchtinger durch einen britischen Angriff auf die Höhe von Leбіsey gezwungen worden, in der Defensive zu bleiben.

Während so die 21. Panzer-Division nördlich von Caen in schwere Kämpfe verwickelt war, wurden Meyers Panzer durch einen kanadischen Vorstoss, der die Stadt zu umgehen und den Flugplatz bei Carpiquet zu erreichen drohte, nach Westen abgelenkt. Die Kanadier wurden im Lauf des Nachmittags unter schweren Verlusten zurückgeworfen, aber diese Zusammenstöße an beiden Flügeln banden die Masse der Truppen, die eigentlich die Briten in die See zurückwerfen sollten. Erst am späten Nachmittag gelang es Meyer, zu dem Vorstoss zur Küste eine kleine Streitmacht zu versammeln: 1 Infanterie-Bataillon und 17 Panzer. Als

sie sich in Marsch setzte, war die Lücke geschlossen; Briten und Kanadier hatten sich vereinigt.*

Nachdem die Deutschen ihre Panzerreserven zur Verteidigung Caens eingesetzt hatten, konnten sie am 7. Juni an Dempseys übriger Front nur wenig Widerstand leisten. Um die Mittagszeit feierten die Einwohner von Bayeux eine fast schmerzlose Befreiung, die britische 50. Infanterie-Division grub sich auf der Höhe südlich und südöstlich der Stadt ein, und die Strasse Bayeux – Caen war ostwärts bis Bretteville l'Orgueilleuse in britischer oder kanadischer Hand.

Damit war der Landekopf der britischen 2. Armee am Abend des X-Tages plus 1 auf 22 Meilen Länge und 5 bis 10 Meilen Tiefe erweitert worden, eine starke Position, in der Dempsey, während er Verstärkungen zum weiteren Vormarsch des XXX. Korps erhielt, schwereren feindlichen Angriffen ruhig entgegensehen konnte. Das Korps hätte sicherlich noch am X-Tag plus 1 mehr Fortschritte machen können, denn ausser dem Erkundungsbataillon der 12. SS-Panzer-Division stand ihm wenig im Wege, aber die Auffüllung seiner Front war bereits 12 Stunden hinter dem Zeitplan zurück, und die meteorologische Vorhersage liess immer noch unfreundliches Wetter erwarten. Es war dies nicht die Zeit, vorzuprellen, wodurch die ganze Invasionsfront aus dem Gleichgewicht geraten konnte, zumal da die Konsolidierung des amerikanischen Landekopfes Omaha noch zweifelhaft war.

In dieser Flanke der britischen 2. Armee hatte das britische XXX. Korps mit der Wegnahme von Port-en-Bessin durch Kommandos in der Frühe des 8. Juni enge Fühlung mit dem amerikanischen V. Korps hergestellt, und die Verbündeten standen nun an einem durchlaufenden Küstenstreifen von 35 Meilen. Jedoch war am Tag vorher die amerikanische 29. Infanterie-Division nach Westen gegen heftigen feindlichen Widerstand nur wenig vorangekommen. Der Strand von Omaha lag noch immer unter Feuer und war dermassen von Trümmern übersät, dass Material nur von Fahrzeugen ausgeladen werden konnte, die aufzulaufen vermochten. Das Feuer liess nach, als die 1. Infanterie-Division nach Süden Raum gewann. Die erbitterte Schlacht am X-Tag hatte Stärke und Kampfgeist des Verteidigers geschwächt, und die Amerikaner konnten jenseits der Aure Fuss fassen. Es war eine Ironie, dass in dem Abschnitt der Invasionsfront, wo der Atlantikwall am stärksten war, die Deutschen keine Reserven zur Verfügung hatten, die Lage auszunutzen.

* Im SHAEF hatte man, wie später Eisenhower in seinem ‚Report‘, S. 21, aufzeichnete, den Eindruck gewonnen, dass die Gegenangriffe am 7. Juni «fast bis zur Küste durchgedrungen» seien. Dem ist nicht so. Die Kanadier wurden gezwungen, über eine Meile zurückzuweichen, aber weder sie noch die britische 3. Division gaben Gelände auf, das sie am X-Tag genommen hatten.

Am Abend des 7. Juni war, obwohl das zur Stunde weder den Truppen an Ort und Stelle noch dem amerikanischen Oberkommando bekannt war, die Krise von Omaha überwunden.

Von der Halbinsel Cotentin konnte man das nicht sagen. Die leichte Landung in Utah war kein Massstab für den Widerstand, der landeinwärts wartete. Hier verfügte der Feind über Eingreifreserven, die zum Teil automatisch in den Kampf gezogen wurden, als die Fallschirmjäger mitten unter ihnen landeten. Die übrigen Reserven griffen am Morgen des X-Tages an, und ihr Stoss traf auf die 82. Luftlandedivision. Nach Einbruch der Dunkelheit funkte die noch isolierte und zerstreute Division: «Es fehlen 60 Prozent Infanterie, 90 Prozent Artillerie, Kampfkraft ausgezeichnet.» In der Nacht wurde die Kampfkraft jedoch ernstlich auf die Probe gestellt, denn die Deutschen griffen mit starken Kräften über den Merderet an und wurden erst 400 Yards vor Ridgways Gefechtsstand aufgehalten. Am Morgen noch waren die Amerikaner hart bedrängt und die Munition war knapp, aber kurz nach 07.00 Uhr landeten Segelflugzeuge und Fallschirme mit Verstärkungen und Material. Um 10.00 Uhr war die unmittelbare Verbindung mit den von See gelandeten Truppen hergestellt, und um dieselbe Zeit war die in Gleitern gelandete Infanterie entlang dem Merderet in Stellung gegangen. Die Deutschen griffen diese Linie den Tag über vergeblich an. Am Abend des X-Tages plus 1 hatte die 4. Infanterie-Division den Landekopf des VII. Korps auf 8 Meilen Tiefe und 9 Meilen Breite erweitert.

Noch bestand die Möglichkeit, dass die Amerikaner hinter dem Überschwemmungsgürtel eingeschlossen wurden, jedoch hing das beim Feind vom rechtzeitigen Eintreffen von Verstärkungen aus der Bretagne ab. Deren Abmarsch aber hatte sich verzögert. Bis zum späten Nachmittag des X-Tages hatte man im Hauptquartier der deutschen 7. Armee geglaubt, dass man es auf der Halbinsel nur mit Luftlandetruppen zu tun habe, mit denen die dort befindlichen Kräfte fertig werden würden. Erst gegen 23.00 Uhr befahl Dollmann, der Oberbefehlshaber der Armee, aus der Bretagne grössere Reserven abzuziehen. So war eine Nacht mit ihrem Schutz vor Fliegerangriffen verloren, und als nun die Deutschen am 7. Juni bei Tage zu marschieren versuchten, wurden die Kolonnen bald von Jagdbombern auseinandergerissen. Überdies wurden sie durch Meldungen weiterer Luftlandungen nördlich und westlich von Avranches abgelenkt. Eine am Morgen des 7. August eingegangene Meldung behauptete, dass im Gebiet Coutances – Lessay westlich von St. Lô aus 300 Flugzeugen Fallschirmjäger abgesprungen seien. In Wirklichkeit handelte es sich um ein mit Attrappen ausgeführtes Täuschungsmanöver, aber Rommel schloss blindlings daraus, dass diese ‚Luftlandung‘ einen Angriff von See gegen die Westküste der unteren Halbinsel

einleitete und befahl, «Zusammenfassung aller Kräfte und Störung der Ausladungen durch Artillerie auch von Osten her. Ein Fussfassen des Gegners muss unter allen Umständen verhindert werden». Bei diesem Befehl blieb es bis zum Morgen des 8. Juni, dann aber verzögerte sich der Gegenbefehl, weil Luftangriffe die Drahtverbindungen unterbrochen hatten und die auf dem Marsch befindlichen Einheiten ohne Fühlung mit der 7. Armee waren.

So gewannen die Amerikaner eine unschätzbare Atempause, die sie gut ausnutzten, besonders auf der Halbinsel. Am Morgen des 9. Juni hatten die 82. und die 101. Luftlandedivision den Landekopf nach Westen und Süden über den Überschwemmungsgürtel hinweg erweitert, und dem Feind drohte der Verlust seiner stärksten Verteidigungsstellung. Noch aber war zwischen dem VII. und dem V. Korps keine Verbindung hergestellt, und Bradley entschied, dass Carentan genommen werden müsse, ehe er sich seinem Hauptauftrag zuwenden könne, Cherbourg zu nehmen. Über die Bedeutung Carentans war man sich in beiden Lagern völlig klar, und Rommel befahl, dass dieser Keil zwischen den beiden Landeköpfen «bis zum letzten Mann» zu verteidigen sei.

Während sich die Schlacht um Carentan entwickelte, setzte der Gegner seine Hauptkräfte rund um Caen ein. Noch immer beherrschte die Befürchtung einer weiteren Landung sein Denken und liess es ihm als doppelt wichtig erscheinen, gegen die Briten einen vernichtenden Schlag zu führen, ehe sie sich fest eingerichtet hatten. Aber die Erfahrungen, die Meyer am 7. Juni hatte machen müssen, hatten gezeigt, wie schwierig es war, angesichts der Luftmacht der Alliierten eine halbwegs starke Streitmacht zum Gegenangriff zu versammeln. Von der Luftwaffe war kein Schutz zu erwarten; sie meldete, dass die Verlegung ihrer Gruppen nach vom «durch Luftangriffe behindert» sei und sich daher «erst in den nächsten Tagen auswirken wird».

Gleichwohl befahl Rommel am Morgen des 8. Juni Dietrich, mit allen 3 Panzer-Divisionen abermals zwischen Bayeux und Caen anzugreifen. Indessen, die 21. Panzer-Division war noch beiderseits der Orne in Abwehrkämpfe verwickelt, die Panzer-Lehrdivision war noch nicht eingetroffen und der Rest der 12. SS-Panzer-Division hatte zwar Caen erreicht, vermochte aber wegen Brennstoffmangels nicht die volle Gefechtsstärke einzusetzen. So konnte Dietrich nichts anderes tun, als Meyers Kampfgruppe mit Panzern und Infanterie verstärken und sie gegen die Kanadier ansetzen, die sich bei Putot-en-Bessin und Bretteville l'Orgueilleuse beiderseits der Strasse Caen – Bayeux eingegraben hatten.

Um 09.30 Uhr erhielten die Royal Winnipeg Rifles in Putot schweres Feuer und sichteten bald feindliche Infanterie und Panzer, die durch das hohe Getreide südlich des Dorfes herankamen. Die Deutschen schlugen hart zu, und nach erbit-

tertem Kampf, der den ganzen Tag währte, wurden die Kanadier aus dem Dorf vertrieben. Nun wandte sich der Feind gegen Bretteville und drang, von dem auf dem Heck eines Panzers sitzenden Meyer persönlich geführt, in die kanadischen Stellungen ein, aber die überrollten Regina Rifles unterhielten ein so regelmässiges Feuer, dass die deutsche Infanterie nicht durchkommen konnte und die Panzer, allein gelassen, nach dem Verlust von 6 Kampfwagen umkehren mussten. Infolgedessen konnten sich die Deutschen auch in Putot nicht mehr halten, und am Morgen des 9. Juni war die kanadische Front wiederhergestellt.

Von nun an hatte die Hitler-Jugend Meyers vollauf zu tun, gegen Briten und Kanadier eine 10 Meilen lange Abwehrlinie zu halten. Auch die Panzer-Lehrdivision war zu offensivem Vorgehen nicht mehr fähig, als sie am 8. Juni, von Jagdbombern arg mitgenommen, nach Tilly-sur-Seulles hineintropfte. Ihr Kommandeur, Generalleutnant Bayerlein, wusste von Afrika her, was die Luftüberlegenheit der Verbündeten bedeutete, hatte sich aber auf Befehl Dollmanns unverzüglich bei Tage in Marsch gesetzt. Seine Kolonnen wurden sofort entdeckt. Bayerlein berichtet:

«Um die Mittagszeit des 7. Juni nannten meine Männer die Hauptstrasse von Vire nach Le Bény-Bocage ‚Jabo-Rennstrecke‘. Jedes Fahrzeug war mit Zweigen getarnt und hielt sich an Hecken und Waldrändern ... aber am Ende des Tages hatte ich 40 Benzinwagen und 90 andere Lastfahrzeuge verloren. Von meinen Panzern waren 5 erledigt, ebenso 84 Halbkettenfahrzeuge, Motorschlepper und Motorgeschütze. Für eine Division, die noch gar nicht ins Gefecht eingetreten war, waren das schwere Verluste.»

Womöglich noch schlimmer war die durch die Jagdbomberangriffe hervorgerufene Auflösung der Ordnung. In solcher Verfassung wurde die Division, kaum dass sie eingetroffen war, in einen Gegenangriff gegen einen britischen, auf Tilly gerichteten Stoss verzettelt hineingezogen.

Nun waren sämtliche Divisionen Dietrichs im Kampf, und Rommel befahl am 9. Juni, «dass im Abschnitt Vire und Orne zunächst zu verteidigen ist und erst nach vollzogener Bereitstellung zum Angriff angetreten wird». Er wollte die Ankunft des II. Fallschirmjäger-Korps (Meindl) aus der Bretagne abwarten und dann gegen den britisch-amerikanischen Hauptlandekopf eine wohlüberlegte Offensive führen.

Mit ihrer Vorbereitung wurde Geyr v. Schweppenburg, der Befehlshaber der Panzergruppe West, mit seinem Stab beauftragt, denn weder v. Rundstedt noch Rommel traute Dietrich die Fähigkeit zu, eine grössere Operation zu leiten, offenbar aber bereitete auch Montgomery eine Offensive vor, und die Frage war, wer zuerst fertig sein werde.

Im Wettlauf um die Initiative war die britische 2. Armee infolge des Wetters

stark behindert worden. Der Sturm hätte die Landung der folgenden Divisionen und das Entladen der Munition verzögert und die feindlichen Bewegungen gegen die Front einigermassen begünstigt. Vor allem dank dem Wetter hatten die Deutschen Montgomery bei Caen zuvorkommen können. Am X-Tag plus 2 war es ihnen gelungen, in dem engen Buschgelände zwischen Bayeux und Tilly einen Abwehrschirm zu errichten.

Südlich und südwestlich der Strasse Caen – Bayeux ist die Normandie eine Landschaft wellenförmiger, von den steilwandigen Tälern zahlloser Wasserläufe durchschnittener Hügelketten. Je weiter man auf einer der wenigen baumgesäumten Überlandstrassen oder auf einer der vielen gewundenen Nebenstrassen nach Südwesten kommt, desto waldiger und zerissener wird die Hügellandschaft. Die Hänge und Täler sind reich an Bauernhöfen und Obstgärten, die berühmt sind für ihren Camembert und ihren Schnaps von Kalvilleäpfeln. So einladend die ‚Normannische Schweiz‘ auch für den Touristen sein mag, ein günstiges Gelände zu offensiver Kriegführung ist sie nicht.

Ihr vorherrschendes Kennzeichen ist die Hecke: ein mit einer Wand dorniger Büsche bewachsener, drei bis vier Fuss hoher Erdwall mit einem Graben an jeder Seite. Die tief reichenden Wurzeln der Büsche binden die Erde zu einem mauerartigen festen Damm. Mit diesen die Felder umsäumenden Hecken und den die Obstwiesen einfassenden Steinwällen bietet das Gelände im Überfluss natürliche Panzerhindernisse und Abwehrstellungen für die Infanterie, während die dichten Wälder lauern den Panzern sichere Deckung gewähren. Überdies bilden die beiderseits der Strassen liegenden Dörfer mit ihren festen Steinhäusern und engen Gassen starke Bastionen, die kaum zu umgehen sind.

Durch diesen Irrgarten kleiner Felder und noch kleinerer Obstgärten führen wenige gute Strassen, die fast ausnahmslos dem nach Südwesten streichenden Gelände folgen. Bucknalls XXX. Korps, das nach Südosten vorzugehen hatte, war gezwungen, die Nebenwege einzuschlagen, die auf und ab quer gegen die Struktur der Landschaft laufen. Die meisten waren eingesunkene schmale Schneisen und so eng, dass ein Panzer seine Kanone nicht schwenken konnte. Nirgend war das nächste Geviert zu überblicken, und nur selten konnten Panzer querfeldein manövrieren, weil die Hecken dem wirksame Schranken setzten und die wenigen Durchgänge leicht vermint oder unter Feuer genommen werden konnten. Die Büsche waren wie geschaffen für Scharfschützen und für den Mann, der am Wege mit der Panzerfaust lauert.

Am 8. Juni, als sich dort noch nicht die Panzer-Lehrdivision festgesetzt hatte, war eine britische Panzerkolonne durch die Ostvorstadt Tillys gestossen, hatte sich aber ohne Infanterie nicht halten können. Bucknall hatte keine übrig. Solan-

ge die Amerikaner nicht die Aure überschritten hatten, brauchte er eine Brigade der 50. Infanterie-Division zum Schutz seiner Westflanke. Zudem hatte er gemäss Montgomerys Befehl, «schnell Raum zu gewinnen und tief im Landinnern Stützpunkte zu bilden», als zweites Treffen statt seiner andern Infanterie-Division die 7. Panzer-Division gelandet. So hatte er am 9. Juni, als sich der Feind rings um Tilly schnell verstärkte, zu viel Panzer und zu wenig Infanterie.

Montgomery musste sich sagen, dass Caen frontal jetzt nicht genommen werden konnte und sein Versuch, es im Westen zu umgehen, vermutlich vereitelt werden würde. So begnügte er sich damit, die Schlacht in Fluss zu halten. «Sollten die Deutschen», schrieb er am 9. Juni de Guingand, «offensiv werden und in unsere Stellungen zwischen Bayeux und Caen einbrechen wollen, ist das beste Mittel, sie zu schlagen, wenn wir selber offensiv werden.» Er beabsichtigte, mit der 7. Panzer-Division durch Tilly zu stossen, «Villers-Bocage und Evrécy in die Hand zu nehmen und den Stoss südostwärts auszunutzen». Gleichzeitig sollte die 51. Highland (Infanterie-) Division «östlich an Caen vorbei südwärts in der Richtung auf Cagny angreifen». Dann sollte «die 1. Luftlandedivision irgendwo südlich von Caen abgesetzt und von Evrécy und Cagny mit ihr Verbindung hergestellt werden».

Diese südliche Umfassung Caens war ein kühner und ehrgeiziger Plan, der vor allem die Eroberung des Höhenrückens bei Villers-Bocage forderte. Dementsprechend befahl Dempsey der 7. Panzer-Division, die deutschen Abwehrstellungen in Tilly zu zerschlagen, ehe sie sich weiter festigten, und den Kanadiern, die Höhe bei Cheux südlich der Strasse Caen – Tilly zu nehmen, um die Flanke der Panzer-Division bei deren weiterem Vorstoss auf Villers-Bocage abzuschirmen.

Am Morgen des 11. Juni jedoch wurde Dempsey gemeldet, die Deutschen versammelten sich zu einem Angriff von Caen. Es schien sich um den grossen Panzer-Gegenangriff zu handeln, den Dempsey seit dem X-Tag plus 1 erwartet hatte. So verschob er den Umfassungsplan, denn seine Hauptaufgabe war nun, die linke Flanke der Verbündeten zu decken, forderte ein Luftbombardement Caens an und befahl Crocker, dem Kommandeur des britischen I. Korps, den Angriff der Kanadier in eine «Abnutzungsoperation» überzuleiten und seine übrigen Kräfte zur Abwehr bereitzuhalten, vor allem seine Panzer auf der Höhe südlich von Douvres zu versammeln. «Dies Stück Boden», hiess es in dem Befehl, «ist das Herz des Britischen Empire. Ziehen Sie Ihre Panzer von dort nicht ab!» Was Dempsey von der Feindlage bekannt war, rechtfertigte diese Weisungen vollauf. Nicht bekannt jedoch war ihm, was sich am vorangegangenen Nachmittag hinter den deutschen Linien zugetragen hatte.

Am 10. Juni war der Gefechtsstand der Panzergruppe West in einem Obstgarten bei La Caine aufgeschlagen worden, 12 Meilen südlich von Caen. Hier setzte General der Panzertruppen Freiherr Geyr v. Schweppenburg in seinen Plan für die grosse Offensive, die die Invasionsfront in zwei Teile spalten sollte, die letzten Farbtupfen. Geyr hatte in Russland ein Panzer-Korps erfolgreich geführt, niemals aber mit einem Gegner zu tun gehabt, der die Luft beherrscht, und er machte sich nicht die Mühe, sein Hauptquartier zu tarnen. Vier grosse Funkwagen und mehrere Bürowagen und Zelte standen bei La Caine im Freien. Als wollten sie den Piloten eines vorüberfliegenden Flugzeuges nicht im Geringsten Zweifel an der Bedeutung des kleinen Lagers lassen, kamen Geyr und seine Generalstabsoffiziere, alle mit leuchtend roten Streifen an den Hosen, ab und zu heraus und beobachteten durch Feldgläser die Operationen der R.A.F.

Am Tag vorher hatte der britische Nachrichtendienst Geys Hauptquartier ausfindig gemacht. Ein Aufklärungsflugzeug hatte die betreffende Meldung bestätigt. An diesem Spätnachmittag nun bombardierten britische Maschinen das Hauptquartier mit solcher Zielsicherheit, dass ausser dem überraschten und wutobenden Oberbefehlshaber wenig übrigblieb. Nach einem Augenzeugenbericht wurden «alle Stabsoffiziere getötet oder verwundet und die Funkwagen und die meisten anderen Fahrzeuge zerstört». Erst nach zwölf Stunden erfuhr die 7. Armee von dieser Katastrophe.

Geys Stabschef und 17 andere Stabsoffiziere wurden in einem Bombenkrater bestattet. Die Deutschen errichteten darüber ein riesiges Kreuz von poliertem Eichenholz, geschmückt mit Adler und Hakenkreuz – ein angemessen eindrucksvolles Denkmal, denn dies war das Grab der Hoffnungen Rommels, einen starken Gegenangriff führen zu können, ehe es zu spät war. Der verwundete Geyr und sein zerschlagenes Hauptquartier wurden nach Paris zurückgebracht, und Oberkommandierender im Abschnitt Caen wurde wieder Dietrich. Er legte Geys Angriffspläne sofort beiseite. Die Ereignisse des 11. Juni schienen ihm recht zu geben. Die von Dempsey befohlenen Defensivmassnahmen sahen von der deutschen Seite anders aus. Der Abnutzungsangriff der Kanadier und das Bombardement Caens wurden von Dietrich als Zeichen dafür aufgefasst, dass die britische 2. Armee einen allgemeinen Angriff auf Caen vorbereite. Zudem erhielt er am Nachmittag eine Meldung, die keinen Zweifel mehr zu erlauben schien.

Hinter den britischen Linien hielt noch ein deutscher Stützpunkt aus, eine Radarstation bei Douvres. Hart südlich von ihr, um Anguerny, lag «das Herz des Britischen Empire», wo Crocker am Nachmittag seine Panzer zusammenzog. Um 20.45 Uhr funkte die Radarstation an Dietrich: «Dringend. Bei Anguerny Versammlung von bisher 200 feindlichen Panzern mit nach Süden aufgestellter

Transportstaffel.» Vorausgegangen war der Funkspruch: «Anhaltende Bewegung schwerer und mittlerer Panzer südostwärts. Über 80 Panzer in einer Stunde gezählt.» Das musste für Dietrich genügen. Am nächsten Morgen meldete er Rommels Hauptquartier: «Auf Grund gemeldeter Pz.-Ansammlungen mit dem Beginn des erwarteten Grossangriffs auf Caen zu rechnen.»

So standen den ganzen 11. Juni Deutsche und Briten bei Caen kampfbereit einander gegenüber, jeder entschlossen, dem Angriff des andern zu begegnen. Während Dietrichs Aufmerksamkeit auf diesen Abschnitt gerichtet war, schickte sich Dempsey an, eine Gelegenheit auszunutzen, die sich in der Westflanke der britischen 2. Armee entwickelt hatte.

Nach den zwei ersten kritischen Tagen hatte das amerikanische V. Korps von Omaha beachtliche Fortschritte gemacht. Die Küstenbefestigungen waren zerschlagen, und die letzte Hoffnung des Feindes, sich an der Aure stellen zu können, war geschwunden, nachdem in der Nacht zum 9. Juni ein Regiment der 29. Infanterie-Division den anderthalb Meilen breiten Überschwemmungsgürtel durchwatet und ein anderes den Gegner durch Öffnung der Strasse nach Isigny überflügelt hatte. Diese kühnen Nachtmärsche überraschten den Gegner und liessen ihm zu verzögernden Massnahmen keine Möglichkeit. Am Morgen des 9. Juni wies Montgomery Bradley an, den Erfolg schnell südwärts in Richtung auf St. Lô und Caumont auszunutzen und so Dempseys Flanke zu stützen. Bradley handelte unverzüglich. An diesem Nachmittag legte das 175. Infanterie-Regiment, das sich seit der Landung nicht hatte erholen können, in 5 Marschstunden fechtend 9 Meilen zurück. Am nächsten Tag rückte die 2. Infanterie-Division, die jetzt die Mitte der Korpsfront bildete, fast ohne auf Widerstand zu stossen, 10 Meilen durch ein Gelände vor, das zur Verteidigung geradezu ideal war. Am Abend des 11. Juni standen sowohl die 11. als auch die 2. Infanterie-Division 14 Meilen südlich von Omaha und damit in gleicher Tiefe mit den Briten, die sich an Tilly herankämpften.

Dieser Vormarsch bedeutete einen erstaunlichen Grad von Erholung. Die Amerikaner hätten allen Grund gehabt, sich vorsichtiger zu verhalten, denn ihre Nachschublage war noch immer alles andere als befriedigend. In den ersten fünf Tagen waren in Omaha nur 24 Prozent der geplanten Menge an Munition und anderem Material gelandet worden. Aber Bradley konnte es sich nun leisten, mit dem V. Korps kühner zu operieren, denn in der Zeit vom X-Tag bis zum 10. Juni hatte der Feind ausser 2 Radfahr-Bataillonen mit 6 Sturmgeschützen keine frischen Truppen gegen ihn eingesetzt. Die Masse der feindlichen Reserven war an der britischen Front zwischen Orne und Tilly gebunden und auf der Halbinsel Cotentin an der Front des amerikanischen VII Korps, während die zur Verstär-

kung der Front gegenüber dem amerikanischen V. Korps bestimmten Reserven aus mehreren Gründen nur langsam herankamen, vor allem infolge von Luftangriffen.

Am X-Tag hatte das deutsche Oberkommando die Entsendung folgender Einheiten in die Normandie befohlen: der 2. SS-Panzer-Division von Toulouse, der 17. SS-Panzer-Division vom Loiretal, der 77. Infanterie-Division von St. Malo, der 3. Fallschirmjäger-Division aus der Nähe Brests und von Regimentskampfgruppen dreier anderer in der Bretagne stehender Divisionen. Von ihnen aber waren nur die SS-Verbände ausreichend motorisiert. Die Fallschirmjäger hatten nur für 1 Regiment Motorfahrzeuge, und die andern Divisionen waren womöglich noch unbeweglicher. Alle aber fanden es bei der Luftherrschaft der Alliierten bald unmöglich, bei Tage zu marschieren.

Einige Einheiten wurden in alte französische Autobusse verladen. Andere wurden auf Fahrräder gesetzt oder marschierten zu Fuss, dahinter einen Tross von Pferden gezogener Wagen mit Ausrüstung und Gepäck. Ein von Nantes kommendes Regiment wurde samt Ausrüstung und Pferden hastig in einen Zug geladen. Amerikanische Bomber zerschlugen ihn auf dem Bahnhof Fougères. Das Durcheinander war schlimmer als die Verluste. Das Schlussteil des Zuges mit den Pferden wurde durch einen unmittelbaren Treffer losgerissen und rollte vier Meilen zurück. Die Franzosen liessen die Pferde frei, und das Bataillon musste lange auf sie Jagd machen, ehe es den Marsch fortsetzen konnte – zu Fuss.

Die 2. SS-Panzer-Division erhielt am Nachmittag des X-Tages den Befehl, von Toulouse auf Schiene und Strasse in die Normandie zu marschieren. Aber ihre Panzer mussten vier Tage auf die Transportzüge warten, und als es soweit war, wurde der Güterbahnhof von Montauban so schwer bombardiert, dass eine weitere Woche verging, bis alle Panzer verladen waren. Bevor die auf der Strasse marschierenden Kolonnen aufbrechen konnten, mussten Sicherungspatrouillen die Bevölkerung in Schach halten, die durch die Nachrichten über die Landung in Aufstandsstimmung versetzt worden war. Die Strasse führte mitten durch das Gebiet, wo der Maquis am stärksten war, und es kam oft zu Aufenthalten durch Sabotage, auch zu Gefechten. Das III. Bataillon des 4. SS-Panzergrenadier-Regiments entdeckte am 8. Juni um Mitternacht nördlich von Limoges, dass der Kommandeur verschwunden war. Zwölf Stunden später wurde der Wagen in einem 40 Meilen zurückliegenden Dorf parkend aufgefunden. Nichts deutete auf eine Gewalttat, obwohl Dorf und Umgebung bis zum nächsten Morgen durchsucht wurden. Das Bataillon hatte über den ergebnislosen Nachforschungen zwei kostbare Marschnächte verloren zu einer Zeit, wo es an der Front dringend gebraucht wurde.

Bevor die Transportzüge der 2. SS-Panzer-Division die Loire erreicht hatten, waren sämtliche Brücken zerbombt bis auf eine, die jedoch so schwer beschädigt

worden war, dass der Zug Wagen für Wagen hintübergeschleppt werden musste. Die Infanterieeinheiten der 2. SS-Panzer-Division brauchten 10 bis 14 Tage, die 450 Meilen von Toulouse nach St. Lô zurückzulegen, ihre Panzer wegen des Mangels an Treibstoff noch mehr Zeit.

Im ersten Vierteljahr 1944 hatte das OKW im Westen beträchtliche Benzinvorräte angelegt, den grössten Teil aber im Bereich der 15. Armee nördlich der Seine. Als Hitler intuitiv die Normandie als möglichen Invasionsraum ins Auge fasste, war es zu einer Neuverteilung zu spät, und das deutsche Oberkommando verliess sich darauf, die vorn liegenden Depots durch Eisenbahntankwagen von der Benzinzentrale bei Paris auffüllen zu können. Dies erwies sich nach Beginn der Invasion als unmöglich, auf der Strasse aber, die nur Nacht für Nacht benutzbar war, konnten nicht die nötigen Mengen herangebracht werden. Im Kampfgebiet endlich war die Verteilung wegen der Jagdbomber äusserst erschwert.

Schon am 10. Juni litt die 7. Armee ernstlich unter Benzinmangel. An diesem Tage verzögerte die Treibstoffknappheit die Vorbereitung des Gegenangriffs, den die Panzergruppe West von Caen führen sollte, und das Eintreffen der Divisionen, die bestimmt waren, die mit dem Vorrücken der Amerikaner auf Caumont immer breiter werdende Bresche zu schliessen. Diese Aufgabe war Meindl II. Fallschirmjäger-Korps übertragen worden. Unterwegs sass es fest, und Meindl meldete um 11.00 Uhr, «dass die Fj.-Div. staffelweise, wegen Betriebsstoffmangels, vorgezogen werden muss... und sich augenblicklich ungefähr ostwärts St. Lô befindet. Masse der Div. noch in der Bretagne». Und 12.45 Uhr ging die Meldung ein, dass «Vorausteile 17. SS-Pz.-Gr.-Div. im Raum St. Lô wegen Betriebsstoffmangels festliegen».

Als dort und auf der Halbinsel die Front nachgab, weil es einfach an Männern fehlte, sie zu halten, liess Hitler einen seiner charakteristischen ‚Stehenbleiben‘-Befehle los: «...dass es weder ein Durchkämpfen nach rückwärts noch ein Rückverlegen auf Auffanglinien geben darf, sondern dass jeder dort kämpft und fällt, wo er steht.» Indessen, selbst das Wort des Führers konnte die Lücken nicht schliessen, die bereits in der Front klafften.

An diesem 10. Juni stand Dollmann als Verstärkung gegen das amerikanische V. Korps nur das Aufklärungsbataillon der 17. SS-Panzer-Division zur Verfügung, das wenig tun konnte, den feindlichen Vormarsch aufzuhalten. Am nächsten Morgen 05.20 Uhr meldete Marcks der 7. Armee, dass die Lage im Abschnitt St. Lô – Caumont kritisch sei. Er hatte die Fühlung mit der 352. Infanterie-Division verloren. Sie habe «nur noch ganz geringen Kampfwert, Lücke zum rechten Nachbar [der Panzer-Lehrdivision] wird immer grösser». Er wollte schnellstens das Pionier-Bataillon Angers in die Lücke werfen, dies aber war «nicht gefunden worden».

Es dauerte weitere 24 Stunden, bis der Rest der 17. SS-Division gefechtsbereit war, und als sich die Truppe am Morgen des 12. Juni nach Caumont in Marsch gesetzt hatte, trafen böse Meldungen aus Carentan ein. Nach eintägigem verlustreichem Gefecht entlang dem Dammweg, der durch den Überflutungsgürtel in die Nordvorstadt führte, hatte die amerikanische 101. Luftlandedivision am 11. Juni die Verteidigungslinie vor Carentan durchbrochen. Am Abend waren Munition und Kampfgeist der Verteidiger nahezu erschöpft. Sie forderten den Abwurf von Munition an. Als keine Fallschirme erschienen, räumten sie die Stadt. Der Fall Carentans bedeutete die Entfernung des Keils, der die beiden Landeköpfe der Verbündeten getrennt hatte, und Rommel warf sofort die 17. SS-Panzer-Division nach vorn, um den Keil zurückzutreiben.

Damit aber blieb an eben dem Tage, wo die amerikanische 1. Infanteriedivision dieses Bollwerk nehmen sollte, das wichtigste Wahrzeichen zwischen Caen und St. Lô unverteidigt: Caumont, das sich auf der steilen Kuppe eines Hügels erhebt und ringsum das Land beherrscht. In letzter Minute suchte Marcks in die Stadt eine improvisierte Besatzung zu werfen und setzte sich an der Spitze seiner Truppen nach Caumont in Marsch. Er fiel unterwegs bei einem Angriff amerikanischer Jagdbomber. Als der Stab seines Generalkommandos sein Schicksal erfuhr, war es zu spät. An demselben Tage noch drangen Bradleys Spitzen nach einem Vormarsch von 5 Meilen in die Stadt ein, und am nächsten Morgen war sie fest in amerikanischer Hand.

Die so geschaffene Lage war es, die auszunutzen Dempsey am Nachmittag des 12. Juni sich anschickte. In zweitägigen schweren Kämpfen südlich von Bayeux war die britische 7. Panzer-Division (unter Generalmajor G. W. E. J. Erskine) nur 3 Meilen vorangekommen, und noch immer stand die Front der Panzer-Lehrdivision längs der von West nach Ost durch Tilly führenden Strasse unerschüttert fest. Sie konnte von einer Panzer-Division allein nicht durchbrochen werden, am wenigsten von dieser, die, abgesehen von einer kurzen Zeit auf dem italienischen Kriegsschauplatz, von Afrika her offene bewegliche Kampfführung gewöhnt war und sich im Bocage, dem normannischen Hecken- und Buschgelände, wo überall der versteckte Feind aus nächster Nähe drohte, hilflos fühlte. Panzerkommandeure, die immer aus der offenen Luke blickend geführt hatten, wurden, wenn sie scheinbar friedliche Wege entlangrollten, aus dem Hinterhalt abgeschossen. Mannschaften, die gewohnt waren, den Feind mindestens auf eine halbe Meile anzugreifen, sahen sich auf 50 Yards Panzerabwehrkanonen gegenüber oder mussten sich, schlimmer noch, mit Entergruppen auseinandersetzen, die hinter Hecken hervor auf die Kampfswagen sprangen.

Im Bocage war der Verteidiger durchaus im Vorteil. Jedesmal, wenn er sich

festgesetzt hatte, kam der Angreifer nur in Sprüngen von 100 bis 200 Yards von Hecke zu Hecke vorwärts, wobei die Panzer die vorgehende Infanterie und dann die Pioniere deckten, die in die jeweilige Hecke Breschen sprengten, damit nun wieder die Panzer weiterrollen konnten. Zu einem solchen Kampf fehlte es Erskine an genügender Infanterie und geeigneten Kampfwagen. Seine Division war zumeist mit Cromwell-Panzern ausgerüstet, einem schnellen und sehr beweglichen Kampfwagen vom ‚Kreuzer‘-Typ, der sich vortrefflich zur operativen Ausnutzung eignete, nicht aber zur unmittelbaren Unterstützung der Infanterie in dem durchschnittenen Hügel-, Busch- und Heckengelände des normannischen Bocage.

Nachdem Erskine am Morgen des 12. Juni abermals zum Stehen gebracht worden war, befahl Dempsey, den unmittelbaren Angriff auf Tilly abzubrechen und unter Ausnutzung der von den Amerikanern entdeckten und verbreiterten Frontlücke in weitem Bogen um die Westflanke der Panzer-Lehrdivision auf Villers-Bocage und nach Sicherung des Gewinns gegen Evrécy vorzurücken. Infanterie der britischen 50. Division sollte dichtauf folgen. Bei Evrécy sollte Erskines Division notfalls durch die britische 1. Luftlandedivision verstärkt werden.

Dieser Plan bot die Möglichkeit, die Schlacht um den Landekopf entscheidend zu wenden. Der Feind hatte vom Ostufer der Orne über sie hinweg bis zum Oberlauf der Aure 5 Meilen westlich von Tilly eine feste Abwehrfront errichtet. Darüber hinaus aber war seine Linie dünn und gebrochen. Konnte die 2. britische Armee die Deutschen von dorthier überflügeln und den festgefühten Frontabschnitt unterwühlen, so blieb ihnen kaum die Möglichkeit, die übrige, noch lokkere Front zu schliessen, ja sie konnten dann vielleicht sogar gezwungen werden, hinter die Orne zurückzugehen.

Die an der Spitze marschierende 22. Panzer-Brigade wurde nach 12 Meilen, bei Livry, nordöstlich von Caumont, vorübergehend aufgehalten. Danach stand ihr Kommandeur, Brigadier W. R. N. Hinde, wegen der nahenden Dunkelheit vor der Frage, ob er weitermarschieren solle. Sich noch des Ortes Villers-Bocage zu versichern, blieb kaum Zeit. Überdies musste Hinde nun nach Osten einschwenken, was seine Absichten verraten würde, wohingegen die Deutschen das Erscheinen der Brigade bei Livry vermutlich noch als Teil des amerikanischen Vorstosses nach Süden auffassten. So beschloss Hinde, die Nacht über bei Caumont zu rasten.

Am nächsten Morgen brachte die Marschspitze, Panzer und Infanterie, die 5 Meilen nach Villers-Bocage hinter sich, ohne auf Widerstand zu stossen, und rückte unter dem Jubel der Einwohner und zur Bestürzung zweier Deutscher, die sich schleunigst in einem Volkswagen davonmachten, umf 08.30 Uhr in die Stadt.

Übermütig ob des unerwarteten Erfolges rollte die führende Panzergruppe auf der Strasse nach Caen die halbe Meile zum eigentlichen Ziel, der Höhe 213, weiter.

Inzwischen machte die nachfolgende motorisierte Infanterie-Kompanie auf der baumgesäumten Strasse Rast. Da zerriss der Donner eines Geschützes die Morgenstille, das vorderste Fahrzeug stand in Flammen, und aus dem Wald rumpelte ein Tiger-Panzer hervor, schwenkte auf die Strasse, rollte die Reihe der Halbkettenfahrzeuge entlang und schoss in schneller Folge eines nach dem andern ab, dazu ein Dutzend Panzer des Regimentsstabes, der Artilleriebeobachter und eines Spähtrupps, die zufällig hinter der Fahrzeugreihe standen. Ein Cromwell-Panzer sah seine aus ein paar Yards Entfernung abgefeuerten 7,5-cm-Granate an dem Tiger abprallen. Binnen weniger Minuten glich die Strasse einem Inferno; 25 Panzerfahrzeuge standen in Flammen, alle das Opfer dieses einen Tigers.

Hinde, dem seine Furchtlosigkeit vor langem den Spitznamen ‚Loony‘ eingetragen hatte, bekam seine Männer schnell in die Hand und organisierte die Verteidigung der Stadt. Sie wurde während des übrigen Vormittags nicht mehr angegriffen, aber die Panzer auf der Höhe 213 waren abgeschnitten und am zeitigen Nachmittag von einem Bataillon Tiger-Panzer sämtlich zerstört. Als sich die deutschen Panzer dann gegen die Stadt selbst wandten, wurden sie – nach Bayerlein – unter dem Verlust von «6 Panzern VI und mehreren Panzern IV» abgewiesen. Die Stadt blieb in britischer Hand.

Die 7. Panzer-Division hatte sich aber unterdessen von Livry bis Villers-Bocage auf einer einzigen Strasse immer mehr auseinandergezogen. Am späten Nachmittag wurde sie von einer frischen deutschen Division angegriffen, und Hinde räumte Villers-Bocage wieder und zog seine Kräfte vor Einbruch der Dunkelheit auf einem nahen Hügel (Höhe 174) zusammen.

Der Korpskommandeur, Generalleutnant G.C. Bucknall, befahl nun Hinde, die Höhe zu halten, bis ihn die südwärts frontal angreifende 50. Infanterie-Division entlastete. Das war reichlich optimistisch gedacht, denn die Panzer-Lehrdivision hielt den ganzen Tag unbeugsam die Front entlang der Strasse Tilly – La Belle Épine und ging zeitweilig zum Angriff über. Der britische Rückzug aus Villers-Bocage hatte natürlich Bayerlein ermutigt, seine Zähne in den Abschnitt Tilly noch tiefer einzuschlagen.

In dieser Lage hätte man erwarten können, dass Bucknall die Drohung, die die 7. Panzer-Division bedeutete, verstärken werde, statt weiter in einer Richtung vorzugehen, die sich bereits als unvorteilhaft erwiesen hatte. Was Erskine brauchte, war Infanterie, und Bucknall hätte 2 Brigaden erübrigen können. Aber er verstärkte die 7. Panzer-Division nicht, sondern griff nach wie vor frontal bei Tilly an. Er hielt die Verbindungen Erskines für gefährdet. Auf der Rückkehr von dessen Gefechtsstand am späten Nachmittag waren, wie er berichtete, seine beiden

Begleitpanzer «von einem Tiger zusammengeschossen» worden. Zudem war am Abend gemeldet worden, dass die Hinde Brigade angreifende Infanterie zur 2. Panzer-Division gehörte, deren erste Einheiten in drei Tagen von Amiens unentdeckt herangekommen waren.

Die 50. Infanterie-Division erneuerte also ihren Frontalangriff beiderseits von Tilly, diesmal mit starker Luftunterstützung, doch die Panzer-Lehrdivision behauptete sich. Bayerlein hatte die schwächere Position, aber die stärkeren Nerven, und das gab den Ausschlag. Um Mittag nahm Bucknall die 7. Panzerdivision nach Bricquessard, 2 Meilen östlich von Caumont, zurück und zog damit den Speer, den er in die deutsche Flanke geworfen hatte, wieder heraus. Noch kurz vorher hatte Hinde, der dann in der Nacht unbehelligt zurückging, mit einem entschlossenen Gegenangriff bewiesen, dass er stark genug war, seine Stellung zu halten.

So wurden die Früchte des Anfangserfolges, der zu einem durchschlagenden Sieg hätte führen können, dem Feind überlassen. Erskines Truppen hatten nach dem ersten verlustreichen Zusammenstoß mit dem Tiger-Panzer keine Niederlage erlitten, und hätte Bucknall sie verstärkt und auf dem Angriff der 7. Panzer-Division bestanden, so hätte er Caen vom Rücken her ernstlich bedrohen und die Panzer-Lehrdivision zwingen können, den Frontvorsprung von Tilly aufzugeben, um die von den Amerikanern bei Caumont geschaffene Lücke zu schliessen. Diese grosse Gelegenheit, die feindliche Linie zu zerreißen und den Brückenkopf zu erweitern, ist nicht so sehr in den Wäldern und Obstgärten von Villers-Bocage wie im Kopf des Kommandierenden Generals aus der Hand gegeben worden.

Das Misslingen der «Operation Perch' und der Rückschlag, den gleichzeitig die Hochländerdivision bei ihrem Versuch erlitt, den Brückenkopf ostwärts über die Orne auszudehnen, brachten Dempsey zu dem Schluss, dass «jetzt keine Möglichkeit zu einer Umfassungsoperation mit Luftlandtruppen» bestehe, «um Caen zu nehmen oder den Landekopf vor der Front des XXX. Korps zu vertiefen. Es ist jetzt klar, dass Caen nur frontal gestürmt werden kann, wir haben aber zur Zeit weder die Männer noch die Munition dazu».

Gleichwohl musste Dempsey, während er auf Verstärkungen wartete, seine Offensivtaktik fortsetzen, die bereits alle 4 Panzer-Divisionen, über die Rommel in der Normandie verfügte, in den Kampf gezogen hatte. Es kam darauf an, sie zwischen Caen und Caumont so zu binden, dass sie sich nicht lösen und mit einem wohlangelegten Gegenangriff das Gesetz des Handelns an sich reißen konnten. Der Grundgedanke des von Montgomery lange vor dem X-Tag vorgelegten Planes war bekanntlich, dass die britische 2. Armee die Flanke der amerikanischen 1. Armee während der Eroberung von Cherbourg und der bretonischen Hä-

fen decken sollte. Er hatte gehofft, Dempsey werde in den ersten Tagen nach der Landung die Kontrolle über die Strasse Caen – Villers-Bocage – Caumont gewinnen und so seine Armee zwischen die Amerikaner und die deutschen Reservisten als Bollwerk schieben können. Durch den vorzeitigen Einsatz seiner Panzer hatte Rommel das britische Vorgehen verzögert, aber auf weitere Sicht Montgomery in die Hand gespielt, denn nachdem er einmal die Panzer-Divisionen gegen die britische 2. Armee in den Kampf geworfen hatte, waren sie ihrer eigentlichen Bestimmung, der Gegenoffensive, entzogen.

Rommel war sich darüber nur zu klar. Am 12. Juni hatte er Keitel gemeldet: «Die Heeresgruppe muss sich zunächst damit begnügen, mit den nur allmählich herankommenden Kräften eine zusammenhängende Front zwischen Orne und Vire zu bilden und den Gegner anlaufen zu lassen... Die Heeresgruppe strebt an, die eingesetzten Pz.-Verbände baldmöglichst durch Infanterieverbände abzulösen und mit ihnen wieder bewegliche Reservisten zu bilden. Den Schwerpunkt der eigenen Operationen beabsichtigt die Heeresgruppe in den kommenden Tagen in den Raum Carentan – Montebourg zu verlegen, um den dort befindlichen Feind zu vernichten und die Gefahr von Cherbourg abzuwenden. Erst wenn dies gelungen ist, kann der zwischen Orne und Vire befindliche Feind angegriffen werden.»

Am Tag vorher hatte Montgomery, solchen Plänen vorgreifend, Brooke im Kriegsministerium wissen lassen: «Meine allgemeine Taktik ist, den Feind an die 2. Armee zu fesseln, um es so der [amerikanischen] 1. Armee desto leichter zu machen, sich auszudehnen und auszubreiten.» Diese allgemeine Taktik, die seinem Invasionsplan stets innegewohnt hatte, wurde jetzt das Hauptprinzip seiner Kampfführung. Da er die 2. Armee nicht mehr als Schild (zwischen Caen und Caumont) gebrauchen konnte, machte er sie zum Magneten. Durch die Drohung, südöstlich von Caen auszubrechen, wollte er Rommel zwingen, bei der Zusammenfassung der Panzer-Divisionen gegen die Briten zu beharren.

Am Ende der ersten Woche hatte Montgomery, obwohl er weder St. Lô oder Caen genommen noch die gewünschte Tiefe erreicht hatte, allen Grund, zufrieden zu sein. Die Alliierten hatten durch Verbindung der beiden Landköpfe festen Fuss gefasst. Die sofortigen Panzergegenschläge, die er am meisten gefürchtet hatte, waren bis auf einen abgewiesen worden, und die Deutschen waren gezwungen worden, ihre Panzerreserven defensiv zu binden.

Siebzehntes Kapitel **Die Schlacht um den Aufmarsch**

In seinem Bericht vom 12. Juni an Keitel fasste Rommel die Beurteilung der Lage dahin zusammen: «Geschützt durch sehr starke Luftwaffenverbände verstärkt sich der Feind an Land zusehends. Die eigene Luftwaffe und Kriegsmarine ist vor allem bei Tag nicht in der Lage, ihn hierbei wesentlich zu behindern. So wachsen die Kräfte des Feindes zu Land wesentlich schneller an, als unserer Front Reserven zufließen... Da der Feind mit seiner Luftwaffe, wie es sich in den letzten Tagen gezeigt hat, unsere beweglichen Verbände tagelang lähmen kann, selbst aber mit schnellen Verbänden und Luftlandetruppen operiert, wird die eigene Lage ausserordentlich schwierig.»

Unter diesen Umständen blieb Rommel – wie das Montgomery im Mai vorausgesagt hatte – nur die allgemeine Taktik, die natürliche Verteidigungsstärke des Geländes auszunutzen, wo sich seine Truppen vermutlich so lange halten konnten, wie die feindliche Übermacht nicht zu gross wurde. Angesichts der Ohnmacht der Luftwaffe aber hing der Erfolg dieser Taktik wesentlich von der Fähigkeit der deutschen Flotte ab, den Aufmarsch der Verbündeten auf eine Stärke zu beschränken, der die Wehrmacht noch die Spitze bieten konnte.

Der Anti-Invasionsplan des Grossadmirals Dönitz beruhte auf der realistischen Auffassung, dass seine Überwasserstreitkräfte weder eine breite Landung verhindern, noch den Verbündeten die Beherrschung des Kanals streitig machen könnten. Aber in der Entwicklung nicht herkömmlicher Unterwasserwaffen leistete Deutschland Hervorragendes, und Dönitz hoffte, durch kühnen Einsatz der neuesten dieser Waffen den Aufmarsch der Verbündeten ernstlich hinter die Zeitafel zurückdrücken oder ihren Zeitplan sogar über den Haufen werfen zu können. Er erwartete, dass die neuen elektrisch angetriebenen U-Boote (und auch die letzten herkömmlichen, mit dem Schnorchel ausgerüsteten Boote) ungestraft selbst in den Untiefen des Kanals würden operieren können; dass die ‚Auster‘, die Druckmine, sich als unräumbar erweisen werde; und dass seine ‚kleinen Gefechteinheiten‘ – Zwergunterseeboote, akustisch gesteuerte Torpedos und Einmann-Torpedos – durch die Schiffssperren hindurchschlüpfen würden, durch die hindurchzukommen von seinen Überwassereinheiten nicht zu erwarten war. Theoretisch war der Plan des Grossadmirals sinnreich und einleuchtend, als je-

doch der X-Tag herangekommen war, standen die Mittel zu seiner Verwirklichung nicht zur Verfügung.

Am 6. Juni waren nur 2 der umwälzenden Elektro-U-Boote fertig, und der Beginn ihres Serienbaus hatte sich bereits drei bis vier Monate verzögert, zum Teil infolge der durch den Luftkrieg hervorgerufenen Verwirrung. Im April hatte Dönitz Hitler berichtet: «Verzögerung U-Boots-Typ XXI und XXIII durch Entwicklung Sonderrecht Luftwaffe, durch das andere Rüstung leidet. U-Boots-Motoren nicht fertig geworden, weil zu wenig Bauarbeiter zur Beseitigung Bombenschäden eingesetzt. Fertige U-Boots-Schüsse konnten nicht zusammengeschweisst werden, weil Motoren nicht fertig.» Hitler war zwar beunruhigt, wandte aber ein, der Vorrang müsse dem Bau von Jagdmaschinen und den Reparaturarbeiten an den Flugzeugwerken gegeben werden, «sonst könnte die Industrie noch mehr zerstört werden und damit der U-Boot-Bau ganz zum Erliegen kommen».

Die Hauptursache der Verzögerungen aber war vermutlich der Versuch, den wissenschaftlich-technischen Vorsprung im Seekrieg durch Verkürzung der Planungs- und Bauzeiten zurückzugewinnen. Die Deutschen standen so unter Zeitdruck, dass sie, als das Muster des grossen U-Boot-Typs XXI bei einem Luftangriff auf Kiel zerstört worden war, die Serienvorfertigung fortsetzten, ohne die Herstellung eines anderen Musterbootes und die Versuche mit ihm abzuwarten. Infolgedessen wurden Entwurfsfehler erst entdeckt, wenn die Teile montiert wurden oder, noch schlimmer, erst bei Versuchsfahrten mit Modellen, die bereits in die Produktion gegangen waren. So wurde der Einsatz verspielt, und die Schiffe der Verbündeten konnten unbehindert von der furchtbarsten Seewaffe, die die Deutschen jemals erfunden hatten, den Kanal durchfahren.

Dönitz musste sich also auf die herkömmlichen U-Boote verlassen, die schon vor einem Jahr geschlagen worden waren. Im Frühjahr 1944 zog er seine Boote aus dem Atlantik zurück, um sie mit dem Schnorchel auszurüsten, vermöge dessen sie ihre Batterien laden konnten, ohne aufzutauchen. Aber auch hier stiess Dönitz auf zahlreiche praktische Schwierigkeiten, und als er Ende April aus Schiffsansammlungen der Verbündeten schloss, dass die Invasion vor der Tür stehe, war keines seiner U-Boote mit diesem Atmungsgerät wirksam ausgestattet. Mitte Mai versuchte er aus der Ostsee und von Norwegen Verstärkungen zu den U-Boot-Basen an der biscoyischen Küste heranzuziehen. Da diese Boote keinen Schnorchel hatten, waren sie gezwungen, die Sache mit dem Küstenkommando der R.A.F. auszufechten. Zwei Wochen lang versuchten sie durchzubrechen. Einigen gelang es, 9 wurden versenkt oder schwer beschädigt, die übrigen kehrten um.

Als die Invasion begann, verfügte Dönitz in den Häfen der bretonischen Küste

und der Biscaya nur noch über 42 einsatzfähige Boote, kaum ein Viertel seiner Operationsflotte. Von ihnen waren 6 Boote mit dem Schnorchel ausgestattet und auf seine Funktion hin geprüft, hatten aber keinen vollen Gefechtswert. Trotzdem setzten sie sich am Nachmittag des 6. Juni von Brest in Marsch, während die übrigen 36 bei Nacht von den biscayischen Häfen in See gingen. Diese Boote fuhren, um den Marsch zu beschleunigen, über Wasser, wurden aber von Aufklärungsflugzeugen entdeckt. In den nächsten Tagen wurden von den 36 Booten 12 versenkt oder schwer beschädigt, und am 12. Juni wurde den übrigen befohlen, in ihre biscayischen Häfen zurückzukehren. Selbst die 6 mit dem Schnorchel versehenen Boote kamen den Kanal hinauf nur langsam vorwärts, weil ihre Ausrüstung nicht zuverlässig war. Einige wurden durch Luftangriffe beschädigt, bei andern stellten sich technische Fehler heraus, und nicht eines erreichte in den ersten drei Wochen nach dem X-Tag den Landungsraum. Auch seine Zwerg-U-Boote und anderen «kleinen Gefechtseinheiten» vermochte Dönitz nicht einzusetzen. Ein paar waren fertig und im Mittelmeer geprüft worden, aber keines war im Juni im Kanal verfügbar, und so ging der Aufmarsch der Verbündeten ungestört von U-Boot-Angriffen stetig weiter.

Die deutschen Überwasserschiffe blieben ähnlich erfolglos. Weder Zerstörer von St. Nazaire noch Torpedoboote von Le Havre und Cherbourg konnten durch die Patrouillen hindurchschlüpfen, die den Schiffskorridor abschirmten. Die einzige deutsche Gegenmassnahme, die Ramsay ernstlich beunruhigte, waren die Druckminen in den Ankergründen. Sie wurden aus geringer Höhe von Flugzeugen abgeworfen, die abzufangen sehr schwierig war, weil Radar vor Nachtfliegern nicht genügend warnte. «Der Feind», schrieb Ramsay später, «führte zwei neue Minentypen ein, die beide durch die Verminderung des Wasserdruckes in Bewegung gesetzt wurden, die dann entsteht, wenn ein Schiff über die betreffende Stelle hinwegfährt. Die eine konnte unter keinen Umständen geräumt werden, die andere nur bei bestimmtem Wetter.»

Ramsay war überrascht, dass diese Minen nicht vor dem X-Tag in den südeingelassenen Häfen abgeworfen worden waren, wo sie unter den dicht gedrängten Schiffen schwere Verwüstungen hätten anrichten können. Tatsächlich hatte Rommel dies beabsichtigt, aber Dönitz hatte abgelehnt, damit das Geheimnis nicht entdeckt werde und die Briten die Minen nicht nachbauten. Er befürchtete, dass ein Einsatz dieser Minen in der Ostsee das einzige sichere Übungs- und Versuchsgebiet für die neuen U-Boote sperren könnte. Nicht einmal auf der deutschen Seite des Kanals wurden diese Minen vor der Invasion gelegt; es waren nicht genug hergestellt worden, alle bedrohten Abschnitte zu sichern. Als sie schliesslich in

der dritten Nacht nach der Landung in der Seinebucht abgeworfen wurden, hatten die Piloten Befehl, um keinen Preis auch nur eine in feindliche Hände geraten zu lassen. Am Morgen des 10. Juni wurden jedoch einige am Meeresufer in unversehrtem Zustand gefunden. In wenigen Tagen hatten Versuche der Admiralität ergeben, dass der Zünder nicht funktionierte, wenn ein Schiff das verseuchte Gebiet langsam überfuhr. Durch Geschwindigkeitsbegrenzung wurde die Gefahr verringert, aber die Deutschen übersäten die Küstengewässer nicht nur mit ‚Austern‘, sondern auch mit akustischen Minen von denkbar raffiniertester Ausgeklügeltheit, und der Aufmarsch konnte nur deshalb weitergehen, weil Minensuchboote und Versorgungsschiffe Risiken auf sich nahmen, die, wie Ramsay meinte, «im Allgemeinen nicht tragbar» waren.

Am 12. Juni gelangten Keitel und Dönitz unter dem Eindruck des pessimistischen Lageberichts Rommels zu dem Schluss: «Falls es dem Gegner gelingt, aus dem jetzigen Brückenkopf heraus die operative Freiheit zum Bewegungskrieg in Frankreich zu erringen, ist ganz Frankreich verloren.» Da die Verbündeten beim Aufmarsch bereits einen Vor Sprung gewonnen hatten, lag für die Deutschen die einzige Hoffnung darin, dass Eisenhower eine weitere Landung versuchen und – scheitern werde. Es gab noch einen strategischen Kunstgriff, der, so hofften sie, «den Feind veranlassen könnte, eine zweite Landung in Nordfrankreich zu versuchen». Dieses Mittel war die lang erwartete Beschiessung Londons mit fliegenden Bomben, die in der Nacht zum 13. Juni das erstmal über den Kanal geschickt werden sollten.

Am Nachmittag des X-Tages erhielt das Flak-Regiment 155, das mit der V-1-Operation beauftragt war, den Befehl, die Offensive unverzüglich zu eröffnen. Nach der Zerstörung der ersten Serie von Abschussrampen war beschlossen worden, die letzte Ausrüstung der Rampen und die Anlegung von Munitionsvorräten nicht im Voraus zu unternehmen. So klug diese Vorsichtsmassnahme auch war, hatte sie doch ernste Folgen, denn nun meldete Wachtel, der Regimentskommandeur, dass es zehn Tage dauern werde, bevor die Offensive eröffnet werden könne. Ausrüstung und Material für die Rampen lagerten zum grössten Teil noch tief im Inland, ebenso die meiste Munition. Nahezu 12'000 fliegende Bomben waren hergestellt, aber zur Sicherung gegen Luftangriffe über ganz Nordfrankreich, Belgien und Deutschland verteilt worden. Ohne Rücksicht darauf wurde der erste Angriff auf die Nacht zum 13. Juni festgelegt.

Der Wachtel erteilte Befehl ging dahin, mit den Operationen kurz vor Mitternacht mit einer Salve von 64 Bomben zu beginnen, und zwar so, dass alle gleichzeitig mit einem Überfall der Luftwaffe im Londoner Zentrum einschlugen. Eine Stunde später sollte die nächste Salve mit demselben Ziel folgen, danach bis zur Morgendämmerung Störungsfeuer. Dieser Befehl liess die erforderliche Vorbe-

reitung der Rampen völlig ausser Acht. Zur Stunde waren erst 7 gefechtsbereit. So konnten die Deutschen nur 10 Störungsschüsse abgeben, und was auf London herunterkam, war 1 Bombe.

In den nächsten drei Tagen richtete Wachtels Regiment 55 Rampen her, und in der Nacht zum 16. Juni wurde es ernst. In den ersten 24 Stunden wurden 224 fliegende Bomben lanciert, aber nicht, wie geplant, in vernichtenden Salven; dazu war die Ausrüstung nicht verlässlich und fehlte es den Mannschaften an Erfahrung. Dank dem Misslingen des Starts und den drei Tagen Atempause waren das britische Jäger-Kommando und die Flak rechtzeitig gewarnt und forderten von den unbemannten Bombern wachsenden Zoll.

Sofort auch griffen alliierte Bomber die Abschussrampen an, die jetzt, wo sie in Aktion waren, von Radar geortet werden konnten. Nach deutschen Berichten waren Ende Juni 24 Rampen stillgelegt und 18 beschädigt, ausserdem wurde die Operation durch Angriffe auf Vorratzzentren und Verkehrsverbindungen behindert. Züge mit fliegenden Bomben in umgebauten Speise- und Personenwagen mussten weit um zerschlagene Kreuzungsbahnhöfe und Brücken herum über Umgehungsstrecken geleitet werden. Ein voll beladener Zug musste auf einem zerbombten Verschiebebahnhof bei Paris lange genug warten, dass französische Agenten London einen Wink geben konnten und Bomber die ganze Ladung zerstörten.

Unter diesen Umständen konnten die Deutschen in der zweiten Junihälfte nur 2'000 fliegende Bomben abschiessen. Von ihnen wurden 661 heruntergeholt, knapp 1'000 erreichten London. Obwohl das Ausmass des Bombardements noch weit geringer war als die grössten Optimisten gehofft hatten, ging es doch ernstlich auf die Nerven, und viele Londoner fanden es schwerer erträglich als die Angriffe von 1940–1941. Andererseits blieben die Verluste, die durchschnittlich nur bis auf einen Toten auf jede Bombe stiegen, hinter denen zurück, die der ‚Blitz‘ verursacht hatte. Zum Einsatz gegen die südenglischen Häfen aber, von denen ununterbrochen Nachschub zur Normandie floss, war die Waffe zu ungenau. Am 18. Juni versicherte Churchill Eisenhower, dass eine Änderung der anglo-amerikanischen Strategie mit dem Ziel, die Rampen der V 1 beizeiten zu nehmen, nicht erwogen zu werden brauche. London werde mit Rücksicht auf den allgemeinen Feldzugsplan das Bombardement solange wie nötig aushalten.

Die merklichste Wirkung der Offensive der fliegenden Bomben auf die Festlandsoperationen war, dass die schnellsten Jagdmaschinen in Grossbritannien zurückgehalten wurden und die Rampen einen grossen Teil der verbündeten Luftstreitkräfte von dem strategischen Bombardement in der Normandie abzogen. In den nächsten 2 Monaten musste das Bomber-Kommando der R.A.F. die Hälfte

seiner Schlagkraft gegen die Anlagen der V-Waffe richten, doch trug dies mittelbar dennoch zu einer Entlastung in der Schlacht um den Landekopf bei, weil es die Deutschen in der Überzeugung bestärkte, dass nördlich der Seine ein weiterer Angriff zu erwarten sei. Täuschungsmanöver der Alliierten bestärkten sie in dieser Auffassung. Am 19. Juni meldete Rommel dem Oberbefehlshaber West: «Nach der feindlichen Kräftegruppierung und den taktischen und technischen Möglichkeiten kann mit einem fdl. Landungsunternehmen grossen Stils an der Kanalfont beiderseits Cap Cris Nez oder zwischen Somme und Le Havre gerechnet werden. Der Generalangriff aus dem normanischen Landekopf und ein neues Grosslandeunternehmen können in zeitlichem Zusammenhang stehen und als gemeinsames konzentrisches Operationsziel den Raum von Paris haben.»

Rommel befand sich in einem schweren Dilemma. Die normannische Front brauchte dringend Infanterie zur Ablösung der Panzer-Divisionen, die zu einem Gegenschlag auf der Halbinsel Cotentin benötigt wurden. Und doch konnte er nicht aus der geeignetsten Quelle schöpfen, der 15. Armee, weil er es nicht riskieren wollte, die Kanalfanke zu entblößen. Selbst die 2 Divisionen, die er aus dem Gebiet nördlich der Seine bekommen hatte, waren sofort durch frisch aus Deutschland eingetroffene Truppen ersetzt worden. Die Luftherrschaft der Verbündeten verschärfte den Zwiespalt. Zwischen den 18 Divisionen der 15. Armee und der Normandie lag die Seine als Schranke, denn jede von Paris bis zur See über den Strom führende Strassen- und Bahnbrücke war jetzt zerstört. Die Deutschen hatten, mit solcher Treffsicherheit nicht rechnend, keine Vorkehrungen zum Bau von Pontonbrücken getroffen, die improvisierten Fährverbindungen aber konnten einen einigermaßen umfangreicheren Verkehr nicht bewältigen. Für Verbände der 15. Armee blieb demnach nur der gefährvolle Transport nach Paris mit einem anschliessenden Marsch von 150 Meilen, denn die wenigen Züge, die sich noch durch den Korridor zwischen Paris und Orleans wagten, waren mit dringend benötigtem Material überladen.

Die Lähmung der französischen Bahnen war doppelt schlimm, weil es zu Massenbewegungen auf der Landstrasse an Motorfahrzeugen fehlte. Die übliche Zuteilung von Lastkraftwagen an die Divisionen beruhte auf der Annahme, dass die Infanterie auf dem Schienenweg befördert werden könne. Die verbündeten Luftstreitkräfte hatten das zunichte gemacht und dabei überdies die strategische Beweglichkeit der Wehrmacht schwer beeinträchtigt. Rommel wusste, dass eine vom Pas de Calais in die Westnormandie verlegte Division im Fall einer zweiten Landung nicht rechtzeitig zurückgebracht werden könnte. Infolgedessen musste er sich, nachdem er die Bretagne von 4 der ursprünglich dort stehenden 9 Divi-

sionen entblösst hatte, nach Infanterie in Holland und Südfrankreich umschauen, von wo Verstärkungen jedoch nicht vor Ende des Monats eintreffen konnten.

Unter diesen Umständen musste Rommel seinen geplanten Angriff gegen die Amerikaner verschieben, weil er seine Panzer-Divisionen brauchte, die Front Caen – Caumont zu halten, und weil weitere Panzerverstärkungen – ausser der 2. SS-Panzer-Division, die bei St. Lô in Reserve gelegt wurde – vor der letzten Juniwoche nicht heran sein konnten. Die 1. SS-Panzer-Division stand vor dem Abmarsch aus Belgien. Die 9. und 10. SS-Panzer-Division waren auf dem Rückmarsch aus Polen, aber Rommels Hoffnung, weitere Divisionen aus dem Osten zu bekommen, schwand mit der russischen Sommeroffensive, die, wie Stalin versprochen hatte, zwei Wochen nach der Landung begann.

Am 18. Juni hatten die Verbündeten im Aufmarsch einen klaren Vorsprung gewonnen. Montgomery hatte nun 20 Divisionen an Land. Ihnen standen 18 Divisionen gegenüber, aber ihre Kampfkraft entsprach nur der von 14 Divisionen. Zwischen Orne und Vire spannte sich der dünne deutsche Umklammerungsbogen aufs äusserste, als die Amerikaner gegen St. Lô und die Briten gegen Tilly-sur-Seulles andrängten. Zwei Tage vorher hatte Dietrich gemeldet: «Gegen bei Longraye [westlich von Tilly] durchgebrochene Panzer ist letzte Reserve das 1. SS-Pz.-Korps eingesetzt.» Er konnte die Lücke schliessen, aber nur, indem er die Infanterielinie mit Pionieren, Meldern, Krafft Fahrern und den Mannschaften zerschossener Panzer und Geschütze ausstopfte. Am nächsten Tag beschwerte er sich bei Rommel: «Ich bin am Weissbluten und komme nirgends vorwärts.» Auf die Weisung, er habe die Taktik weiterzuverfolgen, jeden feindlichen Geländegewinn mit Gegenangriffen zu beantworten, erwiderte er: «Aber womit? Wir müssen in den nächsten Tagen 8 bis 10 Divisionen haben, oder wir sind am Ende!»

Für die Verbündeten jedoch war das Ausmass der Bedrängnis auf der deutschen Seite nicht so offenkundig. Die Hartnäckigkeit der Verteidigung erweckte den Anschein, als verfügten die Deutschen über eine weit nachhaltigere Kampfstärke als in Wirklichkeit. Im amerikanischen Abschnitt war der Versuch, St. Lô zu nehmen, unter hohen blutigen Verlusten abgeschlagen worden, und Bradley hatte entschieden, erst Infanterie und Panzer durch eine Reihe von Übungen im Zusammenwirken im westnormannischen Gelände auszubilden, ehe er den Angriff erneuerte. In der zehntägigen Schlacht um Tilly-sur-Seulles hatte die Panzer-Lehrdivision mit einer Gewandtheit und einem Kampfgeist gefochten, dass die Veteranen der 50. Infanterie-Division an die alten Gegner erinnert wurden, mit denen sie so lange in Afrika gerungen hatten. Nach diesen erschöpfenden Kämpfen verfügte weder Dempsey noch Bradley über die zu einem grossen Of-

fensivunternehmen nötigen ungebundenen Kräfte. Bestimmt fehlte es an den Mitteln zu einem Frontalangriff auf Caen, das von der 12. SS-Panzer-Division und der 21. Panzer-Division noch immer kräftig behauptet wurde. In einer Front von 15 Meilen, die im Halbkreis die Stadt schirmte, hielten die beiden Divisionen 228 Panzer und Sturmgeschütze bereit, dahinter eine starke Sperre von Feldkanonen und Pak, worunter über hundertfünfzig 8,8-cm-Kanonen, und eine Brigade schwerer Werfer. So plante Montgomery denn auch, Caen einzuschliessen. Dies aber war vor dem Eintreffen des britischen VIII. Korps (Generalleutnant Sir Richard O'Connor) nicht möglich. Das Unternehmen verlangte ausgeruhte Truppen.

O'Connor sollte die deutsche Front zwischen Caen und Tilly durchstossen, den Odon und die Orne überschreiten und dann seine Panzer beiderseits der Strasse Caen – Falaise auf der Höhe zwischen Bourgebus und Bretteville-sur-Leize versammeln. Damit hätte die britische 2. Armee Caen überflügelt und fast eingeschlossen. Zugleich würde das britische VIII. Korps eine gegen Paris gerichtete Drohung bedeuten. Durch sie hoffte Montgomery die deutschen Panzer auf sich zu ziehen und so den Abschnitt St. Lô – Coutance zu entlasten, von wo die Amerikaner die Hauptoperation der Verbündeten unternehmen sollten. Zu ihrer Vorbereitung und ohne den Fall Cherbourgs abzuwarten, sollte das amerikanische VIII. Korps südlich des überschwemmten Douvetales angreifen, um Bradley zum Aufmarsch zu der grossen Ausbruchsoffensive Raum zu schaffen.

Montgomery hatte beabsichtigt, den Angriff über den Odon am 18. Juni zu eröffnen, aber an diesem Tage war von O'Connors 3 Divisionen erst eine gelandet; überdies hatte die 2. Armee über die Schlechtwetterreserve hinaus nur spärliche Munitionsvorräte. Die Munitionsverhältnisse waren seit dem X-Tag eine Quelle dauernder Sorge gewesen. Der infolge der bald wieder eingetretenen Wetterverschlechterung entstandene Zeitverlust hatte nicht wiedergutmacht werden können. Der Nachschub über den offenen Strand hatte sich als äusserst unsicher erwiesen. Die Amerikaner hatten in den ersten vier Tagen kaum ein Drittel der geplanten Menge an Munition und Vorräten löschen können. Mit der Fertigstellung der primitiven, durch versenkte Schiffe gebildeten ‚Stachelbeerhäfen‘ am X-Tag plus 5 besserte sich die Lage etwas, aber der zu ausgedehnten Angriffsoperationen erforderliche Nachschub konnte erst entladen werden, nachdem die ‚Maulbeerhäfen‘ in Betrieb genommen worden waren.

Die ersten Teile dieser schwimmenden Häfen waren am X-Tag plus 1 über den Kanal geschleppt worden. Am 18. Juni waren beide Häfen, von aussen nach innen errichtet, im Wesentlichen fertig und im Gebrauch und die amerikanischen Entladungen nur noch um ein Viertel hinter dem Plan zurück. Ein neuer Engpass

aber war durch den langsamen Pendelverkehr der mit Panzern beladenen Schiffe entstanden; sie sollten ihre Kampfswagen und Fahrzeuge auf Fähren umladen, von denen sich viele als seeuntüchtig herausstellten. So blieb Ramsay nichts übrig, als die Schiffe auflaufen zu lassen, obwohl dies die sechs Stunden bis zur nächsten Flut kostete, die die Schiffe wieder flott machte. Waren aber erst die Piers fertig, konnte ein Panzer-Landungsschiff in 30 Minuten 60 Fahrzeuge löschen, und der Engpass war überwunden.

Der Einbau der Piers hatte sich durch das schlechte Wetter verzögert, dem man diese empfindlichsten Teile in grösserer Anzahl nicht aussetzen konnte. Am 17. Juni jedoch veranlasste eine günstige Wettervorhersage den Entschluss, viermal soviel Pierteile abzuschicken als bisher. Am Morgen des 19. Juni waren die Bauteile fast schon über den Kanal, als ein unvorhergesehener wütender Sturm losbrach und – in Sichtnähe der Häfen – alles verschlang. Weit grösser noch war der Schaden, den Wind und Wetter in den nächsten drei Tagen und Nächten der Sache der Verbündeten zufügen sollten. Es schien kein Zufall zu sein, dass der 17. Juni der X-Tag plus 13 war.

An der englischen Südküste wurden Geleitzüge in die Häfen zurückgetrieben; inmitten des Kanals wurden Schleppzüge auseinandergerissen und gingen verloren; auf der Höhe der Küste trieben Schiffe und Landungsfahrzeuge vor Anker und wurden auf den Strand geworfen; unter der kochenden See ruhende Druckminen wurden emporgewirbelt und krepiereten. «Am 21. Juni», so berichtete Eisenhower danach, «begannen sich die ‚Maulbeeren‘ in ihre Bestandteile aufzulösen, besonders der amerikanische Hafen, der vor St. Laurent dem Sturm womöglich noch mehr ausgesetzt war als der britische bei Arromanches. Die Bombardons* der äusseren Wellenbrecher trieben weg und sanken; die Senkkästen verschoben sich; die stürmische See drang durch die Breschen, wuchtete die Fährfahrzeuge gegen die Piers und zerschmetterte sie. Nur die versenkten Schiffe verhinderten eine völlige Katastrophe.» Aber auch so schon waren «die Folgen derart schwer, dass sie tatsächlich unseren Halt auf dem Festland überhaupt gefährdeten».

Der amerikanische ‚Maulbeerhafen‘ konnte nicht wiederhergestellt werden, und die geborgenen Teile wurden zur Reparatur des englischen verwendet. Er hatte nicht nur deswegen weniger gelitten, weil er, wie Eisenhower sagt, dem Sturm nicht ganz so schwer ausgesetzt gewesen war, sondern vor allem auch, weil er langsamer und sorgfältiger montiert und fundiert war.

* So wurden stählerne Wellenbrecher genannt, die durch grosse Lufttanks schwimmend erhalten wurden. Wohl weil ihr Aussehen an das als Bassblasinstrument bekannte Bombardon erinnerte, ging diese Bezeichnung für sie in die britisch-amerikanische Militärsprache über.
D. Übers.

Ohne den Schutz, den er bot, wären die Schiffsverluste noch viel höher gewesen. Als der Sturm abflaute, lagen 800 Fahrzeuge auf dem Strand und konnten erst mit der nächsten Springflut im Juli flottgemacht werden. Bis dahin herrschte ein empfindlicher Mangel an Fähren, denn zu den beschädigten oder auf den Strand gesetzten Fahrzeugen gehörten fast zur Hälfte die unschätzbaren Panzer-Landungsfahrzeuge. In diesen drei Unglückstagen hatte das Wetter den Verbündeten fünfmal mehr Schiffs Verluste zugefügt als der Feind seit dem X-Tag.

Die unmittelbare Folge des Sturms war, dass die Ausladungen praktisch zum Stillstand kamen. Die Löschleistung war am 18. Juni auf 24'412 Tonnen gestiegen; am 20. Juni betrug sie 4'560 Tonnen, und das auch nur dank dem britischen ‚Maulbeerhafen‘ bei Arromanches. Die Erdoperationen wurden von dem Unwetter unmittelbar tief in Mitleidenschaft gezogen. Der britische Angriff über den Odon konnte nicht, wie geplant, am 22. Juni beginnen, weil es an Munition wie an Männern fehlte. Als der Sturm losbrach, waren O'Connors Truppen fast zur Hälfte noch an Bord, und dort mussten sie aushalten, bis es aufklarte. Der Vorstoss der Amerikaner nach Süden musste ebenfalls verschoben werden, denn Bradley konnte zu den Operationen gegen Cherbourg die genügende Munitionsmenge nur dadurch bereitstellen, dass er die übrige Front auf ein Drittel der bisherigen Rate kürzte und 1'500 Tonnen einfliegen liess. Bevor sich der Sturm legte, waren die Munitions Vorräte der Verbündeten auf einen gefährlich niedrigen Stand gesunken.

Die an der Südfront durch höhere Gewalt erzwungene Kampfpause verschaffte Rommels erschöpften und zusammengeschmolzenen Divisionen eine Atempause, die Verteidigung wieder aufzubauen.

Seit dem Fall Carentans und der festen Vereinigung der beiden Landeköpfe am 12. Juni richtete das amerikanische VII. Korps alle Kräfte auf das Unternehmen gegen Cherbourg, das wegen der Zerstörung des amerikanischen ‚Maulbeerhafens‘ doppelt dringend geworden war. In den vorangegangenen drei Tagen hatte Collins seine Basis nordwärts bis Montebourg und westwärts über den Merderet erweitert und so den ersten Überschwemmungsgürtel hinter sich gebracht, der ihn hatte eindämmen sollen. Die feindliche Linie war schon am Reissen, und es war zu erwarten, dass sie vor der überlegenen Masse der Streitkräfte, die die Amerikaner versammelt hätten, bald nachgeben werde. Seit dem X-Tag waren die Luftlandedivisionen durch Infanterie-Regimenter und Artillerie aus der Luft verstärkt worden, die 90. und die 9. Infanterie-Division waren an Land gebracht, und die 79. Infanterie-Division war im Begriff, zu landen. Die Stärke des Korps hatte sich mehr als verdoppelt, während die Deutschen praktisch überhaupt keine

Verstärkungen erhalten hatten und eine der 3 Divisionen, die seit dem X-Tag auf der Halbinsel standen, in den ersten fünf Tagen 4'000 Mann Verluste erlitten hatte.

Reserven aus der Bretagne waren noch zu Rad und auf Autobussen, zu Fuss und auf Bauernwagen von Luftangriffen oft heimgesuchte Strassen entlang auf ihrem mühsamen Marsch, und es war unwahrscheinlich, dass auch nur ein Verband rechtzeitig eintraf, den Ausbruch der Amerikaner aus dem Landekopf auf der Halbinsel aufzuhalten. In dieser Lage war Hitlers Befehl vom 10. Juni, dass jeder Mann zu kämpfen und zu fallen habe, wo er steht, eine Einladung zur Katastrophe. Das zeigte sich nicht sofort, denn am 12. und am 13. Juni errangen die Deutschen weitere Defensiverfolge. Zweimal kämpfte sich die amerikanische 4. Infanterie-Division nach Montebourg hinein, zweimal wurde sie hinausgeworfen, und die Hauptoperation, der mit dem Ziel, die Halbinsel abzuschneiden, von der 90. Infanterie-Division nach Westen gerichtete Angriff, machte nur geringe Fortschritte.

Am Morgen des 13. Juni wurde jedoch Rommels Aufmerksamkeit von diesem Abschnitt abgelenkt. Nicht nur hatte die 17. SS-Panzer-Division Carentan nicht wiedernehmen können, sondern es waren auch 7 Meilen weiter westlich, südlich des breiten sumpfigen Douvetales, plötzlich amerikanische Truppen aufgetaucht, die über Nacht eine Brücke über den Fluss gebaut hatten. Für Collins war das eine unterstützende Nebenoperation, Rommel aber schien es, dass die Amerikaner jetzt versuchten, die Halbinsel durch einen Stoss nach Südwesten abzuschneiden. Dementsprechend befahl er am 14. Juni, dass «alles in die Lücke geworfen wird... Der Hals muss unbedingt offengehalten werden». Jedes Bataillon, das die Deutschen aufreiben konnten, wurde an der Douve eingesetzt, aber die neue Offensive, die Collins an demselben Tage eröffnete, war nicht nach Südwesten auf Les-say gerichtet, sondern westwärts gegen St. Sauveur le Vicomte.

Unzufrieden mit dem Fortschritt der 90. Division, die zum erstenmal im Gefecht stand, hatte Collins ihren Kommandeur abgesetzt und durch sie hindurch die erfahrene 9. Division und den Rest der 82. Division vor ihre Front gezogen. Diese Energie und Anschmiegsamkeit war typisch für Collins, auch für seine Taktik. Das Gelände, über das hinweg er angriff, war am aller schlimmsten von Knicks durchzogen; die Felder waren kleiner und die Heckendämme stärker als sonst in der Normandie. Die Entfaltung der Panzerwaffe war schwierig, Artilleriebeobachtung fast unmöglich. Aber Collins hatte 1943 in den erbitterten Kämpfen, durch die die Japaner von Guadalcanal vertrieben wurden, eine Infanterie-Division geführt, und nach den Dschungeln und Kokosnussgehölzen der Insel kam ihm das Gelände hier geradezu geräumig vor. Während sich einige britische

Kommandeure, die ihre Erfahrungen in Afrika gesammelt hatten, taktisch beengt fühlten, wenn ihre Panzer an die Strassen gebunden waren, war es Collins gewöhnt, ohne Strasse und ohne Panzer zu operieren und sich auf die Feuerkraft der Waffen zu verlassen, die der Infanterist mit sich trägt.

Collins begegnete den Geländeschwierigkeiten der Halbinsel, indem er auf sehr schmalen Fronten mit scharfen Vorstössen beiderseits zweier Hauptstrassen angriff und seine 4 Regimenter, jedes auf einer Front von 1'000 Yards, in Bataillonskolonnen vorgehen liess. Um seine Flanken brauchte er sich nicht zu sorgen, denn der Feind verfügte nur über kärgliche Nachrichtenverbindungen und geringe Reserven und hatte keine Panzer, abgesehen von veralteten französischen Modellen, die mit einem Ausbildungsbataillon bemannt waren. So drangen die Amerikaner in 48 Stunden 5 Meilen vor.

Am 15. Juni meldete Dollmann Rommel: «... Lage gleicht einem bis zum Zerreißen gespannten Bogen.» Am nächsten Morgen brach der Bogen. Die 82. Division ging bei St. Sauveur über die Douve, die 9. Division folgte entsprechend weiter nördlich. Die letzte natürliche Verteidigungslinie zwischen den Amerikanern und der Küste war überwunden.

Zu dieser Zeit waren die deutschen Streitkräfte auf der Halbinsel in 2 nach dem Namen ihrer Kommandeure – Generalleutnant v. Schlieben und Generalleutnant Hellmich – benannte Kampfgruppen eingeteilt. Die erste Gruppe mit der 709. Infanterie-Division und Teilen der 77. Infanterie-Division, die aus der Bretagne gekommen war, hatte den Auftrag, die direkte Strasse nach Cherbourg zu sperren; die zweite, bestehend aus den Resten der 91. und 243. Infanterie-Division, sollte die Amerikaner auf ihrem Vormarsch zur Westküste aufhalten. Die beiden Gruppen aber wurden durch den amerikanischen Vorstoss voneinander getrennt, und am Vormittag des 16. Juni meldete General Farmbacher, Marcks' Nachfolger als Kommandeur des LXXXIV. Korps, die Gruppe Hellmich sei psychisch «stark beeindruckt und abgekämpft, so dass mit einem Durchbruch des Gegners nach Westen gerechnet werden muss. Das Halten der Stellungen in diesem Abschnitt ist nur noch eine Frage von Stunden». Aus der Bretagne waren keine weiteren Verstärkungen eingetroffen, und keine waren in greifbarer Nähe. Es war somit unmöglich, sowohl bei Montebourg als auch bei St. Sauveur zu sperren.

Unter diesen Umständen wäre es wohl für die Deutschen das einzig Vernünftige gewesen, das Verlorene abzuschreiben und sich auf das eigentliche Operationsziel zu konzentrieren: die Verteidigung Cherbourgs. Der einzige Zweck einer Fortführung des Kampfes auf der Halbinsel konnte doch nur sein, den Verbündeten die Benutzung des Hafens zu verweigern. Aber Farmbacher hatte immer noch Befehl, die Enge an der Basis der Halbinsel «unbedingt offenzuhalten», und so entschloss er sich, die Gruppe Hellmich durch v. Schliebens Einheiten der 77.

Division verstärken und v. Schlieben mit der 709. Division auf Cherbourg zurückgehen zu lassen.

Kaum hatte Dollmann dies genehmigt, da kam von Hitler die Weisung, «dass Bewegung Cherbourg verboten wird und derzeitige Linie unbedingt zu halten ist». Diese Linie aber war bereits durchbrochen; der Befehl und seine Folgen, alles im Telefontagebuch der 7. Armee getreulich aufgezeichnet, sind ein anschauliches und typisches Beispiel für Hitlers katastrophale Einmischungen in taktische Angelegenheiten und ihre Wirkung auf seine Generale an der Front. Die nächsten vierundzwanzig Stunden rangen die deutschen Oberkommandierenden und Stäbe in Frankreich mit dem durch den Befehl entstandenen Problem und suchten eine Auslegung zu finden, die der Forderung des Führers wie der Lage gerecht würde.

Rommel, auf dem Gefechtsstand des LXXXIV. Korps an Ort und Stelle, neigte dazu, Farmbachers Plan zu bestätigen, aber den ganzen Nachmittag hindurch trafen von Berchtesgaden ausdrückliche Befehle ein, die das Verbot jedweder Rückzugsbewegung bekräftigten. Als Farmbacher einwandte, dass sich die Gruppe v. Schlieben auf Cherbourg zurückziehen müsse, «um nicht abgeschnitten zu werden», wurde ihm bedeutet: «Nach Führerbefehl muss Gruppe v. Schlieben halten und dann unter Umständen durchbrechen.» Mit andern Worten, sie sollte bei Montebourg militärischen Selbstmord begehen.

Rommel protestierte noch an demselben Abend telephonisch bei v. Rundstedt gegen diesen gefährlichen Befehl:

«Wenn, in enger Auslegung des Führerbefehls, alle Kräfte in der Halbinsel dort halten, wo sie sich augenblicklich befinden, dann rollt der Gegner auf vollkommen freien Strassen im Rücken der eigenen Truppen... Wenn am bisherigen Stand festgehalten wird, ohne dass die beweglichen Teile der Lage gemäss eingesetzt werden können, geht Cotentin noch viel rascher verloren, als wenn frei operiert werden kann. Bei St. Sauveur muss dem Amerikaner unbedingt etwas entgegengeworfen werden, sonst erfolgt Zusammenbruch auf Cotentin kolossal rasch, weil sich dann weder in Cherbourg noch im Süden der Anstauungen wesentliche eigene Kräfte befinden.»

Rundstedt sagte zu, die Sache Hitler noch einmal vorzutragen, aber er muss den Standpunkt eingenommen haben, dass einstweilen der Führerbefehl als sakrosankt zu behandeln sei. Jedenfalls stimmten die Weisungen, die Rommel unmittelbar nach dem Telefongespräch ausgab, im Geiste und dem Buchstaben nach mit dem Führerbefehl überein. Er bestand darauf: «Es dürfen keine Rückzugsbewegungen einsetzen, vor allem dürfen die Stellungsbesetzungen ihre Stellungen keineswegs verlassen.» Die 77. Division sollte Hellmich unterstützen, «um Vordringen des Gegners auf der Strasse [von St. Sauveur] nach Cherbourg zu verhindern». Indessen, die 77. Division sollte nur Reserven abgeben, keine

Truppen aus der Front. Da die Division über Reserven nicht verfügte, war dieser Teil des Befehls bedeutungslos.

Zwölf Stunden später, am 17. Juni 10.35 Uhr, ging bei der 7. Armee ein Führerbefehl ein, der zeigte, dass Hitler endlich den Tatsachen einigermaßen Rechnung trug: «Festung Cherbourg ist unter allen Umständen zu halten. Zurückkämpfen der nördlichen Gruppe [Schlieben] auf Festung Cherbourg unter Verzögern des feindlichen Vormarsches wird genehmigt. Eine Absetzbewegung in einem Zuge hat zu unterbleiben.»

Das gab den Kommandeuren an Ort und Stelle eine gewisse taktische Handlungsfreiheit zurück, versagte ihnen aber immer noch die einzige Operation, die einige Erfolgsaussichten bot: den unverzüglichen planmässigen und geordneten Rückzug in die Festung Cherbourg. Auch war Rommel nicht geneigt, bei einer freieren Auslegung des Befehls durch die Finger zu sehen.

Selbst dieses bisschen taktische Handlungsfreiheit gönnte Hitler den Frontbefehlshabern nicht lange. Bei einer abermaligen Besprechung mit seinem Stab an demselben Tage schien er seinen ‚Aushalte-Befehl‘ wieder in Kraft setzen zu wollen. Als ihm dargelegt wurde, dass es unmöglich sei, die augenblicklichen Stellungen zu halten, schrie er: «Nun gut, wenn sie dort nicht halten wollen [bei Montebourg], dann müssen sie hier halten!» Damit nahm er einen Rotstift und fetzte über die Karte hart südlich an Cherbourg vorbei von einem Ende der Halbinsel zum andern eine gerade Linie.

Mit dieser wütenden Gebärde sicherte Hitler den schnellen Fall Cherbourgs. Jede Rückzugsbewegung ausser unter äusserstem Feinddruck blieb verboten. Wenn aber v. Schlieben weichen musste, dann durfte er nicht weiter zurückgehen als bis zu der «Linie St. Vaast de la Hogue – Le Thiel – Vauville», welche Linie, so setzte der Führer mit seiner Lieblingsphrase hinzu, «unbedingt gehalten werden muss».

So konnte sich v. Schlieben dem Feind ein letztes Mal nicht auf der kürzesten und stärksten Linie stellen, in den eigens zum Schutz der Festung gegen die Landseite im Halbkreis errichteten Verteidigungsanlagen: auf der einzigen Linie, die zu halten überhaupt eine gewisse Möglichkeit bestand. Vielmehr musste er seine Kräfte nach ihrer weiteren Schwächung durch die bis zum äussersten fortgeführte Verteidigung Montebourgs in offenem Gelände quer über die Halbinsel auf eine Front von 30 Meilen auseinanderziehen, die dreimal so lang war wie der Abschnitt, in dem er sich jetzt nur noch mit Müh und Not festklammern konnte!

Die einzige befriedigende Erklärung für diesen in seiner Absurdität ungeheuerlichen Befehl ist die, dass er nicht von Hitler als dem Obersten Befehlshaber kam, sondern von Hitler, dem Despoten. Er entlud seine ohnmächtige Wut über die seiner spottenden Tatsachen auf seine Soldaten, um seine Sucht nach Gehor-

sam zu nähren, dem sichtbaren Beweis seiner Macht, die einmal grenzenlos geschienen hatte. Daneben zählten die taktischen Erfordernisse einer örtlichen Lage nicht. Er hatte verlangt, dass eine Linie gehalten werden müsse – wenn nicht diese Linie, dann eine andere Linie, irgendeine Linie, ganz gleich welche Linie, und zwar solange, wie seine Truppen gehorchen und mit ihrem Gehorsam beweisen würden, dass der Führer immer noch die Macht hatte, Männer und Ereignisse seinem Willen gefügig zu machen.

In der Normandie beugten sich v. Rundstedt und Rommel diesem rasenden Gehirn und schritten über die Proteste ihrer Untergebenen einfach hinweg. Verzweifelt oder willfährig bestand Rommel auf wörtlicher Befolgung des Führerbefehls und kannte keinen Pardon für die, die Einspruch erhoben. Wie untertänig er sich verhielt, geht aus der Aufzeichnung von Auseinandersetzungen hervor, zu denen es am Abend des 17. Juni zwischen der Heeresgruppe B und der 7. Armee kam.

Um 21.50 Uhr rief Oberst v. Tempelhoff, der Chef der Operationsabteilung der Heeresgruppe B, sein Gegenüber bei der 7. Armee, deren Ia, Oberst Helmdach, an. Das Telefongebuch der 7. Armee gibt das Gespräch, das sich entspannt, folgendermassen wieder:

«Anruf Oberst v. Tempelhoff. Marinekdt. Cherbourg hat heute Nachmittag gemeldet, dass Gen. Lt. v. Schlieben auf Cherbourg zurückgehen wolle und Geschütze an der Westküste der Halbinsel zum Sprengen und Abmarsch der Besatzung vorbereitet habe. Es dürfe unter gar keinen Umständen geschehen.

Ia wies darauf hin, dass Gen. Lt. v. Schlieben heute Vormittag freie Hand gegeben worden sei.

Obst. v. Tempelhoff erklärt hierzu, es sei nur von einem verzögernden Zurückkämpfen die Rede gewesen, keinesfalls von einem Zurückgehen in einem Zuge. Feldm. Rommel habe befohlen, dass das Umklappen der Front mit Freigabe der beiden Zipfel* nur auf Befehl von ihm erfolgen dürfe.

Ia weist darauf hin, dass es doch darauf ankomme, wenn etwas gehalten werden soll, dass der Verteidiger zuerst die endgültige Verteidigungslinie erreicht, bevor der Feind sie erreicht habe.

Oberst v. Tempelhoff: Der Befehl ist: unbedingt zu halten.»

Um 22.00 Uhr wurde der Inhalt dieses Gesprächs an das LXXXIV. Korps weitergeleitet, wo Farmbacher trotz seinem früheren Einspruch versicherte, v. Schlieben habe «genaue Weisung im Sinne der gegebenen Befehle». Aber in Rommels Hauptquartier argwöhnte man, dass Farmbacher zurückhalte, und um 22.15 Uhr war er abgesetzt.

* Gemeint sind die beiden Vorgebirge an der Nordküste beiderseits von Cherbourg.

Nach dieser drastischen ‚Lösung‘ wird wohl Dollmann etwas bänglich zumute gewesen sein, als er eine Stunde später eingriff und Rommels Stabschef, Generalleutnant Speidel, nahelegte, die v. Schlieben gegebene Weisung könne doch so aufgefasst werden, dass die von Hitler bezeichnete Linie «möglichst lange zu halten ist». Speidels Antwort war kurz und deutlich, «dass dieser Passus in der Weisung vom Führer ausdrücklich persönlich so befohlen wurde und daran nichts zu ändern ist».

Während den deutschen Befehlshabern auf der Halbinsel Cotentin durch Hitlers olympische Erlasse die Hände gebunden waren, drang die amerikanische 9. Division schnell gegen die Westküste vor und erblickte am 17. Juni nach einem Vormarsch von 6 Meilen das Meer. Diese Schnelligkeit war dadurch ermöglicht worden, dass Collins zur Deckung seiner Nordflanke frische Truppen herangezogen hatte. Die Stärke dieser Flanke war in der Nacht zum 18. Juni auf die Probe gestellt worden, als mehrere Kolonnen der Gruppe Hellmich und die 77. Division zwischen St. Sauveur und der Westküste zu sperren versuchten. Sie glaubten die Strasse noch frei, aber die Amerikaner erwischten drei Feldpolizisten, und die Deutschen, die von ihnen geführt worden waren, gerieten in den Hinterhalt. Der grösste Teil wurde aufgegeben, aber ungefähr 1'200 Mann des 5'000 bis 6'000 Mann starken Verbandes vermochten auf der Küstenstrasse durchzuschlüpfen, ehe die 9. Division – am 19. Juni – nach Barneville hineinfuhr und so die Halbinsel an ihrer Basis abschnitt.

Collins liess den Deutschen keine Atempause, sich in die neue Lage zu finden. Schon am 18. Juni, während die 9. Division noch westwärts marschierte, gruppierte er hinter ihr so reibungslos um, dass am nächsten Morgen 3 Divisionen – die 4., die 79. und die 9. Infanterie-Division – zum Angriff nach Norden bereitstanden, während die beiden Luftlandedivisionen und die 90. Division, jetzt im Verband des amerikanischen VIII. Korps, die Südfront entlang dem Überflutungsgebiet sicherten.

Collins pflegte nicht lange zu fackeln. Enthusiastisch, rank und von Aussehen viel jünger als seine achtundvierzig Jahre, war er bekannt als ‚General der G. I.s‘. Er verlangte von seinen Kommandeuren und Männern viel und zögerte nicht, die ihres Postens zu entheben, die in seinen Augen versagten. Seine operative Taktik war, hart zuzuschlagen und hart zu verfolgen. Aber er war keineswegs ein blinder Draufgänger. Gründlich im Planen und wendig in der Führung, war er ein Meister der Finesse und der Überraschung, der, schnell seinen Plan ändernd, neue Möglichkeiten behende ergriff und sich sogleich den besonderen Erfordernissen des Geländes und der Lage anpasste.

Er begann die Offensive nach Norden mit einem Überraschungsangriff bei

Montebourg, während das Augenmerk des Gegners noch auf die Westküste gerichtet war. Am 19. Juni, 03.00 Uhr, bewegte sich die 4. Division ohne jede Artillerievorbereitung durch die feindlichen Vorpostenlinien und überrumpelte die Deutschen halb im Schlaf. In der Morgendämmerung hatte die Division die Verteidigungsanlagen beiderseits Montebourg überrannt und die Stadt fast eingeschlossen. Als die Dunkelheit hereinbrach, hatte sie Valognes erreicht und die feindliche Hauptstellung durchbrochen. Die Deutschen waren ungeachtet des Führerbefehls im vollen Rückzug. Westlich von Montebourg wurde der Widerstand immer schwächer, weil die Deutschen hier durch ihre hastige Bewegung nach Süden in Unordnung geraten waren. Den Tag über legte die 9. Division fast 10 Meilen zurück, und am folgenden Abend hatten Collins' 3 Divisionen die ‚Hitler-Linie‘ und die äussere Verteidigungslinie Cherbourgs erreicht.

Die Befestigungsanlagen Cherbourgs waren stark und gegen einen Angriff vom Rücken her besonders verstärkt worden. Aber v. Schlieben hatte nicht genug Truppen, sie wirksam zu bemannen, weil ja entsprechend Hitlers Befehl fast ein Drittel seiner Streitkräfte ausserhalb des Gürtels in Linie auseinandergesogen war. Umso fühlbarer wurde ihm jetzt der Verlust jener Bataillone, die nach Süden ausgebrochen waren, verfügte er doch nur noch über die Reste von 4 abgekämpften Divisionen und ein Gemisch von Marinepersonal, Flakmannschaften, Marinewartilleristen und Arbeitern der Organisation Todt von den V-1-Rampen: alles in allem 21'000 Mann. Er meldete der 7. Armee diese Stärke und fügte hinzu: «Stärke besagt nichts, da die Gefechtskraft durch Ausfall von Offizieren und das Heranziehen von Ausgekämmten, die wenig widerstandsfähig sind, nur als gering bezeichnet werden kann.» Überdies bestanden seine Streitkräfte zu einem Fünftel aus Fremden, und, wie v. Schlieben an Rommel funkte: «Es ist zuviel, von Russen zu erwarten, dass sie in Frankreich für Deutschland gegen die Amerikaner kämpfen.»

Ebenso ernst war die Nachschublage. Im Mai war die Besatzung der Halbinsel fast verdoppelt worden, aber die Zerstörung der französischen Bahnen aus der Luft hatte eine einigermaßen ausreichende Auffüllung der Munitions-, Treibstoff- und Lebensmittellager unmöglich gemacht. Erst am 16. Juni, als die Abschneürung der Halbinsel unmittelbar drohte, wurde man sich bei der 7. Armee darüber klar, dass die Vorräte in Cherbourg bei einer längeren Belagerung nicht ausreichen würden. Jetzt aber war es zu spät, dem abzuweichen. Zwar versuchte die Luftwaffe, bei Nacht Vorräte abzuwerfen, aber mindestens eine Sendung landete auf einer der Kanalinseln, und andere enthielten – nach Hoffmann – «Feldfilter, Verbandpäckchen usw., lauter Dinge, die nicht gebraucht werden konnten».

Eine am 21. Juni an v. Schlieben ergangene formelle Aufforderung zur Übergabe blieb unbeantwortet. Am 22. Juni hatte Collins aufgeschlossen und schritt mit seinen 3 Divisionen zum Angriff auf die Festung. Den Rest der auseinandergezogenen deutschen Linie ignorierte er und liess sie durch motorisierte Kavallerie überwachen. Die Hauptverteidigungsanlagen Cherbourgs stützten sich auf drei Höhenrücken, die alle Anmarschwege beherrschten und stark befestigt waren. Die Amerikaner fassten am ersten Tage auf jeder dieser Höhen Fuss, die Deutschen wehrten sich jedoch äusserst hartnäckig und mussten aus jedem Maschinengewehrbunker herausgesprengt werden. Die Mitteldivision kam mit 2 Meilen am weitesten voran, aber in ihren Flanken hielten noch starke Nester aus.

Am zeitigen Nachmittag des 23. Juni meldete v. Schlieben der 7. Armee: «Feind hat in vier Stosskeilen die nur feldmässig ausgebaute Landfront durchbrochen und ist im konzentrischen Vorgehen. Ein Teil der Artl.-Stellungen und Gef.Stde. ist zur Nah Verteidigung übergegangen. Nicht zerschlagene Nester halten noch... Marine hält Hafen für gut zerstört.»

Es war ein Tag schwerer Kämpfe und geringer, doch wichtiger Gewinne, vor allem auf dem linken Flügel, wo die 9. Division nur eine Meile vorwärtskam, aber sich des Mont du Roc, der südwestlichen Bastion, versicherte. Die Amerikaner sprengten eine Befestigungsanlage nach der andern weg. Sturzbomber und Artillerie trieben die Verteidiger in die äusseren Verschanzungen, wo sie in Betonunterständen Deckung suchten. Darauf drang die Infanterie hinter dem Schirm eines leichten Bombardements bis nahe an das Ziel vor, und Maschinengewehre und Pak feuerten direkt in die Schiessscharten. Schliesslich wurde das Stahltor gesprengt, und Stangen-Sprengladungen und Phosphorgranaten taten das übrige. Es war ein langsames, aber verhältnismässig wenig verlustreiches Vorgehen.

Während der Angriff fortschritt, gab v. Schlieben an Schreiber und Köche, Seeleute und Nachrichtentrupps französische Waffen aus, reichte sie in die Linie ein und führte so den Befehl des Führers aus: «Hafen und Stadt Cherbourg müssen bis zum Äussersten gehalten werden.»

Während v. Schlieben am 24. Juni die Kampfmoral seiner Truppen dadurch zu stützen versuchte, dass er auf seine Anforderung hin mit Fallschirmen abgeworfene Eiserne Kreuze verteilte, erreichte die 4. Division 3 Meilen östlich von Cherbourg die Küste, aber alle Versuche, in die Stadt selbst einzudringen, wurden vereitelt, bis sich am nächsten Tag die 4. und die 9. Division die Küste entlang von beiden Seiten vorarbeiteten. In der Mitte war die 79. Division denselben und den nächsten Tag über in den Kampf um das auf einer steilen Felskuppe gelegene Fort du Roule verwickelt, einen starken Stützpunkt auf steil über der Stadt sich emportürmendem Felsen.

Am Abend des 26. Juni hatte jeder organisierte Widerstand in der Stadt aufgehört, und die Amerikaner schwärmten durch die Strassen. General v. Schlieben wurde in seinem unterirdischen Gefechtsstand gefangengenommen, lehnte es aber ab, die Marineforts auf der Hafentmole und den noch aushaltenden stärksten Stützpunkt, das Arsenal, zu übergeben. Da die massiven Mauern dieses Gebäudes fast jedem Bombardement widerstehen konnten, schickte Collins am nächsten Morgen eine Propagandaeinheit mit einem Lautsprecherwagen hin. Nach kurzer Zeit wies der Kommandant des Arsenaus, General Sattler, durch einen Parlamentär darauf hin, dass er auf ein Trommelfeuer von Worten hin nicht kapitulieren könne; wenn aber die amerikanischen Panzer ein paar Salven abfeuert...

Der Widerstand des deutschen rechten Flügels, der in die Nordwestecke der Halbinsel zurückgegangen war, dauerte bis zum 1. Juli. An diesem Tage bezifferte sich die Anzahl der seit dem X-Tag vom amerikanischen VII. Korps gemachten Gefangenen auf 39'042 Mann.

Der Fall Cherbourgs wurde durch Hitlers Eingreifen zweifellos beschleunigt, aber er war eine Gewissheit gewesen schon von dem Augenblick an, wo Collins im Aufmarsch den Vorsprung gewann, und dazu wiederum war die Voraussetzung geschaffen worden durch den Entschluss Eisenhowers, trotz dem damit verbundenen Risiko an der Basis der Halbinsel die beiden Luftlandedivisionen einzusetzen, die Collins von vornherein eine Überlegenheit an Stärke verschafften. Die dauernd gegen den Pas de Calais und Südfrankreich gerichtete Drohung beherrschte das strategische Denken der Deutschen, bewirkte die entsprechende Verteilung ihrer im Westen stehenden Reserven und begrenzte die für die Normandie verfügbaren Reserven; die interalliierte Luftwaffe – und zu einem geringeren Grade der Maquis – behinderte die Heranführung dieser Reserven auf schwerste; und als sie schliesslich eintrafen, bestimmten die britischen Operationen gegen Caen ihren taktischen Einsatz.

Die deutsche Besatzung der Halbinsel lag an deren äusserstem Ende. Die Reserven, die vom X-Tag plus 1 bis zum 18. Juni, als die Halbinsel abgeschnitten wurde, die Normandie erreicht hatten, entsprachen 9 Divisionen; von ihnen war in der Schlacht um Cherbourg nur eine einzige eingesetzt, und diese, die 77. Division, hatte nicht die volle Gefechtsstärke. In derselben Zeit genoss im Aufmarschplan der Verbündeten Collins den ersten Vorrang; ihm wurden in diesen zwölf Tagen 30 frische Infanterie-Bataillone zugeführt, die deutschen Kräfte wurden nur mit 6 verstärkt. So war es eine reine Zeitfrage, wann sich das amerikanische Übergewicht fühlbar machen werde. Hitler beschleunigte den Fall Cherbourgs. Das verringert nicht die Leistung der Amerikaner. Sobald Collins durch die Einnahme Carentans freie Hand bekommen hatte, wandte er sich dem

Ziel Cherbourg zu. Er drückte unablässig, und als die 9. Division die Westküste erreicht hatte, ergriff er durch schnelle Umgruppierung und Änderung der Marschrichtung die Chance, die ihm Hitler eröffnete.

Die Einnahme Cherbourgs in so kurzer Zeit war, wenn auch der Hafen zunächst geringen Wert hatte, ein beträchtlicher Erfolg und übte auf die deutschen Oberbefehlshaber und Kommandeure im Westen eine tiefe psychologische Wirkung aus. Sie hatten gehofft, dass wenigstens die zeitige Einnahme eines Hafens würde verhindert werden können.

Nach der Konsolidierung des normannischen Landekopfes durch die Einnahme Cherbourgs schien es v. Rundstedt und Rommel, dass nun das Stadium für die zweite Phase des Invasionsplanes erreicht sei: für die Landung nördlich der Seine. Sie teilten diese Befürchtung mit Hitler. Die Täuschungsmanöver der Verbündeten und die immer mehr fehlgehende Beurteilung der Lage durch ihren eigenen Nachrichtendienst bestärkte sie darin. Vor dem X-Tag hatte der deutsche Marinestab in erstaunlicher Unkenntnis über die Technik amphibischer Operationen Hitler darauf hingewiesen, dass die Verbündeten genug Schiffsraum hätten, gleichzeitig 25 Divisionen zu landen. Selbst die Oberbefehlshaber der Wehrmacht im Westen erwarteten, dass die Invasion «auf einer Front von 15 bis 20 Divisionen» beginnen werde. Infolgedessen schlossen die Deutschen aus der Seelandung nur von 6 Divisionen in der Normandie, dass die übrige Armada zu einer zweiten Landung zurückgehalten werde. Diese Vermutung stimmte mit der Annahme überein, die erste Landung werde eine Ablenkungsoperation sein, und wurde von einer groben Überschätzung der von Eisenhower in Reserve gehaltenen Divisionen gestützt.

Die 42 nicht vorhandenen Divisionen, die der deutsche Geheimdienst in Eisenhowers Reserven einreichte, waren die Hirngespinnste britischer Kriegslist und deutscher Begriffsstutzigkeit. Es war den Agenten der Verbündeten ein leichtes, bei den deutschen Agenten eine bis zur Lächerlichkeit übertriebene Aufmarschstärke an den Mann zu bringen, fanden sie doch in der Nachrichtenabteilung des OKH bereitwillige Abnehmer. Sie war ja sogar, wie schon erwähnt, im Jahre 1943 dazu übergegangen, Gespensterdivisionen zu fabrizieren, um Hitler dazu zu bringen, die Invasionsgefahr ernst zu nehmen. Wie sie auch entstanden sein mögen – diese untergeschobenen Divisionen umnebelten das Urteilsvermögen des deutschen Oberkommandos und trugen dazu bei, seine Strategie zu verzerren. Als Cherbourg fiel, standen zwischen Seine und Schelde mehr deutsche Divisionen, als in der Normandie gegen die Verbündeten eingesetzt waren.

Am 26. Juni meldete Rommel dem Oberbefehlshaber West, alle Anzeichen

deuteten darauf hin, dass die Alliierten bald einen Stoss aus dem Gebiet nördlich und nordwestlich von Caen in Richtung auf Paris führen würden. «Mit diesem Stoss kann eine Grosslandung zwischen Somme und Le Havre in Verbindung gebracht werden, auf die neben Agenten-Nachrichten die gesteigerte feindl. Luftaufklärungstätigkeit hindeutet.» Rommel hätte es vorgezogen, seine Dispositionen dieser Doppeldrohung anzupassen, aber der Führer hatte bereits jede entsprechende Bewegung verboten.

Am 17. Juni hatte Hitler die beiden Feldmarschälle und ihre Stabschefs auf dem Gefechtsstand in Margival bei Soissons empfangen, den er seinerzeit hatte bauen lassen, um dort persönlich die Invasion Englands zu leiten. Bei der Unterredung wies v. Rundstedt darauf hin, dass angesichts der interalliierten Luftmacht und Schiffsartillerie eine Offensive keine Erfolgsaussichten habe, und Rommel äusserte schwere Zweifel an der Fähigkeit der Wehrmacht, den Landekopf auch nur einzudämmen, wenn nicht die Luftwaffe die rückwärtigen Verbindungen besser zu schützen vermöge und wenn er nicht freie Hand erhalte, den Kampf in seiner Weise zu führen. Rommel schlug dann vor, in Etappen auf eine neue Linie zurückzugehen, die der starken natürlichen Schranke der Orne nach Süden bis Thury-Harcourt folgen, sich über den Mont Pinçon nach Westen wenden und auf der stark bewaldeten Hügelkette bis zur Westküste bei Granville laufen sollte. An dieser noch im Buschgelände, aber ausserhalb des Schussbereichs der Schiffsartillerie sich hinziehenden Front könne, so legte Rommel dar, die Infanterie eine starke Sperrkette bilden, während die Panzer dazu frei würden, jedem Ausbruch aus dem normannischen Landekopf und jeder neuen Landung nördlich der Seine zu begegnen.

Blumentritt, der bei der Aussprache zugegen war, berichtet: «Hitler schien zu zustimmen. Er blieb ruhig, traf aber keine Entscheidung. Um das Thema zu wechseln, liess er Photographien neuer Flugzeugtypen kommen und nahm das Gespräch an sich. Bei dem folgenden Essen sprach Hitler allein, und beide Feldmarschälle waren verstimmt. Nach dem Essen versuchten sie, eine politische Lösung anzuregen – eine Annäherung an den Westen –, aber in diesem Stadium brach Hitler die Aussprache brüsk ab.»

Als später die Unterredung wieder aufgenommen wurde, versuchte Rommel abermals, Hitler die Notwendigkeit nahezubringen, mit den Westalliierten zu Verhandlungen zu kommen. Hitler suchte ihm das Wort abzuschneiden, aber Rommel fragte: «„Mein Führer, wie stellen Sie sich denn eigentlich überhaupt jetzt den Weitergang des Krieges vor?“ Der Führer war ziemlich ungehalten über diese Frage und gab nur kurz zur Antwort: „Das ist eine Frage, die nicht zu Ihren Obliegenheiten gehört. Die müssen Sie meine Sache seinlassen.“»

Speidel schreibt, Rommel habe im Verlauf der militärischen Diskussion «in schonungsloser Offenheit auf den Kardinalpunkt der Invasionsabwehr» hingewiesen und gegen die Starrheit der ihm gegebenen Befehle protestiert. Mit den unangenehmen Tatsachen konfrontiert, nahm Hitler seine Zuflucht «in eine seltsame Mischung von Zynismus und falscher Intuition» und wies auf «die kriegsentscheidende Wirkung der V-Waffen gegen England» hin. Er verwarf den Vorschlag, die V-1-Offensive gegen die englischen Einschiffungshäfen oder gegen den Landekopf in der Normandie zu richten; das Bombardement Londons werde die Stadt friedensbegierig machen.

Hitler mag das geglaubt haben, aber was sich dann ereignete, kann seinem Vertrauen in die V-Waffen nicht eben förderlich gewesen sein. Nachdem sich die Feldmarschälle entfernt hatten, landete ein verirrtes V-Geschoss direkt auf der Deckung seines Bunkers. Es gab keine Verluste, aber der Zwischenfall hatte die Wirkung, dass Hitler den Besuch in Rommels Hauptquartier absagte, den er mit dem Feldmarschall zu dem Zweck vereinbart hatte, sich aus unmittelbaren Berichten von Frontkommandeuren ein Bild von der Lage zu machen.

Als Hitler wieder in Berchtesgaden war, schwelten die Anregungen der Feldmarschälle in seinem Kopf. Eine politische Lösung verwarf er von vornherein. Er wusste, dass die Verbündeten, selbst wenn sie zu einem Kompromiss gebracht werden konnten, auf seinem Sturz und der Vernichtung des ganzen nationalsozialistischen Regimes bestehen würden. Er kämpfte jetzt nicht für Deutschland, nicht einmal für die Partei, sondern für sich selbst. Er würde auch seinen Feldmarschällen und Generalen keinerlei operative Befehlsgewalt geben, denn er war mehr denn je davon überzeugt, dass nur seine Nerven und seine Willensstärke eine Katastrophe zu verhüten vermöchten.

Am 20. Juni befahl er Rommel, unmittelbar nach Eintreffen der SS-Panzer-Divisionen, die nach der Normandie unterwegs waren, eine neue Offensive zu eröffnen. Wo die Wehrmacht versagt hätte, würde die SS, die Elite der Prätorianergarde, erfolgreich sein. So hoffte der Führer. Die Armee mochte ihn verraten, aber die Partei würde beweisen, dass seine Pläne sich verwirklichen liessen. Es war das eine Sache von Glauben und Tapferkeit. Losschlagen würde er zwischen Caumont und St. Lô, bevor die Amerikaner ihre Kräfte in diesem Abschnitt mit Divisionen von der Halbinsel Cotentin verstärken könnten. Die Angriffsspitze sollte das II. SS-Panzer-Korps bilden (die 9. und die 10. SS-Panzer-Division), das aus Polen zurückgeholt worden war. Es sollte durch 2 weitere SS-Panzer-Divisionen verstärkt werden, die 2., jetzt bei St. Lô in Reserve stehende, und die 1., die aus Belgien im Anrollen war. Eine solche Panzerphalanx konnte einen Korridor über Bayeux zur Küste bahnen, die Briten isolieren und ‚düнкirchen‘.

Eine Wiederholung jener Katastrophe und dazu die von der V 1 angerichteten Verwüstungen verbunden mit der Drohung der noch verheerenderen V 2 würden die Briten bald von der Aussichtslosigkeit des Unternehmens überzeugen, das nationalsozialistische Deutschland auf dem Festland herauszufordern.

An der Wand des Wohnwagens Montgomerys in seinem vorgeschobenen Hauptquartier in der Normandie hingen die photographischen Bildnisse v. Rundstedts und Rommels und blickten auf den Mann herab, der ihre Niederlage plante. Wenn er allein für sich über die bisherige Entwicklung des Feldzuges und seinen Plan nachdachte, studierte er die Gesichter des gelassenen Preussen und des lebhaften Württembergers und suchte sich in ihre Gedankengänge zu versetzen. Er war entschlossen, seine Operationen so zu führen, dass er seine Gegner zu Handlungen zwang, die ihnen als logische und kluge Gegenschläge erscheinen, tatsächlich aber zu ihrem Verderben beitragen mussten. Auf diesem Konzept beruhte sein Plan, mit einem britischen Ausbruch bei Caen zu drohen, in Wirklichkeit aber eine solche entscheidende Anstrengung an der amerikanischen Front bei St. Lô vorzubereiten.

«Ich habe diesen allgemeinen Operationsplan», sagt Montgomery, «am 7. April 1944 in London an die Generale der Feldarmeen ausgegeben.» Andererseits haben sowohl Eisenhower und sein Stabschef, Bedell Smith, als auch andere, weniger unmittelbar informierte Amerikaner behauptet, dieser Plan sei erst nach dem Fehlschlag der Briten bei Caen, ungefähr zwei Wochen nach dem X-Tag, entworfen worden. «Damals seien», meint Bedell Smith, «Änderungen an dem ursprünglichen taktischen Plan nötig geworden», weil «die Massierung feindlicher Kräfte an unserer Ostflanke das Gelingen eines Ausbruchs an diesem Ende der Front unwahrscheinlich machte.» «Unsere Pläne waren», so heisst es in Eisenhowers Bericht an das interalliierte Komitee der Stabschefs, «biegsam genug, dass wir aus dieser Reaktion des Feindes Vorteil ziehen konnten. Wir disponierten dahin um, dass die amerikanischen Streitkräfte aus dem Landekopf im Westen ausbrechen sollten, während die Briten und Kanadier die Deutschen im Osten fesselten.»

Wer hat recht? War es jemals beabsichtigt gewesen, dass die Briten, wie Eisenhower in seinem Bericht feststellen zu können meinte, «in Richtung auf die Seine ausbrechen» sollten? Versagte Dempsey bei Caen? Sah sich Montgomery daraufhin gezwungen, seinen Plan zu ändern? Die Antwort kann nicht in Nachkriegsberichten und Nachkriegsbetrachtungen gefunden werden, sondern allein in den Befehlen und Erklärungen, die Montgomery vor dem X-Tag und in den ersten beiden Wochen nach der Landung herausgebracht hat.

Zwei Monate vor dem X-Tag, in seinem am 7. April gegebenen Überblick, be-

stimmte Montgomery die britische Rolle folgendermassen: «Die 2. Armee greift westlich der Orne an und entwickelt Operationen nach Süden und Südosten, um Flugplätze zu sichern und die Ostflanke der amerikanischen 1. Armee zu decken, während diese Cherbourg nimmt. Bei ihrer nächsten Operation wird die 2. Armee mit ihrem linken Flügel schwenken und den von Osten gegen den Landekopf gerichteten feindlichen Bewegungen eine starke Front entgegenstellen. Das Problem, dem die amerikanischen Streitkräfte gegenüberstehen, unterscheidet sich völlig von dem, das die Briten zu lösen haben. Der Operationsplan sieht vor, dass die britischen Streitkräfte in angemessener Nähe ihrer vorgeschobenen Ausgangsstellung bleiben, wohingegen die amerikanischen Streitkräfte zuerst eine schnelle Bewegung nach Cherbourg auszuführen und sich dann nach Süden zu wenden haben, um Nantes und die Loirehäfen zu nehmen.»*

Wie Montgomery es sah, fasste er mit der Erstürmung der Küstenlinie erst auf der Türschwelle Frankreichs Fuss. Er musste sich erst noch Eingang verschaffen: indem er die Tür entweder an der Angel bei Caen herausbrach, oder indem er sie zusammenschlug, oder aber indem er sie durch Hebelwirkung nahe der normanischen Westküste, am Türpfosten, schwenkend aufstiess. Er verwarf den frontalen Sturmangriff, den die erste Lösung einschloss, und den Zermürbungskampf, den die zweite Lösung bedeutete. Er wählte die dritte, sah aber die Gefahr voraus, dass die Deutschen ein Gegengewicht schaffen könnten, wenn sie nicht dazu gebracht werden würden, die Masse ihrer Kräfte nach der Angel zu entwickeln, während die Verbündeten ihren Hauptdruck gegen das andere Ende der Tür ausübten. Nicht nur erwartete er dort die Möglichkeit zu stärkster Hebelwirkung, sondern schnelle Truppen konnten, war die Tür erst etwas geöffnet, durch den Spalt eindringen und herumschwenken, um die Deutschen im Rücken anzufallen, die sich noch nahe der Angel gegen die Tür stemmten und es nicht wagen konnten, ihre Schulter wegzunehmen, weil sie sonst, schlug die Tür mit einem Schwunge heftig herum, Gefahr liefen, zerschmettert zu werden.

Dieser Operationsplan war ‚reiner Montgomery‘ und von Grund aus verschieden von dem, der beschlossen worden war, ehe Montgomery die Führung der Landungsarmeen übernommen hatte. Die Verfasser des COSSAC-Planes hatten, vor den Schwierigkeiten einer Offensive durch den Bocage westlich der Orne zurückschweigend, den Ausbruch an der britischen Front in die Ebene Caen-Falaise

* Dieser Auszug ist den Notizen entnommen, die Montgomery bei der betreffenden Zusammenkunft benutzte. Sein Plan sah sogar vor, dass die britische 2. Armee Falaise erst nehmen sollte, nachdem die Amerikaner die Linie Avranches – Domfront erreicht haben und bereit sein würden, in die Bretagne und das Loiretal vorzustoßen.

vorgesehen. Die Briten und Kanadier sollten, wenn die Amerikaner Avranches und Domfront erreicht hatten, auf der Linie Trouville – Lisieux – Alençon stehen. Montgomery war der Meinung, dass dieser Plan die anfängliche Verbreiterung des Landekopfes 20 bis 30 Meilen zu weit nach Osten verlege. Dementsprechend trassierte er die fragliche Linie dieser Phase zurück auf Falaise – Argences – Cabourg, womit er bewusst jeder Absicht entsagte, auszubrechen, ja auch nur in der Ostflanke in wesentlichem Ausmass Boden zu gewinnen.

Trotzdem wurde die Auffassung, dass eben dies die Absicht gewesen sei, im SHAEF von Morgan (also vom COSSAC selbst) eifrig am Leben erhalten. Seine Bewunderung für Eisenhower, von dem er gern sagte: «Es war einmal ein Mann, den Gott sandte, und sein Name war Ike», wurde nur von seiner Abneigung gegen Montgomery erreicht. In dem «Einziehen der linken Flanke» erblickte er ein Beispiel für das, was er «Montgomerys unheilbare Defensivgesinnung» nannte.

Wegen seiner Vaterschaft an dem ursprünglichen Plan wurde Morgan im SHAEF als der Operationssachverständige schlechthin betrachtet, und er fand für seine ‚Ausbruch-bei-Caen‘-Theorie in dem Stellvertretenden Obersten Befehlshaber einen Mitverfechter. Tedder hegte gegen Montgomery keine Animosität, aber er teilte Morgans Überzeugung, dass Montgomery zu vorsichtig sei. Bei solchen Gedankengängen der beiden höchsten britischen Offiziere im SHAEF kann es nicht überraschen, dass Eisenhower und Bedell Smith zu der Auffassung gelangten, Caen sei für die Ausbruchsoffensive der gegebene Ort. Von da war es nur noch ein Schritt zu der Meinung, dass Montgomery eben eine solche Offensive beabsichtige.

Eisenhower übernahm diese Ansicht umso bereitwilliger, als sie zu seinem Konzept der Kriegführung überhaupt passte. Sein militärisches Denken war, wie bei den meisten amerikanischen Kommandeuren, im Wesentlichen dermassen geradeaus gerichtet und aggressiv, dass man es beinahe in die einfache Formel fassen könnte: «Jeder greift ununterbrochen an.» Er war beunruhigt, wenn irgendein Verband seiner Truppen nicht Boden gewann. Wie Marshall war er ein Anhänger des unmittelbaren Anmarsches und des unmittelbaren Stosses. Sein Vertrauen auf diese Taktik beruhte in der nackten zerschmetternden Wucht überlegener Kräfte, und sich diese zu sichern, war für ihn vor allem eine Angelegenheit des Nachschubs, der Ansammlung von Waffen und Material. Weil Caen Mitte Juni noch nicht genommen war, das Tempo des Aufmarsches aber jene absolute Überlegenheit der Verbündeten fürs erste unwahrscheinlich machte, befürchtete Eisenhower ernstlich, die Alliierten könnten in ihrem Landekopf fest eingeschlossen werden. In dieser Lage erblickte er die Lösung darin, die Deutschen

durch dauernde Angriffe an der ganzen Front taktisch nicht zur Besinnung kommen zu lassen und so ihre Linie allmählich zu schwächen und zu dehnen, bis sie reißen würde.

Diese Zermürbungstaktik war die Antithese zur Auffassung Montgomerys. Auch er war ein Anhänger des Einsatzes überlegener Kräfte, ja er war geradezu dafür bekannt, dass er sich weigerte, seine Truppen ohne Übergewicht offensiv zu binden. Aber er unterschied sich von Eisenhower in der Methode, diese Überlegenheit herbeizuführen. Montgomery strebte an, die Deutschen aus dem Gleichgewicht herauszumanövrieren, sie zu zwingen, entweder ihre Kräfte defensiv zu verzetteln oder, besser noch, an der falschen Stelle zusammenzuziehen. Dies freilich schloss das Risiko ein, dass sie die Kräftezusammenballung dazu benutzen könnten, seinen Plan zu zerreißen. Hatte er die nötige relative Überlegenheit gewonnen, ging er darauf aus, sie nicht zu einer breiten Offensive, sondern zu einem einzigen Schlag einzusetzen, die Front zu durchstossen, nicht zu zerdehnen, und das mit solcher Konzentration, dass sich der Gegner nicht setzen und eine neue Front aufbauen konnte.

Montgomery war mehr bedacht, die Deutschen strategisch aus dem Gleichgewicht zu bringen, als sie taktisch in Atem zu halten. Welchen Boden sie hielten oder wie gründlich sie sich verschanzt hatten, war ihm weniger wichtig als die allgemeine Verteilung ihrer Kräfte. Es lag ihm nichts daran, sie an die Seine zurückzutreiben. Er war entschlossen, sie einzuschliessen und noch in der Normandie so zu schlagen, dass sie seinem Marsch nach Deutschland hinein nicht mehr würden entgegentreten können.

Bei der Verfolgung dieses strategischen Zieles schwankte Montgomery zu keiner Zeit, nur änderte oder wechselte er die Mittel. Nach dem Krieg aber versicherte er im Übereifer der Selbstverteidigung gegen amerikanische Kritik, dass sich «die Operationen im Juni, Juli und August völlig planmässig entwickelt» hätten. Mit diesem Anspruch wird Montgomery sich selbst nicht gerecht. Sein Feldherrntum erwies sich ja gerade darin, wie er seine tägliche Taktik immer wieder abwandelte, um den nicht voraussehbaren Lagen zu begegnen.

Zu Beginn der Invasion hatte Montgomery geglaubt, er müsse sich gemäss seiner Aufgabe, «zu decken und zu drohen», sofort des Gebietes südöstlich von Caen bemächtigen. Nachdem aber Rommel in der ersten Woche seine Panzer-Divisionen defensiv hatte einsetzen müssen, war die Einnahme Caens weit schwieriger geworden, aber auch weniger notwendig, weil nun die deutschen Panzer eben durch diesen Einsatz gebunden waren. Zwar hatte er am 8. Juni Dempsey befohlen, «schnellstmöglich Operationen zur Einnahme Caens zu entwickeln», doch änderte er diese Weisung sofort, als er sah, dass ihre Befolgung wahrscheinlich Dempseys Kampfmittel erschöpfen würde.

Natürlich lag ihm sehr daran, Caen zu bekommen, aber nicht um den Preis einer solchen Schwächung der 2. Armee, dass sie keine wirksame Drohung gegen Paris mehr dargestellt hätte.

So blieb als einziger Grund, die Wegnahme Caens zu beschleunigen, die Sicherung weiterer Flugplätze. Hierüber hatten Montgomery und die Oberbefehlshaber der interalliierten Luftwaffe einander niemals verstanden. Auf einer Planungskonferenz lange vor dem X-Tag hatte Leigh-Mallory darauf gedrängt, «die 2. Armee sollte in einem früheren Stadium, als in dem augenblicklichen Operationsplan vorgesehen, ostwärts vorstossen». De Guingand entgegnete in Vertretung Montgomerys: «Der Oberbefehlshaber ist nicht in der Lage, sich in diesem Punkt binden zu können, weil er mit der Möglichkeit rechnen muss, dass der Feind seine Streitkräfte in dieser Flanke zusammenzieht.»

Innerhalb einer Woche nach der Landung war diese Möglichkeit Wirklichkeit geworden und vorzeitig die strategische Lage herbeigeführt, die Montgomerys Plan verlangte, die aber die Erfüllung der Forderung Leigh-Mallorys, die 2. Armee solle sich unverzüglich der Flugplatzzone bei Caen versichern, sehr schwierig machte. Montgomery war der Meinung, dass die taktischen Luftstreitkräfte von ihren Häfen in England und den fünfzehn Flugplätzen, über die sie am 21. Juni in der Normandie verfügen würden, die unmittelbaren Erfordernisse zur Deckung und zur Unterstützung der Armee würden erfüllen können. Für Montgomery waren die Flugplätze bei Caen nur Mittel, nicht Ziel. Vom Standpunkt der Landoperationen war eine stärkere Luftunterstützung nicht so dringend, dass er bereit gewesen wäre, ihr zuliebe seine ganze Strategie zu verzerren.

Diese Auffassung wurde von Leigh-Mallory und Luftmarschall Sir Arthur Coningham, dem Befehlshaber der 2. britischen taktischen Luftflotte, mit Unwillen abgelehnt. Sie neigten dazu, ihre Forderungen nach mehr Flugplätzen fast als einen Rechtsanspruch zu stellen. Diese Haltung erklärte sich aus dem Eifer, den vollen Anteil ihrer Waffe an der Schlacht auf sich zu nehmen, doch kamen andere Motive hinzu. Trotz ihren beispiellosen Leistungen litt die R.A.F. als jüngste Waffe noch immer am ‚Minderwertigkeitskomplex‘ und drängte bei jeder Gelegenheit auf Gleichberechtigung und Unabhängigkeit. So fasste Coningham Montgomerys Standpunkt zur Frage der Flugplätze bei Caen als ein weiteres Beispiel für die Neigung der Armee auf, die R.A.F. als ‚Hilfswaffe‘ zu betrachten.

Die Reibungen wurden durch einen persönlichen Konflikt zwischen Montgomery und Coningham verschärft. Bei El Alamein hatten sie in einem gemeinsamen Hauptquartier des Heeres und der Luftwaffe eng zusammengearbeitet. Diese ‚Flitterwochen‘ gingen aber auf dem Vormarsch nach Tripolitanien zu Ende. Die

Natur dieses Feldzuges verlangte, dass sich Montgomery in einem weit vorgehobenen Hauptquartier aufhielt, und so überliess er es im Allgemeinen seinem Stab, das Zusammenwirken mit den Luftstreitkräften zu sichern. Das erweckte den Anschein, als behandelte er deren Befehlshaber als Berater, nicht als seinesgleichen. Dies war seine Schlacht. Sie unterstützten ihn. Das wurde übergenommen, nicht minder die persönliche Publizität, um die sich Montgomery in der Absicht bemühte, den Stolz der 8. Armee zu erhöhen. Nach Montgomerys Rückkehr nach England im Jahre 1944 wurde die Verärgerung zu einem bitteren Resentiment. Die Öffentlichkeit feierte fast nur die 8. Armee und ihren draufgängerischen Führer. Die Zeitungsüberschriften waren für Coningham und die Luftstreitmacht schmerzende Stachel. Vor der Presse brach es aus Coningham heraus: «Immer und immer ‚Montys Armee‘, ‚Montys Sieg‘, ‚Monty greift wieder an‘. Nie heisst es: «Coninghams Luftstreitkräfte’.»

Montgomery, der Coninghams Empfindlichkeit kannte, hätte klug daran getan, darauf einzugehen und seinen Rat zu suchen. Stattdessen begab er sich, sobald der Plan in grossen Zügen festlag, auf eine ‚moralstärkende‘ Rundfahrt durch Truppenlager und Fabriken und überliess alle einzelnen Verhandlungen und Vereinbarungen mit der Luftwaffe seinem Stabschef de Guingand. Selten wohnte er einer Besprechung mit ihr bei, und wenn, dann wandte er sich an Leigh-Mallory. Das war peinlich korrekt, doch war es taktlos und hätte der Festlegung eines gemeinsamen Planes geschadet, wäre nicht de Guingand so beliebt und so gewandt im Verhandeln gewesen. Montgomery hätte als Oberbefehlshaber weit mehr Erfolg gehabt, wenn er sich um die Zusammenarbeit mit der R.A.F. so bemüht hätte wie um die Ergebenheit seiner Truppen und den Beifall der Öffentlichkeit.

So entstand in Kreisen der R.A.F. und im SHAEF eine mächtige ‚Vorzimmer‘-Gruppe, die einem Ausbruch bei Caen das Wort redete und Montgomery in Verlegenheit brachte, weil sie seinen Feldzugsplan zu untergraben drohte.

Am Abend des 23. Juni meldete sich Hausser, der Kommandeur des II. SS-Panzer-Korps, bei Dollmann, dem Oberbefehlshaber der 7. Armee. Die beiden starken wieder nach Frankreich zurückgekehrten Divisionen, die 9. und die 10. SS-Panzer-Division, die im April die Offensive der Roten Armee bei Tarnopol aufgehalten hatten, brachten den Befehl des Führers mit, die Briten in die See zu werfen. Ihre ersten Transportzüge, berichtete Hausser, hatten am 12. Juni Polen verlassen. Vier Tage später hatten sie Lothringen erreicht, dort aber waren sie liegengeblieben, weil die Bahnstrecken weiter westlich für den Transport zu stark beschädigt waren. Die beiden Divisionen waren nun auf einem mühsamen Marsch von 400 Meilen nach der Normandie begriffen und konnten ihren Ver-

sammelungsraum rund um Alençon nicht vor dem 25. Juni erreichen. Das war beunruhigend. Dollmann wusste, dass die Stille vor dem Sturm nicht mehr lange anhalten werde. Die Briten schickten sich an, im Abschnitt Caen anzugreifen, und er hatte keine Reserven ausser denen, die von Hitler für den Gegenangriff auf Bayeux bestimmt worden waren.

Die Zeit arbeitete gegen Dollmann noch mehr als er fürchtete. Der interalliierte Nachrichtendienst wusste bereits, dass die 1. SS-Panzer-Division Paris passiert und die 2. SS-Panzer-Division St. Lô erreicht hatte und dass Haussers Korps in Nancy und Bar-le-Duc ausgeladen worden war. Berichte von Agenten, die jede Strasse in der Normandie überwachten, liessen wenig Zweifel, dass Rommel eine starke Streitmacht zum Angriff versammelte. Die reibungslose Entwicklung der Strategie Montgomerys verlangte, dass Dempsey diese Kräfte bei Caen auf sich zog, ehe Bradley südlich der Halbinsel Cotentin Ende des Monats zum Angriff antrat. So wurde die Eröffnung der Offensive, obwohl das Wetter noch unfreundlich und die Munitionsvorräte um 5 Tage hinter dem Zeitplan zurück waren, auf den 26. Juni festgesetzt.

Das britische VIII. Korps unter O'Connor sollte zwischen Caen und Tilly den Hauptstoss führen. Die Schottische 15. Division sollte den Odon überschreiten und sich, unterstützt von der 43. Division, auf dem breiten Höhenrücken zwischen Odon und Orne festsetzen. Darauf sollte die 11. Panzer-Division südostwärts angreifen, über die Orne gehen und sich der Höhe zwischen Bretteville-sur-Leize und Bourguebus bemächtigen. War Caen somit von Umfassung bedroht, sollte das britische I. Korps durch Wegnahme des Flugplatzes von Carpiquet westlich der Stadt und durch einen Stoss nach Süden aus dem Abschnitt östlich der Orne den Zangendruck verstärken. Zur Vorbereitung des Hauptangriffs sollte die 49. Division (des britischen XXX. Korps) einen Tag vorher die Höhe bei Rauray nehmen, um die rechte Flanke der Schotten abzuschirmen, und über Noyères bis Aunay-sur-Odon Raum gewinnen.

Das Wetter war ungünstig. Am Abend des 25. Juni stand die 49. Division, infolge dichten Bodennebels aufgehoben, erst eine Meile vor Rauray. In der Nacht regnete es stark, und O'Connor erhielt die Meldung, dass die auf britische Flughäfen gestützten Luftstreitkräfte nicht aufsteigen konnten. Das Bombardement der feindlichen Stützpunkte in der linken Flanke fiel also aus. Trotzdem blieb es bei dem Angriffsbefehl, denn Montgomery durfte, wollte er Rommel zuvorkommen, keinen Tag mehr warten.

Am Morgen des 26. Juni rückten die Schottische 15. Division und die 31. Panzer-Brigade unter bleiern verhängtem Himmel in ihre erste Schlacht. Vor ihnen rollte über auf gewechte Felder und tiefende Hecken das Trommelfeuer der Ar-

tillerie. Ein Minenfeld hielt die Panzer auf, aber die Infanterie trottete gleichmütig über die Strasse Caen – Tilly weg und arbeitete sich in die Reihe von Weilern rund um Cheux vor, von wo eine schnelle Kolonne der 11. Panzer-Division zu den Odonbrücken vorstossen sollte. Minenfelder vor Cheux, die die Panzer abermals aufhielten, Werferfeuer und Trümmer im Dorf verschafften den Deutschen eine Atempause, sich von der Beschiessung zu erholen. Das wellige Gelände südlich von Cheux lag von Rauray her und aus den Dörfern und Wäldern am Nordufer des Odon unter Feuer. Die 12. SS-Panzer-Division, die diesen Abschnitt verteidigte, kämpfte mit einer Zähigkeit und einem Ingrimm, wie sie während des ganzen Feldzugs nicht wieder angetroffen wurden. Die Panzer wurden bald zum Stehen gebracht. In den mittleren Nachmittagsstunden ging die Reservebrigade der Schottischen 15. Division durch Cheux vor, um den Weg zum Odon zu bahnen. Dieser Angriff begann bei strömendem Regen. Die Strassen und die Gassen durch die Minenfelder verwandelten sich in Morast, so dass die schweren Waffen nur noch vorwärts krochen. Der rechte Flügel wurde durch den Widerstand von Rauray her zum Stehen gebracht, aber auf dem linken erreichten die Schotten bei Grainville die Bahnstrecke Caen – Villers Bocage, ungefähr 4 Meilen südlich der Ausgangsfront des Angriffs und eine Meile vor dem Odon.

Dies war das ganze Ergebnis des ersten Tages, aber es genügte, Dietrich nach Verstärkungen rufen zu lassen. Am Abend meldete er Dollmann: «Wenn nicht heute Nacht neue Kräfte herangeführt werden, kann Durchbruch beiderseits Cheux nicht verhindert werden.» Ihm waren 2 Bataillone der 1. SS-Panzer-Division zugesagt worden, aber sie lagen bei Thury Harcourt ohne Benzin fest. Am 25. Juni hatte Dietrich Verstärkung durch Teile des II. SS-Panzer-Korps angefordert, Rommel hatte jedoch darauf bestanden, dass sich das Korps noch in derselben Nacht zu der grossen Offensive gegen Bayeux nach seinem Versammlungsraum südwestlich von Caumont in Marsch setze. Jetzt aber, wo der britische Angriff Schwung bekommen hatte, gab Rommel nach und befahl, «dass alles, was Obergr.-Fhr. Hausser zusammenbringen kann, in den Kampf eingreifen muss». Haussers Truppen selbst wurden davon nicht betroffen, aber die Panzer-Divisionen in den Flanken des Einbruchs (die 2. und die 21.) mussten jede ein Bataillon Kampfwagen abgeben. Die 2. SS-Panzer-Division sollte eine Kampfgruppe von St. Lô schicken, und aus dem amerikanischen Abschnitt und dem Abschnitt östlich der Orne wurden die 2 Brigaden mehrläufige Raketengeschütze in Marsch gesetzt.

Als jedoch am Morgen des 27. Juni kein britischer Nachtangriff erfolgt war, beglückwünschten sich die Deutschen zu dem «schönen Abwehrerfolg», und

Dietrich meldete: «Gegenwärtig läuft ein eigener Gegenangriff mit 80 Panzern aus Gegend Noyères Richtung Cheux.» Infolgedessen erhielt Hausser Befehl, nicht in das Gebiet nördlich von Aunay vorzurücken, sondern sich zur Ausführung des ursprünglichen Planes einer Offensive gegen Bayeux bereit zu halten.

Der Optimismus der Deutschen war voreilig. Ihr Panzergegenangriff brach sich, von schwerem Artilleriefeuer durcheinandergebracht, an dem Pak-Schirm des schottischen Keils, konnte die Einnahme Raurays nicht verhindern und lenkte O'Connor vom Übergang über den Odon nicht ab. Eine unversehrte Brücke wurde genommen, und am Morgen des 28. Juni war die Masse der 11. Panzer-Division auf dem andern Ufer und tastete nach Süden.

Dieser Vorstoss rief bei der 7. Armee neue Überraschung hervor, und am Vormittag des 28. Juni erging der Befehl: «Das [II. SS-Pz.] Korps hat zur Bereinigung des Einbruches südlich Cheux sofort anzutreten.» Da nur die 9. SS-Panzer-Division eingetroffen war, wollte Hausser zwei Tage lang hinhaltend kämpfen und inzwischen Kräfte sammeln, die stark genug wären, den britischen Korridor von beiden Flanken her abzuschneiden. Aber Dollmann wagte nicht zu warten. Er hatte die Nerven verloren, weil Hitler eine kriegsgerichtliche Untersuchung des Falles von Cherbourg befohlen hatte, deren Ergebnis sich leicht vorhersagen liess. Dollmann erlitt einen Zusammenbruch und starb am nächsten Morgen. Dies rief eine Führungskrise hervor, denn v. Rundstedt und Rommel waren eben jetzt zu einer Besprechung mit Hitler unterwegs nach Berchtesgaden. So waren die deutschen Streitkräfte in der Normandie in einem Augenblick ihrer drei obersten Befehlshaber beraubt, wo sie der straffesten und massgebendsten Führung bedurft hätten. Es gab niemanden, der Dollmanns letzten Befehl hätte aufheben können, und Hausser musste unverzüglich losschlagen.

Sein Bestreben, dem Befehl zu entsprechen, wurde von den Briten vereitelt, die den Angriff fortführten, um ihren Korridor zu verbreitern und zu vertiefen. Weiter südlich nahmen die Schotten eine zweite unversehrte Brücke über den Odon, aber alle Versuche, mit ihr von Norden Verbindung herzustellen, schlugen fehl. Die Deutschen gewannen durch örtliche Gegenangriffe einige Vorteile, waren jedoch zu einem grösseren Gegenstoss nicht imstande, obwohl im Laufe des Tages Teile von 6 Panzer-Divisionen in den Kampf gezogen worden waren. Am Abend wusste Dempsey, dass die Deutschen begonnen hatten, auf ihre operativen Reserven zurückzugreifen, denn es waren Einheiten der 1. und der 2. SS-Panzer-Division festgestellt worden. Zudem meldete die Luftaufklärung, dass fast auf jeder zum Odontal führenden Strasse Kraftfahrzeugkolonnen unter ungewöhnlich starkem Flak- und Jägerschutz trotz der Bombergefahr bei Tage auf dem Marsch waren.

Unter diesen Umständen entschloss sich Dempsey, O'Connor nicht eher die Orne forcieren zu lassen, als bis er seine Position nördlich des Odon gefestigt hatte. Dort war der Korridor nur eine und eine halbe Meile breit, und die einzige Strasse, auf der der Brückenkopf Nachschub erhalten konnte, lag unter ständigem Feuer. Die Westflanke war sichtlich die schwächere, denn der Höhenrücken zwischen Rauray und Cheux erleichterte eine Annäherung. Hier brachte deshalb O'Connor seine Pak, Panzer und Artillerie in Stellung und erwartete den deutschen Angriff.

Hausser beabsichtigte, mit einem Fesselungsangriff eines aus Teilen der 10. und der 1. SS-Panzer-Division zusammengesetzten Verbandes gegen den Odonbrückenkopf zu beginnen und dann mit zwei SS-Panzer-Divisionen den Hauptangriff gegen die Westflanke des Vorsprungs zu führen. Er wollte den Stoss den Höhenrücken entlang auf Cheux richten und sich mit den Truppen, die zur Unterstützung von Osten angreifen sollten, vereinigen. Wegen der Schmalheit des Korridors hatte der Plan Erfolgsaussichten, wenn das trübe Wetter anhielt. Aber ob wolzig oder sonnig – er musste in der Frühe des 29. Juni angreifen. So hatte Hitler befohlen.

Der verhängnisvolle Morgen war schön und klar und die R.A.F. beizeiten am Himmel. Kurz vor 10.00 Uhr meldete Hausser: «Der Angriff wird nicht vor den Mittagsstunden erfolgen können. Die Bereitstellung steht unter dem dauernden Artilleriefeuer und dem Bombardement der feindlichen Luftwaffe.» Aber der Nachmittag brachte keine Atempause. Erst 14.30 Uhr konnte der Angriff auf den Odonbrückenkopf beginnen, aber da war es zu spät. Im Verlauf des Vormittags hatte sich die britische 11. Panzer-Division der halbwegs zwischen Odon und Orne gelegenen Höhe 112 bemächtigt und richtete von hier schweres direktes Feuer auf alle feindlichen Bewegungen. Selbst als Ablenkung misslang der deutsche Angriff, denn am Nachmittag war ein Offizier der 9. SS-Panzer-Division in Gefangenschaft geraten, dessen Kartentasche alle Einzeichnungen und Notizen über den Plan Haussers enthielt. So spannte sich die 15. Division an, um dem Angriff zu begegnen. Er setzte 18.00 Uhr ein, infolge der Wirkung des Artilleriefeuers jedoch nur mit der halben geplanten Stärke. Während des Kampfes, der bis in die Abendstunden tobte, konnte ein halbes Dutzend Panzer fast bis Cheux vordringen, aber die nachfolgende Infanterie wurde von den Schotten abgewiesen. Noch vor Einbruch der Dunkelheit waren die SS-Truppen in die Flucht geschlagen und die isolierten Panzer zerstört. Die Nacht hindurch richtete die britische Artillerie ihr Feuer auf die Gehölze und Dörfer, wo sich die Deutschen zu einem neuen Vorstoss zu sammeln suchten.

Infolgedessen entwickelte sich am 30. Juni kein neuer Angriff auf den Korridor, aber die Deutschen nahmen ihn unter schweren Beschuss, vor allem aus

Werfern, fassten ihre Kräfte gegen den Odonbrückenkopf zusammen und konnten dort die Höhe 112 und das Dorf Gavrus wieder nehmen, von wo die Briten auf Dempseys Befehl ihre Panzer in Reserve auf das Nordufer des Odon zurückgezogen hatten. Aber Hausser, jetzt Oberbefehlshaber der 7. Armee, räumte die Niederlage ein, als er der Heeresgruppe B in seinem Tagesbericht meldete: «Gegenangriff des I. und II. SS-Pz.-Korps musste in den frühen Nachmittagsstunden unter der Wirkung des trommelfeuerartigen feindlichen Artilleriefeuers und dem Feuer der feindlichen Schiffsartillerie von bisher unerreichter Stärke vorübergehend eingestellt werden... Unter dem Eindruck des schweren feindlichen Widerstandes, der eine weitreichende Gegenwirkung des eigenen Angriffs nicht voraussehen lässt, wird es in der augenblicklichen Lage vor allem darauf ankommen, die Kampfkraft der eingesetzten Pz.Divn. für weitere Gegenstösse zu erhalten.»

Hausser schlug dementsprechend einen geordneten Rückzug von Caen vor. Am 30. Juni um Mitternacht teilte Speidel dem Chef des Generalstabes der 7. Armee telephonisch mit, «dass auf Grund der Lagebeurteilung des A.O.K. 7 und der Pz.Gruppe West die planmässige Räumung von Caen von der Heeresgruppe genehmigt wird». Natürlich hing die Genehmigung von der Bestätigung durch die Oberste Führung ab. Aber jede Hoffnung, eine Bestätigung zu erhalten, war 24 Stunden vorher bei der ‚Besprechung‘ Hitlers mit v. Rundstedt und Rommel zunichte geworden.

Rommel hatte am 29. Juni in Berchtesgaden vorgeschlagen, die 7. Armee solle kämpfend auf die Seine zurückgehen, und die in Südfrankreich stehenden Divisionen sollten zur Bildung einer neuen Front die Seine entlang und hinüber bis zur Schweizer Grenze mit herangezogen werden. Die letzte britische Offensive sei nur durch den Einsatz seiner gesamten operativen Reserve aufgehalten worden. Wenn sich die Wehrmacht nicht sofort aus der Normandie zurückziehe, würde die 7. Armee aufgerieben werden und die allein auf sich angewiesene 15. Armee gegen eine zweite Landung machtlos sein.

Hitler war weder den Tatsachen noch der Logik zugänglich. Er gab das britisch-amerikanische Übergewicht durch Luftüberlegenheit und Schiffsartillerie zu, sprach aber hoffnungsvoll von neuen eigenen Angriffen: «Die erdrückende Luftüberlegenheit des Gegners und das sehr wirksame Eingreifen seiner schweren Schiffsartillerie begrenzt die Möglichkeiten eines eigenen Grossangriffs. Man kann Angriffsdaten nicht festlegen, da sie von dem unberechenbaren Herankommen der Truppe und des Nachschubs abhängig sind. Andererseits dürfen wir es keinesfalls zu einem Bewegungskrieg in Frankreich kommenlassen, da der Gegner uns infolge seiner Luftüberlegenheit und seines Überflusses an Kraftfahrzeugen und Brennstoff an Beweglichkeit bei Weitem überlegen ist. Es

kommt daher alles darauf an, den Gegner durch Aufbau einer Abschlusssfront im Brückenkopf festzuhalten und ihn im Brückenkopf durch Ansatz aller Mittel im Kleinkampf zu zermürben und einzuengen...»

Die 7. Armee würde auf mehreren von einer grossen Anzahl von Flakstellungen und Jägerpatrouillen gedeckten fliegersicheren Überlandstrassen versorgt werden. Hitler glaubte also den Aufmarsch der Verbündeten überholen zu können. Wie immer überstiegen seine Pläne seine Mittel. Dönitz erwiderte, er verfüge im Kanalgebiet nur über 12 Schnellboote und 8 mit dem Schnorchel ausgerüstete U-Boote, und Sperrle, der Befehlshaber der Luftflotte 3, setzte auseinander, dass er, um die Überlandstrassen zu schützen, im Raum seiner Luftflotte «1'200-1'400 Jäger» brauche. «Damit würde man auf einen Tageseinsatz von 500-600 Jägern kommen.» (Die Gesamtstärke der Luftwaffe an Tagesjägern an allen Fronten belief sich nur auf 1'523 Maschinen, von denen bereits ein Drittel in Frankreich eingesetzt war.) Gleichwohl blieb Hitler bei seinem Plan.

Die beiden Feldmarschälle, berichtet Blumentritt, begaben sich «aufgebracht und verstimmt» nach Frankreich zurück. Sie waren an eine Taktik offensiver und starrer Verteidigung gebunden, deren Unzulänglichkeit sich inzwischen deutlicher gezeigt hatte als je zuvor. Am 1. Juli war kein Flugwetter. So machte Hauser einen letzten Versuch, den Frontvorsprung zum Odon von Westen her einzudrücken. Sein von Einheiten von 4 Panzer-Divisionen vorgetragener Angriff war schwer und nachhaltig, brach sich aber an dem unerschütterlichen Widerstand der 15. und der 49. Division und einem Artilleriefeuer, das den Nichteinsatz der verbündeten Luftstreitkräfte fast ausglich.

In dieser Nacht bemerkte v. Rundstedt zu Keitel, das sei die warnende Schrift an der Wand. «Was sollen wir denn tun?» schrie der verzweifelte Keitel. «Was sollen wir tun?»

«Frieden schliessen, ihr Narren! Was denn sonst?» war die Antwort.

Der Petzer und Schmeichler Keitel rannte spornstreichs zu Hitler, der Zufällig gerade eine Besprechung mit Generalfeldmarschall Günther v. Kluge hatte. Hitler reagierte überraschenderweise mild. Er schrieb v. Rundstedt nur, wie dieser sich ausdrückte, einen «netten Brief». Darin stand, dass v. Kluge seinen Posten einnehmen werde.

Es kam das nicht von ungefähr; v. Kluge war seit Langem einer der Günstlinge Hitlers. Aber er war weder so entschlossen noch so treu, wie Hitler glaubte. Bei der Heeresgruppe Mitte war er in den Bann seines Stabschefs, Obersten v. Tresckow, geraten, eines glühenden Gegners der nationalsozialistischen Herrschaft, der bestrebt war, die höheren Befehlshaber zur Revolte gegen Hitler und seine Strategie aufzurütteln. Er wusste, dass sein Chef aus dem Privatvermögen des

Führers eine steuerfreie ausserordentliche Zuwendung von 250'000 Mark* erhalten hatte, und hatte dazu gegriffen, ihn an seinem Ehrgefühl zu packen und so auf die Seite der Verschwörer zu ziehen. Mehrere Male hatte er v. Kluge fast bis zu offener Empörung gebracht, aber immer, wenn gehandelt werden musste, war der Feldmarschall zurückgeschreckt. Er hatte es abgelehnt, an dem Putsch teilzunehmen, den Offiziere seines Stabes im März 1943 planten, war aber bereit gewesen, sich ihnen bei der Niederwerfung des nationalsozialistischen Regimes anzuschliessen, falls der Versuch, Hitler durch eine in sein Flugzeug geschmuggelte Höllenmaschine zu töten, gelänge. Mit seinem Verstand gehörte v. Kluge schon lange der Opposition an, und nur sein Eid band ihn in zwiespältiger Ergebnisheit an Hitler. Als er als neuer Oberbefehlshaber West in St. Germain eintraf, schien er Blumentritt «heiter und zuversichtlich... ja fast fröhlich über die Aussichten» zu sein, aber in seinem Herzen wühlte ruhelos der Konflikt zwischen gegebenem Wort und vaterländischer Pflicht.

Die Schlacht am Odon vernichtete jede Möglichkeit, die die Deutschen zu einer Gegenoffensive in der Richtung auf Bayeux vielleicht gehabt hatten, und verschlimmerte die Fehlverteilung ihrer Kräfte. Der rechtzeitige Vorstoss Montgomerys zwang sie, ihre Panzerreserven überhastet und verzettelt einzusetzen; danach fügte er, indem er im richtigen Augenblick zur Defensive überging, den SS-Panzer-Divisionen eine verlustreiche Niederlage zu; schliesslich liess er dadurch, dass er seine Panzer auf dem Höhepunkt der Schlacht in die Reserve zurückzog, die Drohung mit einer grossen Offensive im Abschnitt Caen Wiederaufleben. Ende Juni waren von den 8 deutschen Panzer-Divisionen in der Normandie 7 und eine halbe defensiv gegen die britische 2. Armee eingesetzt. Zwar sah Rommel richtig voraus, dass die Amerikaner «einen konzentrischen Angriff auf Raum St. Lô – Coutances» vorbereiteten, aber er wagte es nicht, ausser dem Torso der Panzer-Lehrdivision und der Kampfgruppe der 2. SS-Panzer-Division, die in den Kämpfen um Raurey stark mitgenommen worden war, irgendwelche Panzerverbände an die amerikanische Front zu werfen. Die wirkliche Gefahrenzone war das Ornetal, weil, so hiess es in seiner Wochenmeldung, der Feind beabsichtige, «nach Inbesitznahme des Raumes um Caen – möglicherweise durch doppelseitige Umfassung – und erneutem Aufschliessen auf Paris anzutreten.»

Zwei Tage vorher hatte Montgomery in einer Weisung an Bradley und Demp-

* Fabian v. Schlabrendorff, der v. Kluges Stab angehörte, berichtet in seinem Buch «Offiziere gegen Hitler» (Zürich 1946, S. 58, und Fischer Bücherei, Band 305), er habe den Scheck gesehen. Hitler selber (Führer-Lagebesprechungen, Bruchstück 46, 31. August 1944) äusserte: «Ich habe ihm eine grosse Donation gegeben, um ihn sesshaft zu machen, und habe ihm einen grossen Zuschuss zu seinem Gehalt als Feldmarschall gegeben.»

sey seinen Plan dargelegt. Nach abermaliger Feststellung seines Prinzips, auf dem linken Flügel zu halten und auf dem rechten auszubrechen, fuhr er fort: «Wir müssen in unserer Kräfteverteilung ein derartiges Gleichgewicht bewahren, dass wir uns in keinem Fall gezwungen sehen, auf feindliche Bewegungen oder Stöße mit Gegenstößen zu antworten; der Feind kann tun, was er will; wir werden unsern Plan weiterverfolgen.» Dann bestimmte er Bradleys Aufgabe: «Die 1. amerikanische Armee wird um ihren linken Flügel im Raum von Caumont südwärts und ostwärts auf die allgemeine Linie Caumont-Vire-Mortain-Fougères schwenken.» War diese Linie erreicht, sollte ein amerikanisches Korps um die Ecke bei Avranches auf die bretonische Halbinsel eindrehen, während die übrige Armee «mit starkem rechten Flügel in weitem Bogen südlich des Bocage nacheinander auf folgende Ziele» vorrücken sollte: «A. Laval – Mayenne, B. Le Mans – Alençon.» Diese Operationen, deren Beginn auf den 3. Juli festgesetzt war, «sollten mit aller Schnelligkeit und Energie ausgeführt werden. Bevor die Armee auf die Linie Caumont – Fougères eingeschwenkt ist, darf es keine Unterbrechung geben. Je weniger Verzögerungen danach, desto besser.»

Die Amerikaner hatten jetzt 4 Korps mit 14 Divisionen in einer Front von 50 Meilen stehen und sich gegenüber 6 deutsche Divisionen mit einer weiteren Division (der 2. SS-Panzer-Division) in Reserve. Damit war Bradley der Anzahl nach und an Feuerkraft beträchtlich überlegen, aber seine Front war durch natürliche Hindernisse so beengt, dass er seine Überlegenheit nicht voll ausnutzen konnte. Am linken Flügel blockierten ihn das tiefe Viretal und das von den Deutschen hartnäckig gehaltene St. Lô, durch das alle Hauptstrassen liefen. In der Mitte standen seine Truppen auf fünfzehn Meilen den verräterischen Schwemmsümpfen der unteren Vire und der Taute gegenüber. Über dieses Gebiet führte nur eine feste Strasse – von Carentan nach Périers – auf einem trockenen Streifen hinweg, der keine anderthalb Meilen breit war. Am rechten Flügel hatte die Armee Mitte Juni südlich der ausgeferteten Douve einen Brückenkopf gebildet, der aber nicht ausgenutzt werden konnte, weil der Weg nach Süden von einer Gruppe steiler und dicht bewaldeter Hügel versperrt war, die sich um die wichtige Strassenkreuzung La Haye du Puits drängen. Obwohl sich die Deutschen auf diesen Hügeln stark verschanzt hatten, schien dies Bradley der einzige Abschnitt zu sein, wo er mit einigermassen starken Kräften angreifen könne, und er plante daher, das VIII. Korps mit 4 Divisionen den ersten schweren Schlag in dieser Flanke führen zu lassen. Er wollte dann mit dem VII. und dem XIX. Korps eine allgemeine Offensive entwickeln, wobei das erste Korps von Carentan nach Süden vorstossen und das zweite einen Brückenkopf über die Vire bilden und St. Lô durch Umfassung nehmen sollte.

Das VIII. Korps traf von Anfang an auf erbittertsten Widerstand. Es lag der übliche «strikte Befehl des Führers» vor, «keinen Schritt zurückzugehen». Der starre Widerstand verhinderte zwar ein sofortiges Vordringen der Amerikaner, dies aber auf Kosten der Dauerhaftigkeit der Abwehr. Das Gelände rund um La Haye war geradezu ideal für einen kräftesparenden, hinhaltenden Kampf, aber Hitler zwang seine Truppen stehenzubleiben, wo sie standen, bis sie vom Feuer der Amerikaner vernichtet oder überrannt waren. Tag für Tag wiesen die Meldungen des LXXXIV. Korps an die 7. Armee auf die Verluste hin: «6. Juli, 19.05 Uhr. Der Gegner beherrscht den Luftraum derart mit Jabos, dass eine Bewegung auf den Strassen nicht mehr möglich ist... Die feindliche Artillerie wird von Fliegern geleitet und kann ungehindert, ohne eigene Gegenwirkung, die eigene Infanterie in den Verteidigungsstellungen zerschlagen. Auf diese Weise gehen jeden Tag anderthalb bis zwei Bataillone verloren.»

Von der Luftwaffe war keine Unterstützung zu erwarten, denn ihre Hauptanstrengungen galten dem Schutz der ‚fliegerfreien‘ Nachschubstrassen Hitlers. Am Abend des 6. Juli drang Hausser in Rommel, den Schwerpunkt der Luftwaffe an die amerikanische Front zu verlegen. «Die Erdtruppe würde sonst einfach zerschlagen.» Rommel antwortete, «dass heute 450 Maschinen in der Luft waren, die aber einfach nicht durchgekommen sind».

Am 7. Juli hatten die Deutschen mit einem Gegenangriff einigen Erfolg, aber am Nachmittag meldete das LXXXIV. Korps: «Truppe völlig durcheinandergewürfelt durch sehr hohe Ausfälle. Prinzip ist, alles sofort in die HKL zu stopfen. Dadurch werden die Verbände vermengt.» Und vier Stunden später: «Auf die Dauer können... die Kämpfe mit den bisherigen Kräften nicht fortgesetzt werden.»

Trotzdem hielt sich La Haye bis zum 8. Juli. Nach siebentägigen schweren Kämpfen hatten die Deutschen nur fünf Meilen zurückgedrückt werden können, hielten aber immer noch die Hügel südlich der Stadt. Unterdessen hatte es sich für das VII. Korps womöglich als noch schwieriger erwiesen, durch den schmalen Flaschenhals auf der Strasse Carentan–Périers vorwärts zu kommen. Hier war für örtliche taktische Manöver kein Raum, und die Artillerie konnte sich kaum entwickeln. Minen und gefällte Bäume, Fallschirmjäger und SS-Truppen sperrten den Weg. Die Amerikaner konnten täglich unter schweren Verlusten nur ein paar hundert Yards Boden gewinnen, und nach neun Tagen wurde der Angriff entlang dieser Strasse abgebrochen.

Als am 7. Juli das XIX. Korps weiter östlich, 7 Meilen nördlich von St. Lô, die Vire überschritt, stiess es auf wenig Widerstand, aber die Überflutung schränkte den Brückenkopf ein. Die Amerikaner suchten ihn nach Süden zu er-

weitem, wurden jedoch bei Pont Hébert zum Halten gebracht und konnten den rechten Arm der Zangenbewegung nicht entwickeln, mit der sie die Deutschen aus St. Lô hinausdrücken wollten. Am 10. Juli war offenkundig, dass die Offensive der amerikanischen 1. Armee zu einem baldigen Ausbruch nicht den nötigen Schwung zu erreichen vermochte.

Dempsey hatte im Zusammenwirken mit diesen amerikanischen Operationen den Druck aus dem Frontvorsprung am Odon aufrechterhalten, um das 2. SS-Panzer-Korps weiter zu binden, und seine Anstrengungen verdoppelt, Caen in die Hand zu bekommen. Anfang Juli war sich die deutsche Führung von Dietrich bis v. Rundstedt darin einig, dass die Stadt nicht zu halten sei, aber das persönliche Eingreifen Hitlers verweigerte den Briten den militärischen Gewinn der Schlacht am Odon. So sah sich Dempsey gezwungen, die Stadt frontal anzugreifen, weil er ohne Beherrschung dieses deutschen Eckpfeilers und der durch Caen führenden Strassen nicht genug Kräfte entwickeln konnte, die deutschen Panzer an die Front der 2. Armee zu fesseln.

Die Offensive begann am 4. Juli mit einem Angriff der Kanadier auf Carpiquet. Das Dorf war bald genommen, auf dem Flugplatz aber widerstanden Truppen der 12. SS-Panzer-Division jedem Ansturm. Die Hartnäckigkeit dieser Abwehr brachte Dempsey zu der Überzeugung, dass der Hauptangriff auf Caen ohne Bomberunterstützung nur langsam und unter hohen Verlusten zum Ziele führen würde. Harris sagte seine schweren Kampfflugzeuge zu, bestand aber wegen der Möglichkeit von Kurzwürfen auf einer Sicherheitszone von 6'000 Yards zwischen dem Bombenteppich und den vordersten britischen Truppen. Dies bedeutete, dass die Reihe der befestigten Dörfer 3 Meilen vor dem Nordrand der Stadt, wo sich die Deutschen im letzten Monat verschanzt hatten, nicht in den Zielraum einbegriffen werden konnte und dieser auf den Nordabschnitt der Stadt selbst, wo der Gegner keine wesentlichen Verteidigungsstellungen hatte, beschränkt bleiben würde. Dempsey willigte ein.

Am Abend des 7. Juli warfen 467 Lancaster- und Halifax-Maschinen auf die Nordvorstadt Caens 2'560 t Bomben. Am nächsten Morgen griff, ermutigt von dieser massiven Luftmachtentfaltung, das I. Korps an: die britische 3. Division links, die britische 59. Division in der Mitte und die kanadische 3. Division rechts. Diese Divisionen sollten konvergierend auf die Stadt vorgehen, sie bereinigen und Übergänge über die Orne sichern. In der Mitte war der Widerstand der 12. SS-Panzer-Division so standhaft wie immer, und die 59. Division musste um jedes Dorf kämpfen. Links hingegen wurden die Verteidiger – der Teil einer an Kampf wert geringen Luftwaffen-Division, die erst vor Kurzem aus Holland eingetroffen war, – schwer erschüttert, und bei Einbruch der Dunkelheit erreichte

die britische 3. Division den Nordrand der Stadt. Hier aber wurde sie von Bombenkratern und Trümmern auf gehalten. Die älteren Häuser Caens waren aus grossen Steinblöcken aus dem Ormetal gebaut. Sie lagen wie grosse Zuckerstücke umher, und Berge von Trümmern sperrten die engen Strassen auf Hunderte von Yards. Der Plan, eine Panzerkolonne zur Sicherung der Brücken vorzuschicken, musste deshalb aufgegeben werden. Am nächsten Morgen drangen Patrouillen zu Fuss in das Stadtzentrum. Unterdessen waren die Kanadier, die beiderseits der Strasse Bayeux – Caen vorgegangen waren, vom Westen in die Stadt eingedrungen und hatten den Fluss erreicht. Aber jede Brücke war gesprengt und das andere Ufer stark verteidigt. Der Stadtkern von Caen war zwar in britischer Hand, doch hielten die Deutschen den Vorort Vaucelles am rechten Orneufer und sperrten damit nach wie vor die durch Caen führenden Überlandstrassen, die Montgomery brauchte, um die Drohung der 2. Armee gegen Paris aufrechtzuerhalten.

Am 10. Juli schien sich die Lage in der Normandie zu einer Krise entwickelt zu haben. Die amerikanische ‚Ausbruch‘-Offensive war steckengeblieben. In der Osthälfte Caens verlegte der Feind den Weg in die Ebene von Falaise. Verstärkungen der deutschen Infanterie aus Südfrankreich trafen nun in ständigem Fluss in der Normandie ein. Der Hafen von Cherbourg war noch nicht offen und nur ein ‚Maulbeerhafen‘ im Betrieb. Bei den Luftstreitkräften der Verbündeten war die Stimmung schlecht; dauernd ungünstiges Wetter im Bereich der britischen Absprungbasen beschränkte ihre Kampftätigkeit, und die 2. Armee hatte noch immer nicht die Flugplätze bei Caen in der Hand. Im interalliierten Hauptquartier kritisierten Tedder und Morgan offen Montgomerys Kampfführung, und auch in Whitehall, wo Pessimisten bereits von einer Erstarrung der Fronten unkten, wurde gegen ihn geflüstert.

Selbst Eisenhower wurde angesteckt. Am 7. Juli hatte er Montgomery in einem Brief die Befürchtung ausgesprochen, der Landekopf könnte abgeriegelt werden, und ihn gedrängt, eine allgemeine Offensive zu eröffnen. Weil bei den letzten Unternehmungen nicht so schnell Boden gewonnen worden war, wie Montgomery vorhergesagt hatte, vermutete er wohl, der ganze Plan sei gescheitert. Es fehlte ihm an Montgomerys langer und praktischer Erfahrung in der Führung von Operationen; auch war er ihrem Schauplatz nicht nahe genug, die stetige Entfaltung der von Montgomery im April bekanntgegebenen Strategie beobachten zu können. Eine Quelle der Besorgnisse Eisenhowers war der ihm bekannte Umstand, dass der August für die Verstärkung der Infanterie ein magerer Monat sein werde. Weitere britische Divisionen würden nicht mehr verfügbar sein, und die amerikanischen Verstärkungen würden fast völlig aus Panzer-Divi-

sionen bestehen. Infanterie-Divisionen direkt aus den Staaten waren nicht vor September zu erwarten, und Eisenhower fürchtete, dass der Feind bis dahin genug Kräfte versammelt haben werde, die Verbündeten den Winter hindurch eingeschlossen halten zu können.

Montgomery andererseits sah durch eben die Tatsachen, die Eisenhower beunruhigten, seinen Plan bestätigt. Er wusste, dass die Hartnäckigkeit der Verteidigung kein Massstab für die Dauerhaftigkeit der feindlichen Widerstandskraft war, schmolzen doch die deutschen Panzerreserven im Feuer der Schlacht unaufhaltsam dahin; und er wusste, dass die Zusammenfassung der deutschen Panzerreserven gegen die 2. Armee der 1. Armee die Chancen offenhielt, und dass die Amerikaner sehr bald so viel Panzerverbände brauchen würden, wie Eisenhower nur an Land bringen konnte.

Bei einer Besprechung am 10. Juli erklärte Bradley Montgomery, dass er die Offensive nicht erneuern könne, bevor er seine Munitionslager aufgefüllt und eine feste Ausgangsbasis südlich der Sümpfe gewonnen habe. Er werde erst St. Lô nehmen und die Deutschen auf die Strasse St. Lô – Périers zurückwerfen müssen. Diese Offensivvorbereitungen würden wenigstens zehn Tage beanspruchen. Montgomery fand sich mit der Verzögerung ab und war entschlossen, dem neuen Angriff die nötige Durchschlagskraft zu sichern. Freilich konnte das Tor zu der grossen Gelegenheit nicht auf unbestimmte Zeit offengehalten werden. Montgomery hatte ursprünglich damit gerechnet, dass die Briten und Kanadier ihre Fesselungsschlacht höchstens zwei bis drei Wochen würden hinziehen müssen. Aber er hatte sich gehütet, die Schneide der 2. Armee durch einen voreiligen Sturmangriff auf Caen oder eine Forcierung des Odon abzustumpfen, nachdem dort die SS-Panzer-Divisionen eingesetzt worden waren. Auch so jedoch waren Dempseys Mittel angespannt, und dabei hatte das Kriegsministerium mitgeteilt, dass der gegenwärtige Zufluss von Infanterieverstärkungen nur noch ein paar Wochen anhalten könne. Wie lange darüber hinaus vermochte die 2. Armee die deutschen Panzer zu binden?

In den letzten zehn Tagen waren 4 deutsche Infanterie-Divisionen in der Normandie eingetroffen; 3 von ihnen waren an der britischen Front eingesetzt worden und lösten die Panzer-Divisionen ab, die jetzt an die amerikanische Front gezogen wurden. Diese Bewegung der deutschen Panzerkräfte nach Westen musste um jeden Preis aufgehalten werden. Es galt mit einem schnellen, kühnen Schlag die britischen Panzer auf die Höhe von Bourguebus südlich von Caen zu bringen und so die Drohung eines unmittelbar bevorstehenden mächtigen Durchbruchs gegen Paris wieder in voller Stärke wirken zu lassen.

Als einzige Möglichkeit bot sich ein Vorstoss aus dem Brückenkopf der

6. Luftlandedivision östlich der Orne. Aber dieser Raum war zur Bereitstellung so beengt und hatte zu einem Angriff eine so geringe Frontbreite, dass eine herkömmliche Operation bald steckenbleiben musste. So entschlossen sich Montgomery und Dempsey zu einem regelwidrigen Plan. Danach sollten die 3 britischen Panzer-Divisionen unter O'Connors Generalkommando VIII hinter einem Luftbombardement von noch nicht dagewesener Schwere aus dem Ornebrückenkopf vorbrechen. Es sollte eine solche Panzer- und Luftmacht demonstriert werden, dass die ganze Wachsamkeit der Deutschen und also ihre Reserven eben zu der Zeit nach dem Abschnitt östlich der Orne abgelenkt werden mussten, wo sich die Amerikaner zu ihrem Ausbruch westlich der Vire anschickten.

Der Angriff – die Operation ‚Goodwood‘ – wurde auf den 18. Juli festgesetzt. Vorausgehen sollte ihm in der Nacht zum 16. Juli ein Ablenkungsstoss aus dem Frontvorsprung am Odon, und folgen sollte ihm am 20. Juli die Ausbruchoffensive der amerikanischen 1. Armee, die Operation ‚Cobra‘. «Diese Unternehmungen», erklärte Montgomery in einer Meldung an Eisenhower, «werden die normannische Front in Flammen setzen.» Gleichzeitig forderte er für beide Operationen das Höchstmass von Unterstützung durch strategische und taktische Luftstreitkräfte an. Daraus scheinen Eisenhower und der Stab des interalliierten Oberkommandos geschlossen zu haben, dass beide Operationen, die Dempseys und die Bradleys, das gleiche Ziel hätten, denn Eisenhower schreibt: «Am 18. Juli hatten die 1. wie die 2. Armee Stellungen bezogen, von denen die Durchbruchangriffe vorgetragen werden konnten...»

Eine der Quellen dieser irrtümlichen Auffassung war die von Dempseys Stab am 13. Juli ausgegebene Operationsanweisung. Darin hiess es, das VIII. Korps werde «südwärts angreifen und sich in jedem der folgenden Abschnitte mit einer Panzer-Division festsetzen: Bretteville-sur-Leize, Vimont-Argences, Falaise.» Es war das die Weisung, die Stabsoffiziere der 2. Armee nach England mitnahmen, um damit die Anforderung der Luftunterstützung zu begründen. Die Erwähnung von Falaise als eines der Operationsziele musste den Eindruck erwecken, dass dieses Unternehmen ebenso wie das Bradleys als Angriff zu dem Zweck eines völligen Durchbruchs beabsichtigt sei.

Als Montgomery am 15. Juli die Weisung zu Gesicht bekam, liess er O'Connor eine persönliche Weisung zugehen, die seine Absichten über jeden Zweifel hinaus klarstellte. Sie begann:

«1. Ziel dieser Operation: Die deutschen Panzerverbände in Kampf verwickeln und sie dermassen schwächen, dass sie künftig für die Deutschen als Rückgrat der Schlacht nicht mehr in Frage kommen. Einen ausreichenden Brückenkopf durch Caen über die Orne gewinnen und so unsere Stellungen in der Ostflan-

ke verbessern. Im Allgemeinen deutsche Ausrüstung und Kampfkräfte vernichten. 2. Wirkung dieser Operation auf die Strategie der Verbündeten: Wir brauchen die Halbinsel von Cherbourg und die bretonische Halbinsel als Ganzes. Ein Sieg an der Ostflanke wird zum Gewinn dessen beitragen, was wir an der Westflanke haben wollen. Aber die Ostflanke ist ein Bollwerk, von dem der ganze künftige Feldzug in Nordwesteuropa abhängt; sie muss ein festes Bollwerk bleiben; käme sie ins Wanken, wäre es mit den Operationen an der Westflanke zu Ende. Deshalb müssen wir, während wir jede Gelegenheit zur Zerrüttung der feindlichen Kräfte wahrnehmen, sorgfältig darauf achten, dass unser eigenes Gleichgewicht erhalten und eine feste Basis gesichert bleibt.»

Nach dieser grundsätzlichen Weisung legte Montgomery die Aufgabe des VIII. Korps fest: «Die 3 Panzer-Divisionen werden dazu gebraucht, den Raum Bourguebus – Vimont – Bretteville zu behaupten und den Feind zu bekämpfen und zu vernichten. Panzer aber sollen weit südwärts gegen Falaise vorstossen, Beunruhigung und Verwirrung hervorrufen und die feindliche Verfassung erkunden.» Inzwischen sollte das kanadische II. Korps, das die Innenstadt von Caen zu übernehmen hatte, die Vorstädte bereinigen und einen «sehr starken Brückenkopf» zum Schutze des Aufmarschraums bilden. Danach – «aber nicht vorher» – sollte das VIII. Korps «losgehen, wie die Lage es erfordert».

Während der nächsten beiden Tage meldete der Nachrichtendienst der 2. Armee dauernde Verstärkung der deutschen Verteidigungsanlagen und Reserven östlich der Orne. Deshalb steckte Dempsey am 17. Juli die Ziele des VIII. Korps noch weiter zurück und wies O'Connor an, mit den Panzer-Divisionen die Abschnitte Vimont, Garcelles – Secqueville und Hubert Folie – Verrières zu besetzen. Diese kurz vor Beginn der Operation erteilten Befehle zeigen unmissverständlich, was mit der Operation ‚Goodwood‘ erreicht werden sollte. Zum Nachteil für Montgomerys Ruf aber gelangten sie leider nicht bis ins interalliierte Hauptquartier, und so konnte sich dort der Eindruck festsetzen, dass diese Operation der eine Arm einer zweiarmigen Ausbruchoffensive sei.

Südlich des damaligen Ornebrückenkopfes neigen sich die Felder sanft zu den Dämmen der Bahnstrecken Caen – Troarn und Caen – Vimont; dann steigt das Gelände zu dem Höhenrücken hinter Bourguebus nach und nach an. Zwischen den Vororten Caens im Westen und dem Divesbruch im Osten ist die Ebene mit kleinen Dörfern getupft. Ausser an einigen Stellen des zweiten Bahndammes boten sich den Panzern in dem nur von wenigen Hecken durchzogenen Gelände keine natürlichen Hindernisse. Aber die Dörfer waren zu einander deckenden Stützpunkten für Infanterie und Pak wie geschaffen. Der einzige freie Ausgang

aus dem Brückenkopf war ein ungefähr 1'500 Yards breiter Korridor, der von Escoville bis Cagny zwischen Weilern 4 Meilen auf der Strasse Caen – Vimont verlief. Südlich der Strasse lag auf dem Hang, der zu Bourguebus hinaufführt, eine Gruppe von Dörfern, während den offeneren Zugang zu dem Abschnitt Garcelles – Secqueville ein dichter Gehölzgürtel flankierte. Dies war der zur Operation ‚Goodwood‘ gewählte Kampfplatz.

Nach dem Plan sollten die 3 Panzer-Divisionen mit den Kampfwagen-Regimentern an der Spitze schnell hintereinander aus dem Ornebrückenkopf vordringen und sich dann entwickeln: die 11. Panzer-Division südwestwärts in den Raum von Bourguebus, die Garde-Panzer-Division südostwärts in Richtung auf Vimont und die 7. Panzer-Division direkt auf Garcelles – Secqueville. Gleichzeitig sollte die Infanterie die Flanken des Korridors sichern: rechts das kanadische II. Korps den Raum Colombelles – Vaucelles; links das britische I. Korps die Dörfer von Touffreville bis Émieville; anschliessend sollte das I. Korps Troarn nehmen.

Angesichts der Stärke und Tiefe der feindlichen Abwehrstellungen östlich der Orne hing der Erfolg vom Mass der Luftunterstützung ab. Harris sperrte sich zunächst, weil die Erdtruppen beim ersten Angriff auf Caen das Bombardement seiner Kampfflugzeuge nicht ausgenutzt hätten. Schliesslich wurde vereinbart, die deutschen Stützpunkte und Artilleriestellungen an den Flanken des Panzerstosses, wo man tiefe Krater in Kauf nehmen konnte, mit schweren Bomben unwirksam zu machen. Durch den Korridor selbst sollte bis über den ersten Bahndamm hinaus von amerikanischen mittelschweren Kampfflugzeugen ein Teppich Splitterbomben gelegt werden, während das inmitten der Stossrichtungen der 11. Panzer-Division und der Garde-Panzer-Division liegende Cagny wiederum vom britischen Bomberkommando ausgelöscht werden sollte. Den Abschnitt südlich der zweiten Bahn sollten schwere Bomber der amerikanischen 8. Luftflotte angreifen, ebenso die Artilleriestellungen bei Troarn. Ausserhalb der Bombardierungszone sollten Jagdbomber der 2. Taktischen Luftflotte die Gebiete heimsuchen, wo feindliche Reserven oder Artillerie zu vermuten waren.

Dieser Luftangriffsplan versprach gewiss eine nachhaltige Wirkung, aber er hatte eine Schwäche. Es fehlte an Maschinen zur Bombardierung der Artilleriestellungen auf der Anhöhe hinter Bourguebus, und da dieser Rücken überdies an der Grenze des Schussbereichs der britischen Artillerie lag, rechnete O'Connor damit, dass «in diesem Raum die Panzer auf erheblichen Widerstand stossen» würden, «den niederzuringen schwierig sein wird». Die taktischen Luftstreitkräfte machten sich erbötig, ein zweites Mal aufzusteigen und diese Stellungen am Nachmittag anzugreifen, aber Dempsey sagte sich, dass dann seine Panzer, wenn

sie überhaupt durchkämen, die Höhe erreicht haben würden. Vermutlich wäre er nicht so zuversichtlich gewesen, hätte er das volle Ausmass der Stärke des Feindes gekannt.

Die Nachrichtenabteilung des Stabes der 2. Armee wusste, dass das VIII. Korps der 16. deutschen Luftwaffen-Division und dann der 21. Panzer-Division gegenüberstehen werde. Man nahm jedoch an, dass sich die Zone der Verteidigungsanlagen nicht über die zweite Bahnlinie hinaus erstreckte und dass dort «die 12. SS-Panzer-Division als einzige nichtgebundene Reserve» stehe, die «nur noch ein Schatten ihres einstigen Selbst» sei. In Betracht kam noch die 1. SS-Panzer-Division, aber man vermutete ihre Infanterie südlich von Caen beiderseits der Orne, und Panzer von ihr waren westlich von Caen festgestellt worden. So schätzte Dempsey, dass seine Panzer nach Überschreiten der Bahnstrecke Caen – Vimont sich entwickeln und die Artilleriestellungen bei Bourguebus im Sturm nehmen könnten. Er war sich darüber klar, dass dies beträchtliche Verluste kosten werde, und «darauf vorbereitet», im Verlauf der Schlacht «zwei- bis dreihundert Panzer zu verlieren». Kampfwagen hatte er genug, konnte es sich aber nicht leisten, Infanterie zu opfern, die er zur Sicherung der Ostflanke als eines «festen Bollwerks» brauchte.

In Wirklichkeit sah es auf der feindlichen Seite ganz anders aus. Der Raum zwischen Orne und Dives war weit stärker verteidigt als jeder andere Abschnitt der normannischen Front, glaubte doch Rommel, dass er Eisenhower zu einer Verschiebung der «zweiten Landung» zwingen, wenn er einen britischen Ausbruch bei Caen unterbinde. Vom Niemandsland erstreckten sich die deutschen Abwehrstellungen 10 Meilen tief bis auf die Hochebene hinter Bourguebus, nicht 3 bis 4 Meilen, wie man bei der 2. Armee annahm. Rommel hatte das Verteidigungssystem vor allem deshalb so tief staffeln können, weil, was der 2. Armee unbekannt war, die 272. Infanterie-Division aus Südfrankreich eingetroffen war und die 1. SS-Panzer-Division beiderseits der Orne abgelöst hatte.

Am 17. Juli hatte Rommel östlich der Orne fünf Abwehrgürtel geschaffen. Den ersten bildete die am ehesten entbehrliche Infanterie (die 16. Luftwaffen-Division und die 272. Infanterie-Division), die in Vaucelles und in dem Raum nördlich der ersten Bahnstrecke den schwersten Schlag des Luftbombardements und der Artillerievorbereitung hinnehmen musste. Danach folgte die Panzer-Eingreifreserve: die mit 36 Tiger-Panzern verstärkten Kampfwaneinheiten der 21. Panzer-Division und das Bataillon mittelschwerer Panzer der 1. SS-Panzer-Division. Die dritte Abwehrzone beiderseits der Bahnstrecke Caen – Vimont war ein von zwölf kleinen Dörfern gebildetes Auffangpolster, deren jedes von einer In-

fanterie-Kompanie und 3 oder 4 Panzerabwehrkanonen besetzt war. Es folgte die Linie der Artilleriestellungen, die sich bis zu den Gehölzen bei Secqueville den Kamm des Höhenrückens hinter Bourguebus entlang erstreckte und sich dann nordostwärts über die Bahnstrecke Caen – Vimont bis nach Troarn hinzog. In diesem Artillerieriegel hatte Rommel 78 8,8-cm-Geschütze und 12 andere schwere Flak stehen, die sämtlich zur Fliegerabwehr wie zur Panzerabwehr eingerichtet waren. Hinzu kämen 194 Feldkanonen und 272 ‚Nebelwerfer‘, die deutsche Waffe, die von der Infanterie der Verbündeten am meisten gefürchtet wurde. Aus diesen ihren 1632 Rohren konnten die Deutschen den ganzen Raum zwischen Orne und Dives überschütten.

Aber das war noch nicht alles. Hinter den Artilleriestellungen war rund um die Dörfer auf dem Höhenrücken eine fünfte Abwehrzone gebildet worden, besetzt von den 6 Infanterie-Bataillonen der 1. SS-Panzer-Division, die von der 272. Infanterie-Division abgelöst worden waren. Schliesslich wurden 5 Meilen hinter dieser Linie 45 Panther der 1. SS-Panzer-Division und 2 starke, je mit 40 Panthern ausgerüstete Kampfgruppen der 12. SS-Panzer-Division in Reserve bereitgehalten. Gestützt auf diese ausserordentlich tief gestaffelten und gegen Bombenteppiche gut eingegrabenen Streitkräfte erwartete Rommel zuversichtlich den Angriff, den er kommen sah.

Obwohl vor der Y-Zeit nur eine britische Panzer-Division die Orne überschritt, konnte Dempsey seine Absichten unmöglich verbergen. Von den Fabriken in Colombelles vor der Nordostecke von Caen konnten die Deutschen den eingeklemmten Brückenkopf der 6. Luftlandedivision völlig überblicken. Sie sahen, dass neue Brücken geschlagen, neue Wege gebahnt wurden. Nachts hörten sie das Rumpeln von Raupenkettens, denn 700 Panzer bewegten sich von Bayeux hinüber in den Bereitstellungsraum nahe den Ornebrücken. Der höhlendurchzogene Kalkstein der Ebene von Caen wirkte wie ein Resonanzboden. Dietrich erzählt, er habe die Panzerbewegungen einfach dadurch entdeckt, dass er sein Ohr an den Boden legte – ein Trick, den er in Russland gelernt hatte. In der Nacht zum 17. Juli machten Aufklärungsflugzeuge der Luftwaffe Aufnahmen vom Fahrzeugverkehr über die Ornebrücken. Am nächsten Morgen meldete Rommels Hauptquartier, das sich von dem Ablenkungsangriff über den Odon nicht hatte täuschen lassen, dem Oberbefehlshaber West, v. Kluge: «Die am 15.7. mit starkem Materialeinsatz zwischen Maltot und Vendes begonnenen Teilangriffe können als Vorspiel zu dem ab 17. zu erwartenden Grossangriff zum Durchbruch über die Orne gewertet werden.» An diesem Tage waren alle Einheiten im Abschnitt Caen in Alarmbereitschaft; für den Fall, dass die Briten auch nach Osten vorstossen sollten, war eine Kampfgruppe der 12. SS-Panzer-Division über Nacht nach Lisieux gelegt worden.

Am Nachmittag verschaffte sich Rommel einen abschliessenden Überblick über seine Verteidigungsmassnahmen. Auf der Rückkehr vom Gefechtsstand der Panzergruppe West wurde sein in Begleitung fahrender Wagen von englischen Flugzeugen entdeckt. Als die Maschinen zum Angriff herunterdröhnten, rief Rommel seinem Fahrer zu, zur Deckung in das nächste Dorf zu rasen. Aber die Jäger waren zu schnell. Der Fahrer sank am Lenkrad getroffen zusammen, der Wagen rannte gegen einen Baum, Rommel wurde auf die Strasse geschleudert und erlitt einen schweren Schädelbruch. Man brachte den Bewusstlosen in das nahe Dorf. Es hiess Ste. Foy de Montgommery.

Am frühen Morgen des 18. Juli erbebt der Boden zwischen Caen und Troarn unter dem schwersten Luftangriff, der bisher zur Unterstützung von Erdtruppen je unternommen worden war. Erst überschütteten die Bomben Flanken des Korridors des VIII. Korps, dann den Korridor selbst. Als 07.45 Uhr die letzten mittelschweren Kampfflugzeuge wieder abdrehten, setzte sich die 11. Panzer-Division unter Generalmajor G.P.B. Roberts hinter rollendem Trommelfeuer südwärts in Bewegung. Während die Panzer in Rauch und Staub verschwanden, kamen neue Bomberwellen heran und deckten die Dörfer jenseits der Bahnstrecke Caen – Vimont zu. Unbehindert bewegten sich die Kampfswagen der 29. Panzer-Brigade auf einer Front von 1'000 Yards in voller Fahrt zum zweiten Bahndamm; die Aufschlagzünderbomben und das Trommelfeuer hatten jeden Widerstand zum Schweigen gebracht. In den Dörfern auf beiden Seiten verharrten die betäubten Verteidiger noch in ihren Deckungen, als sie sich von der Infanterie, die die Flanken bereinigte, angegriffen sahen.

Ungefähr um 09.30 Uhr stiessen die Panzer auf den ersten ernstlichen Widerstand. Als die beiden Spitzenregimenter den steilen Damm der Bahnstrecke Caen – Vimont überklettern wollten, erhielten sie aus Cagny Feuer. Dort hatten ein halbes Dutzend 8,8-cm-Kanonen und ein paar Tiger-Panzer inmitten der Trümmer des zusammengeworfenen Dorfes wunderbarerweise das Luftbombardelement überstanden. Sie zu bekämpfen war wegen ihrer überlegenen Schussweite schwer. Die Brigade liess ein Regiment zur Flankendeckung zurück, während die beiden andern den Bahndamm überquerten und sich, um 10.00 Uhr, auf Bourguebus zubewegten. Von nun an aber gab es kein schützendes Vorbereitungsfeuer mehr, und bald trafen die Panzer auf lebhaftes Abwehr von Pak aus den Dörfern südlich der Bahnstrecke Caen – Vimont. Einige Panzer vermochten zu der Höhe von Bourguebus durchzuschlüpfen, aber der Hauptstoss wurde kurz nach 11.00 Uhr hart davor zum Stehen gebracht.

Von den Dörfern hier waren alle ausser einem von dem Splitterbombenteppich erfasst worden, aber durch einen ungewöhnlichen Zufall war von jedem Dorf ein

Abschnitt ausgelassen worden, und zwar überall der dem britischen Vorstoss zugekehrte. Panzer allein konnten die Infanterie und die Pak aus diesen Stützpunkten nicht vertreiben, aber die motorisierten Bataillone der 11. Panzer-Division waren von der Bereinigung der Westflanke des Korridors in Anspruch genommen. Der Stoss hatten seinen Schwung verloren. Zwar hatte die 29. Panzer-Brigade in knapp drei Stunden sechs Meilen zurückgelegt, durchstossen aber hatte sie das Abwehrsystem der Deutschen noch nicht. Die Spitzenregimenter lagen nun unter dem Feuer der weittragenden 8,8-cm-Kanonen auf der Höhe von Bourguebus und von Panthern, die von Süden herangekommen waren.

Inzwischen waren die Divisionen der zweiten Welle in Bedrängnis geraten. Einige deutsche Stützpunkte an den Rändern des Korridors waren wieder zum Leben gekommen, und am Südausgang trotzte Cagny jedem Angriff. Hinter der 11. Panzer-Division lief die Garde ohne ernste Verluste durch den Korridor Spiessruten, als sie sich aber nach Südosten gegen Vimont wandte, kamen ihre Panzer von Cagny wie von Émieville her unter schweres Flankenfeuer, und bald fanden sie ihren Weg durch einen Schirm von Kanonen und Panzern abseits in den Obstgärten von Frénouville verlegt. Am zeitigen Nachmittag, ehe die 7. Panzer-Division die Offensive nähren konnte, begannen die Deutschen zurückzuschlagen.

Bald nach Beginn des Luftangriffs hatte Dietrich mit seinen vorderen Truppen jede Verbindung verloren. In Anbetracht der ungewöhnlichen Tiefe der Bombenteppiche hatte er alle Vorbereitungen zum Hauptwiderstand auf der Höhe von Bourguebus getroffen und die Panther-Kampfwagen der 1. SS-Panzer-Division von Süden dorthin gezogen. Das Bataillon traf kurz vor 12.00 Uhr ein, als sich gerade die britischen Panzer von Norden näherten, und konnte im kritischen Augenblick die Besatzungen der Dörfer rings um Bourguebus verstärken. So sicherten sich die deutschen Panzer nicht nur die Anhöhe, sondern auch die Deckung durch Gebäude und Bodenfallen und die Unterstützung der Infanterie und der Pak. Zudem kam ihnen die überlegene Schussweite zugute. Allein durch Feuer und ohne sich zu exponieren, konnten sie jedes britische Manöver vereiteln. Diese deutschen Panzer mit Artillerie zu vertreiben war unmöglich, denn sie befanden sich ausser Schussweite der 25-Pfünder, und die mittleren Geschütze brachten kein zusammengefasstes Feuer von genügender Dichte zustande. Die Panther wurden wiederholt von raketenfeuernden Typhoons gestört, die mehrere Angriffsbewegungen unterbanden, aber diese Luftangriffe konnten mit den Erdoperationen nicht Zusammenwirken, weil die Leitstelle der R.A.F. bei den vorderen Truppen am Vormittag ausgefallen war.

Unter diesen Umständen kam O'Connor zu dem Ergebnis, dass die Höhe von

Bourguebus nur durch rücksichtslose Fortführung des Stosses der Panzer-Regimenter genommen werden könne, und er entschloss sich, dafür hohe Verluste hinzunehmen. Bei einer Besprechung mitten im Getümmel der Schlacht wies er Roberts an, eine neue Anstrengung zu machen, um die Strasse Caen – Falaise westlich von Bourguebus zu erreichen, und befahl Erskine, mit der Panzer-Brigade der 7. Panzer-Division in Richtung auf La Hogue und Garcelles-en-Secqueville anzugreifen. Aber ihre Regimenter waren bis zurück zur Orne weit auseinandergezogen. Sie hatten beim Übergang über die Brücken viel Zeit gebraucht und bewegten sich nun vorsichtig den Korridor herab. Erskine sah in der ganzen Operation einen groben Missbrauch der Panzerwaffe und schien entschlossen zu sein, seine Kampfswagen solange wie möglich aus dem Mahlstrom herauszuhalten. Auf dringende Bitten Roberts' und mahnende Vorstellungen O'Connors antwortete Erskine beharrlich, es fehle an Raum, zwischen der 11. Panzer-Division und der Garde durchzukommen. Sein Spitzenregiment hatte sich am Vormittag den Korridor hinab in Marsch gesetzt, aber es wurde 18.00 Uhr, ehe es die zweite Bahnstrecke überschritt und in den Kampf eingriff. Da aber war es zu spät, an der Lage etwas zu ändern. Während des ganzen Nachmittags war die linke Flanke der 29. Panzer-Brigade wiederholten Gegenstößen von Tigern und Panthern ausgesetzt gewesen, und Roberts konnte einen neuen Angriff gegen die Strasse Caen – Falaise nicht entwickeln. Der Garde-Panzer-Division erging es ähnlich. Am Abend nahm sie zwar Cagny, konnte aber die Panzerabwehr nicht durchbrechen, die die Strasse nach Vimont sperrte; ihre Versuche, durchzukommen, kosteten sie 60 Kampfswagen.

Bei Einbruch der Dämmerung musste die 11. Panzer-Division, die mit 126 Panzern die Hälfte ihrer Stärke verloren hatte, nördlich der Bahnstrecke Caen – Vimont für die Nacht sammeln. Südlich der Bahnlinie hatten sich die Deutschen in allen Dörfern ausser einem fest eingerichtet, und auf dem Höhenrücken bei Bourguebus waren ihre von dem Bombardement fast unberührt gebliebenen Stellungen noch völlig intakt.

So enttäuschend dieses Ergebnis im Vergleich mit dem, was am Vormittag erreichbar geschienen hatte, auch sein mochte, so war doch die Position der Deutschen zwischen Caen und Troarn erschüttert. In Kämpfen, die bis tief in die Nacht dauerten, bereinigten die Kanadier das Fabrikviertel von Colombelles und fassten in Vaucelles Fuss. In der Nacht zogen sich die Deutschen, während kanadische Pioniere den Fluss überbrückten, aus den Vororten Caens auf den Westteil des Höhenrückens bei Bourguebus zurück. In der andern Flanke war der Widerstand entsprechend der Wirkung des Luftangriffs verschieden. Touffreville, das Ziel der britischen 3. Infanterie-Division, war den Bombern entgangen und hielt bis in den späten Nachmittag aus. Auf Panzern aufgesessene Infanterie um-

fuhr es und bereinigte bald die Ruinen zweier anderer Dörfer, «wo die noch bei Bewusstsein befindlichen Deutschen viel zu benommen waren, als dass sie Widerstand geleistet hätten». Ein neuer Angriff nach Osten erreichte die Aussenbezirke von Troarn, aber ein Versuch, nach Süden vorzustossen, scheiterte bei Émieville an dem festen Widerstand derselben Kräfte, die den ganzen Tag über der Garde so schwer zugesetzt hatten.

In der Nacht zum 19. Juli lösten Infanteriereserven der 1. SS-Panzer-Division in den Dörfern um Bourguebus die erschöpften Truppen der 21. Panzer-Division ab. Diese neue Front hätte vermutlich leicht durchbrochen werden können, wenn es möglich gewesen wäre, die Panzer abermals hinter einem Bombenteppich vorzurücken zu lassen. Aber die schweren Kampfflugzeuge bereiteten sich auf die Unterstützung der amerikanischen Offensive vor, die am 20. Juli beginnen sollte. So mussten diese Stützpunkte einer nach dem andern genommen werden, und der Charakter der Operation ‚Goodwood‘ änderte sich völlig.

Während der nächsten zwei Tage vertrieben kanadische und britische Truppen die Deutschen aus den Dörfern am Nordhang der Anhöhe bei Bourguebus, ausgenommen La Hogue. Inzwischen aber hatte der Gegner seine Stellungen auf dem Höhenrücken zu festigen vermocht, und ehe sie im Sturm genommen werden konnten, kam ihm das Wetter zu Hilfe. Am Nachmittag des 20. Juli überschüttete ein schweres Gewitter das Schlachtfeld mit Wolkenbrüchen und verwandelte den kleisterigen Boden der Ebene von Caen in einen Sumpf. In dieser Nacht nahm Montgomery seine Panzer-Divisionen zurück in die Reserve. Kanadische Infanterie hielt den Druck gegen die deutschen Linien aufrecht. Das Unternehmen ‚Goodwood‘ aber war zu Ende.

Das Gewitter, das am 20. Juli über Caen hereinbrach, war ein schwacher Windstoss im Vergleich mit dem Sturm, der im interalliierten Hauptquartier und im Hauptquartier Leigh-Mallorys über Montgomerys ‚Misserfolg‘ tobte. Besonders im Lager der beiden Luftwaffen war man erbittert. Man hatte dort einen Durchbruch auf Falaise und die Wegnahme der Flugplätze südlich von Caen erwartet und war nun, wie Eisenhowers Adjutant Butcher berichtet, «wegen des Mangels an Fortschritten völlig verärgert». Man war das umso mehr, als Montgomery am 18. Juli eine Sondernachricht an die Presse gegeben hatte, die begann: «Heute Morgen traten britische und kanadische Truppen der 2. Armee zum Angriff an und brachen in den Raum östlich der Orne und südöstlich von Caen durch...», und die schloss: «Die schweren Kämpfe dauern an. General Montgomery ist mit den am ersten Tage dieser Schlacht erzielten Fortschritten sehr zufrieden.»

Diese Nachricht war, milde gesagt, voreilig und unüberlegt, denn als sie hinausging, hatte sich der Angriff festgelaufen. Auch ist sie nicht als Mittel zur Irrführung des Gegners zu rechtfertigen, denn Montgomery selber weist eine solche Absicht von sich. Sie ist nur erklärbar, wenn man sie im Verhältnis zu Montgomerys fest begrenztem Ziel beurteilt, wie er es am 15. Juli O'Connor umrissen hatte, zu dem Ziel nämlich, sich der Anhöhe bei Bourguebus zu bemächtigen. Am Abend des 18. Juli schien es Montgomery, als hätte er es fast erreicht; er wusste damals noch nicht, dass die 11. Panzer-Division zum Rückzug auf die Bahnstrecke Caen – Vimont gezwungen worden war. In jedem Fall aber war es ein schwerer psychologischer Fehler, von einem ‚Durchbruch‘ zu sprechen.

So kann es nicht überraschen, dass man im Lager der verbündeten Luftstreitkräfte entrüstet war, als sich herausstellte, dass der allgemeine Angriff erst am späten Nachmittag des 19. Juli erneuert worden war, aber nur zu geringem Gewinn geführt hatte. Darüber berichtet Butcher: «Tedder rief Ike an und sagte, Monty habe praktisch seine Panzer von weiterem Vordringen zurückgehalten. Ike tobte. Monty wolle immer warten, um seinen ‚Trossschwanz‘ nachzuziehen... Tedder gab der Enttäuschung der Luft über die Langsamkeit am Boden Ausdruck.»

Zwar schlugen die britischen Stabschefs keinen Wechsel im Oberkommando vor, doch viele hohe Offiziere im SHAEF wünschten, dass Eisenhower den direkten Oberbefehl über die Operationen der Landschlacht übernehme. Eisenhower verschmähte es, diese Anregungen zu beachten, aber er war wegen der langsamen Entwicklung besorgt und liess seine Befürchtungen Churchill gegenüber durchblicken, der auf dem Sprung war, den Landungsraum zu besuchen. Am 20. Juli flog Eisenhower in die Normandie und besprach sich mit Bradley und Montgomery. Er war tief enttäuscht, als er erfuhr, dass die auf den nächsten Tag angesetzt gewesene Offensive wegen ungünstigen Wetters abermals hatte verschoben werden müssen. Höchst erstaunt war er, Montgomery mit den Ergebnissen der Operation ‚Goodwood‘ durchaus zufrieden und über das Unternehmen ‚Cobra‘ voller Zuversicht zu finden. Weil er die Bedeutung der Kräftezusammenfassung tatsächlich nicht ganz erfasste, beunruhigte ihn Montgomerys Entschlossenheit, sich auf einen «einzigsten, vernichtenden Schlag» zu verlassen. Was Eisenhower wünschte, sagt sein Stabschef Bedell Smith, war «ein durchweg koordinierter Angriff an der ganzen Front der Verbündeten, der schliesslich unsere Streitkräfte in entscheidende Bewegung brächte. Er jagte wie ein Fussballtrainer die Front auf und ab und ermunterte jeden zu aggressivem Handeln». Dies war genau das, was zu vermeiden Montgomery entschlossen war.

Am nächsten Tag konnte Montgomery den scharfsinnigen Churchill bald da-

von überzeugen, dass sein Plan gesund sei, dass es sich tatsächlich um denselben Plan handle, den er im April dargelegt hatte, und dass er vor einem grossen Erfolg stehe. Wieder in England, suchte Churchill Eisenhower zu beruhigen, aber er vermochte nicht alle Zweifel des Höchstkommmandierenden zu zerstreuen.

Das Unternehmen ‚Goodwood‘ wurde im interalliierten Hauptquartier als Fehlschlag beurteilt, weil die 2. Armee weder einen operativen Durchbruch noch alle taktischen Ziele erreicht hatte. Die Tatsache, dass die Operation ihren Hauptzweck erfüllt hatte, wurde übersehen, weil man ihn nicht begriff. Am 20. Juli hatte die zweite Armee die entscheidend wichtige Strassenverbindung durch Caen in die Hand bekommen und ihren Raum östlich der Orne von einem spärlichen Halt zu einem starken Brückenkopf von 5 x 12 Meilen erweitert.

Die deutschen Panzerverbände waren nicht in dem Masse geschwächt worden, wie Montgomery gehofft hatte, aber die gegen Paris gerichtete Drohung war stärker denn je.

Auf diese Drohung antwortete v. Kluge, der jetzt den direkten Oberbefehl über Rommels Heeresgruppe B mit übernommen hatte, wie Montgomery es als logischen Zwang erwartet hatte. Vor der Operation ‚Goodwood‘ hatte Rommel darauf gebaut, dass seine Abwehrstellungen östlich der Orne halten würden, und die Verstärkung der Panzerreserven an der amerikanischen Front vorbereitet. Die 2. Panzer-Division sollte von Caumont südlich von St. Lô in Reserve gelegt werden, und die 116. Panzer-Division war auf dem Marsch von Amiens in den Raum westlich von St. Lô. Auf den Angriff der 2. Armee hin wurden jedoch diese beiden Divisionen in den Raum südlich von Caen abgezogen, und dort vereinigten sich mit ihnen Teile der 9. SS-Panzer-Division, die in Aunay-sur-Odon hatte aufgefrischt werden sollen.

Am Vorabend des Unternehmens Cobra waren also die deutschen Panzerverbände und Panzerseinheiten in der Normandie folgendermassen verteilt:

An der Front der 2. Armee: 7 Panzer-Divisionen (davon 5² östlich der Orne) und 4 Bataillone schwerer Panzer.

An der Front der 1. Armee: 2 Panzer-Divisionen, 1 Panzergrenadier-Division und kein Bataillon schwerer Panzer.

Die Deutschen hatten ihr Augenmerk umso mehr auf die Ostflanke gerichtet, als ihnen der Panzerangriff gezeigt hatte, dass im offenen Gelände wie in der Ebene Caen – Falaise ein weniger als fünf Meilen tiefes Verteidigungssystem von Panzer-Divisionen, die hinter einem Bombenschirm vorrücken, mit einem Schlage durchbrochen werden kann.

Am 21. Juli hatte v. Kluge bei Falaise eine Besprechung mit Eberbach und

Dietrich. Am nächsten Tag schrieb er Hitler einen Brief, der sowohl eine Warnung war als auch ein Eingeständnis der Niederlage:

«... Insbesondere hat meine gestrige Aussprache mit den Führern der Verbände bei Caen, abgehalten unmittelbar nach den schweren letzten Kämpfen, den traurigen Beweis geliefert, dass es tatsächlich in unserer gegenwärtigen Lage – auch der materiellen – keinen Weg gibt, wie wir der alles beherrschenden feindlichen Luftwaffe gegenüber ein Kampfverfahren finden können, das deren geradezu vernichtende Wirkung ausgleicht, ohne dass der Kampfraum aufgegeben zu werden braucht. Ganze Panzerverbände, zum Gegenstoss angesetzt, wurden von Bombenteppichen stärksten Ausmasses erfasst, dass sie erst nach langem Mühen, zum Teil erst nach Abschleppen, aus dem um gewählten Erdboden herausgebracht werden konnten. Sie kamen praktisch daher zu spät.

... Ich kam hierher mit dem festen Willen, Ihrem Befehl zum Stehen *um jeden Preis* Geltung zu verschaffen. Wenn man aber erleben muss, dass dieser Preis mit der langsamen aber sicheren Vernichtung der Truppe bezahlt werden muss... dann ist die Sorge um die nächste Zukunft dieser Front nur zu berechtigt.

... Der Augenblick ist aber trotz heissem Bemühen nahegerückt, dass diese so belastete Front bricht.»

Die geballte Wirkung der Niederlagen, die die Wehrmacht in dem Monat nach der Landung in der Normandie an allen Fronten erlitten hatte, erschütterte das nationalsozialistische Regime bis in seine Grundlagen und drängte die innerdeutsche Opposition zum Handeln. Im ersten Halbjahr 1944 war auf Hitler kein Anschlag mehr versucht worden, und viele der unbedeutenderen Mitglieder der Opposition hatten wegen der Untätigkeit ihrer Führer den Mut sinken lassen. Dass nichts unternommen wurde, hatte verschiedene Gründe. Nicht der letzte waren die zum Schutze der Person Hitlers aufs Sorgfältigste getroffenen Sicherheitsvorkehrungen. Praktisch war an ihn, der in seinem schwerbewachten, inmitten der ostpreussischen Seen bei Rastenburg gelegenen Hauptquartier lebte, nicht heranzukommen. Ausser zu Spaziergängen im Wald mit seinem deutschen Schäferhund Blondi verliess er selten die Deckung der Räume seines Bunkers. Nie kam er nach Berlin, und die Front aufzusuchen, weigerte er sich. In den wenigen Fällen, wo er neue Waffen oder Ausrüstungsstücke besichtigen musste, pflegte er, um etwaige von langer Hand gegen ihn getroffene Vorbereitungen über den Haufen zu werfen, den Zeitpunkt wiederholt zu ändern und den gültigen Termin erst in der letzten Minute festzusetzen. Als er Ende April glaubte, die Invasion stehe unmittelbar bevor, vertauschte er Rastenburg mit Berchtesgaden, aber die Sicherheitsmassnahmen dort waren die gleichen.

In all diesen Monaten bot sich Graf Klaus Stauffenberg, der unbeschadet der allgemeinen Führung durch Beck jetzt die Haupttriebfeder der Verschwörung war, keine Gelegenheit, Hitler persönlich aufzusuchen oder ein Attentat vorzubereiten, doch ging die Zeit nicht ungenutzt vorüber. Anfang 1944 war die Abwehr, die die Verschwörer getarnt und ihnen ihr unabhängiges Nachrichtennetz zur Verfügung gestellt hatte, ‚gesäubert‘ und in Himmlers Geheimdienst, den SD, eingegliedert worden. So kam es für die Verschwörer darauf an, eine völlig neue Organisation aufzubauen, die imstande sein musste, die Regierung zu übernehmen, sobald Hitler beseitigt war. Dem widmete sich Stauffenberg das erste Halbjahr 1944 hindurch, und zwar in enger Verbindung mit seinem Vorgesetzten, General Olbricht, dem Chef des Allgemeinen Heeresamtes, einem der langjährigen Führer der Opposition. Im Juni hatten sie Pläne und Apparat zur Übernahme der Macht ausgearbeitet und im Stab des Ersatzheeres in der Bendlerstrasse in Berlin,

in den Wehrkreisen und in den Hauptstädten der besetzten Länder die nötige Organisation geschaffen.

Alles Planen und Organisieren geschah unter dem Deckmantel militärischer Vorkehrungen gegen einen Notstand in Deutschland, der durch eine innere Revolte, durch einen Aufstand von Fremdarbeitern oder durch Luftlandungen der Alliierten hervorgerufen werden könnte. Die Pläne waren in der üblichen generalstäblerischen Form als genaue operative Weisungen gefasst, war es doch wichtig, dass sie zur gegebenen Stunde sofort ohne Weiteres ausgeführt wurden.

Die Befehle wurden während des Frühjahrs niedergeschrieben und den Kommandeuren der Wehrkreise sowie den Militärverwaltungen im Auslande mit der Weisung versiegelt zugestellt, auf das Deckwort ‚Walküre‘ hin die wichtigen Städte mit Truppen zu besetzen, die Schlüsselpositionen wie Telefonzentralen, Sender, Kraftwerke und Bahnhöfe in die Hand zu nehmen und weitere Befehle aus Berlin abzuwarten. Die Verschwörer beabsichtigten, den Alarm ‚Walküre‘ zu geben, sobald Hitler getötet war, und sofort danach, die Bezirkskommandanten in der Heimat und die Kommandeure im Felde zu benachrichtigen, dass der Führer tot und das Heer ermächtigt worden sei, unter Beck mit v. Witzleben als Oberbefehlshaber der Wehrmacht und Olbricht als seinem Stabschef eine neue Regierung zu bilden. Die Benachrichtigten sollten dann alle Gauleiter, sämtliche hohen und höheren Offiziere der SS und der Polizei und andere hohe Parteifunktionäre verhaften.

Damit diese Befehle nicht nach dem Tod Hitlers von irgendjemandem im Führerhauptquartier widerrufen würden, sollte dort General Erich Fellgiebel, Hitlers Nachrichtenoffizier und der einzige Mitverschworene seines Stabes, den Sender und die Telefonzentrale ausser Betrieb setzen. Inzwischen sollten in der Hauptstadt etwaige Gegenaktionen der Nazis mit Hilfe des Polizeichefs, Grafen v. Helldorf, und des Kommandanten der Berliner Garnison, v. Hases, unterbunden werden. Beide waren in das Komplott völlig eingeweiht. Das Berliner Wachbataillon sollte das Regierungsviertel abriegeln, das Hauptquartier der SS und der Gestapo ausheben, sich des Propagandaministeriums einschliesslich der Person Goebbels' bemächtigen und den Hauptsender in Besitz nehmen, so dass der deutschen Bevölkerung, sobald die Verschwörer die Lage unter Kontrolle gebracht hatten, die Verkündung des militärischen Ausnahmezustandes bekanntgegeben werden konnte. Indessen, dieses Wachbataillon war bis zum Eintreffen eines Panzer-Ausbildungsregiments, das nach Empfang des ‚Walküre‘-Stichwortes von Krampnitz nach Berlin marschieren sollte, die einzige den Verschwörern verfügbare Streitmacht.

Durch diese Massnahmen also hofften die Verschwörer die Nazis zu lähmen und Macht und Zeit zu gewinnen, den Staat in die Hand zu bekommen. Nach drei bis vier Tagen sollte Beck eine Zivilregierung einsetzen, mit Goerdeler als Kanzler, dem Sozialdemokraten Wilhelm Leuschner als Vizekanzler und Ulrich von Hassel, dem früheren Botschafter in Rom, als Aussenminister. So sollte der Welt bewiesen werden, dass es sich um etwas mehr als einen Militärputsch handele. Bis dahin hofften Beck und Goerdeler über Stockholm und Madrid mit den Westalliierten Fühlung aufgenommen zu haben, um die baldige Einstellung der Feindseligkeiten zu erwirken.

Die entscheidende Voraussetzung zum Gelingen des Planes war die Tötung Hitlers. Anfang Juni wurde Stauffenberg Stabschef des Generals Fritz Fromm, des Befehlshabers des Ersatzheeres. In dieser Eigenschaft bot sich Stauffenberg der offizielle Grund, an den Lagebesprechungen Hitlers teilzunehmen, die Angelegenheiten des Ersatzheeres zum Gegenstand hatten. So wurde der Mann, der die treibende Kraft des Komplottes war, in die Lage versetzt, persönlich den Schlag zu führen, der das ganze Unternehmen in Gang bringen würde. Freilich hätten die Verschwörer nicht eben Stauffenberg dazu ausgewählt. Er war in Tunesien schwer verwundet worden und hatte ein Auge, den rechten Arm und zwei Finger der linken Hand verloren. Zweifellos war Stauffenberg bereit, für die Tötung Hitlers sein Leben hinzugeben, aber Beck machte entschieden geltend, er sei zu wertvoll, als dass er geopfert werden dürfte. Stauffenberg hatte den Plan ‚Walküre‘ entworfen, und die reibungslose Durchführung des Unternehmens hing wesentlich mit davon ab, dass er, wenn der Schlag geführt wurde, in Berlin an Ort und Stelle war und bei der Machtergreifung führte. Demnach musste ein Weg gefunden werden, der Stauffenberg die Doppelrolle ermöglichte, erst Hitler im Führerhauptquartier zu töten und dann in der Bendlerstrasse die Leitung der Exekutive zu übernehmen.

Das war nur zu erreichen, wenn Hitler auf eine Weise zu Tode gebracht wurde, die es Stauffenberg erlaubte, unbehelligt von der Besprechung wegzukommen und schnellstens nach Berlin zurückzukehren. Er beschloss also, zu einer der täglichen Lagebesprechungen eine Aktenmappe mit einer Zeitbombe mitzubringen, die krepieren würde, nachdem er den Führerbunker verlassen hatte. Er würde dann sofort nach Berlin fliegen, während Fellgiebel das Gelingen des Attentats Olbricht meldete, so dass unverzüglich das Alarmwort ‚Walküre‘ ausgegeben werden konnte. Sofort nach der Unterrichtung Olbrichts wurde Fellgiebel Sender und Telefonzentrale des Hauptquartiers ausser Betrieb setzen, damit nicht ein überlebender Naziführer eigenmächtige Gegenbefehle hinausgehen lassen könne.

Die ‚taktische‘ Gelegenheit bildete sich gleichzeitig mit der britisch-amerika-

nischen Landung in der Normandie, der russischen Sommeroffensive in Polen, der schweren deutschen Niederlage in Italien und der wachsenden Erkenntnis heraus, dass die V 1 keine kriegsentscheidende Waffe war.

Dass sich Rommel, wenn auch spät und vorsichtig, jetzt doch der Verschwörung anschloss, ermutigte Beck und Goerdeler, weil sie in ihm einen Mann gewonnen hatten, der nach Hitlers Beseitigung auf der militärischen Ebene mit den Westalliierten direkt verhandeln konnte. Zwar glaubten einzelne Mitglieder der Opposition immer noch, mit den Russen liesse sich ein schnellerer und günstiger Vergleich erzielen, die grosse Mehrheit aber war für den Plan, nach der Übernahme der Macht im Osten weiterzukämpfen und die Westfront zu öffnen, so dass die britisch-amerikanischen Armeen schnell durch das Reichsgebiet zu marschieren und die Besetzung Deutschlands durch die Russen zu verhindern vermochten. Für die Verhandlungen, die das möglicherweise mit sich brachte, konnten die Verschwörer nun auf Rommel zählen. Auch glaubten sie, dass sich zu gegebener Zeit v. Kluge anschliessen werde. Kluge hatte sich länger als ein Jahr unschlüssig am Rande der Opposition bewegt, als er aber Anfang Juli nach dem Westen kam und die Schwere der dortigen Lage erkannte, liess auch er Beck wissen, dass er bereit sei, die Sache der Verschwörer zu unterstützen. Anders als Rommel, bedang er sich aus, dass er erst nach Hitlers Tod mit ihnen zusammenarbeiten werde.

In der ersten Juliwoche wussten Beck, Goerdeler und Stauffenberg, dass die Frist schnell abließ: sie mussten Hitler niederschlagen, bevor die britisch-amerikanischen Streitkräfte in der Normandie einen so entscheidenden Sieg errungen hatten, dass für die Westmächte ein Kompromiss nicht mehr in Betracht kam. Sie waren sich darüber im Klaren, dass Roosevelt und Churchill «bedingungslose Übergabe*» fordern würden, hofften jedoch, das Angebot eines unbehinderten Marsches nach Berlin werde zu verlockend sein, als dass es die Westalliierten zurückweisen könnten.

Nicht nur die rasend schnelle Verschlimmerung der deutschen militärischen Lage trieb die Verschwörer zur Eile; hinzu kam ein Ereignis, das ihre persönliche Sicherheit als unmittelbar bedroht erscheinen liess. Anfang Juli wurden zwei sozialdemokratische Mitglieder der Opposition, Josef Leber und Adolf Reichwein, von der Gestapo verhaftet. Sie hatten sich bemüht, die Unterstützung der Kommunisten zu gewinnen, und waren laut einiger Berichte soweit gegangen, dem kommunistischen Zentralkomitee in Berlin eine Liste der vorgeschlagenen Regierung zu zeigen. Eine zweite Zusammenkunft wurde vereinbart, aber ehe sie stattfinden konnte, waren Leber und Reichwein in den Händen der Gestapo. Die Verschwörer hatten keine Möglichkeit, herauszubekommen, welche Informatio-

nen die Gestapo den beiden abgepresst haben mochte, und wussten auch nicht, ob nicht einer der Kommunisten vielleicht ein Lockspitzel Himmlers gewesen sei.

Die erste Gelegenheit zum Handeln bot sich am 11. Juli. An diesem Tag vertrat Stauffenberg General Fromm bei einer Führer-Lagebesprechung in Berchtesgaden. Er brachte die Bombe in seiner Aktenmappe mit, setzte sie aber nicht in Funktion, weil Himmler und Göring nicht anwesend waren. Die Verschwörer waren sich von Anfang an darüber einig gewesen, dass auch der Reichsmarschall und der Reichsführer SS beseitigt werden müssten, weil sie über Streitkräfte verfügten, die ihnen persönlich verpflichtet waren.

Vier Tage darauf, am 15. Juli, flog Stauffenberg abermals ins Führerhauptquartier, diesmal nach Rastenburg, wohin Hitler zurückgekehrt war. Wieder die tödliche Aktenmappe in der Hand, betrat er den Bunker. Da war Hitler, da Göring-Himmler fehlte. Als die Reihe zur Berichterstattung an Stauffenberg war, gab er die verlangten Auskünfte, liess aber die Bombe unberührt. Sie hätte in dem engen Raum Hitler, Göring und alle andern zu Staub zerblasen. Sobald er abtreten konnte, eilte er ans Telefon und rief die Bendlerstrasse an. Er sprach nicht mit Olbricht, jedenfalls aber brachte ihn, was er von dem betreffenden andern Mitverschworenen erfuhr, zu dem Entschluss, trotz der Abwesenheit Himmlers zu handeln. Als er jedoch wieder den Bunker betrat, war Hitler bereits gegangen und die Besprechung zu Ende. Wieder flog er mit der Bombe in der Aktenmappe nach Berlin zurück.

Dass es Stauffenberg diesmal unterliess, den Schlag zu führen, gehört zu den ungelösten Geheimnissen der Verschwörung. Wie dem auch sein mag – Hitler war wieder verschont geblieben, und die Verschwörer hatten dadurch, dass sie das Stichwort ausgaben, ohne sich zu vergewissern, ob Hitler auch tot sei, die Geheimhaltung ihrer Pläne gefährdet. Fromm und Keitel erfuhren von dem Krampnitzer Alarm, und Olbricht hatte Mühe, ihn als Übung wegzuerklären. Es durfte nicht mehr vorkommen, dass das Alarmwort gegeben wurde, bevor feststand, dass der Anschlag geglückt war. Das bedeutete aber, dass mindestens drei Stunden vergehen würden, ehe das Krampnitzer Regiment das Berliner Wachbataillon verstärken konnte. Diese Verzögerung musste in Kauf genommen werden, denn der Schein des Ordnungsgemässen liess sich nur wahren, wenn alles in Übereinstimmung mit den ständigen Befehlen vor sich ging. Infolgedessen brauchte das Krampnitzer Regiment, wenn auch seine Garnison nur fünfzehn Meilen von der Bendlerstrasse entfernt lag, bis zum Einmarsch in Berlin verhältnismässig viel Zeit. Es musste sammeln, scharfe Munition empfangen und zum Marsch antreten. Bis zu seiner Ankunft waren die Verschwörer auf das Berliner Wachbataillon und auf die Bereitwilligkeit seines Kommandeurs angewiesen, ihren Befehlen zu gehorchen.

Die durch den falschen Start unter den Beteiligten hervorgerufenen Besorgnisse verstärkten sich, als zwei Tage darauf der Mitverschworene Nebe, der Chef der Kriminalabteilung Himmlers, Beck mitteilte, die Gestapo habe gegen Goerdeler Haftbefehl erlassen.

Die Schlussfolgerung aus alledem war: Jetzt oder nie! Und so flog Stauffenberg am Vormittag des 20. Juli nach Hitlers Hauptquartier mit dem Entschluss ab, die Bombe zu legen, unter welchen Umständen immer. Sie waren nicht günstig. Weder Himmler noch Göring waren anwesend, und die Mittags-Lagebesprechung fand in einer leichtgebauten Holzbaracke nahe dem Führerbunker statt, weil dieser mit einer besonderen Betondeckung verstärkt wurde. Um 12.30 Uhr herum kamen vor der Baracke eine Anzahl Offiziere zusammen, um auf den Führer zu warten: Keitel, Jodl, Warlimont (Jodls Stellvertreter), Heusinger (der Chef der Operationsabteilung des Generalstabes des Heeres), Brandt (Heusingers Stellvertreter), Korten (der Chef des Luftwaffenführungsstabes), Bodenschatz (Görings Vertreter im Führerhauptquartier), Assmann (der Admiralstabsoffizier im Wehrmachtsführungsstab), Puttkamer (Hitlers Marine-Adjutant), Schmunt (der Chef adjutant der Wehrmacht beim Führer), ein Stenograph namens Berger und mehrere andere.

Stauffenberg blieb vor dem Innenhof, bis der Führer aus seinem Bunker kam und zu der Baracke voranging. Die Offiziere folgten ihm, Karten und Akten unter dem Arm, in einen kleinen, kahlen Raum, dessen Fenster wegen des heissen Tages weit geöffnet waren. In der Mitte stand ein massiver Eichentisch, der nicht auf vier Beinen ruhte, sondern auf einem starken, mehrere Zoll dicken Balken. Dieser Block trug die Mitte der Tafel; von seinen beiden Enden liefen ebenso feste Balken zu den Tafelecken. Hitler und die Offiziere reihten sich um den Tisch, auf der grossen Tafel wurden Karten ausgebreitet. Ausser dem Stenographen standen jetzt alle an der der Tür abgekehrten Tischhälfte: ganz rechts Assmann, neben ihm Bodenschatz, dann eng zusammen Schmunt, Korten und Brandt, daneben Heusinger und, in geringem Abstand von ihm und fast in der Mitte der Tafel, Hitler. Nach der andern Seite folgten Keitel, Jodl, Warlimont und die übrigen.

Die Besprechung begann mit einem Vortrag Heusingers über die Lage an der Ostfront. Stauffenberg wartete in seinem Wagen ungefähr fünf Minuten. Dann öffnete er seine Aktenmappe, zog nun wohl, weil er mit der einen verstümmelten Hand nicht genau greifen konnte, nach unten gebeugt den Sicherungsstift mit den Zähnen heraus und verschloss die Mappe. Darauf ging er lebhaft über den inneren Bezirk in die Baracke. Als er eintrat, sprach Heusinger noch. Stauffenberg begab sich an das Ende des Tisches rechts von Hitler, lehnte die Mappe am Boden gegen den schweren Balken, der quer zu dieser Tischecke lief, und flüsterte,

so berichtet Assmann, Brandt zu: «Ich muss telefonieren gehen. Achten Sie auf meine Aktenmappe. Es sind Geheimsachen drin.»

Stauffenberg verliess den Raum und ging geradenwegs auf seinen Wagen zu. Ungefähr nach hundert Schritten hörte er eine heftige Detonation. Er blickte sich um und sah den Platz, wo die Baracke gestanden hatte, in Staub und Qualm gehüllt und umherfliegende Holztrümmer. Ohne sich Gewissheit zu verschaffen, ob der Anschlag auch wirklich geglückt sei, rannte er zu seinem Wagen und fuhr keck auf den Ausgang los. Ehe er das vier Kilometer entfernte Tor des Aussenbezirks erreicht hatte, war Alarm gegeben, und die Wache liess ihn nicht durch. Stauffenberg ging zum Telefon, rief den Offizier vom Dienst an und erhielt Erlaubnis zu fahren. Wenige Augenblicke später war er mit seinem Flugzeug unterwegs nach Berlin – überzeugt, dass die Bombe in der Aktenmappe diesmal ihre Arbeit getan habe und dass seine Kameraden, wenn er in der Bendlerstrasse eintraf, den Putsch bereits ausgelöst haben würden.

Sofort nach der Explosion hatte Fellgiebel an Olbricht die vereinbarte Erfolgsmeldung gegeben und sich angeschickt, das Hauptquartier von seinen Nachrichtenverbindungen abzuschneiden. Olbricht suchte unverzüglich Fromm auf, seinen Chef, eröffnete ihm, dass Hitler ermordet worden sei, und schlug vor, das Deckwort für den Alarm gegen inneren Aufruhr auszugeben: ‚Walküre‘. Fromm war an der Verschwörung nicht beteiligt, doch war die Unterstützung der vorgeschlagenen Massnahmen oder wenigstens ihre stillschweigende Genehmigung durch ihn erforderlich, um die Fiktion aufrechtzuerhalten, dass es sich um legale Massnahmen wegen eines Notstandes handle. Die Verschwörer konnten damit rechnen, dass unter Fromms Namen herausgegebene Befehle ohne Weiteres ausgeführt werden würden. Fromm aber lehnte es ab, die gewünschten Befehle zu erlassen, bevor er sich persönlich durch Telefonanruf im Führerhauptquartier überzeugt habe, ob die ihm von Olbricht überbrachte Nachricht tatsächlich zutreffe. Olbricht glaubte das Hauptquartier vom Nachrichtennetz abgeschnitten und machte keinen Versuch, Fromm zurückzuhalten. Zu seinem Schrecken jedoch bekam Fromm nicht nur mit Rastenburg Verbindung – er sprach auch mit Keitel:

Fromm: «Was in aller Welt geht im Hauptquartier vor? Hier in Berlin laufen die wildesten Gerüchte um.»

Keitel: «Was soll denn vorgehen? Alles ist in Ordnung.»

Fromm: «Mir ist soeben gemeldet worden, der Führer sei ermordet worden.»

Keitel: «Unsinn! Ein Mordversuch ist verübt worden, aber Gott sei Dank missglückt. Der Führer lebt und hat nur leichte Verletzungen erlitten. Wo ist übrigens Ihr Stabschef, Oberst Stauffenberg?»

Fromm: «Stauffenberg ist noch nicht hier.»

Die Folge dieses Telefongesprächs war, dass Fromm Olbricht verbot, das Deckwort ‚Walküre‘ auszugeben. Olbricht, wegen des Gehörten in seiner Entschlusskraft gelähmt, entschied sich, bis zu Stauffenbergs Rückkehr nichts zu unternehmen. So gingen drei Stunden verloren, denn Stauffenberg traf erst um 16.00 Uhr auf dem Rangsdorfer Flugplatz ein. Von dort rief er Olbricht an und musste mit Bestürzung erfahren, dass nichts geschehen war, ihre Pläne zur Machtergreifung ins Werk zu setzen. Er versicherte Olbricht, Hitler sei tot, befahl ihm, das Deckwort zum Losschlagen sofort auszugeben, und jagte in rasender Fahrt zur Bendlerstrasse.

Als er dort eintraf, war der noch immer protestierende Fromm unter Arrest, und die Verschwörer übernahmen sein Hauptquartier. Das Alarmwort ‚Walküre‘ hatten sie inzwischen ausgegeben, und dem folgten jetzt weitere Informationen, der Führer sei tot, es herrsche Notstand, und die Wehrmacht habe den Schutz des Reiches übernommen. Viele von denen, die diese Nachrichten empfangen, waren mit den Verschwörern im Bunde und handelten daher sofort. In Breslau, München und Wien, Brüssel, Paris und Athen gelang es ihnen, die Gewalt an sich zu nehmen. In Paris beispielsweise liess v. Stülpnagel die Häupter der Gestapo und der SS verhaften und rief das Hauptquartier des Oberbefehlshabers West an, um Kluge zu überreden, gemäss den versiegelten Befehlen zu handeln, die ihm vor ein paar Tagen zugestellt worden waren. Kluge jedoch war auf dem Wege zum Hauptquartier der Heeresgruppe B in Laroche-Guyon. Sofort brach v. Stülpnagel dorthin auf, entschlossen, v. Kluge zur Teilnahme zu nötigen.

Während so die Übernahme der Macht mancherorts reibungslos vor sich ging, entstanden bei andern Stäben Zweifel und Verwirrung, weil die Berliner Befehle teilweise von Olbricht, teilweise aber von Witzleben unterschrieben waren, von dem jeder wusste, dass er in den Ruhestand getreten war; auch waren einige Befehle nur «Befehlshaber Ersatzheer» gezeichnet. Infolgedessen suchten sich die Kommandeure, die von der Verschwörung keine Ahnung hatten, erst Gewissheit zu verschaffen, ehe sie handelten, und so wurde die Bendlerstrasse am Spätnachmittag aus allen Gegenden Europas mit Telefonanrufen bombardiert. Stauffenberg, der jetzt die Führung in der Hand hatte, suchte die Unsicheren und Zögernden zu beruhigen, aber es gelang ihm nicht immer, und die Folge war, dass die Ausführung bestimmter Befehle aufgeschoben wurde. Gleichwohl muss er angenommen haben, dass es geschafft sei, hatte doch Rastenburg seit dem am zeitigen Nachmittag geführten Gespräch Fromms mit Keitel nichts mehr von sich hören lassen oder irgendwelche Gegenmassnahmen getroffen. Ebensowenig hatte Stauffenberg Grund, an der planmässigen Besitzergreifung der Hauptstadt zu zweifeln.

Um 16.30 Uhr nämlich hatte das Wachbataillon das Regierungsviertel abgeriegelt und eine kleine Abteilung mit dem Auftrag abkommandiert, Goebbels im Propagandaministerium zu verhaften. Kommandeur des Bataillons war ein Major Remer. Zufällig befand sich an diesem Tage ein nationalsozialistischer ‚Führungsoffizier‘ bei der Truppe, ein Leutnant Hagen. Sobald Hagen von dem Auftrag Remers erfahren hatte, schöpfte er Verdacht und rief Goebbels an. Der Propagandaminister hatte bis zur Stunde von allen Vorgängen nur gehört, dass sich im Führerhauptquartier eine Explosion ereignet habe. Als nun die Abteilung eintraf, wurde sie vom Reichspropagandaminister persönlich ‚empfangen‘. Goebbels versicherte, obwohl er das gar nicht wissen konnte, Hitler lebe, und der dem Wachbataillon erteilte Befehl sei von Verrätern ausgegeben worden. Unterdessen hatte Hagen Remer überredet, sich mit Goebbels zu beraten, bevor er Weiteres unternahme. So rief Goebbels, als Remer im Propagandaministerium erschien, Rastenburg an. Es dauerte einige Zeit, ehe er Verbindung bekam. Dann aber sprach er mit dem Führer selbst. Hitler sagte, er sei nur leicht verletzt – was Stauffenberg, wenn er noch ein paar Augenblicke gewartet hätte, bevor er zu seinem Wagen rannte, sofort selber entdeckt hätte.

Hitler wäre jedoch kenntnislos und machtlos gewesen, wenn Fellgiebel, wie geplant, das Hauptquartier von den Nachrichtenverbindungen abgeschnitten hätte. Er hatte nach seiner Meldung an Olbricht damit begonnen, seinen Auftrag aber nicht zu Ende ausgeführt, als sich herausstellte, dass Hitler der Bombe entgangen war. Danach scheint er nichts mehr unternommen zu haben. Da aber nähere Nachrichten über den Anschlag Berlin nicht erreichten, bevor Goebbels, ungefähr um 17 Uhr, das Führerhauptquartier anrief, müssen die dortigen Leitungen für ausgehende Ferngespräche mehrere Stunden unterbrochen gewesen sein.

Nach seinem Gespräch mit Goebbels holte Hitler Major Remer ans Telefon, beförderte ihn auf der Stelle zum Obersten und befahl ihm, die Verschwörer festzusetzen und nach Goebbels' Weisungen die Hauptstadt zu sichern. So hatten dieselben Truppen, auf deren Schutz sich Stauffenberg und Olbricht verließen, jetzt Befehl, sie zu verhaften.

Wenige Minuten danach hatte Keitel die Bendlerstrasse am Telefon, versicherte, dass Hitler lebe, und verlangte Fromm zu sprechen. Beck und Olbricht, die sich auf Stauffenberg verließen, hielten das für einen Bluff. Aber selbst, wenn Keitel die Wahrheit sprach, blieb immer noch eine Chance für das Gelingen des Putsches. Die Verschwörer hatten mindestens noch eine Stunde Vorsprung, die Nachricht zu verbreiten, dass Hitler tot sei. Sie waren, weil sie das militärische Meldernetz ganz Deutschlands beherrschten, dabei schwerlich einzuholen.

So hing das Schicksal des Unternehmens vom Ausgang der Schlacht um die Nachrichtenverbindungen ab. Der Schlüsselpunkt dieses Ringens aber war der Deutschlandsender.

Niemand war sich darüber klarer als Goebbels. Nach dem Gespräch mit Hitler befahl er Remer, den Auftrag der Verschwörer auszuführen und den Berliner Hauptsender zu besetzen – aber für ihn. Gleichzeitig sandte er dem Krampnitzer Regiment Kuriere entgegen, um es abzufangen, denn er sah voraus, dass es ebenfalls vor allem den Sender zum Ziel habe. Als der Regimentskommandeur erfuhr, um was es sich in Wirklichkeit handelte, führte er seine Truppen in die Unterkünfte zurück und überliess Remer das Funkhaus. Goebbels machte davon guten Gebrauch; kurz nach 18 Uhr verbreiteten alle deutschen Sender die Nachricht, dass auf den Führer ein Anschlag verübt worden sei, Hitler jedoch «nur leichte Brandwunden und Prellungen, aber sonst keine Verletzungen» davongetragen habe.

Die Folge war eine neue Flut telefonischer Rückfragen in der Bendlerstrasse von Dienststellen, Stäben und Hauptquartieren aus ganz Deutschland und den besetzten Ländern: sie hätten Befehl aus dem Führerhauptquartier, alle Instruktionen aus Berlin unbeachtet zu lassen und nur die Weisungen Keitel und Himmlers zu befolgen, der an Stelle Fromms zum Befehlshaber des Ersatzheeres ernannt worden sei. Stauffenberg suchte mit der Versicherung dagegen anzukämpfen, die Rastenburg Meldung und die Berliner Sendung gehörten zu den Versuchen Himmlers und Goebbels', das Naziregime an der Macht zu erhalten, aber schon hatten viele Zweifelnde im Führerhauptquartier angerufen und Hitler selbst gesprochen. Andere wiederum, die auf die versiegelten Befehle hin gehandelt hatten, weil sie Hitler tot glaubten, nicht aber, weil sie Mitglieder der Verschwörung gewesen wären, suchten, um sich nicht blosszustellen, Zeit zu gewinnen, bis sich die Lage geklärt haben würde.

Bezeichnend für den Lauf der Ereignisse in ganz Deutschland ist der Vorgang, der sich in Hamburg abspielte. Der Wehrkreiskommandeur hatte im Namen Fromms die Weisung erhalten, die Spitzen der SS, der Polizei und der Partei zu verhaften, und sie dementsprechend sämtlich telefonisch für 19 Uhr zu einer ‚Besprechung‘ in die Kommandantur bestellt. Bis dahin aber war die Bekanntmachung Goebbels' gesendet worden. Der verwirrte Wehrkreiskommandeur suchte zu einem Entschluss zu kommen, da traf ein von Stauffenberg gezeichnetes Fernschreiben aus der Bendlerstrasse ein, das lautete: «Alle Versicherungen, dass der Führer nicht tot sei, sind falsch. Die bisher erlassenen Befehle sind mit äusserster Beschleunigung auszuführen.» Ehe der Kommandeur dazu kam, danach zu handeln, erhielt er wieder ein Fernschreiben, aber diesmal aus dem Führerhauptquartier, unterzeichnet von Burgdorf, einem Angehörigen des Hitlerschen Stabes:

«Der Führer lebt. Befehle aus der Bendlerstrasse sind nicht auszuführen.» So wurden die massgebenden Hamburger Nazis, als sie sich in der Kommandantur meldeten, nicht verhaftet und waren bald wieder auf dem Heimweg. Ähnlich ging es vielerorts und die Folge war, dass die Verschwörung in dem Masse versickerte, wie die Nazis die Nachrichtenverbindungen in die Hand bekamen.

Trotz allen diesen Fehlschlägen in Rastenburg, in Berlin und überall im Reich wäre das Unternehmen möglicherweise doch noch völlig anders ausgegangen, wenn in v. Kluges Hauptquartier schnell und entschlossen gehandelt worden wäre, hätten doch dann die Verschwörer die Nazis vor eine Lage stellen können, die rückgängig zu machen ausserordentlich schwer gewesen wäre. Nach der ursprünglichen Absicht der Verschwörer sollten v. Kluge und Rommel, sobald ihnen der Tod Hitlers gemeldet war, an der normannischen Front mit den Westalliierten Verbindung aufnehmen und bis zu einer umfassenderen Regelung einen örtlichen Waffenstillstand herbeiführen. Gleichzeitig sollten die SS-Divisionen, falls sie sich dem nicht fügten, von den benachbarten Wehrmachtverbänden entwaffnet werden. So war der 21. Panzer-Division die Aufgabe zugefallen, sich mit der 12. SS-Panzer-Division zu befassen – ein freilich wenig beneidenswerter Auftrag. Alle diese Weisungen standen in versiegelten Befehlen, die Agenten der Verschwörer in Rommels Hauptquartier in Laroche-Guyon und in v. Kluges Hauptquartier in St. Germain zugestellt worden waren.

Indessen, am 20. Juli lag Rommel im Lazarett und die Heeresgruppe B war dem Oberkommando West unmittelbar unterstellt worden. So war v. Kluge der einzige Oberbefehlshaber, der zu handeln vermochte. Stülpnagel hatte versprochen, dafür zu sorgen. Deshalb war er am späten Nachmittag, nachdem er v. Kluge telefonisch nicht hatte erreichen können, nach Laroche-Guyon aufgebrochen. Der Feldmarschall traf dort vor Stülpnagel ein – und zur rechten Zeit, einen dringenden Telefonanruf aus Berlin entgegenzunehmen. Der Sprecher in Berlin nannte keinen Namen. Er sagte: «Der Führer ist tot. Sie müssen sich jetzt entscheiden, was Sie zu tun gedenken.» Kluge antwortete nicht. Schweigend legte er den Hörer auf. Da kam ein zweiter Anruf von Berlin: dieselbe Stimme mit derselben Aufforderung. Und wieder legte v. Kluge stumm den Hörer zurück.

Kurz danach erfuhr Kluge von der über die Sender verbreiteten Erklärung Goebbels'. Fast gleichzeitig aber lief aus Berlin ein von Witzleben unterzeichnetes Fernschreiben ein. Es begann:

«1. Der Führer, Adolf Hitler, ist tot. Eine skrupellose Clique nicht an der Front stehender Parteiführer hat unter Ausnutzung der Lage versucht, unseren kämpfenden Truppen in den Rücken zu fallen und für ihre Zwecke die Macht an sich zu reißen.

2. In dieser Stunde äusserster Gefahr hat die Reichsregierung, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, den Belagerungszustand verhängt und mir die Oberste Führung der deutschen Streitkräfte übertragen...»

Als v. Kluge das gelesen hatte, wandte er sich an Blumentritt und sagte: «Wissen Sie, das ist ein historischer Augenblick. Ich möchte Befehl geben, sofort die Beschiessung mit der V 1 einzustellen. Wenn der Führer tot ist, sollten wir eigentlich sogleich mit den Leuten auf der anderen Seite Fühlung nehmen.» Kluge überlegte noch, da summte das Telefon abermals. Warlimont rief aus dem Führerhauptquartier an. Er konnte den Oberbefehlshaber West bald davon überzeugen, dass die Verschwörung fehlgeschlagen war. So wurde v. Stülpnagel, als er in Laroche-Guyon eintraf, von dem Feldmarschall mit den Worten empfangen: «Es ist nichts mehr zu machen. Der Führer lebt.» Die letzte Chance, durch das Attentat zur Abkürzung des Krieges beizutragen, war dahin.

Während v. Kluge in Frankreich zauderte, hatte Goebbels in Berlin gehandelt. In der Reichshauptstadt wie überall sonst scheiterten die Verschwörer vor allem daran, dass sie über keine Streitkräfte verfügten, auf die sie sich unbedingt verlassen konnten.

Am frühen Abend waren Remers Bataillon und die SS unbehindert in die Bendlerstrasse gerückt, um die Befehle Goebbels' auszuführen. Dort hatte sich inzwischen Fromm aus der Haft befreien können und gegen die Verschwörer vorzugehen begonnen, in der Hoffnung, dadurch jeden Verdacht der Mittäterschaft von sich abzuwenden. Er gewann ein paar andere Offiziere, die ebenso darauf erpicht waren, ihre Treue zur Schau zu stellen, verhaftete Olbricht, Stauffenberg und drei ihrer Kameraden und liess sie im Hof erschiessen. Beck händigte man eine Pistole aus und liess ihm Gelegenheit, selber seinem Leben ein Ende zu machen. Er traf schlecht, und Fromm gab ihm den tödlichen Schuss.

So waren die Hauptverschworenen noch vor Mitternacht verhaftet oder tot und ihr Unternehmen zerschlagen. Aber noch immer herrschte Ungewissheit darüber, wie es denn wirklich mit Hitler stehe. Die letzten Zweifel wurden erst am nächsten Tag um 12.30 Uhr zerstreut, als der Führer über alle deutschen Sender erklärte:

«Wenn ich heute zu Ihnen spreche, dann geschieht es ... besonders aus zwei Gründen: erstens, damit Sie meine Stimme hören und wissen, dass ich selbst unverletzt und gesund bin; zweitens, damit Sie aber auch das Nähere erfahren über ein Verbrechen, das in der deutschen Geschichte seinesgleichen sucht.

Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen

und zugleich mit mir den Stab der deutschen Wehrmachtführung auszurotten.

Die Bombe, die von dem Oberst Graf von Stauffenberg gelegt wurde, kreperte zwei Meter an meiner rechten Seite. Sie hat eine Reihe mir teurer Mitarbeiter sehr schwer verletzt, einer ist gestorben.* Ich selbst bin völlig unverletzt bis auf ganz kleine Hautabschürfungen, Prellungen oder Verbrennungen. Ich fasse das als eine Bestätigung des Auftrages der Vorsehung auf, mein Lebensziel weiter zu verfolgen, so wie ich es bisher getan habe...

Der Kreis, den diese Usurpatoren darstellen, ist ein denkbar kleiner. Er hat mit der deutschen Wehrmacht und vor allem auch mit dem deutschen Heer nichts zu tun ...

Ich befehle daher in diesem Augenblick: ... zweitens, dass keine militärische Stelle, kein Führer einer Truppe, kein Soldat irgendeinem Befehl dieser Usurpatoren zu gehorchen hat, dass im Gegenteil jeder verpflichtet ist, den Übermittler oder den Geber eines solchen Befehls entweder sofort zu verhaften oder bei Widerstand augenblicklich niederzumachen...

Ich bin der Überzeugung, dass wir mit dem Austreten dieser ganz kleinen Veräter- und Verschwörer-Clique nun endlich aber auch im Rücken der Heimat die Atmosphäre schaffen, die die Kämpfer der Front brauchen...

Diesmal wird nun so abgerechnet, wie wir das als Nationalsozialisten gewohnt sind.» **

Hitlers Ansprache war das Signal zu einem Blutbad, das die ‚Säuberung‘ nach dem Putsch Röhrs weit übertraf. Seine Erklärung, es sei jedermanns Pflicht, jeden zu verhaften oder auf der Stelle ‚niederzumachen‘, der irgendwelche Weisungen der Verschwörer ausbebe oder weiterleite, wurde von den Parteifunktionären bereitwillig als Ermächtigung ausgelegt, jeden zu ‚Liquidieren‘, der einer dem Regime feindlichen Gesinnung auch nur entfernt verdächtig war.

Die Gegenaktion begann mit der Verhaftung der Hauptverschwörer, vor allem der Militärs unter ihnen. Dann aber fand die Gestapo die Listen der für die Verwaltungsposten im ganzen Reich vorgesehenen Namen, und es setzten Massenverhaftungen unter der Zivilbevölkerung ein. Die meisten dieser Männer hatten mit der Verschwörung gar nichts zu tun und von ihrer Benennung für Ämter keine Ahnung, aber das rettete sie nicht. Das zur Aburteilung der Verschwörer eingesetzte ‚Volksgericht‘ war eine womöglich noch bössere Travestie der Rechtspflege als die üblichen nationalsozialistischen Prozesse. Wieviele mit oder ohne Prozess

* Tatsächlich wurden durch die Bombe vier Männer getötet: Schmudt, Korten, Brandt und Berger.

** ‚Völkischer Beobachter‘, 27. Juli 1944.

hingerichtet wurden, wird sich nie genau feststellen lassen. Man schätzt, gestützt auf bestimmte Namen, die Anzahl der Opfer auf 4980. Darüber hinaus aber verschwanden mindestens zehntausend in die Konzentrationslager, und viele von ihnen kehrten nie zurück. Von denen, die an der Verschwörung beteiligt gewesen waren, gelang es nur sehr wenigen, der ‚Säuberung‘ zu entgehen. So wurden Tausende von Liberalen und Sozialdemokraten, die beim Aufbau Nachkriegsdeutschlands unschätzbare Dienste hätten leisten können, mit einem Schlage ausgelöscht. Das Misslingen des Putsches bedeutete nicht nur unmittelbar die Stärkung des nationalsozialistischen Regimes, sondern auch für die Zukunft eine Schwächung der Wiederaufbaukräfte.

Der Unterdrückung der Verschwörung folgte eine Reihe von Massnahmen zu dem Zweck, das deutsche Volk noch fester an die Nazi-Kriegsmaschine zu schmieden. Am 25. Juli wurde Göring beauftragt, «das gesamte öffentliche Leben den Erfordernissen der totalen Kriegführung in jeder Beziehung anzupassen». Derselbe Erlass machte Goebbels zum «Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz». Daraufhin wurde die Bevölkerung abermals nach männlichen Kräften durchgekämmt, und die Gauleiter erhielten volle Handlungsfreiheit gegen nachlässige Arbeiter. Zu all dem wurde Himmlers fürchterliche Gewalt fast auf jede Quelle innerer Kraft ausgedehnt: Der Innenminister, Chef der Polizei und Reichsführer SS wurde jetzt auch Befehlshaber des Ersatzheeres und kontrollierte nun im ganzen Reich sowohl die Polizei als auch die militärischen Streitkräfte. Auch wurde ihm die Aufgabe übertragen, die ‚Volksgrenadier-Divisionen‘ auszuheben und auszubilden, die jetzt aufgestellt wurden – das letzte Opfer deutscher Mannheit zur Verteidigung des Hitlerschen Regimes. Selbst an der Front blieben diese Divisionen in Angelegenheiten der ‚Disziplin‘ unter Himmlers Kontrolle.

Die letzte Möglichkeit, dass weitere katastrophale Niederlagen eine neue Militärrevolte hervorrufen könnten, schwand dahin, als die Alliierten nach dem 20. Juli wissen liessen, dass eine Entfernung Hitlers aus der Macht keinerlei Änderung der Forderung auf «Bedingungslose Kapitulation bewirken würde. In den folgenden Monaten beherrschte die Furcht vor Russland die deutschen Gemüter, und so fand die Fortführung des Krieges die Billigung, ja die Unterstützung des Volkes, die andernfalls nicht aus ihm herauszuholen gewesen wäre. Goebbels paukte jetzt unermüdlich auf dem Thema herum, der Führer sei erhalten worden, um das deutsche Volk vor dem Schicksal zu bewahren, «von den slawischen bolschewistischen Horden verschlungen zu werden».

Zwar hatte Hitler den Anschlag überlebt, aber seine Gesundheit war seitdem ernstlich beeinträchtigt. Er war im Jahr vorher von einem Nervenleiden befallen

worden, das sich in leichtem Zittern der linken Gliedmassen äusserte. Nach dem 20. Juli verschwand diese Erscheinung auf eine Zeit, kam aber verstärkt wieder. Ausserdem verlor er auf einem Ohr das Gehör. Die auffallendste Änderung aber ging in seinem Temperament vor sich. Guderian, der als Chef des Generalstabes in den Monaten nach dem 20. Juli eng mit ihm zusammenarbeiten musste, hat hierüber berichtet:

«Hitlers Misstrauen stieg jetzt aufs Äusserste. Das Wunder, dass er am Leben geblieben war, liess ihn mehr denn je an seine Sendung glauben. Er schloss sich in seinem Bunker ab, führte keine Privatgespräche mehr und liess von Unterredungen jedes Wort aufzeichnen. Mehr und mehr verlor er sich in ein Phantasie-reich, das keinen Grund in der Wirklichkeit mehr hatte. Jede freie Meinungs-äusserung und jeder Widerspruch gegen seine oft unfasslichen Ansichten riefen bei ihm Wutausbrüche hervor. Er verlor die Fähigkeit, einen Bericht bis zu Ende anzuhören. Sein Kritisieren wurde von Tag zu Tag radikaler, sein Handeln dra-stischer. Entscheidungen durften nur auf Grund seiner Ansichten getroffen werden. Er war überzeugt, dass von jeder Tätigkeit auf allen Gebieten er allein eine klare Auffassung habe. Infolgedessen beschimpfte er Generale, Stabsoffiziere, Diplomaten, Regierungsbeamte und gegen Ende sogar Partei- und SS-Führer als Schreibtischstrategen, Schwächlinge und schliesslich als Verbrecher und Verrä-ter.»

Zwanzigstes Kapitel **Der Ausbruch aus dem Landekopf**

Am 21. Juli leitete v. Kluge die letzte Meldung Rommels an Hitler. Es hiess darin: «Unter diesen Umständen muss damit gerechnet werden, dass es dem Feind in absehbarer Zeit gelingt, die dünne eigene Front, vor allem bei der 7. Armee, zu durchbrechen und in die Weite des französischen Raumes zu stossen... Die Truppe kämpft allorts heldenmütig, jedoch der ungleiche Kampf neigt dem Ende entgegen. Es ist m. E. nötig, die Folgerungen aus dieser Lage zu ziehen.» Rommel hatte auf das, was er mit den Folgerungen meinte, schon hingewiesen, aber als nun dieser Lagebericht das Führerhauptquartier erreichte, war Hitler noch weniger geneigt, den Tatsachen Beachtung zu schenken, als vor drei Wochen in Berchtesgaden. Er war jetzt äusserst unzugänglich und redete sich angesichts des ‚Abwehrerfolges‘ der Panzergruppe West bei Caen ein, dass auch die 7. Armee ihre Stellungen behaupten könne. So lautete der Befehl, den v. Kluge erhielt, auf «starre Verteidigung».

Dieser wiederholte ‚Aushaltebefehl‘ trug dem völligen Fehlschlag des von Hitler in Berchtesgaden verkündeten Planes nicht Rechnung, die Schlacht um den Nachschub und Aufmarsch zu gewinnen. Seine ‚fliegerfreien‘ Überlandstrassen waren keinen Augenblick Wirklichkeit geworden; es fehlte der Luftwaffe dazu an Flugzeugen wie an Flak. Obwohl in den ersten zwei Wochen der Invasion annähernd 800 Jagdmaschinen vom Reichsgebiet nach dem Westen überführt worden waren, hatte die Luftflotte 3 die Luftherrschaft der Verbündeten niemals in Frage stellen können, wurde doch ihre zahlenmässige Unterlegenheit durch die Zerschlagung ihrer Bodenorganisation noch beträchtlich verschlimmert.

Als Göring die Masse der Jäger nach Frankreich verlegte, hatte er angenommen, dass die deutsche Industrie, während die Schlacht um den Landekopf tobte, nur wenigen starken Luftangriffen ausgesetzt sein werde. Mitte Juni jedoch erneuerte die amerikanische Luftflotte 8 ihre Operationen gegen die Raffinerien synthetischen Benzins, auf deren Treibstoff die Luftwaffe zu 95 Prozent angewiesen war. Im Mai hatten die Luftangriffe den durchschnittlichen Tagesausstoss von Flugzeugbenzin von 5'850 t auf 2'800 t heruntergedrückt, vor allem durch die völlige Stilllegung der grössten Werke, Leuna und Pölitz. Eine Woche nach der Landung musste die drittgrösste Raffinerie, die Gelsenkirchener, nach einem Nachtangriff des Bomber-Kommandos der R.A.F. den Betrieb einstellen. Trotz diesen warnenden Vorgängen stiessen amerikanische Kampfflugzeuge, als sie

am 18. Juni das Werk in Scholven bombardierten, in der Luft auf keinen Widerstand. Späteren Angriffen traten Jäger entgegen, aber mit so geringem Erfolg, dass am 22. Juni – auf den Tag drei Jahre, nach dem Hitler ins Feld gezogen war, sich der russischen Ölfelder zu bemächtigen – nur mehr 632 t Fliegerbenzin produziert wurden. Der Gesamtausstoß im Juni betrug 53'000 t gegenüber 175'000 t im April, und der Gesamtbedarf konnte nur durch Hinzunahme von 124'000 t aus der Zentralreserve gedeckt werden.

Am 30. Juni meldete Speer dem Führer: «Wenn es nicht gelingt, die Hydrierwerke und Raffinerien besser zu schützen als bisher, dann wird im September ds. Js. eine unüberbrückbare Lücke in der Treibstoff-Versorgung der Wehrmacht und der Heimat entstehen... Dann wird aber zwangsläufig im September ds. Js. der Anschluss an die zur Abdeckung des dringendsten Bedarfs der Wehrmacht notwendigen Mengen nicht mehr gewährleistet sein.» Speer riet zu strengster Sparsamkeit und einer wesentlichen Verstärkung des Schutzes durch Jäger, Flak und Einnebelung der Treibstoffanlagen.

Seit Beginn der Invasion war die Stärke der Jagdwaffe im Reichsgebiet von 991 auf 544 Maschinen gefallen. Ein weiterer Rückgang hatte nur durch den gefährlichen Ausweg aufgehalten werden können, dass Ausbildungseinheiten in der Front eingesetzt wurden.

Um der Krise an der Ölfront zu begegnen, war die Luftwaffe gezwungen, den nach Westen fließenden Ersatz an Jagdflugzeugen einzuschränken und 8 Gruppen, die zur Auffrischung aus der Front herausgezogen worden waren, im Reichsgebiet zurückzubehalten. Diese Massnahme machte jeder Möglichkeit ein Ende, geschützte Korridore zum Nachschub von Kriegsmaterial und Truppen in die Normandie aufzutun. So trugen die strategischen Bomber noch besonders dazu bei, dass die übrigen verbündeten Luftstreitkräfte fast unbehindert über Frankreich, Holland und Belgien umherstreifen und die deutschen Nachschublinien und Versorgungseinrichtungen verwüsten und zerschlagen konnten.

Die Angriffe auf Bahnen, Brücken und Strassen wurden mit unerbittlicher Beharrlichkeit in einem immer mehr sich erweiternden Raum geführt. Nachdem die Luftstreitkräfte der Verbündeten unterhalb von Paris und Orléans alle Bahnbrücken über die Seine und die Loire zerstört hatten, nahmen sie sich die durch die Lücke zwischen Paris und Orléans führenden Bahnlinien zum Ziel. Von Mitte Juni an waren dort nie mehr als zwei eingleisige Strecken benutzbar, und sie meist auch nur im Schutz der Dunkelheit; aber selbst nachts waren sie vor Angriffen nicht sicher. Einigmal gelang es den Deutschen, über beide Flüsse Bahnbrücken zu schlagen; sie waren bald zerstört, und der Gegner musste sich wieder

mit Fähren und Pontonbrücken behelfen. Zwischen Seine und Loire patrouillierten Jäger und Jagdbomber über jeder Strasse und jeder Bahnlinie und unterbanden bei klarem Wetter jeglichen Tagesverkehr.

Hätte im Juni und Juli nicht immer wieder ungünstiges Wetter geherrscht und es im Landekopf nicht an Flugplätzen gefehlt, so hätten die Verbündeten den Kampfplatz aus der Luft noch dichter sperren können. Aber auch unter den gegebenen Umständen gelangten Verstärkungen nur langsam und unter unsäglichen Mühen in die Normandie, und es wurde den Deutschen nicht einen Augenblick die Möglichkeit gelassen, mit dem britisch-amerikanischen Aufmarsch Schritt zu halten. In den ersten sieben Wochen gelang es ihnen, zu den 8 Divisionen, die zu Beginn der Invasion in der Westnormandie standen, ungefähr 20 Divisionen heranzuführen, aber kaum eine kam in voller Stärke oder in guter Verfassung an. Die meisten trafen bataillons- oder regimentsweise ein, und die auseinandergerissenen Einheiten wurden so, wie sie kamen, hastig und ohne Ordnung in den Kampf geworfen. In diesen sieben Wochen wurden 3 Divisionen ausgelöscht, und von 6 weiteren schmolz jede auf 2 bis 3 Bataillone zusammen.

Während Reserven, wenn auch langsam, den Kampfraum immerhin erreichten, traf Ersatz so gut wie gar nicht ein. Vom 6. Juni bis zum 23. Juli verloren die 7. Armee und die Panzergruppe West 116'863 Mann an Gefallenen, Verwundeten und Vermissten, erhielten aber nur 10'078 Mann Ersatz. Um die Ausrüstung stand es ähnlich schlimm. Von den in den ersten sechs Wochen zerstörten 250 Panzern wurden nur 17 ersetzt. Ging der Mangel an Verstärkungen auf die Erschöpfung der allgemeinen Reserve an ausgebildeten Männern zurück, so war die Unmöglichkeit, die Panzerverluste auszugleichen, eine unmittelbare Folge der Luftangriffe auf die Bahnen. Die Fertigung deutscher Panzer war nie höher gewesen als im Mai, Juni und Juli 1944. In diesen drei Monaten wurden vom OKH 2'313 Kampfwagen abgenommen, während in derselben Zeit 1'730 verloren gingen. Die Wehrmacht hatte Panzer, konnte sie aber nicht an die Westfront bringen.

Während die deutschen Streitkräfte westlich der Seine mehr und mehr zerrieben wurden, standen an der Kanalküste zwischen Le Havre und Antwerpen 18 Divisionen untätig auf der Wacht. Bis Mitte Juli überwogen die Sorgen wegen der katastrophal sich zuspitzenden Lage in der Normandie nicht die Befürchtung einer zweiten Landung, und auch dann noch wurden von der 15. Armee, und das sehr zögernd, nur 3 Divisionen abgezogen, denn es wurde allgemein angenommen, dass – wie Speidel am 24. Juli meldete – zwar «bei der anhaltenden Abgabe von Kräften an die Normandiefront... eine weit abgesetzte Landungsoperation weniger wahrscheinlich» werde, «dagegen... weiterhin der Abschnitt der 15. Ar-

mee von nördlich der Somme bis zur Seine besonders gefährdet» bleibe. Die fiktiven Divisionen in Südengland verschoben immer noch die Grundlage der deutschen Schätzungen. Speidel erklärte, die Alliierten hätten jetzt 40 Divisionen im Landekopf versammelt, und weitere 42 stünden bereit, über den Kanal gesetzt zu werden.

Bei Angriffen auf die Versorgungslinien der Verbündeten waren die Deutschen noch erfolgloser als beim Schutz ihrer eigenen Verbindungen. Obwohl Dönitz alles unternahm, den Forderungen des Führers nachzukommen, wurde der britisch-amerikanische Aufmarsch von U-Booten, Überwasserfahrzeugen, Zwerg-U-Booten oder Einmanntorpedos, die die Deutschen in den ersten beiden Wochen des Juli gegen den östlichen Ankergrund einsetzten, nur wenig behindert. Die grösste Sorge bereitete Ramsay nach wie vor die Minen, aber ständige wagemutige Räumarbeiten hielten diese Gefahr in Grenzen. In vier Wochen der Hi tier sehen Offensive «mit jeder nur möglichen Waffe» wurden nicht mehr als 5 Handelsschiffe der Alliierten versenkt. Das einzige ernste Hindernis, das die Deutschen dem Nachschub der Verbündeten in die Normandie entgegenzustellen vermocht hatten, war die Zerstörung des Hafens von Cherbourg. Wegen der Minen, Hindernisse und Sprengungen konnte bis zum 16. Juli kein Versorgungsschiff in ihn einlaufen; es dauerte weitere drei Wochen, bis Libertyschiffe an den Kais festmachen konnten; und danach vergingen zwei Monate, ehe in Cherbourg an einem Tag so viel Fracht gelöscht werden konnte wie im Abschnitt Utah.

Es war das nach der Zerstörung des amerikanischen ‚Maulbeerhafens‘ und den schweren Verlusten an Fähren durch den Sturm im Juni eine ernste Angelegenheit. Mitte Juli kamen täglich über 6'000 t über den britischen ‚Maulbeerhafen‘ an Land; ausserdem waren ein paar kleine Häfen in Betrieb. Die Masse der täglich gelandeten 54'000 t jedoch kam über den Strand herein, wo als Wellenbrecher auf den Grund gesetzte Schiffe den einzigen Schutz boten. Artilleriebeschuss aus Ferngeschützen beschränkte die Benutzung des am weitesten östlich gelegenen Ankerplatzes und unterband sie Mitte Juli überhaupt, aber die Kapazität der anderen Strandabschnitte, besonders der amerikanischen, übertraf alle Erwartungen.

Durch die Zerstörung ihres künstlichen Hafens nicht abgeschreckt, wandten die Amerikaner auf die Ankergründe von Omaha und Utah ihre ausserordentliche Erfindungs- und Organisationsbegabung an. Aller herkömmlichen Ansicht entgegen liessen sie Küstenfahrzeuge auf den Strand laufen und entluden sie bei Ebbe unmittelbar in Heereslastwagen. Die Ladebäume der Libertyschiffe wurden regelmässig überlastet, und manchmal brachen sie; aber das Gesamtergebnis rechtfertigte das Risiko. Gelegentlich waren die Amerikaner zu erfinderisch. Am Strand von Omaha trugen sie die Kieselbank ab, um mit den Steinen ein Strassenbett aufzuschütten. Das Ergebnis war, dass die Wellen weiter hereinschlugen

und die Strasse wegwuschen. Meist aber machten sich ihre Improvisationen hoch bezahlt. Die offene Reede und der offene Strand von Omaha waren so organisiert, dass die Amerikaner hier mehr als das Doppelte der Tonnage umschlugen, die über den britischen ‚Maulbeerhafen‘ hereinkam.

Aus dieser Leistung ist geschlossen worden, dass der ungeheure Aufwand an Arbeit und Material, den die künstlichen Häfen erfordert hatten, eigentlich nutzlos gewesen sei und der Aufmarsch ebenso schnell vor sich gegangen wäre, wenn man über ein paar hundert Landungsfahrzeuge und Fähren mehr verfügt hätte. Vom reinen Nachschubproblem her gesehen, mag das einigermaßen stichhaltig sein, aber eine solche Betrachtung übersieht bedeutende strategische und psychologische Faktoren. Als der ‚Overlord-Plan‘ entworfen wurde, war kein Schiffsraum übrig und sprach nichts dafür, dass eine breite Landung an der Kanalküste über den offenen Strand genährt werden könne. Im ‚Besitz‘ des ‚Maulbeerhafens‘ aber waren die Planer in der Wahl eines in sicherer Entfernung von den stark befestigten grossen Häfen liegenden Landungsgebietes strategisch völlig frei; und psychologisch verlieh die Gewissheit, dass man über künstliche Häfen verfügen werde, dem interalliierten Oberkommando ein Mass von Vertrauen, ohne das das Wagnis der Landungsoperation, das ungeheuer schien, vielleicht niemals unternommen worden wäre.

Der Sieg der Verbündeten in der Nachschubschlacht war so gross, dass in den ersten sieben Wochen anderthalb Millionen Mann mit allen Waffen, der gesamten Ausrüstung und sämtlichen Versorgungsgütern über den Kanal gesetzt wurden – eine beispiellose Leistung. Während die Deutschen ihre Kräfte in der Normandie mit 20 Divisionen verstärkten, landeten die Verbündeten 36 Divisionen, dazu eine riesige Anzahl von Hilfstruppen, Bodenpersonal und Staffeln der Luftstreitkräfte und Einheiten rückwärtiger Dienste. Am 20. Juli war der flache Streifen des Landekopfes zum Bersten vollgestaut, und die Amerikaner standen bereit, auszubrechen.

Zwei Tage vorher hatte die amerikanische Beharrlichkeit ihren Erfolg gezeitigt. Bradleys Truppen hatten die Strasse St. Lô – Périers erreicht und die Deutschen aus den Ruinen der Stadt hinausgedrängt, die als Festung den Vormarsch sechs Wochen aufgehalten hatte. Der verbissene Kampf um St. Lô hatte die Amerikaner in zwölf Tagen zehntausend Mann Verluste aller Art gekostet und an die Schützen, auf denen die Hauptlast des Ringens von Hecke zu Hecke lag, die äussersten Anforderungen gestellt. Doch verfügte nun Bradley mit einem Gewinn von vier Meilen entlang der Strasse St. Lô – Périers westlich der Vire über eine feste Basis zur Eröffnung seiner neuen Offensive.

Ebenso wichtig war die Tatsache, dass die Amerikaner, wie Montgomery sich ausdrückte, ‚die deutsche Verteidigung ausgeweidet‘ hatten. Tatsächlich meldete General v. Choltitz, der Kommandeur des LXXXIV. Korps, am 15. Juli der 7. Armee: «Der ganze Kampf ist eine ungeheuere Blutmühle, wie noch nie in elf Kriegsjahren erlebt.» Die deutschen Verluste waren umso höher, als Hitler derart halsstarrig auf seinem Schemabefehl bestand, nicht zu weichen. Als St. Lô fiel, war die Front angespannt und dünn. Am folgenden Tag meldete Hausser dem Oberbefehlshaber West, dass die 7. Armee nur noch über eine Reserve von 3 Infanterie-Bataillonen verfüge. Er forderte dringend Männer und Waffen an, vor allem «die Zuführung eines vollkampfkraftigen beweglichen Verbandes als Armee-Reserve... und... Zuführung von 1-2 Werfer-Brigaden». Kluge antwortete, dass keine Panzer erübrigt werden könnten, dass aber die Panzer-Lehrdivision in zwei Wochen von einer aus Belgien herankommenden Infanterie-Division abgelöst werden würde. Was die Nebelwerfer betreffe, so seien die drei einzigen in der Normandie vorhandenen «Werfer-Brig. 7, 8, 9 ... im derzeitigen Schwerpunktkaufraum Caen festgelegt», wo überdies von den 9 Panzerdivisionen v. Kluges 7- und seine 4 Bataillone schwerer Panzer zusammengefasst waren.

Der Panzergruppe West war aber nicht nur an Kampfswagen und Raketengeschützen vor der 7. Armee der Vorrang gegeben worden. In dem Monat nach dem Fall von Cherbourg trafen 8 deutsche Infanterie-Divisionen in der Normandie ein; von ihnen wurden 6 an die britische Front herangeführt, und das zu einer Zeit, wo der Abschnitt von Caen mit 4 weiteren Panzer-Divisionen und 2 Bataillonen Tiger-Panzern verstärkt wurde.

Somit banden am Vorabend der Operation ‚Cobra‘ Dempseys 14 Divisionen 14 deutsche Divisionen mit 600 Panzern, und 5 dieser Divisionen standen noch keine 2 Wochen an der Front. Bradleys 15 eigenen Divisionen und 4 Reservedivisionen aus Pattons 3. Armee hingegen stand ein Sammelsurium von Formationen und Kampfgruppen gegenüber, die, mit 110 Panzern, 9 Divisionen ausmachten, von denen nur 1 Division weniger als einen Monat im Gefecht stand, und dieser, der 5. Fallschirmjäger-Division, fehlte es, wie Hausser meldete, an «jeder Gelände- und Verbandsausbildung».

Bradleys Plan zur Operation ‚Cobra‘ zeigte, dass er aus den kürzlichen Erfahrungen gelernt hatte. Bei der Offensive Anfang Juli hatte er an der ganzen Front von St. Lô bis zur See angegriffen und, weil das Gelände diese Verzettlung noch fühlbarer machte, nirgends einen klaren Erfolg erzielen können. Für ‚Cobra‘ nahm er jedoch Montgomerys Rat an, fünf Meilen westlich von St. Lô starke Kräfte an einer Front von 6‘000 Yards zu konzentrieren. Dort wollte er nach einem schweren Luftbombardement mit einem Infanterieangriff die deutschen Stel-

lungen durchbrechen, mit Panzern und motorisierten Truppen an die Westküste zwischen Coutances und Bréhal nachstossen und so das LXXXIV. deutsche Korps abschneiden, das die Front entlang der Strasse St. Lô-Périers-Lessay hielt.

Für die 7. Armee war ein Stoss, wie Bradley ihn plante, besonders gefährlich, denn ihr linker Flügel war viel zu weit nach vorn entwickelt. Infolgedessen waren Flanke und Rücken des Korps bei einem Stoss entlang der Strasse St. Lô-Coutances stark entblösst. Hausser wollte hinter diese Strasse zurückgehen, aber Hitler hatte jede weitere Zurücknahme der Front verboten, und v. Kluge wagte es nicht, selber eine solche Bewegung vorzuschlagen. Da seine Abwehrstellungen wenig Tiefe hatten und seine Reserven schwer beweglich waren, entschloss sich Hausser, die Haupt-Infanterielinie nur sehr schwach zu besetzen und die Verteidigung drei bis vier Meilen tief gestaffelt auf die Strassenkreuzungen zu konzentrieren. Bei den Kämpfen in dem Hecken- und Buschgelände in den letzten Monaten hatte sich gezeigt, dass sich Panzer in diesem Gelände querfeldein nicht schnell zu bewegen vermochten und nicht weit kamen, so dass, wenn die Strassenkreuzungen gehalten wurden, der Stoss des Angreifers auf Infanteriegeschwindigkeit verringert werden konnte. So hoffte Hausser einen Durchbruch wenigstens hinauszögern zu können. Er wusste nicht, dass die Amerikaner ein Gerät zum Niederlegen von Hecken entwickelt hatten, das seine Taktik wirkungslos machte.

Dieses Gerät, das ‚Nashorn‘, bestand aus vier scharfen Stahlzähnen, die ungefähr zwei Fuss über dem Boden dem Sherman-Panzer vorn auf geschweisst waren. Mit dieser Ausrüstung konnte ein Panzer mit einer Geschwindigkeit von zehn bis fünfzehn Meilen die Stunde in eine Hecke hineinfahren; dabei drangen die Zähne in den Damm ein, lockerten die Erde und durchschnitten die Heckenwurzeln, und der Panzer konnte sich ohne grossen Geschwindigkeitsverlust hindurchwälzen. Bradley erkannte den Wert des Geräts sofort, und Mitte Juli hämmerten und schweissten seine Feldschmieden Tag und Nacht, die Panzer mit diesen Zähnen auszurüsten, um den toten Punkt des Heckengeländes zu überwinden.

Bradley hatte am 20. Juli angreifen wollen, aber das Wetter bestimmte ihn, von Tag zu Tag abzuwarten. Die Deutschen nutzten den Aufschub, ihre Stellungen zu verstärken und unter dem Schutz von Wolken und Regen Vorräte nach vorn zu bringen. Frische Truppen aber kamen nicht heran, und so blieb die Frontlinie bis zum Reissen gespannt. Schliesslich wurde der Beginn der Operation für den 24. Juli befohlen. Da trat wieder trübes Wetter ein, und der Angriff wurde abermals vertagt. Der Befehl dazu erreichte jedoch einige Bomber nicht mehr, die bereits aufgestiegen waren, und so wurde ein Teil der Feuervorbereitung aus

der Luft ausgeführt. Die Piloten konnten ihre Ziele mit dem Auge nicht ausfindig machen, und die Bomben einiger Maschinen gingen innerhalb der amerikanischen Linien nieder. Dieser verfehlte Start hatte höchst nachteilige Folgen. Hausser hatte mit einem Angriff auf breiter Front gerechnet. Nun aber befahl er die Heranziehung seiner einzigen schnellen Reserve, einer Kampfgruppe der 2. SS-Panzer-Division, von St. Sauveur Lendelin südlich von Périers in den bedrohten Abschnitt.

Die Deutschen nahmen an und meldeten auch, dass Bradleys Angriff begonnen habe, aber v. Kluge war nach wie vor der Ansicht, dass ein amerikanischer Vormarsch durch das Heckengelände bei Weitem nicht so ernste Folgen haben könnte wie eine Wiederaufnahme der britischen Offensive in der offenen Ebene von Caen. Daher wurde die Verlegung der 2. Panzer-Division aus dem Raum von Caumont in das Ornetal durchgeführt, und zwar in Erwartung des Angriffs, zu dem das kanadische II. Korps in der Frühe des nächsten Tages beiderseits der Strasse Caen – Falaise antrat.

Während am Morgen des 25. Juli die Panzergruppe West in Kämpfe mit den Kanadiern verwickelt war, klarte es über St. Lô auf, und 09.40 Uhr begann das die Operation ‚Cobra‘ einleitende Bombardement. Zuerst griffen Jagdbomber die deutschen Vorpostenlinien an der Strasse St. Lô – Périers an; dann legten Fliegende Festungen und Liberators einen vier Meilen breiten und anderhalb Meilen tiefen dichten Bombenteppich, der den Angriffsabschnitt in voller Breite und die deutschen Infanteriestellungen in ganzer Tiefe bedeckte. Um 10.00 Uhr traten die Sturmdivisionen des VII. Korps hinter einem Schirm von Jagdbombern an, und eine halbe Stunde später griffen mittelschwere Bomber entlang den Strassen nach St. Gilles und Marigny in der Tiefe an. Abermals fielen einige Bomben zu kurz, und zwei Spitzeneinheiten erlitten, obwohl die vorderste Infanterielinie 1'500 Yards zurückgenommen worden war, so schwere Verluste, dass sie von Reservebataillonen abgelöst werden mussten. Dadurch trat eine gewisse Verzögerung ein, aber im übrigen verlief der Angriff – mit der 9. Division rechts, der 4. Division in der Mitte und der 30. Division links – planmässig. Sein allgemeines Ziel war die Strasse Marigny – St. Gilles. Dort sollten die beiden Flügeldivisionen nach aussen schwenken und die Gasse für die Verfolgungsdivisionen offenhalten: für die zu diesem Unternehmen motorisierte 1. Infanterie-Division und die 2. und die 3. Panzer-Division.

Der Bombenteppich hatte fast genau den von Bayerleins Panzer-Lehrdivision und einem Fallschirmjäger-Regiment besetzten Abschnitt zugedeckt. Bayerlein hatte gemäss Haussers Taktik, die Hauptstrassen und die Knotenpunkte zu halten, seine Panzer in die Tiefe bis zu den beiden Strassen entwickelt, die entlang den Rücken stark hervortretender Höhen nach Marigny und St. Gilles führen. Wo

nur möglich hatte er die Kampfwagen in Einfahrten zu heckengesäumten Wegen verborgen, aber auch diese natürlichen ‚Häfen‘ retteten sie nicht. Bayerlein berichtet:

«Die Flugzeuge zogen ununterbrochen wie ein Förderband über uns weg, und die Bombenteppiche entrollten sich in grossen Rechtecken. Meine Flak hatte kaum ihren Mund aufgetan, als die Batterien schon direkte Treffer erhielten, die die Hälfte der Kanonen zerstörten und den Rest zum Schweigen brachten. Nach einer Stunde hatte ich mit niemandem mehr Verbindung, auch nicht durch Funk. Zu Mittag war ausser Staub und Qualm nichts zu sehen. Alle meine vorderen Panzer waren stillgelegt, und die Strassen waren praktisch unpassierbar.»

Als die Amerikaner um Mittag die Strasse St. Lô – Périers überschritten, waren in dem gebombten Abschnitt nur einige wenige Widerstandsnester geblieben. Das Gelände war dermassen durchkratert und zerwühlt, dass die Infanterie nur langsam vorwärts kam und selbst die Panzer nur unter Schwierigkeiten sich fortbewegen konnten. Bei Einbruch der Dunkelheit hatten die Amerikaner noch keine zwei Meilen zurückgelegt, aber von einer Versteifung des Widerstandes war ausser in der Westflanke, wo die 2. Panzer-Division einzugreifen begann, nichts zu merken. Deshalb entschloss sich Collins, am nächsten Morgen seine Panzer loszulassen, ohne zu warten, bis die Infanterie Marigny und St. Gilles erreicht haben würde.

Am 26. Juli legten mittelschwere Bomber kurz nach Tagesanbruch entlang den nach Süden führenden Hauptstrassen abermals Bombenteppiche; hinter ihnen gingen Panzer und motorisierte Kolonnen vor. Am rechten Flügel, wo die Sturmücke nicht bereinigt und das Gelände besonders stark durchkratert war, musste sich die (mit einem Kampfkommando der 3. Panzer-Division verstärkte) 1. Division den Weg nach Marigny, wo die Deutschen bis zum nächsten Morgen aushielten, hart erkämpfen. Am andern Flügel jedoch stiess die 2. Panzer-Division direkt bis St. Gilles und am Abend weiter bis Canisy durch: ein Gewinn von drei Meilen.

«An diesem Abend», berichtet Bayerlein, «liess v. Kluge sagen, dass die Linie an der Strasse St. Lô – Périers unter allen Umständen gehalten werden müsse, aber sie war bereits durchbrochen. Ein frisches SS-Panzer-Bataillon, sagte er, sei mit 60 Panzern im Anmarsch, um zur Vire durchzustossen und die Amerikaner abzuschneiden. Es traf mit 5 Panzern ein, nicht mit 60. In der Nacht versammelten sich die Überbleibsel meiner Division südwestlich von Canisy. Ich hatte alles in allem 14 Panzer. Es blieb uns nichts, als zurückzugehen.»

Der Weg war offen, und die Amerikaner nahmen die Gelegenheit wahr. In der Nacht rollte die 2. Panzer-Division weitere vier Meilen vor, um sich der Hochfläche bei Le Mesnil Herman zu bemächtigen und damit die Ostflanke der Kolon-

nen zu decken, die am Morgen des 27. Juli aus der Bresche Marigny – St. Gilles zum Stoss nach Süden und Südwesten ansetzten.

Eine schnelle Verfolgung durch das Buschgelände hindurch war für unmöglich gehalten worden, aber die Amerikaner hatten eigens dazu eine besondere Taktik entwickelt. Die 1. Armee hatte in dem Monat zwischen dem Fall Cherbourgs und dem Beginn des Unternehmens ‚Cobra‘ das Zusammenwirken von Panzern und Infanterie wie von Panzerkolonnen und Jagdbombern in dem ungewohnten Gelände des Bocage gründlich entwickelt und geübt. Dies trug nun seine Früchte.

Schnelle Panzer, Infanterie auf gepanzerten Halbkettenfahrzeugen, motorisierte Artillerie und Pioniere wurden gemeinsam zur Verfolgung eingesetzt, die ‚Nashorn‘-Panzer machten die Kampfswagen von der Strasse unabhängig, und wo die Kolonne auf Minenfelder oder Stützpunkte stiess, bahnten ‚Nashörner‘ Seitenwege durch die Hecken und befassten sich Pioniere oder Infanterie mit den Hindernissen, während die Panzer weitereilten.

Die deutschen Panzer und Pak waren nicht so beweglich; sie mussten sich, Ziele für die Jagdbomber, an die Strassen halten. Von jedem amerikanischen Kampfkommando waren 2 oder 3 Kolonnen gleichzeitig auf dem Marsch, und über jeder Kolonne patrouillierten ständig in halbstündiger Ablösung 4 Thunderboitmaschinen. Die Kolonnen waren durch hell fluoreszierende Tafeln gekennzeichnet, die aus einer Höhe von mehreren 1'000 Fuss wahrgenommen werden konnten, und ein auf dem vordersten Panzer aufgesessener Luftwaffenoffizier hielt mit den Piloten dauernde Funkverbindung. So waren die Jagdbomber zu einer unmittelbar vom Boden gelenkten Luftartillerie geworden. Manchmal setzten sie sich mit Widerstandsnestern selber auseinander oder warnten die Erdtruppen rechtzeitig. Öfter wurden bei der Unübersichtlichkeit des Geländes Stützpunkte erst entdeckt, wenn die Truppen darauf stiessen. Dann wurden die Jagdbomber herangerufen, die Panzer markierten den Zielabschnitt mit Rauchgranaten, und die Sturzbomber griffen an. Es kam vor, dass ihre Bomben auf Panzer oder Stützpunkte kaum 100 Yards vor den eigenen Truppen niedergingen. Ein dermassen enges und unmittelbares Zusammenwirken zwischen Panzer und Flugzeug war vorher niemals erreicht worden.

Der 27. Juli war der entscheidende Tag. Während sich die Spitzen der 2. Panzer-Division südwärts zur Strasse Bréhal – Tessy wandten, griffen die 1. Infanterie-Division und die 3. Panzer-Division kräftig in Richtung Coutances an mit dem Ziel, das LXXXIV. Korps, das sich jetzt aus dem Raum Périers – Lessay zurückzuziehen suchte, zu isolieren. Darauf erwiderten die 2. und die 17. SS-Panzer-Division, die einzigen wirklich schnellen Verbände, indem sie ihren Versuch aufgaben, den amerikanischen Korridor nahe der Ausgangsbasis abzu-

schneiden, und sich nach Westen wandten, um sich den auf Coutances vorgehenden Kolonnen vorzulegen. Am Morgen des 28. Juli gelang es den beiden Divisionen, das VII. Korps zwei Meilen vor der Stadt zum Stehen zu bringen; sie setzten sich aber, während sie den von Osten geführten Stoss parierten, einem von Norden kommenden aus. An demselben Tage nämlich brachen die beiden Panzer-Divisionen des VIII. Korps von Périers und Lessay her durch und stiessen in einem Schwung bis Coutances hinunter, das am Nachmittag genommen wurde. Die Reste eines halben Dutzends deutscher Infanterie-Divisionen wurden völlig aufgerieben.

Am Abend des 28. Juli schwärmten amerikanische Kolonnen auf allen Hauptstrassen zwischen Coutances und der Vire allgemein südwärts. Einige erreichten an verschiedenen Punkten 15 Meilen südlich der Offensivbasis die Strasse Bréhal – Tessa. In der Nacht gab es hier keine zusammenhängende Front mehr; das LXXXIV. Korps hatte sich aufgelöst, und es waren keine Reserven zur Hand, die Linie wiederherzustellen. Kluge hatte auf die amerikanische Offensive nur langsam reagieren können, denn die Panzergruppe West war während der ersten zwei Tage des Unternehmens ‚Cobra‘ dermassen in Kämpfe mit den Kanadiern verwickelt worden, dass sie keine Einheit zur Verstärkung der 7. Armee entbehren konnte. Nachdem der kanadische Angriff in der Nacht zum 27. Juli ohne nennenswerten Bodenverlust zum Stehen gebracht worden war, warf v. Kluge die 2. und die 116. Panzer-Division in einem Gewaltmarsch von der Orne an die Vire. Sie sollten im Zusammenwirken mit einem von Westen geführten Angriff der 2. und der 17. SS-Panzer-Division von Osten in die Flanke des amerikanischen Vormarsches stossen. Unterwegs jedoch wurden die beiden Divisionen wiederholt aus der Luft angegriffen, und ehe sie mit ihrer Masse eingreifen konnten, war der Raum des LXXXIV. Korps und damit ihre Angriffsbasis überrannt. Die amerikanische 1. Armee war unwiderruflich aus dem Landekopf ausgebrochen.

Die Amerikaner errangen in den ersten vier Tagen des Unternehmens ‚Cobra‘ einen weit grösseren Erfolg als Bradley erwartet hatte. Immer vorsichtig, wenn er sich schriftlich festlegen musste, hatte er seinen Truppen keine weiten Ziele gesetzt, ja sein Plan sah für den Zeitpunkt nach der Ausnutzung des Angriffs durch das VII. Korps bis Coutances und Bréhal ausdrücklich eine ‚Konsolidierungsphase‘ vor, während deren die drei andern Korps der 1. Armee ihren Druck verstärken und mit vereinter Kraft die Deutschen zurückdrängen sollten. Wieder sollte der konzentrierte Stoss dem breiten Frontalangriff Platz machen. Am 28. Juli konnte jedoch von Konsolidierung keine Rede sein. «Infolgedessen», sagt Bradley in seinem offiziellen Bericht, «wurde die folgende Periode, die nach dem

Plan eine Periode der Konsolidierung und der Bereinigung hatte sein sollen, eine Periode heftiger Angriffe.»

Bradley erkannte jetzt die Möglichkeit, den Plan auszuführen, den Montgomery in seiner Weisung vom 30. Juni dargelegt hatte. Er hatte, wie man sich entsinnt, damals ausgeführt, dass es nach Beginn der Offensive «keine Unterbrechung geben» dürfe, «bis die Armee auf die Linie Caumont – Fougères eingeschwenkt ist». Danach sollte sie mit möglichst geringer Verzögerung «in weitem Bogen südlich des Bocagegeländes... auf Le Mans – Alençon» vorrücken. Diesmal war es nicht Montgomery, der an eine ‚Konsolidierungsphase‘ dachte.

Bradleys Befehle vom 28. Juli verlangten vom VII. und VIII. Korps – dieses unter der taktischen Führung Pattons, dessen 3. Armee in der Versammlung begriffen war – ununterbrochene Verfolgung südwärts. Die nächsten zwei Tage über trieb Patton das VIII. Korps den Korridor zwischen der deutschen Flanke und der Küste hinunter, während das VII. Korps den Durchbruchraum erweiterte, indem es südostwärts in Richtung auf Mortain angriff. Die 4. Panzer-Division erreichte, nachdem sie in anderthalb Tagen 25 Meilen zurückgelegt hatte, am 30. Juli gegen Abend Avranches und gewann, aus Avranches heraus ausfächernd, bei Pountaubault einen Brückenkopf über die Selune. Die Amerikaner standen in der Bretagne.

Zwölf Stunden nach dem Fall von Avranches, am 31. Juli 09.20 Uhr, meldete v. Kluge aus dem Hauptquartier der 7. Armee: «Infolge Durchbruchs fdl. Panzerspitzen ist ganze Westfront aufgerissen worden und der Schlüsselpunkt Avranches genommen und Villedieu bedroht.» Und um 01.00 Uhr hatte er Speidel angewiesen: «Heeresleitung ist zu unterrichten, dass linker Flügel zusammengebrochen ist.» An den vorangegangenen zwei Tagen hatten die 2. und die 116. Panzer-Division und ein Teil der 363. Infanterie-Division zwischen Tessy und Villedieu die amerikanische Flanke in dem Bemühen angegriffen, bis zur Küste bei Granville durchzustossen. Sie hatten zwar den Vormarsch des VII. Korps verzögert, aber keinen Boden gewonnen, und die beiden Panzer-Divisionen waren nun so in Kämpfe verwickelt, dass sie zu einem Gegenstoss bei Avranches nicht herausgelöst werden konnten. Die 7. Armee hatte nichts mehr, ihren linken Flügel wieder aufzubauen, denn jetzt war ihr rechter Flügel in Gefahr, ebenfalls zusammenzuberechen.

Als am zweiten Tage der Operation ‚Cobra‘ der kanadische Angriff auf die Höhe von Bourguebus blutig zurückgeschlagen worden war, machte sich Montgomery klar, dass er vor Ablauf mindestens einer Woche keinen neuen Stoss in die Ebene von Falaise werde führen können, der stark genug wäre, die Deutschen zu zwingen, die Masse ihrer Panzerverbände auf dem Ostufer der Orne zu belassen. Dementsprechend befahl er der 2. Armee, in einem andern Ab-

schnitt eine kräftige Offensive zu entwickeln, die v. Kluge daran hindern würde, seine Panzer-Divisionen entweder zu einem Gegenangriff gegen die amerikanische Flanke einzusetzen oder sie den durchgebrochenen Kolonnen entgegenzuwerfen. Gleichzeitig war es, da die 7. Armee unter amerikanischem Druck ihre Front zurücknahm, wichtig geworden, jeden deutschen Versuch zu vereiteln, zwischen dem Mont Pinçon und Vire als Eckpfeilern nach einem allgemeinen geordneten Rückzug dorthin eine neue Front aufzubauen.

Dempsey hatte geplant, zur Unterstützung der Offensive Bradleys am 2. August mit dem britischen VIII. Korps von Caumont anzugreifen, aber angesichts der Schnelligkeit des amerikanischen Vormarsches und der Bewegung deutscher Panzerverbände nach Westen war es wesentlich, mit der 2. Armee sofort loszuschlagen. Daher befahl Montgomery am 28. Juli Dempsey, seine Panzerverbände schnellstens von der Orne nach Caumont überzuführen und am 30. Juli mit dem VIII. und dem XXX. Korps mit dem Ziel anzugreifen, die Höhen 361 und 309 (die Westhälfte des Mont-Pinçon-Rückens) in die Hand zu nehmen und den Stoss gegen Vire operativ auszunutzen. Montgomery hoffte durch diese Offensive (die Operation ‚Bluecoat‘) nicht nur einen Teil der Flanke Bradleys zu decken und den Deutschen ihren natürlichen Eckpfeiler wegzuschlagen, sondern auch hinter die neue Front stossen zu können, die die 7. Armee an der Vire zu bilden suchte. Das Gelingen dieses Planes hing davon ab, ob Dempsey in Bewegung und Umgruppierung schneller sein werde als die Deutschen.

Obwohl am 30. Juli zwischen Villers-Bocage und Caumont keine deutsche Panzer-Division stand, war die Aufgabe, der sich die Truppen Dempseys gegenüberübersahen, keineswegs leicht. Trotz der Zertrümmerung des deutschen linken Flügels durch die Amerikaner sprach nichts dafür, dass der Feind östlich der Vire weiche. Das amerikanische V. Korps hatte seit dem 26. Juli zwischen Caumont und St. Lô mit starken Kräften angegriffen, die Deutschen aber nur drei Meilen zurückdrängen können. Überdies ist das Gebiet südlich von Caumont das zerklüftetste im normannischen Bocage, und die Deutschen hatten sich dort sieben Wochen lang ungestört einrichten können.

Abermals begünstigte das Wetter den Gegner. Am 30. Juli, als die Feuertorbereitung aus der Luft begann, bedeckten niedrige Wolken den Himmel, und ungefähr 200 Maschinen mussten ihre Bombenlast wieder mit heimnehmen. Die übrigen aber, immerhin über 1'000 schwere und mittlere Kampfflugzeuge, griffen trotz den ungünstigen Wetterverhältnissen an und trafen ihre Ziele mit erstaunlicher Genauigkeit. Kaum aber war der Erdangriff in Gang gekommen, da wurde am linken Flügel der 43. Division von einem dichten Minenfeld und einem steilufrigen Fluss Halt geboten, den die Panzer nicht überschreiten konnten. Am

andern Flügel wurde die 11. Panzer-Division ebenfalls durch Minenfelder den ganzen Vormittag über aufgehalten. In der Mitte hingegen bezwangen die Schottische 15. Division und die 6. Garde-Panzer-Brigade bald die vordersten Verteidigungsanlagen, und am Nachmittag stürmte nach einem weiteren Luftangriff ein Panzer-Bataillon die Hänge der Höhe 309 hinauf. Am Abend bemächtigte sich auch die Infanterie, die sich seit dem Morgen fünf Meilen vorgekämpft hatte, des Bergrückens.

Während sich am nächsten Tag die Schotten auf dem Kamm einrichteten und die 43. Infanterie-Division noch in Schwierigkeiten stak, bot sich auf dem rechten Flügel eine günstige Gelegenheit, und die 11. Panzer-Division nutzte sie glänzend aus. In der Nacht zum 31. Juli bewegte sich ein Infanterie-Bataillon in Einerreihe auf einem vom Feind ungedeckten Waldpfad bis zum Ortsrand von St. Martin des Besaces. Bei Tagesanbruch schlüpfen 4 Schützen wagen an dem Dorf vorbei und gelangten durch den Wald von L'Évêque 5 Meilen südlich von St. Martin an die Souleuvre. Man fand westlich von Le Béný Bocage eine unbeschädigte Brücke, und der Trupp führer forderte durch Funk Panzer und Infanterie an. Bevor die Deutschen die Gasse abriegelten, waren 6 Panzerspähwagen hinüber, und am zeitigen Nachmittag war St. Martin in britischer Hand.

Um diese Zeit meldete die R.A.F., dass eine deutsche motorisierte Kolonne die Orne überschritten habe und sich auf Le Béný Bocage zubewege. Der Wettlauf begann, und am Nachmittag war ein Panzer-Regiment mit aufgesessener Infanterie unterwegs zur Brücke. Es kam von Norden heran, während sich die Deutschen von Osten näherten. Die deutsche Kolonne, eine Kampfgruppe der 21. Panzer-Division, wurde in dem Wald jenseits des Flusses überrascht, als sie zum Angriff sammelte. Nach heftigem Gefecht räumten die Deutschen den Kampfplatz, und die 11. Panzer-Division stiess, als sie am nächsten Morgen, dem 1. August, in Le Béný Bocage eindrang, nur auf geringe Abwehr.

Dieser zweite Durchbruch in einem Abschnitt, wo der Gegner keinen Angriff erwartet hatte, rief bei ihm beträchtliche Verwirrung hervor, denn die Briten hatten zwischen die 7. Armee und die 5. Panzer-Armee (wie jetzt die Panzergruppe West hiess) einen tiefen Keil getrieben, und die Bewegung gegen Vire drohte den Zusammenbruch des rechten Flügels Haussers in dem Augenblick zu beschleunigen, wo er sich um die Wiederherstellung des linken Flügels mühte. Obwohl die Amerikaner bis Avranches durchgestossen waren, hatte die 7. Armee sie bisher in der Flanke des Durchbruchkorridors auf der allgemeinen Linie Tessy – Percy – Villedieu abdämmen können. Der Drehpunkt dieser Abwehr war die Stadt Vire, das wichtigste Verkehrszentrum westlich der Orne. Die deutschen Di-

visionen, die den Flankenriegel an Bradleys Korridor bildeten, standen 12 bis 15 Meilen westlich und nordwestlich von Vire, am Nachmittag des 1. August aber befanden sich die britischen Panzer kaum 5 Meilen vor der Nordvorstadt, die nur von schwachen Kräften besetzt war. An demselben Tage jedoch war alles, was Hausser hatte zusammenkratzen können, auf dem Marsch gegen Avranches, und die einzige unmittelbare Reserve, die 21. Panzer-Division, war bereits gebunden. Zwar hatte sich die 9. SS-Panzer-Division vom Abschnitt Caen in Marsch gesetzt, aber sie konnte vor dem Nachmittag des 2. August nicht eingreifen. Bis dahin war Vire gefährdet, und zwischen den beiden deutschen Armeen klappte eine zehn Kilometer breite Lücke.

In der Nacht zum 2. August fanden britische Panzer die Stadt fast verlassen, doch drückte Dempsey am nächsten Morgen in dieser Richtung nicht weiter, weil Vire auf der amerikanischen Seite der Grenze zwischen der 1. und der 2. Armee lag. Die Stadt war eines der Ziele Bradleys, und so liess Dempsey das VIII. Korps mit einer Schwenkung hinter dem Mt. Pinçon vorbei südostwärts mit dem Schwerpunkt gegen Piers angreifen, während das XXX. Korps seine Angriffe gegen den Mt. Pinçon mit äusserster Energie fortsetzen sollte. Es schien das damals eine logische Entscheidung zu sein; der allgemeine Schub des Vormarsches der Verbündeten trieb nach Südosten, und die britische Hauptaufgabe war, durch direkten Angriff und den Druck einer Überflügelungsbewegung den Mont Pinçon schnell in die Hand zu bekommen. Bei aller Logik indessen hatte diese Entscheidung doch zur Folge, dass sie den Deutschen Zeit liess, die Verteidigung Vires vorzubereiten und die in der Linie Tessa-Percy-Villedieu stehenden Divisionen in voller Ordnung herauszuziehen.

Als am 2. August das VIII. Korps in Richtung auf Fiers angriff, wandte es sich, um sie zu stellen, den Panzerreserven entgegen, die vom Westufer der Orne herankamen. So wurde die Garde, obwohl rechts von ihr die 11. Panzer-Division in der Richtung auf die Strasse Vire – Vassy gute Fortschritte machte, südöstlich von Bény Bocage in schwere Kämpfe verwickelt. Die Deutschen traten nicht mit starken Kräften auf, erweckten aber diesen irrigen Eindruck, in dem sie höchst angriffslustig und gewandt operierten. Kleine Kampfgruppen (jede mit 2 oder 3 Panzern, einer Kompanie Infanterie und einem Trupp mit Nebelwerfern) drangen zwischen den breit auseinandergefächerten britischen Kolonnen ein und beunruhigten ihre Flanken. Auf diese Weise brachten die Deutschen die Garde bei Estry zum Stehen und zwangen die 11. Panzer-Division, auf ihrem Marsch zur Strasse Vire – Vassy haltzumachen.

Diese deutsche Taktik hätte wirksam durch entschlossene Stösse zwischen die verstreuten feindlichen Widerstandszentren beantwortet werden können. Die

deutschen Kampfgruppen waren äusserst exponiert, hatten sie doch zur Bildung einer zusammenhängenden Front keine Infanterie zur Hand und zur Deckung ihrer Nachschublinien keine schnellen Kräfte übrig. Fortgesetzte britische Angriffe hätten die Deutschen zum Rückzug gezwungen, denn die 9. SS-Panzer-Division, die den Hauptwiderstand leistete, hatte auf ihrem Marsch über die Orne schwer gelitten. Am Nachmittag des 2. August hatten britische Jagdbomber und raketenfeuernde Typhoons die Masse der Division auf den Strassen zwischen Thury – Harcourt und Condé gefasst und unter ihr beträchtliche Unordnung und Verwüstung angerichtet. Am Morgen des 3. August waren die Deutschen gegenüber dem VIII. Korps nicht in der Verfassung, einer weiteren Offensive standzuhalten. Indessen, der Korps-Kommandeur glaubte, mit seinen Panzern warten zu müssen, bis Infanterie zur Deckung seiner Ostflanke heran wäre, die in ziemlicher Tiefe entblösst war, weil das XXX. Korps immer noch recht weit zurücklag.

Am Abend des 1. August, zwei Tage später als geplant, hatte die 43. Division die Höhe 361 genommen, aber weder die 7. Panzer-Division noch die 50. Division waren ihrem Ziel – Aunay und Villers Bocage – merklich nähergekommen. Am 2. August wurde Bucknall nach einer deutlichen Warnung Dempseys, «loszufahren oder auszusteigen», verabschiedet, und am nächsten Tag, als Aunay noch immer nicht genommen war, wurde Erskine seines Kommandos über die ‚Wüstenratten‘ enthoben. Angesichts dieser unbefriedigenden Lage an der Front des XXX. Korps genehmigte Dempsey die Entscheidung, das VIII. Korps verhalten zu lassen. Die Gelegenheit, weiter gegen Fiers zu wirken, war vorüber.

Die Operation ‚Bluecoat‘ hatte jedoch ihren eigentlichen Zweck schon reichlich erfüllt. Durch seinen schnellen Vorstoss zur Strasse Vire – Vassy hatte das VIII. Korps die für die 7. Armee bestimmten Panzerverstärkungen gestellt. Am 4. August standen 3 Panzer-Divisionen und 3 Bataillone schwerer Panzer zur Abriegelung der britischen Einbrüche im Kampf. Inzwischen war die 7. Armee, von der 2. Armee im Rücken bedroht und von der 1. Armee frontal angegriffen, gezwungen worden, die Linie Tessy – Percy – Villedieu aufzugeben und nach Vire und Mortain zurückzuweichen. Mit jedem Tag wurde der amerikanische Korridor breiter und gesicherter, und durch ihn hindurch strömte ungehindert die 3. Armee in die Bretagne.

Am 1. August übernahm Bradley den Oberbefehl über die amerikanische 12. Heeresgruppe. * Nach seiner Weisung sollte die 3. Armee, während die 1. Armee

* Obwohl nun 2 Heeresgruppen im Felde standen, blieb Montgomery Oberbefehlshaber der Erdstreitkräfte und leitete die Operationen beider Gruppen weiter. Nachfolger Bradleys als Oberbefehlshaber der 1. Armee wurde sein bisheriger Stellvertreter, Generalleutnant Courtney H. Hodges.

den Raum Vire – Mortain in Besitz nehmen würde, die Linie St. Hilaire – Fougères – Rennes sichern, damit den Ausgang bei Avranches decken und danach westwärts in die Bretagne eindrehen. Patton legte diese Weisung recht frei aus. Als die 4. Panzer-Division am Abend des 3. Juli die Brücke bei Pontaubault unversehrt in die Hand bekommen hatte, befahl Patton dem (von Generalmajor T.H. Middleton geführten) VIII. Korps, sofort tief in die Bretagne zu stossen: 1 Panzer-Division und 1 Infanterie-Division über die Mitte der Halbinsel auf Brest und eine entsprechende Streitmacht über Rennes auf die Bucht von Quiberon und Lorient anzusetzen.

Patton zögerte nie, um einer vielversprechenden Möglichkeit willen seine Flanke zu exponieren, und er wusste, dass er in der Bretagne auf wenig Widerstand stossen werde. Sie war bereits von allen beweglichen Kräften entblösst worden, und die dort verbliebenen Einheiten, Reste von 4 Divisionen, wurden fast sämtlich gebraucht, die Küstenbefestigungen zu bemannen. Im übrigen wurde die Halbinsel, von den wichtigsten Strassenknotenpunkten abgesehen, in Wirklichkeit von den Forces Françaises de l'Intérieur beherrscht. Ihre verschiedenen Gruppen zählten zusammen 50'000 Mann, und einige von ihnen waren von britischen und französischen Fallschirmjägern des Sonderluftdienstes organisiert und mit abgeworfenen Waffen ausgerüstet worden. Die Anwesenheit dieser Guerillastreitkräfte ermöglichte es Pattons Panzerkolonnen, ohne sich mit kleinen Widerstandsnestern oder gar mit dem Sammeln von Gefangenen abzugeben, in einem Zuge direkt auf ihr Ziel loszumarschieren.

Die einzige ernstliche feindliche Gegenbewegung waren Luftangriffe auf den verletzlichsten Punkt der Nachschublinie der 3. Armee: auf die Brücke bei Avranches. Gegen sie hatte die deutsche Luftflotte 3 ihre sämtlichen Kampfflugzeuge eingesetzt. Vom 3. bis zum 7. August wurde die Brücke wiederholt Tag und Nacht angegriffen, aber sie erhielt nur einen Streiftreffer, und der Verkehr wurde nie unterbrochen. Patton hielt sich mit der Abfassung von Operationsplänen und Zeittafeln nicht auf. Der Flaschenhals der einzigen Strasse von Avranches nach Pontaubault verwandelte sich in einen Herdenweg. Am Eingang trieben Offiziere zusammengescharte Einheiten ganz gleich in welcher Ordnung hindurch. Am Ausgang war jeder Division eine der von Pontaubault ausstrahlenden Strassen zugewiesen worden, und so wurde jede durchkommende Einheit auf die richtige Strasse geschickt, auf der sich die Division wieder zusammenfand. Während Flak und Jäger den Korridor abschirmten, bewegten sich ratternde Fahrzeuge und marschierende Männer in ununterbrochenem Strom hindurch. Zum Hohn auf alle Felddienstordnungen und Lehrbuchregeln schleuste Patton in 72 Stunden auf dieser einen Strasse 7 Divisionen durch.

Am 4. August fiel Rennes, und die 4. Panzer-Division stiess quer über die Halbinsel bis zur Südküste bei Vannes durch. Die Bretagne war abgeriegelt. Der strategische Hauptkreis aber war der Hafen von Brest, und der lag 200 Meilen von Avranches entfernt. Die 6. Panzer-Division war am 4. August bereits auf halbem Wege dorthin, wurde aber seit dem vorangegangenen Nachmittag von Middleton aufgehalten, der ihrem Kommandeur, Generalmajor R. W. Grow, befohlen hatte, ein Kampfkommando zurückzuschicken, um ein Widerstandsnest bei Dinan zum Schweigen zu bringen. Patton wütete, als er die Kolonne am 4. August haltend antraf, und sagte Grow: «Kümmern Sie sich nicht um diesen oder irgendeinen andern Haltbefehl, solange er nicht von mir selbst kommt. Marschieren Sie los und marschieren Sie weiter, bis Sie nach Brest gekommen sind.» Obwohl Grow daraufhin, mit Hilfe französischer Führer feindliche Nachhuten umgehend, Tag und Nacht marschierte, konnte er die verlorenen vierundzwanzig Stunden nicht wieder einholen. Während er die letzten hundert Meilen zurücklegte, fanden die Deutschen Zeit, die Küstenbesetzungen der Westbretagne in die Befestigungsanlagen von Brest hineinzuziehen. Am 7. August stand Grow vor Brest und griff sofort an, aber die Besatzung schlug seinen ersten spontanen Sturmangriff ab. Vierundzwanzig Stunden früher wäre der Widerstand nicht so stark gewesen.

Während die 3. Armee fast ohne auf Abwehr zu stossen durch die Bretagne fegte, setzte die 1. Armee ihre Angriffe nach Osten und Südosten fort, um den Korridor gegen einen Rückstoss abzuschirmen. Gegen Vire war der Widerstand stark und nachhaltig, auf dem Marsch nach Süden aber nahm das amerikanische VII. Korps am 2. August Mortain und errichtete auf den Höhen nahe der Stadt eine feste Sperrstellung. Damit hatte Bradley die Angel gewonnen, um die seine Front schwenken konnte – «in weitem Bogen ... auf Le Mans – Alençon», wie Montgomery gesagt hatte. Dementsprechend befahl Bradley am 3. August Patton, geringstmögliche Kräfte in der Bretagne zu lassen und mit der Masse nach Osten zu drücken. «Sobald in der feindlichen Front eine Lücke entsteht», sagte Montgomery in einer am nächsten Tag ausgegebenen Weisung, «müssen wir in sie hineindrücken, durch sie hindurch und hinter ihr in den rückwärtigen feindlichen Raum. Die allgemeine Strategie der verbündeten Armeen ist, mit dem rechten Flügel auf Paris zu schwenken und den Feind an die Seine zurückzuzwingen.»

Die Lücke klappte schon, und dem Vormarsch nach Osten, der am 4. August begann, stand keine organisierte Abwehr entgegen. In den nächsten drei Tagen brachte das XV. Korps, bis nahe vor Le Mans, 75 Meilen hinter sich und schnitt tief in den Rücken der Armeen v. Kluges. Zweifellos war die Zeit zu einem allgemeinen Rückzug auf die Seine gekommen, sollten die deutschen Verbände in

der Normandie nicht vernichtet werden. Aber noch wollte Hitler nicht zugeben, dass die Schlacht verloren war.

Am Spätnachmittag des 2. August traf General Warlimont, der Stellvertretende Chef des Wehrmachtführungstabes, in v. Kluges Hauptquartier mit dem Befehl des Führers ein, dass die Front wiederhergestellt werden müsse. Vor Warlimonts Abreise hatte Hitler eingeräumt, dass ein Rückzug notwendig werden könnte und eine neue Abwehrstellung in der Linie Somme – Marne – Saône vorzubereiten sei. Dies aber durfte Warlimont v. Kluge nicht mitteilen.

Am nächsten Abend jedoch wies v. Kluge Warlimont darauf hin, dass angesichts der Wegnahme Mortains durch die Amerikaner und der Bindung des 2. SS-Panzer-Korps durch die Briten keine Möglichkeit mehr bestehe, die Lücke von Avranches zu schliessen. Das einzig Vernünftige sei, auf die Seine oder noch weiter zurückzugehen. Dies lasse sich noch ausführen, wenn die Truppen mit den Rückzugsbewegungen sofort beginnen könnten. Die 5. Panzer-Armee hielt im Abschnitt Caen standhaft aus, und der britische Durchbruch von Caumont her hatte aufgehalten werden können. Der Mont Pinçon und Vire waren noch in deutscher Hand. Die Front der 7. Armee war von der Vire bis Barentan intakt. Daher schlug v. Kluge vor, eine Gruppe schneller Divisionen zu bilden, um diese Flanke zu decken und die Amerikaner in Schach zu halten, und mit den übrigen Kräften einen geordneten Rückzug anzutreten.

Hitler antwortete am Morgen des 4. August mit dem kategorischen Befehl, aus dem Raum Vire – Mortain gegen die Küste bei Avranches eine Gegenoffensive zu eröffnen. Dazu sollten von den 9 in der Normandie stehenden Panzer-Divisionen 8 eingesetzt werden, und die Luftwaffe sollte sämtliche Reserven, darunter 1'000 Jäger, in den Kampf werfen. Sowohl v. Kluge als auch Hausser waren sich darüber klar, dass dieser Befehl das Todesurteil für die 7. Armee bedeutete, aber sie hatten seit Langem erfahren, dass jeder Protest zwecklos war. Allerdings wussten sie, dass sie nicht, wie Hitler verlangte, warten durften, «bis jeder Panzer, jede Kanone und jedes Flugzeug versammelt» wäre, und beschlossen, in der Nacht zum 7. August loszuschlagen. Wenn sie schon angreifen mussten, dann je eher desto besser, denn die allgemeine Lage verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde.

Während v. Kluge die befohlene Offensive vorbereitete, machte der unerbittliche Vormarsch der Verbündeten ihre Ausführung immer schwieriger. Am Abend des 6. August näherten sich Pattons Truppen Le Mans, und die aus Südfrankreich eingetroffene 9. Panzer-Division musste abgezogen werden, um diesem Stoss nach Osten Einhalt zu gebieten. Gleichzeitig lastete auf der Nordfront ein so starker und anhaltender Druck, dass von den an der britischen Front gebun-

denen 5 Panzer-Divisionen für die Offensive gegen Avranches nur die 1. SS-Panzer-Division freigestellt werden konnte. So konnte v. Kluge statt der 8 Panzer-Divisionen, die Hitler zur Bedingung gemacht hatte, nur 4 versammeln, und diese verfügten insgesamt über nicht mehr als 185 Kampfswagen und Sturmgeschütze.

Die deutschen Vorbereitungen konnten der interalliierten Luftaufklärung nicht verborgen bleiben, und Bradley rüstete sich rechtzeitig, dem Stoss zu begegnen. Er entwickelte auf einer Front von 18 Meilen zwischen Vire, St. Pois und Mortain 5 Infanterie-Divisionen mit 2 Panzer-Kampfkommandos in Reserve und hielt 3 der Divisionen Pattons westlich von Mortain rund um St. Hilaire in der Tiefe bereit. Nach der Abdeckung der direkten Anmarschwege auf Avranches griff Bradley die Flanken des Frontvorsprunges an, wo sich die Deutschen versammelten. Während ein Teil des VII. Korps den Abschnitt von Mortain hielt, schwenkten seine schnellen Kräfte um die feindliche Flanke gegen Ambrières und Mayenne, wo sie Verbindung mit der 3. Armee herstellten. Bradleys vorbeugende Hauptmassnahme aber war gegen Vire gerichtet, das Bollwerk der rechten Flanke Haussers.

Am 6. August nahm die gegen Vire gerichtete Drohung ständig zu, weil die Amerikanischen und die britischen Stösse auf die Stadt zusammenliefen. Am Spätnachmittag schritten die Deutschen zum Gegenangriff und verrieten den Grad ihrer Besorgnis, indem sie einen Teil der zu der Offensive gegen Avranches bestimmten Kräfte in den Kampf warfen. Trotzdem nahmen die Amerikaner Vire und überrannten einen Abschnitt der Ausgangsbasis, die die Deutschen östlich von St. Pois für die Offensive gewählt hatten.

Der Angriff sollte kurz nach Mitternacht beginnen, aber um 22.00 Uhr meldete v. Funck, der Kommandeur des XXXVII. Panzer-Korps, das die Spitze bildete, dass die vordersten Kolonnen der 1. SS-Panzer-Division erst durch Tinchebray marschierten, dass die 2. Panzer-Division die versprochenen Panther-Kampfswagen, Sturmgeschütze und Motorgeschütze noch nicht erhalten habe und dass die 116. Panzer-Division, wie immer, praktisch versage. «Somit verzögert sich voraussichtlich auf dem rechten Flügel der Angriff um Stunden.» «Das ändert nichts an der Tatsache», antwortete Hauser, «dass trotzdem ‚Lüttich‘ durchgeführt wird, wie befohlen. Ich muss schon sagen, ein schlechter Anfang. Hoffentlich kann der Zeitverlust heute Abend morgen durch Frühnebel wieder wettgemacht werden.»

Im Schutz der Dunkelheit brach die 2. Panzer-Division zwischen Mortain und Sourdeval durch und konnte sieben Meilen auf Avranches vorstossen, ehe sie von einem Kampfkommando der 3. Panzer-Division zum Stehen gebracht wurde. Südlich davon nahmen die Deutschen Mortain wieder, konnten aber den Erfolg nicht ausnutzen, weil die amerikanische 30. Division die wichtigsten Höhen

westlich und nordwestlich der Stadt zäh hielt. Am andern Flügel der 2. Panzer-Division gewann der Angriff überhaupt keinen Boden, obwohl dichter Morgen-
nebel die Deutschen begünstigte.

Als sich um die Mittagsstunde der Nebel lichtete, entdeckten amerikanische Thunderbolts und britische Typhoons auf den Strassen um Mortain dichte deutsche Kolonnen. Um 15.00 Uhr beklagte sich das XXXXVII Panzer-Korps bei der 7. Armee bitter über den völligen Mangel an Abschirmung in der Luft: «Die Jabo-Tätigkeit», so verzeichnet das Telefontagebuch der Armee, «soll fast untragbar sein. Auch die Leibstdt. [1. SS-Pz.Div.] meldet, dass Jabo-Angriffe in diesem Ausmass bisher noch nicht festgestellt werden konnten. Der Angriff der Leibstdt. sei zum Stehen gebracht worden.» Zu dieser Zeit hatte der Angriff der 116. Panzer-Division überhaupt noch nicht begonnen, denn gegen ihre Front hielt der amerikanische Druck an.

Im Lauf des Nachmittags nahmen die Luftangriffe an Intensität zu, und die 2. Panzer-Division wurde erbarmungslos behämmert, vor allem von Typhoons, die mit ihren Raketen auf offener Strasse eine Kolonne von 200 Lastkraftwagen und 60 gepanzerten Fahrzeugen fassten. Am frühen Abend ging bei der 7. Armee die Meldung ein: «Der eigentliche Angriff seit 13.00 liegengeblieben wegen des grossen feindl. Jabo-Einsatzes und Fehlens eigener Flieger.» Über Versuche der Luftwaffe, einzugreifen, wurde gemeldet, «dass eigene Flugzeuge beim Aufstieg in Luftkämpfe verwickelt wurden und ihr Ziel nicht erreichten».

Kluge sah keinen Grund, auf Fortführung des Angriffs zu bestehen, aber an demselben Abend befahl ihm Hitler, von der britischen Front 2 SS-Divisionen heranzuholen und von Neuem anzugreifen. Ehe sich aber diese Verstärkungen in Marsch gesetzt hatten, gewannen die Amerikaner das Gesetz des Handelns zurück. Bradleys Gegenmassnahmen wurden zur richtigen Zeit befohlen und pünktlich ausgeführt. Am 7. August setzte er, während die 30. Division den deutschen Flügel bei Mortain in Schach hielt, die 4. Division und einen Teil der 3. Panzer-Division ein, um die von den Deutschen in der Mitte erzielten tiefen Einbrüche abzuriegeln, und zerschlug durch Fortführung des Angriffs auf Sourdeval v. Funcks rechten Flügel. Die 116. Panzer-Division wurde hier, als die Infanterie in ihrer Flanke wich, in die Verteidigung gedrängt, und gegen Abend meldete das LXXXIV. Korps: «Es ist der Zeitpunkt da, wo die schwachen Leute stifen gehen und die guten Leute die Front nicht halten können.»

Nachdem Bradley die direkte Bedrohung von Avranches vereitelt hatte, verstärkte er den Druck auf die deutsche Südflanke. Am 7. August eilte ein Kampfkommando der 2. Panzer-Division durch St. Hilaire nach Barentan. Von dort rückten am nächsten Morgen amerikanische Kolonnen bis halbwegs Ger und

griffen den Gegner bei Mortain heftig im Rücken an. Weit alarmierender für v. Kluge war jedoch die tiefe Überflügelungsbewegung, die die 3. Armee am 8. August nach Süden bis Angers und ostwärts bis Le Mans ausführte.

Die Deutschen in der Normandie waren jetzt in äusserster Gefahr, eingeschlossen zu werden. Die Kanadier hatten eine starke Offensive gegen Falaise eröffnet, und die Amerikaner waren kaum daran zu hindern, von Le Mans beliebig nach Norden oder nach Osten weiterzustossen. An einer Front, die sich hundert Meilen lang von Domfront durch Le Mans bis zur Loire bei Angers erstreckte, hatten die Deutschen nur 1 Panzer-Division (die 9.), 1 Infanterie-Division und ein halbes Dutzend Sicherungs-Bataillone stehen. Trotzdem wies v. Kluge am Abend des 8. August Hausser an, die 9. Panzer-Division von Le Mans nach Mortain zu ziehen und nochmals zu versuchen, bis Avranches durchzustossen. Hausser protestierte gegen diesen unheilvollen Befehl: «Da das Ganze eine geschlossene Kampfhandlung darstellt, würde das Wegziehen der 9. Pz.Div. in dem Augenblick, wo starke feindl. Pz.Kräfte in die Flanke stossen, nicht nur der Armee, sondern dem gesamten Westheer den Todesstoss versetzen.» Die lakonische Antwort v. Kluges war: «Der Führer hat es befohlen.»

Die achtundvierzig Stunden, die vom Nachmittag des 6. August an abliefen, besiegelten das Schicksal der deutschen Armeen in der Normandie. Als es höchste Zeit war, sie an die Seine zurückzunehmen, trieb Hitler sie nach Westen in die Vernichtung. Während ihre Südflanke aufgerollt wurde, gab ihre Nordfront nach, und die Seiten des Vorsprungs, von denen aus v. Kluge die Küste zu erreichen suchte, wurden zu den Klauen einer Falle. In diesen entscheidenden Tagen schien zwischen dem nördlichen und dem südlichen Abschnitt des normannischen Schlachtfeldes keinerlei Beziehung zu bestehen; sie hätten ganz verschiedenen Feldzügen zugehören können, so stark war der Kontrast zwischen den beiden Schauplätzen.

Von Avranches her tobten Pattons Kolonnen ganz nach Belieben querfeldein oder die langen, schnurgeraden, zur Loire und nach Le Mans führenden Strassen hinunter. Hier und da mussten sie wegen einer gesprengten Brücke oder wegen Minen halten oder einen Umweg einschlagen. Dann und wann war eine Stadt von Kräften besetzt, die aus Nachschubtruppen und Versprengten zusammengekratzt waren, oder, wie Le Mans, nur von einem Wachbataillon der Luftwaffe verteidigt. Oft kamen sie durch Dörfer, die sich selbst befreit hatten. Sie stiessen weder auf natürliche Hindernisse, noch auf Verteidigungsanlagen, noch auf organisierte Streitkräfte, die dem Strom von Panzern und motorisierten Truppen Einhalt geboten hätten, der sich durch die Bresche bei Avranches ergoss und die Ebene überflutete.

An der Nordflanke des Frontvorsprungs von Mortain indessen bot das Hekken- und Buschgelände ein starkes Gerippe zur Abwehr, und die Deutschen leisteten hier zusammenhängenden, gewandten und entschlossenen Widerstand. Während des 4. und 5. August zog sich Eberbach – seit Juli Geysrs Nachfolger und Oberbefehlshaber der in 5. Panzer-Armee umbenannten Panzergruppe West – aus dem Raum nördlich des Mont Pinçon zurück, gab die gesprengten Ruinen von Villers-Bocage, Aunay und Evrécy auf und verkürzte so seine Front. Die Deutschen setzten sich in voller Ordnung ab und deckten den Weg des Rückzuges an die Orne mit Minen und anderen Hindernissen. Eberbach suchte sich nun in der Linie Höhe von Bourguebus – Ornefluss – Thury Harcourt – Mont Pinçon – Vire zu halten und dadurch Flanke und Rücken der angreifenden 7. Armee zu decken. Nur wenn Eberbach feststand, konnte Hausser mit einiger Erfolgsaussicht schlagen.

Am 6. August wurde die 5. Panzer-Armee in dieser ihrer Aufgabe auf eine harte Probe gestellt; an diesem Tage nahmen bekanntlich die Amerikaner Vire, und die Briten stürmten den Mont Pinçon. Von allen örtlichen Kampfhandlungen, die das Gesamtbild der Ausbruchsschlacht bestimmten, war der Angriff auf den Mont Pinçon mit am bezeichnendsten für die Erbitterung des Ringens, in das Amerikaner, Briten und Kanadier von dem Tage an verstrickt waren, wo sie ihren Fuss auf normannischen Boden gesetzt hatten.

Nicht seine Höhe machte den Mont Pinçon zu dem furchtbaren Bollwerk, das er war (sein Gipfel erhebt sich nur 1'200 Fuss über den Meeresspiegel), sondern die Schroffheit und Rauheit seiner Hänge, besonders des Westhanges, der auf einer halben Meile 350 Fuss ansteigt. Der Kommandeur der 43. Infanterie-Division, Generalmajor G.I. Thomas, wollte den Berg am 5. August von Süden angreifen, und zwar sollte das zur 129. Brigade gehörende IV. Bataillon des Wiltshire-Regiments nach einem Überflügelungsmarsch St. Jean le Blanc nehmen, während die beiden anderen Bataillone der Brigade durch den Bois de Goulet an den Westteil des Mont Pinçon heranrücken sollten. Aber die Wiltshires wurden kurz vor St. Jean zum Stehen gebracht, und Thomas änderte seinen Plan. Er gedachte mit der 130. Brigade eine Scheinbewegung auszuführen und mit der 129. Brigade von Westen anzugreifen. Hier war der Berg zwar am steilsten, doch fehlte es zu weiten Umgehungsmärschen zu dem sanfter geneigten Nordhang an Zeit. Der neue Korps-Kommandeur, Generalleutnant B. G. Horrocks, war ein Draufgänger und hatte zudem Befehl, den Mont Pinçon unverzüglich zu nehmen.

In der Mittagsstunde des 6. August waren 2 Bataillone der 129. Brigade entlang der Druance vor dem Westhang bereitgestellt; sie hatten Panzer der Royal Hussars zur Unterstützung bei sich. Der Tag war drückend heiss. Die regungslose Luft war von Staub, dem beissenden Rauch krepierender Geschosse und dem süßfauligen Pesthauch in der Sonne gedunsener Viehkadaver erfüllt. Jede Bewegung eines Fahrzeuges wirbelte noch mehr Staub empor und zog sofort das feindliche Feuer und Flüche der Infanteristen auf sich, die in schmalen Gräben auf den Befehl warteten, den Fluss zu überqueren und den steilen Berghang anzugehen. In schwer lastender Vorbedeutung hallte das Tal wider von Geschützdonner und berstenden Geschossen.

Kurz vor 15.00 Uhr räumten Pioniere im Schutz künstlichen Rauchs die Minen von der nach La Varinière führenden Brücke, und dann ging der Vorhang des Trommelfeuers auf das jenseitige Ufer nieder. Sobald er sich den Berg hinaufschob, begannen die Wiltshires vom V. Bataillon den Fluss zu durchwaten. Sie mühten sich noch hinüber, als die Deutschen mit Maschinengewehr- und Werferfeuer lebendig wurden. In wenigen Minuten waren die beiden Spitzenkompanien zerschlagen. Der Oberst ging vor, sie wieder zu sammeln, fiel aber sofort,

und der Angriff versickerte. Dem IV. Bataillon der Somersets erging es eine halbe Meile weiter nördlich nicht anders. Ihre Panzer wurden durch Minen zum Stehen gebracht und die Infanteristen am Flussufer niedergehalten.

Die Aussichten waren schlecht, aber ein Hoffnungsschimmer war geblieben. Die Brücke nach La Varinière war in Ordnung, und 2 Panzer der Husaren waren hinübergekommen. In den Obstgärten südlich der Brücke wimmelte es von Deutschen, aber Rauch nahm ihnen die Sicht, und Maschinengewehre hielten sie in Schach. Währenddem stürzten sich 6 weitere Panzer über die Brücke und hinter ihnen ungefähr sechzig Infanteristen, die einzigen kampffähigen Männer, die von dem Bataillon übriggeblieben waren. Im Laufschrift legten die Wiltshires, von den Panzern unmittelbar unterstützt, die halbe Meile nach La Varinière zurück, und in zwanzig Minuten hatten sie die Strassenkreuzung gesichert.

Hier musste die Infanterie haltmachen, aber die Husaren entdeckten einen offenen Weg, der zum Gipfel hinaufzuführen schien, und zwei Panzer-Trupps erhielten Befehl, den Stoss fortzuführen und die Höhen zu erzwingen. Kurz nach 18.00 Uhr setzten sich die Kampfwagen in Bewegung. Der Weg war schmal und schlecht und lief zwischen Steilwand und Steilabhang entlang. In einem Steinbruch glitt ein Panzer zur Seite und überschlug sich; ein anderer erhielt einen Treffer, die übrigen hetzten unter Vernebelung weiter und erreichten zur Bestürzung der wenigen Deutschen, die ihn besetzt hielten, den Gipfel.

Der erfolgreiche schnelle Angriff konnte vom Tal aus beobachtet werden, und der Brigade-Kommandeur setzte sofort zur Sicherung des Gipfels die Reserve ein, das IV. Wiltshire-Bataillon. Es hatte am Tag vorher bei St. Jean le Blanc hart gekämpft, war nachts in Reserve zurückgezogen worden, hatte auf diesem Marsch von sieben Meilen durch Artilleriefeuer fünfzig Mann verloren und war der Erschöpfung nahe. Es dämmerte schon, als die Wiltshires den Berghang hinauf in Einerreihen vorgingen, mitten durch die verwirrten Deutschen hindurch, die sich noch in einzelnen Stellungen am Hang festklammerten. Major A.D. Parsons, einer der Kompanieführer, schildert den Angriff folgendermassen:

«Der feindliche Widerstand war gering, und die Hauptschwierigkeit war die körperliche Anstrengung des Kletterns, denn der Hang wurde bald sehr steil und war dicht mit Gestrüpp bewachsen. Es war ein seltsames Gefühl, als wir uns so, beladen mit Waffen, Munition, Picken und Spaten, hinaufplackten in der Erwartung, jeden Augenblick selber umzingelt zu werden. Der Feldwebel, der den vordersten Zug führte, hatte seinen Leuten schlauerweise auseinandergesetzt, dass dies hier kein Angriff sei, sondern dass sie nur hinaufgingen, um eine andere Ein-

heit, die bereits oben sei, zu verstärken. Das trug wesentlich dazu bei, den Anstieg zu beschleunigen.

Als wir uns dem Gipfel näherten, senkte sich dichter Nebel auf uns. Wir konnten keine Landmarken erkennen, fanden aber die Panzer. Die Panzerschützen waren erleichtert, als sie uns sahen, denn man konnte die Deutschen ganz nahe rufen und graben hören. Wir waren so müde, wie eine Truppe nur sein kann, und viele von uns schliefen ein, als wir uns in dem felsigen Boden Stellungen gruben; sie schlugen mit der Picke in der Hand wie tot lang hin, in den halb ausgehobenen Gräben.

Für uns war die Operation um den Mont Pinçon ein bitterer und fruchtloser Tag. Erst St. Jean le Blanc, dann der Rückzug, und schliesslich ein ebenso bitterer Kampf den Berg hinauf und um den Gipfel – nicht so sehr ein Kampf gegen Deutsche wie gegen die brennende Sonne, den undurchdringlichen Staub, unsere ausgedörrten Kehlen und leeren Mägen, gegen die unebenen Hänge, das verfilzte Dickicht und den felsigen Boden und vor allem gegen die Müdigkeit.»

So war die Schlacht um den Mont Pinçon; so sah der Feldzug in der Normandie aus, wie ihn viele Truppen der 1. und der 2. Armee kennengelernt hatten. Dieser Kampf, in dem sie um jedes Feld, um jedes Dorf rangen, war die Grundlage des Sieges, den die 3. Armee ausnutzen konnte, als sich ihre Motorfahrzeuge quer durch Frankreich tummelten.

Mit dem Mont Pinçon hatten die Deutschen einen Keil in den Boden getrieben, der verhüten sollte, dass sich das Tor, gegen das sich ihre Defensive stemmte, weiter öffne. Der Keil war nun dahin. In der Nacht nach der Eroberung des Mont Pinçon erzwang die 2. Armee nördlich von Thury-Harcourt einen Übergang über die Orne. Das Tor begann zu knarren, und für die Kanadier an der Strasse Caen – Falaise war die Zeit gekommen, die Angel zu zerschlagen.

Mit der dauernden Überführung deutscher Panzerverbände über die Orne nach Westen wurde die Torangel bei Caen ihrer stärksten Bolzen beraubt. An Stelle der 1. und der 9. SS-Panzer-Division übernahm eine aus Rouen herangeholte Infanterie-Division die Verteidigung der Höhe von Bourguebus, eine andere wurde nördlich von Falaise in Reserve gelegt. Dem Gefechtswert der Infanterie und der Zahl der Panzer nach war Dietrichs Korps entschieden schwächer als im Juli, denn er hatte jetzt keine andere schnelle Reserve als die 12. SS-Panzer-Division mit 50 Kampfwagen zur Verfügung. Seine Panzerabwehrkräfte hingegen, die sich ungefähr auf 100 8,8-cm-Kanonen und 7,5-cm-Kanonen beliefen, waren noch intakt. Diese Pak hatten eine solche Schussweite und die Infanterie war so tief gestaffelt, dass ein schneller Durchbruch nicht leicht zu erreichen war. Aber die Verwirklichung des Planes Montgomerys verlangte in diesem Stadium, dass

die Angel des deutschen Tors «entscheidend und schnell» herausgeschlagen wurde. Gelang es der kanadischen 1. Armee, bis Falaise durchzubrechen, während v. Kluge die Masse seiner Streitkräfte westlich der Orne stehen hatte, dann war jede Möglichkeit gegeben, den allgemeinen Zusammenbruch in der Normandie zu beschleunigen.

Die Aufgabe wurde dem kanadischen II. Korps übertragen, das Generalleutnant G.G. Simonds führte, ein sehr fähiger, tatkräftiger und origineller Soldat. Ehrgeizig, zurückhaltend und hart, war er kein angenehmer, weil weniger fähigen Köpfen gegenüber unduldsamer Vorgesetzter. Er ging, wie Montgomery, an die Probleme mit wissenschaftlicher Überlegung heran. Beide strebten im Militärischen nach Vollkommenheit; während aber Montgomery vor allem auf seine Sachkenntnis baute und Erfahrungen anwandte, war Simonds ein radikaler Neuerer, der immer nach neuen Lösungen suchte. Seine Originalität sprang schlagend aus dem Plan hervor, den er zu seiner Operation entwarf und dem er den Decknamen ‚Totalize‘ gab.

Die Schwierigkeit bei der Operation ‚Goodwood‘ war gewesen, dass der Angriff, obwohl das Luftbombardement den Panzern einen Korridor geöffnet hatte, vor der zweiten feindlichen Abwehrzone liegenblieb, weil Infanterie und Artillerie nicht schnell genug nachzukommen vermochten und ein zweiter Bombenteppich nicht rechtzeitig gelegt werden konnte. Bei dem nächsten, von den Kanadiern in der Nacht zum 25. Juli geführten Angriff war die Infanterie durch heftiges Maschinengewehr- und Werferfeuer zum Stehen gebracht worden, ehe sie an die feindlichen Hauptstützpunkte herankommen konnte, und nach Tagesanbruch hatten die Panzer den Pakschirm nicht zu durchstossen vermocht. Seitdem waren mit wechselnder Taktik gegen die befestigten Dörfer an dem Höhenrücken bei Bourguebus drei Nachtangriffe unternommen worden, und jeden hatten die Deutschen scharf abgewiesen.

Ausser der Sicherung der Überraschung waren für die Operation ‚Totalize‘ die lästigsten Probleme diese: wie liessen sich Infanterie und Panzer unter geringen Verlusten so schnell durch den vordersten Abwehrgürtel hindurchbringen, dass der zweite Gürtel angegriffen werden konnte, ehe sich der Gegner von dem Eröffnungsstoss erholt hatte; und wie konnte man den Panzer-Divisionen eine solche Feuerunterstützung geben, dass sie den Durchbruch auszunutzen vermochten, ohne auf das Herankommen der Artillerie warten zu müssen.

Simonds entschloss sich, ohne Feuervorbereitung bei Nacht anzugreifen und mit dichten Panzerkolonnen und Infanterie auf schwer gepanzerten Fahrzeugen zwischen den feindlichen Stützpunkten der vordersten Linie durchzustossen. (Die Panzerfahrzeuge für die Infanterie wurden dadurch beschafft, dass man aus

den ‚Priests‘, den Motorgeschützen, mit denen die kanadische 3. Division zur Landung ausgerüstet worden war, die 10,5-cm-Kanonen herausnahm.) Ungefähr nach drei Meilen sollte die Infanterie ‚aussteigen‘ und im Schutz der Dunkelheit den zweiten Abwehrgürtel angreifen. Mit dieser Taktik hoffte Simonds, die weit überlegene Schussweite der deutschen Maschinengewehre und Mörser und, vor allem, der 8,8-cm-Kanonen, die auf 2'000 Yards genau und vernichtend waren, unwirksam zu machen.

Während der Einbruchphase wollte Simonds nur die Hälfte der verfügbaren Luftkräfte einsetzen: die britischen Nachtbomber, die über die Abwehrstellungen auf beiden Seiten des Korridors Teppiche legen und die Flanken abriegeln sollten. Auf diese Weise konnte er am zeitigen Nachmittag nach dem Einbruch die amerikanischen schweren und mittelschweren Kampfflugzeuge zur Unterstützung des Ausbruchs der Panzer-Divisionen einsetzen, die den vollendeten Durchbruch in der Richtung auf Falaise ausnutzen sollten.

Dieser gewagte Plan bedeutete den taktischen Einsatz strategischer Bomber in engem Zusammenwirken mit einem Panzerdurchbruch bei Nacht und verlangte genaueste Lenkung der Luftkräfte wie der Kampfwagen. Ohne die hervorragende Navigationsfähigkeit der Flugzeugbesatzungen Harris' und die Technik der Zielmarkierung, die das britische Bomberkommando entwickelt hatte, hätte ein solcher Plan überhaupt nicht erwogen werden können. Die Armee freilich brachte dazu wenig Erfahrungen mit. Bisher war kein derartiger Angriff versucht worden, und das Problem, genau die Richtung einzuhalten, war beträchtlich. Simonds beschloss, sich verschiedener Hilfsmittel zu bedienen. Die Stosslinien jeder Kolonne wurden nach Geländeaufnahmen festgelegt, die Spitzenpanzer sollten durch Radorichtstrahl gelenkt werden. Die Ziele sollten durch Grünlichtgranaten gekennzeichnet, die Flanken durch Leuchtspurgeschosse, und zum Licht des Mondes, der kurz vor Mitternacht aufging, sollten sich Scheinwerferkegel gesellen. «Wir erwarteten nicht»/ sagt Simonds, «dass irgendeines dieser Hilfsmittel genügen werde, aber wir hofften, durch ihre Kombination die Einhaltung des Planes zu ermöglichen.»

Das völlig Neue an dem Plan und die Aussichten, die er eröffnete, begeisterten die Truppen und ihre Führer. Crerar sagte voraus, ein umfassender Sieg in der Normandie werde «bei den Deutschen die niederschmetternde Erkenntnis bewirken, dass die allgemeine Niederlage ihrer Armeen an allen Fronten unausweichliche Tatsache geworden ist. Die schnelle Beendigung des Krieges wird die Folge sein».

Am Abend des 7. August versammelten sich die kanadische 2. Infanterie-Division und die britische 51. Hochlanddivision südlich von Caen in sechs langen, schmalen, dichten Kolonnen von Panzern und ‚Dreschflegeln‘, Infanterie auf ge-

panzerten Fahrzeugen und Motor-Pak. In jeder Kolonne standen die Fahrzeuge Bug am Heck vier Panzer breit, und in dieser einzigartigen Formation sollten sie vorgehen. Westlich der Strasse Caen – Falaise standen, mit der Front zur Höhe nördlich von Bretteville-sur-Laize, zwei kanadische Brigaden bereit, die 4. Infanterie-Brigade und die 2. Panzer-Brigade; östlich der Überlandstrasse mit dem Raum Cramenil – St. Aignan als ihrem Ziel zwei britische Brigaden, die 154. Hochlandbrigade und die 33. Panzer-Brigade. Die Front wurde mittlerweile von kanadischer und Hochlandinfanterie gehalten, die dann die im Rücken des Angriffs gebliebenen deutschen Stützpunkte nehmen sollte.

Eine Stunde vor Mitternacht begann das Bombardement auf Ziele, die durch Leuchtgranaten gekennzeichnet wurden. Eine halbe Stunde später setzten sich die dichten Kolonnen beiderseits der nach Falaise führenden Strasse hinter der Walze des Vorbereitungsfeuers in Bewegung. Das Bombardement und die tausend Panzerfahrzeuge wirbelten dichten Staub auf, und eine vom Feind gelegte Nebelwand nahm den Spitzenfahrern die Sicht und verwirrte die übrigen, die nichts mehr sehen konnten als das trübe Schlusslicht des Wagens davor. Es gab viele Zusammenstöße. Einige Fahrzeuge kamen vom Kurs ab und wurden vom Feind beschossen oder rannten in feindliche Stützpunkte. Einige wurden zusammengeschossen, und die brennenden Wracks wurden alsbald zu Zielen der feindlichen Kanonen und Werfer. Gleichwohl – die allgemeine Richtung, wenn auch nicht das Tempo des Vormarsches, wurde eingehalten. Bald zeigte sich, dass bei den Deutschen die Verwirrung womöglich noch grösser war und dass sie von der Stärke der Streitmacht, die durch ihre Linien rollte, keine Vorstellung hatten.

Die Erlebnisse einer Kolonne, die an der Ostseite der Falaiser Strasse marschierte, können als typisch gelten. Auf der ersten Meile gerieten die drei führenden Panzer in tiefe Bombenkrater; die folgenden Fahrzeuge suchten sie zu vermeiden und verloren bald Fühlung und Richtung. «Das Chaos», berichtet Oberstleutnant A. Jolly, der die Panzer dieser Kolonne führte, «war unbeschreiblich. Jedem war eingeschärft worden, sich dicht aufgeschlossen zu halten und dem voranfahrenden Panzer zu folgen, aber jetzt war es klar, dass Blinde die Blinden führten.» Nur dadurch konnte so etwas Ähnliches wie Ordnung hergestellt werden, dass Offiziere abstiegen und kleine Panzergruppen zu Fuss führten, und dass Jolly Leuchtpatronen abschoss und so der Kolonne den Weg zeigte. So sammelte sich die Kolonne wieder, und die Infanterie wurde, wenn auch spät, 200 Yards vor der festgelegten ‚Haltestelle‘ abgesetzt. Ihr Ziel, das Dorf Cramenil, wurde, obwohl stark besetzt, schnell bereinigt.

Bei Tagesanbruch standen die britischen Kolonnen planmässig 3 Meilen tief

in den deutschen Linien. Inzwischen waren die Kanadier ebenso tief eingedrungen, hatten aber in ihrer Westflanke zähen Widerstand angetroffen und ihre weitesten Ziele nicht erreichen können. Gleichviel – die zweite feindliche Linie war gebrochen und zu dem Preis viel geringerer Verluste, als eine herkömmliche Operation gekostet hätte, ein grossartiger Erfolg errungen. Nach Sonnenaufgang verzögerte dichter Bodennebel den kanadischen Vormarsch mehrere Stunden und gab dem Gegner die Möglichkeit, sich zu erholen. Um die Mittagszeit aber hatte die Angriffsspitze ausser einem alle ihre Ziele erreicht, und der Weg zum Ausbruch schien offenzustehen.

Der Feind jedoch hatte dagegen bereits Massnahmen getroffen, vor allem einer seiner Befehlshaber, Meyer, der Kommandeur der 12. SS-Panzer-Division. Er war sofort nach dem nächtlichen Luftangriff die Strasse Falaise–Caen hinaufgefahren und auf Gruppen in Panik zurückströmender Infanterie gestossen. Er stellte sich mitten auf die Strasse und jagte die Herumstreicher in ihre Stellungen auf der Höhe um Cintheaux zurück. Nachdem er diese Sperrstellung beiderseits der Hauptstrasse wieder besetzt hatte, verstärkte er sie mit Panzern und Pak und griff mit seinen beiden eigenen Kampfgruppen die Spitze der Verbündeten nördlich von Cintheaux an.

Dieser Gegenangriff war, kurz nach 12.00 Uhr, bereits im Gange, als die 8. amerikanische Luftflotte in Vorbereitung des Ausbruchs der kanadischen 4. und der polnischen 1. Panzer-Division den Raum Bretteville–Cintheaux–St. Sylvain zu bombardieren begann. Da Meyers Streitkräfte sich zur Zeit nördlich des Zielraumes befanden, erlitten sie durch den Luftangriff nur geringe Verluste und konnten im Laufe des Nachmittags die Polen in den Waldungen südlich von Cramenil zum Stehen bringen.

Auf der andern Seite der Strasse hielten die Deutschen Cintheaux bis zum Abend und hinderten so die Kanadier an schneller Entfaltung. Weder die kanadische 4. Panzer-Division noch die polnische hatten schon im Gefecht gestanden, und sie setzten aus Mangel an Erfahrung den Stoss nicht, wie Simonds befohlen hatte, pausenlos fort. Sie machten von den Jagdbombern und der mittleren Artillerie, die zu ihrer Unterstützung verfügbar waren, wenig oder gar keinen Gebrauch und liessen sich, statt sie zu umgehen, auf einen Kampf mit Widerstandsnestern ein. Die Deutschen hielten nur wenige Schlüsselpunkte; wenn man sich gegen ihre weitreichende Pak durch Einnebelung gedeckt hätte, dann hätten vermutlich die Kanadier, wenn auch nicht die Polen, durchbrechen können. Am Abend bezogen beide Divisionen, statt weiterzudrücken, für die Nacht Abwehrstellungen. Infolgedessen kam der Angriff die Strasse nach Falaise hinunter vom Morgen bis zum Abend des 8. August nur 3 Meilen voran, und der Vorteil, den die kühne Einbruchoperation gebracht hatte, war zum grossen Teil verloren.

Simonds suchte die Initiative zu behaupten, indem er zur Wegnahme der westlich der Strasse und halbwegs zwischen Cintheaux und Falaise gelegenen Höhe 195 bei Dunkelheit eine gemischte Kolonne in Marsch setzte. Das Unternehmen missglückte, weil die Kolonne vom Wege abkam und schwere Verluste erlitt, als sie kurz nach Tagesanbruch östlich der Strasse in offenem Gelände von einer Batterie 8,8-cm-Pak gefasst wurde. Den ganzen Tag über hielten die Kanadier wiederholten Gegenangriffen der 12. SS-Panzer-Division mit verzweifelter Tapferkeit stand, am Abend aber mussten sich die Überlebenden nach einem Verlust von 45 Kampfwagen zurückziehen.

Den 9. August über gingen die Deutschen auf ihre nächste Abwehrstellung am Laizon zurück. Obwohl das kanadische II. Korps die Höhe 195 genommen hatte und der Gegner neun Meilen zurückgeworfen worden war, hatten die Angriffsspitzen, die am nächsten Morgen neun Meilen vor Falaise standen, keinen klaren Durchbruch erzielt. Die Angel krachte, aber sie hielt noch.

Es ist kaum daran zu zweifeln, das die Operation ‚Totalize‘ völlig geglückt wäre, wenn die kanadischen und die polnischen Panzer-Divisionen erfahrener gewesen und schärfer im Angriff geblieben wären. Am Abend des 8. August gestand v. Kluge Hausser: «... im übrigen haben wir bei Caen einen Einbruch, wie wir ihn bisher noch nicht gekannt haben.» Am Nachmittag darauf aber eröffnete der Feldmarschall Haussers Stabschef, v. Gersdorff: «Eben ist entscheidende Aussprache mit der Obersten Heeresleitung gewesen. Da sich die Lage südlich Caen wieder gefangen hat und anscheinend doch nicht die Auswirkung hat, die man befürchtete, habe ich vorgeschlagen, dass wir nun an dem Angriffsgedanken festhalten. Der Angriff muss jetzt aber planmässig vorbereitet und durchgeführt werden, und darf nicht überhastet und überstürzt sein.»

Zwar drückte sich v. Kluge so aus, als handelte es sich um seine eigene Entscheidung, in Wahrheit aber übermittelte er einen Befehl des Führers. Hitler war überzeugt, dass die erste Offensive nur gescheitert sei, weil seine Generale nicht die Nerven gehabt hätten, alle Vorbereitungen abzuwarten. Er äusserte zu Warlimont: «Kluge hat zu zeitig angegriffen. Er hat das absichtlich getan, um zu zeigen, dass meine Befehle unausführbar seien.»

Wie vor dem ersten Angriff gab Hitler auch diesmal bis ins Einzelne gehende taktische Weisungen. Es sollten 6 Panzer-Divisionen eingesetzt werden, mit dem Schwerpunkt diesmal weiter südlich. Tatsächlich sollte die Stossrichtung dieselbe sein, wie sie v. Funck ursprünglich vorgeschlagen hatte, aber nicht er sollte den neuen Angriff führen, sondern Eberbach, der zu diesem Zweck den Oberbefehl über die 5. Panzer-Armee niederzulegen und ein besonderes Hauptquartier zu improvisieren hatte.

Am 10. August 09.00 Uhr forderte Eberbach telefonisch in v. Kluges Haupt-

quartier auf Grund einer ins Einzelne gehenden Aufstellung zu der neuen Offensive Truppen und Munition an. Um 09.15 Uhr meldete Kuntzen, der Kommandeur des Korps in der Südflanke, an die 7. Armee: «Ich möchte gemeldet haben, dass ich mit meinen Kräften (4 Ble) kein Vorgehen des Gegners auch nur aufhalten kann. Wir müssen damit rechnen, dass Alençon morgen dem Gegner gehört.» Der Chef des Armeestabes fragte überrascht zurück: «Haben Herr General den Eindruck, dass der Gegner nach Norden bzw. nach Nordosten vorstösst?» Die Antwort war: «Jawohl, darüber besteht kein Zweifel.» Das schlug wie eine Bombe ein, denn Alençon war das Hauptversorgungszentrum der 7. Armee, und die letzte Meldung Kuntzens hatte besagt, dass die Amerikaner ihren Marsch nach Osten fortsetzten.

Das war auch der Plan der Verbündeten gewesen, bis die Deutschen am 7. August bei Mortain angriffen und zur Umfassung geradezu einluden. Als sich am nächsten Morgen Eisenhower und Bradley in der Normandie zu einer Besprechung trafen, waren sich beide der grossen Gelegenheit bewusst, die ihnen unerwartet in den Schoss gefallen war. Die Kanadier schienen auf der Strasse nach Falaise durchgebrochen zu sein; wenn nun die 3. Armee von Le Mans auf Argentan vorstiess, eröffnete sich die Möglichkeit, die Deutschen im Westen einzuschliessen und zu vernichten. Es war zwar immer noch damit zu rechnen, dass es v. Kluges Panzern doch gelingen könnte, zur Küste durchzustossen, aber Eisenhower versicherte Bradley, dass dann die amerikanischen Divisionen südlich von Avranches mit 2'000 t täglich aus der Luft versorgt werden könnten. Das Risiko war gering, der lockende Gewinn unschätzbar.

Zu dieser Zeit plante Montgomery*, «von der amerikanischen Südflanke bis zur Seine bei Paris eine weite Umfassungsbewegung auszuführen und gleichzeitig die Mitte und die Nordabschnitte der interalliierten Front geradenwegs auf den Fluss vorzutreiben». Dementsprechend drängte er, während er den ‚kurzen Bogen‘ auf Argentan billigte, bei Bradley darauf, den gegen die Seine gerichteten ‚langen Bogen‘ gleichzeitig weiterzuverfolgen, wenigstens nach Freiwerden der erforderlichen Kräfte im Raum von Mortain. Bradley indessen konnte angesichts der Lage bei Mortain, wo die Schlacht noch erbittert tobte, den ‚langen Bogen‘ nicht weitertreiben. Er befahl am Nachmittag des 8. August: «Die 12. Heeresgruppe greift sobald wie möglich in der Richtung auf Argentan an mit dem Ziel, die deutschen Kräfte vor unserer Front abzuschneiden und zu vernichten.» Am 10. August gingen zur Bestürzung der deutschen Führung 4 Divisionen Pattons gegen Argentan vor.

* Über den Ursprung dieses Planes hat es Meinungsverschiedenheiten gegeben. Montgomery nimmt ihn für sich in Anspruch, aber Bedell Smith sagt («Saturday Evening Post», 15. Juni 1945), dass Eisenhower und Bradley bereits bei ihrer Zusammenkunft den Plan ins Auge gefasst hätten.

Nun sah sich v. Kluge in einem schrecklichen Dilemma. Die Lage forderte sofortiges Handeln, aber er konnte ohne Hitlers Genehmigung keine Gegenbewegung machen. Er wusste, dass er der Bedrohung Alençons und der dortigen Versorgungslager nur begegnen konnte, wenn er die 7. Armee aus dem Raum Mortain – Sourdeval herauszog, womit er aber die Basis für die von Hitler befohlene Offensive gegen Avranches aufgab. Einen solchen Rückzug vorzuschlagen, wäre Torheit gewesen, hätte doch Hitler schon den blossen Vorschlag als Sabotage seines Befehls aufgefasst.

Das Äusserste, wozu v. Kluge sich im Augenblick imstande sah, war ein Versuch, die Frage bejaht zu erhalten, «ob nicht ein kurzer und scharf geführter Panzerstoss diese feindlichen Angriffsspitzen, die nach Norden stossen, zerschlagen müsse, um die Basis für die erfolgreiche Weiterführung des Kampfes, vor allem des entscheidungssuchenden Angriffs, zu ermöglichen». Hitler nahm selbst diese Anregung mit tiefem Misstrauen auf, und v. Kluge erlangte, obwohl in den frühen Morgenstunden telefonisch und durch Fernschreiber vom Führerhauptquartier gründlich befragt, keine Entscheidung. Während so das deutsche Oberkommando im Westen gelähmt war, drängten die verbündeten Armeen nach jeder Seite weiter. Am Vormittag des 11. August wurde das Hauptquartier der 7. Armee von Meldungen über neuerliche amerikanische Fortschritte überflutet. Mortain war gefallen, Sourdeval bedroht, die Alençon deckenden Kräfte zurückgeworfen. In der Mittagsstunde, als das zerbröckelnde Gebäude der deutschen Verteidigung in der Normandie rings um ihn einzustürzen drohte, nahm v. Kluge allen Mut zusammen und meldete Jodl, dass «der Angriff Richtung Avranches... nicht mehr durchführbar» sei, «da der Feind neue Kräfte herangeführt hat, die mit den immer mehr zusammengeschmolzenen Kräften der Panzer-Divisionen auch unter Berücksichtigung der Panzerzahlen und der feindlichen Lufteinwirkung nicht mehr überrannt werden können. Der Durchstoss nach dem Meer kann kein schneller sein, sondern wird ein zäher und langwieriger Kampf, dem die Kräfte der Panzertruppen nicht mehr gewachsen sind». Aber auch jetzt trug v. Kluge Sorge, dass die Auffassung nicht als seine eigene vorgebracht werde; er stellte sie als die Meinung des SS-Generals Hausser und Eberbachs hin, eines zuverlässigen Nationalsozialisten. «Ich schliesse mich dieser Auffassung an», bemerkte er dazu. Selbst ein Feldmarschall von dem Ansehen v. Kluges konnte seine wahre Meinung nicht direkt äussern, nicht kraft seiner Autorität vertreten. Er musste, um seine sachverständigen Ansichten darzulegen, SS- und Parteigenerale vorschieben.

Am Nachmittag stimmte Hitler dem ‚Alençon-Plan‘ nachträglich zu, und zwar, wie es schien, mit allen Folgerungen, denn er ermächtigte die 7. Armee, sich aus dem Raum zwischen Sourdeval und Mortain zurückzuziehen. Diese Be-

wegung hatte bereits begonnen, als eine neue Weisung eintraf, die darauf bestand, dass danach die Offensive wiederaufgenommen werde: «An der Absicht, nach einem Erfolg gegen das amerik. XV. A.K. den Angriff gegen das Meer nach Westen notfalls über Mayenne und nördlich wiederaufzunehmen, ist festzuhalten.» Das war völliger Wahnsinn, denn es hinderte v. Kluge, die Kräfte nach freiem Ermessen herauszuziehen, die er gegen die Bedrohung Alençons brauchte.

Je mehr die Lage nach Entscheidungen drängte, desto eigensinniger bestand Hitler darauf, sie selber zu treffen und als Unterlagen dazu alle Meldungen und Informationen vorgelegt zu bekommen. Das bedeutete unerträgliche Verzögerungen, denn eine Entscheidung war von ihm nur bei der Mittags- oder Mitternachtsbesprechung zu erlangen, und gewöhnlich bedurfte es erst einer Besprechung, ihn dahin zu bringen, dass er einer unangenehmen Lage Rechnung trug, und dann einer zweiten, klaren Befehl aus ihm herauszuholen. So konnten vierundzwanzig Stunden vergehen, ehe er zu einer schleunigst auszuführenden taktischen Bewegung seine Zustimmung gab, und wenn dann seine Weisungen die Front erreichten, hatten sich die Tatsachen, auf denen sie beruhten, völlig geändert. Im Falle der Offensive gegen Avranches begnügte er sich nicht damit, die einzusetzenden Truppen, ihren Bereitstellungsraum und die Angriffsziele zu bestimmen, sondern er verlangte auch: «Absicht im Einzelnen melden. Ebenso beabsichtigte Verteilung der gesamten Panzer- und Sturmgeschützabteilungen auf die Heeresgruppe.»

Die verheerenden Folgen dieses Befehlssystems und der aus ihm hervorgehenden Befehle lagen jedem in Frankreich kommandierenden General vor Augen, und doch beugten sich ihm alle. Sie wussten, dass sie ihre Armeen in die Vernichtung schickten, aber sie waren dahin gebracht worden, Disziplin und Gehorsam allem andern voranzusetzen und die Stimme der über ihnen aufgerichteten Autorität als die Stimme Gottes hinzunehmen. Widersetzlichkeit musste mit Entlassung und Ungnade beglichen werden, seit dem 20. Juli möglicherweise mit dem Leben, und solchen Preis zu zahlen waren die Generale nicht willens. Selbst Sepp Dietrich, der in der Gunst des Führers so hoch stand wie nur irgendeiner, rührte sich nicht, obwohl viele ihn drängten, persönlich einzugreifen und Hitler die Wahrheit zu sagen. Seine Antwort war: «Wenn ich erschossen werden will, dann ist das der sicherste Weg.»

Ehe v. Kluge handeln und von Alençon angreifen konnte, hatte die schnelle und unerbittliche Entwicklung der Ereignisse Hitlers Weisung in einen Fetzen Papier verwandelt. Am 12. August nahmen die Amerikaner Alençon und zwangen Eberbach, die Kräfte, die er zur Offensive versammelte, zur Verteidigung Argentans einzusetzen. Aber auch das half nicht mehr viel. In zwei Tagen drang

das amerikanische XV. Korps 35 Meilen vor, und am Abend des 13. August stand in jeder Flanke Argentans 1 Panzer-Division. Zwar befand sich die Stadt noch in deutscher Hand, aber die Lücke zwischen der Nord- und der Südkante der Falle betrug keine 20 Meilen mehr.

An diesem Abend meldete v. Kluge Jodl: «Der Feind versucht... mit allen Mitteln, die Einschliessung der Masse der 5. Panzer-Armee und 7. Armee anzustreben.» Er liess durchblicken, dass die Einschliessung unmittelbar drohe, aber selbst jetzt noch scheute er davor zurück, einen allgemeinen Rückzug anzuregen. Er schlug nur eine Rücknahme der 7. Armee aus dem Westteil des Kessels auf Fiers und zwar zur «Freimachung von Panzerkräften» für den Angriff gegen das amerikanische XV. Korps vor. Am Vormittag des 14. August genehmigte Hitler die Rückzugsbewegung, jedoch nach den darüber vergangenen zwölf Stunden erwies sich diese begrenzte Operation durch die inzwischen in beiden Flanken des Kessels eingetretene Entwicklung als völlig ungenügend. Kurz vor Mittag meldete Eberbach, dass er nicht genug Kräfte habe, die Amerikaner auf Argentan zurückzuwerfen, und bald danach eröffneten die Kanadier einen neuen starken Angriff gegen Falaise.

Die kanadische 1. Armee hatte von Montgomery Befehl, Falaise zu nehmen, gegen Argentan weiterzustossen und die Lücke zu schliessen. Wie schon vorher, war die Hauptschwierigkeit, den Pak-Gürtel zu durchbrechen, der die Anmarschwege nach Falaise deckte, vor allem den unmittelbaren auf der Strasse von Caen. Hier befanden sich die feindlichen Hauptstützpunkte im Wald von Quesnay und auf der Höhe von Potigny. Simonds hatte bereits die kanadische 2. Division beauftragt, diese Abwehrstellungen westlich zu überflügeln, entschloss sich dann aber, weil die Umgehungsbewegung auf beträchtlichen Widerstand gestossen war, den Abschnitt Quesnay – Potigny durch einen zerschmetternden Luftangriff unwirksam zu machen und östlich daran vorbeizustossen. Das bedeutete, dass er die Linie des Laizonflusses bezwingen musste. Wieder setzte er seine Panzer an die Spitze, packte die Infanterie auf die «entkleideten Priests' und sorgte für starke Unterstützung aus der Luft, doch griff er diesmal nicht bei Dunkelheit an, sondern im Schutz künstlichen Nebels, und gebrauchte statt der Durchdringungstaktik die Dampfwalzentaktik. Seine Streitkräfte, die 2. Panzer-Brigade, die 3. Infanterie-Division und die 4. Panzer-Division traten dementsprechend diesmal nicht in langen, schmalen Kolonnen an, sondern in starken Karrees von 250 Yards.

Diese Panzermasse rollte, während der Nebel den deutschen Pak-Kanonieren am Südhang des Laizontales die Sicht nahm und Bomben und Granaten sie niederhielten, unaufhaltsam dem Fluss zu, wobei die Fahrer ihren Kurs nach der

Sonne richteten, die wie eine grosse rote Scheibe durch den Dunst schien. Diese Taktik war nicht schulmässig, doch wirksam. Es gab zwar beträchtliche Verwirrung, und einige Einheiten verloren die Fühlung mit ihrem Verband und gerieten zu weit nach Osten, aber das war nichts im Vergleich mit der Bestürzung der deutschen Infanterie, als sie sich plötzlich von Panzern überrollt sah, deren Schattenrisse unvermittelt aus Staub und Nebel hervortauchten.

Der Übergang über den Fluss machte einige Schwierigkeiten, aber am späten Nachmittag hatten die kanadischen Panzer die ersten Batteriestellungen überannt und stiessen, mit der Infanterie dicht dahinter, weiter nach Süden. Bei Einbruch der Dunkelheit standen die Truppen der 3. Infanterie-Division knapp drei Meilen vor Falaise, erhielten aber noch immer schweres Pakfeuer. Simonds hatte gehofft, die Deutschen durch den Vorstoss der 2. Panzer-Division nach Nordwesten abzulenken. Aber in der Nacht zum 14. August war ein kanadischer Spähpanzer in die deutschen Linien gerannt, dessen Besatzung eine Kopie von Besprechungsaufzeichnungen und somit einen genauen Plan des Angriffs bei sich hatte. So konnten die Deutschen, rechtzeitig gewarnt, ihre mageren Reserven an der richtigen Stelle zusammenfassen. Den 15. August über boten die 12. SS-Panzer-Division, die mit 15 Kampfwagen und 500 Panzergrenadiern nur noch ein Torso war, und ein Dutzend 8,8-cm-Kanonen den Kanadiern auf der letzten Höhe vor Falaise die Stirn. Auch als am 16. August Truppen der kanadischen 2. Infanterie-Division von Westen in Falaise einbrachen, standen die Deutschen dort noch unerschüttert. Am folgenden Nachmittag war ausser dem Gebäude der École Supérieure die ganze Stadt in kanadischer Hand. Nur noch 12 Meilen trennten die sich schliessenden Klauen der Falle.

Während die Kanadier auf Falaise vorstiessen, waren die Amerikaner an der Südflanke mit Eberbachs Panzergruppe in erbitterte Kämpfe verwickelt. Generalmajor W. H. Haislip, der das XV. Korps befehligte, hatte am 12. August von Patton den Befehl erhalten, nordwärts auf Falaise weiterzustossen. Haislip wurde aber, nachdem er den Abschnitt von Argentan erreicht hatte, durch einen Befehl Bradleys angehalten, der mit Recht fürchtete, seine Truppen könnten mit den von Falaise vorgehenden britischen Truppen Zusammenstossen. Patton sträubte sich heftig gegen diesen Befehl. Er versicherte später, es wäre seinen Truppen «ein leichtes gewesen, nach Falaise hineinzukommen und die Lücke zu schliessen... Erkundungsgruppen von uns waren nahe der Stadt, als wir den Befehl erhielten, zurückzugehen».

Die Meldungen der betreffenden Einheiten bestätigen diese Behauptung nicht. Aber auch wenn Patton recht hätte, würde das noch lange nicht sagen, dass das XV. Korps in genügender Stärke hätte folgen können, die Lücke zu schliessen

und geschlossen zu halten. Die Deutschen sassen an diesem Tage noch in Argentan und sperrten so die einzige Strasse nach Falaise. Eberbach hatte in Haislips Westflanke von Ranès bis Argentan 3 Panzer-Divisionen stehen und eine weitere bei Gacé. Sie hatten zwar nur halbe Kampfstärke, waren aber mit allen Panzern, die v. Kluge auftreiben konnte, verstärkt worden. An demselben Tage verfügte Haislip in dem Dreieck Ranès – Argentan – Sees nur über 3 Divisionen, denn seine vierte stand östlich von Alençon. Diese Kräfte genügten, die Südklaue der Falle zu halten, waren aber kaum stark genug, sie zu schliessen. Haislip hätte diese doppelte Aufgabe nur erfüllen können, wenn er Verstärkungen bekommen hätte. Dies aber hätte bedeutet, dass die 3. Armee von der Operation abgelenkt worden wäre, die Montgomery als ihre Hauptaufgabe betrachtete: von ihrer Entwicklung des weiteren Bogens zur Seine.

Zweifellos überschätzte Montgomery die Schnelligkeit, mit der die Kanadier von Norden her vorwärtskommen würden, aber er blickte bereits über Falaise hinaus. Er wollte die deutschen Divisionen umfassen, die sich gar nicht in dem Kessel befunden hatten, und seine Offensive in den freien Raum hinein so in Schwung halten, dass den Deutschen keine Möglichkeit blieb, sich an der Seine oder der Somme zu setzen. Es gab Zeiten, wo Patton vor sich selbst geschützt werden musste, und dies war eine solche Phase. Hätte er sich zwischen Argentan und Falaise tiefer eingelassen, so hätte darunter sein Angriff auf Paris gelitten. Da nun aber das XV. Korps nicht zu einem Stoss nach Norden beansprucht wurde, konnte Haislip sofort 2 Divisionen auf Dreux ansetzen. Das sicherte der Offensive, die die 3. Armee am 15. August nach Osten eröffnete, während die Schlacht um den Kessel von Falaise noch tobte, eine um die Hälfte der anfänglichen Stärke gesteigerte Wucht.

Als die Kanadier am 16. August in Falaise einrückten, stand die Masse der deutschen 7. Armee noch westlich der Orne, weil noch kein Befehl zum Rückzug aus dem Kessel ergangen war. Kluge hatte auf eigene Verantwortung das 2. SS-Panzer-Korps herausgezogen und Hausser angewiesen, das Personal der rückwärtigen Dienste und seine Fahrzeuge wegzuschicken. Aber Hitler einen drastischen Rückzug vorzuschlagen, zögerte er noch jetzt. Der Ton der Weisungen aus dem Führerhauptquartier war seit dem Fehlschlag der Offensive von Mortain zunehmend schärfer geworden.

Die Krise, die sich jetzt entwickelte, hatte jedoch ihren Ursprung nicht in dem Prozess vor dem «Volksgerichtshof» denn v. Kluge wurde mit den Männern des 20. Juli das erstemal zwei Wochen später durch Vernehmung seines Neffen in Verbindung gebracht. Am 15. August war v. Kluge während einer Fahrt von Larochette Guyon in den Kessel zwölf Stunden ohne Verbindung mit seinem Hauptquartier geblieben. Als er nach Einbruch der Dunkelheit «in stark erschütterter

Verfassung» in Eberbachs Hauptquartier eintraf, erklärte er, er sei in schweres Artilleriefeuer geraten, Jagdbomber hätten seinen Funkwagen zerschlagen, und er habe die meiste Zeit des Tages in einem Graben zugebracht. Eberbach und Blumentritt versichern, dass dies wahr sei, aber der Führer hatte für v. Kluges Abwesenheit eine andere Erklärung.

Bei einer Besprechung mit Keitel und anderen behauptete Hitler, v. Kluge habe an dem bewussten Tag versucht, mit den Verbündeten eine Zusammenkunft zu erreichen. «Feldmarschall Kluge», sagte Hitler, «wollte die ganze Westarmee planmässig in eine Kapitulation hineinführen und selber zum Gegner übergehen... Es ist anzunehmen, dass durch einen feindlichen Jabo-Angriff die Sache misslang. Er hatte seinen Generalstabsoffizier weggeschickt. Die Geschichte ist dann aber nicht gelungen. Es sind englisch-amerikanische Patrouillen vorgestossen; anscheinend ist aber keine Verbindung zustandegekommen... Die Engländer haben gemeldet, dass sie mit einem deutschen General in Verbindung stehen.»*

Von der Seite der Verbündeten wird diese Beschuldigung durch nichts bestätigt. Möglich, dass v. Kluge versucht hat, sich persönlich auszuliefern, aber wenn dem so gewesen sein sollte, so haben jedenfalls die Alliierten davon nichts bemerkt, und Hitlers Behauptung, die Briten hätten einen gefangenen deutschen Offizier freigelassen, damit er mit v. Kluge Verbindung aufnehme, entbehrt jeder Begründung. Auf welche Quelle Hitler seine Behauptung gestützt hat, ist nicht bekannt. Am Vormittag des 16. August berief er Generalfeldmarschall Model von der russischen Front zu sich und befahl ihm, sofort nach Frankreich zu fliegen und v. Kluges Kommando zu übernehmen.

Angesichts der Lage im Kessel von Falaise hätte zu einem solchen Wechsel ein ungeeigneter Augenblick kaum gewählt werden können, aber Hitler, der glaubte, dass v. Kluge ihn zu verraten versucht habe, war von der Furcht besessen, dass vor Models Eintreffen ein neuer Versuch unternommen werden und glücken könnte. «Der 15. August», sagte Hitler später, «war der schlimmste Tag meines Lebens. Es ist nur einem Zufall zu verdanken, dass dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist. Die ganzen Massnahmen der Heeresgruppe lassen sich auch nur unter diesen Voraussetzungen erklären.»

Dem Wechsel ging keinerlei Ankündigung nach dem Westen voraus, ausser dem unheildrohenden Befehl: «Feldmarschall v. Kluge hat sofort den Kessel zu verlassen und die Operationen vom Hauptquartier der 5. Panzer-Armee aus zu leiten.» Von dort rief v. Kluge in der Nacht zum 16. August unter starkem Druck seiner Armeeführer Jodl an und wagte es endlich, eine sofortige Räumung des

* Weder Eisenhower noch Montgomery noch die Chefs ihrer Nachrichtenabteilungen wussten von irgendeinem solchen Schritt v. Kluges.

Kessels vorzuschlagen. Hitler antwortete erst am nächsten Tag, und dann gestand er nur zu, dass sich die 7. Armee «in zwei oder drei Nächten über die Orne zurückziehen und am Ostufer des Flusses eine neue Front errichten» solle. Hitler hoffte, dass Model, der Wundertäter des Ostens, ohne weiteren Geländeverlust die Lage wiederherstellen werde, so kritisch sie auch war.

Am 17. August übernahm das amerikanische Generalkommando V die bei Argentan stehenden Divisionen Pattons, um nordwärts gegen Trun und Chambois anzugreifen und sich mit dem kanadischen II. Korps zu vereinigen. Trotz der Gefahr, dass die aufeinander zumarschierenden Verbündeten in ein Durcheinander hineingerissen würden, hatte sich Montgomery jetzt entschlossen, dies Risiko auf sich zu nehmen, wenn anders die 7. Armee nicht doch noch aus der Falle entkommen sollte. Während die Deutschen in Falaise noch Widerstand leisteten, brachen die kanadische 4. und die polnische 1. Panzer-Division über die Dives in den Raum Morteaux – Couliboeuf aus und wandten sich in weitem Bogen nach Südosten. Sie hatten Befehl, «unter allen Umständen und so schnell wie möglich» Trun und Chambois zu nehmen und an der Dives und auf der im Norden sie flankierenden Höhe eine Sperre zu bilden. Dieser Stoss überrumpelte die Deutschen, deren Sperrkräfte mit ihrer Masse ja bei Falaise und Argentan standen. Am Abend des 17. August befanden sich die Kanadier und die Polen 2 Meilen vor Trun, und durch die Einnahme von Le Bourg St. Leonard durch die Amerikaner hatte sich die Lücke des Kessels auf 6 Meilen verengt.

Unter dem harten Druck amerikanischer, britischer und kanadischer Armeen waren nun Haussers erschütterte Divisionen in einen 20 Meilen breiten und 10 Meilen tiefen Raum zusammengepresst. In dem Kessel drängten sich, während Bomben und Granaten sie erbarmungslos zusammenschlugen, hunderttausend Mann deutscher Truppen, die Reste von 15 Divisionen und Versprengte von einem Dutzend weiterer Verbände. Der einzige Ausweg aus dem Kessel waren die schmalen Strassen über Chambois und St. Lambert, die von beiden Seiten und aus der Luft unter Feuer lagen.

Dies war die verzweifelte Lage, der sich Model als neuer Oberbefehlshaber West am ersten Tage gegenüber sah. Ohne Rückfrage beim Führer übertrug er Hausser das Kommando über alle eingekesselten Kräfte und befahl ihm, sich von der Orne abzusetzen und an der Dives eine neue Front zu bilden. Da dieser Plan bedingte, dass die Kanadier auf Morteaux – Couliboeuf zurückgeworfen wurden, setzte Hausser die 2. SS-Panzer-Division von Osten her zum Gegenangriff an mit dem Ziel, die verbündeten Kolonnen, die auf Trun durchgebrochen waren, abzuschneiden.

Den 18. August über tobte entlang der Höhe nördlich von Chambois eine er-

bitterte Schlacht. Am Abend standen die Polen auf dem Kamm, doch die Lücke war noch offen, und viele tausend Deutsche entkamen. Aber es war ein gefährliches Entweichen, besonders für die Transportkolonnen, die bei Tage auf der Strasse von Chambois nach Vimoutiers durchzukommen suchten. Dort fanden britische und amerikanische Flugzeuge Ziele, die womöglich noch lohnender waren als die der letzten Tage. Am frühen Nachmittag meldete ein Pilot: «Über 1'000 Kraftwagen, Panzer und Pferdegespanne im Raum ... sehr wenig Bewegung ... nach Osten und Südosten Stossfänger an Stossfänger. Viel Verkehr dicht gedrängt nach Osten auf der Strasse Vimoutiers –Orbec.» Am Abend meldete ein anderer Flieger: «Das Ganze ist ein Flammenmeer.»

Die Luftwaffe allein konnte den Ausgang nicht verriegeln, aber im Kessel wurden, da die verbündeten Armeen den Ring immer enger schlossen und zum Fangstoss ausholten, Gedränge und Verwirrung von Stunde zu Stunde schlimmer. Während die Polen auf dem Höhenrücken kämpften, nahmen die Kanadier im Dives-Tal Trun und standen bei Einbruch der Dunkelheit nur noch zwei Meilen nordwestlich von Chambois, das gleichzeitig von Süden her von der amerikanischen 90. Infanterie-Division und der französischen 2. Panzer-Division bedroht wurde. Am nächsten Tag, dem 19. August, waren die Hecken- und Nebenwege zwischen den Strassen Falaise – Argentan und Falaise – Chambois mit Panzern, Geschützen und Lastkraftwagen dermassen vollgestopft, dass nur wenige Fahrzeuge vorwärtskamen, und allein der Rauch, der wie ein Leichentuch über diesem Feld des Gemetzels hing, bewahrte die Deutschen vor der ganz entfesselten Wut der Luftangriffe. Am Abend vereinigten sich die Amerikaner und die Franzosen in Chambois mit den Polen. Der Kessel von Falaise war geschlossen.

An demselben Abend erhielten Haussers Panzerkräfte, die Überbleibsel von 5 Panzer-Divisionen, Befehl, nordostwärts auszubrechen und der Infanterie eine Gasse zu öffnen. Im Morgengrauen des 20. August setzten sich die Panzer in Marsch, aber die angreifenden Kolonnen wurden bald durch eine Sintflut von Artilleriefeuer zerstreut. Auf den Strassen nach Trun und Chambois wurden sie durch Wracks und den Verkehrs Wirrwarr ebenso blockiert wie vom Sperrfeuer. Sie wurden in das Durcheinander hineingezogen, und als das Artilleriefeuer sich noch steigerte, ging alle Ordnung in der Feuersbrunst brennender Fahrzeuge und explodierender Munition unter. Menschen flüchteten entsetzt. Aber für die angeschirrten Pferde gab es kein Entrinnen...

Zwischen Trun und Chambois jedoch erreichten Reste der 2. Panzer-Division die Dives, und eine Kampfwagenkolonne durchbrach die dünne kanadische Front. Sechs Stunden lang hielten die Deutschen eine Strasse durch den Südteil von St. Lambert offen, aber die Nordhälfte dieses vereinzelt liegenden Dorfes

blieb in kanadischer Hand. Hier widerstand Major D.V. Currie* von der 4. Panzer-Division mit 175 Mann, 15 Panzern und 4 Pak jedem Ansturm. Etliche Male nahm Currie, wenn die Deutschen kurz vor dem Erfolg zu sein schienen, mit seinen Leuten Deckung und forderte Artilleriefeuer auf das ganze Dorf an. Den ganzen Tag lenkte er kanadische Artillerie beim Beschuss der deutschen Kolonnen, die über die Dives gingen, und dies Feuer richtete ein entsetzliches Blutbad an. Es konnte die Panzer nicht aufhalten, aber mehrere dichte Kolonnen von Pferdegespannen wurden von ihm gefasst, als sie an die Brücke herankamen. Die entsetzten Tiere gingen durch, jagten in Karriere durch Hecken und Einzäunungen und stürzten, Wagen und Lafetten mit sich reissend, die steile Uferböschung hinab.

So furchtbar dieses Gemetzel auch war, entkamen doch viele tausend Deutsche, bis der Korridor durch St. Lambert am Abend wieder geschlossen war. Über Nacht setzte der Feind seine verzweifelten Anstrengungen fort, aus dem Kessel auszubrechen, und es gelang kleinen Gruppen, durch die Linien zu kommen. Hauser rollte, obwohl schwer verwundet, mit einem Panzerrudel hinaus; Meindl, der Kommandeur des II. Fallschirmjäger-Korps, schlüpfte mit einem Trupp Fallschirmjäger durch; und Meyer, der Kommandeur der 12. SS-Panzer-Division, wurde von einem französischen Zivilisten in Sicherheit gebracht. Wer auch sonst in der Falle blieb – die meisten Generale verstanden es zu entkommen. Von den fünf Korpskommandeuren, die sich am 17. August noch in dem Kessel befanden, kamen mit einer Ausnahme alle davon, und von den fünfzehn Divisionskommandeuren gelang es nur dreien nicht, sich aus dem Kessel zu retten. Sie liessen 50'000 Mann für die Gefangenschaft und 10'000 Gefallene zurück.

Am 21. August unternahm das II. SS-Panzer-Korps einen letzten Versuch, die eingeschlossenen Kräfte zu entsetzen, und griff abermals die polnische Division auf der Höhe nördlich von Chambois an. Eine Zeitlang waren die Polen abgeschnitten und mussten aus der Luft mit Munition versorgt werden. Aber sie standen fest. Am nächsten Tag erhielt das Korps Befehl, sich dem Rest der Streitkräfte Models auf dem allgemeinen Rückzug anzuschliessen. Es war höchste Zeit, denn die Amerikaner hatten beiderseits Paris die Seine überschritten.

In dem Kessel Mortain – Falaise erlitt die Wehrmacht seit Stalingrad ihre schwerste Katastrophe, bei den Verbündeten aber herrschte grosse Enttäuschung darüber, dass ein Drittel der 7. Armee entkommen war. Viele hochstehende Ame-

* Major Currie wurde hierfür das Viktoriakreuz verliehen. Seine kleine Streitmacht bestand aus einer Schwadron [Kompanie] des kanadischen 29. Panzer-Erkundungsregiments und einer Kompanie der Argyll- und Southerland-Hochländer Kanadas.

rikaner äusserten sich äusserst kritisch über Montgomery, der bei der Schliessung der Lücke zu langsam gewesen sei. Was die deutschen Verluste an Waffen und Material betrifft, so bedeutete die Verzögerung wenig, denn die meisten Einheiten, die dem Kessel in den letzten Tagen entrannen, verloren nahezu alle Panzer, Transportfahrzeuge, Geschütze und anderen schweren Waffen. Überdies gelangte von der geretteten Ausrüstung sehr wenig über die Seine. Moralisch jedoch waren die Folgen dieser Niederlage nicht so schwer, wie sie hätten sein können.

In Stalingrad ging eine ganze deutsche Armee unter, und mit ihr kapitulierten ausser ihrem Oberbefehlshaber ungefähr fünfundzwanzig Generale. In der Normandie gab es keine Massenübergabe, und die meisten Generale wie auch das Hauptquartier der 7. Armee entkamen. Von einer mit Stalingrad vergleichbaren Kapitulation konnte nicht die Rede sein, weil Haussers Armee nicht die Waffen gestreckt hatte. Wären die Verbündeten imstande gewesen, am 15. oder auch noch am 16. August den Kessel zu schliessen, dann wären die 7. Armee und von den im Westen eingesetzten 11 Panzerdivisionen 9 in Gefangenschaft geraten. Eine solche Katastrophe kurz nach dem Attentat des 20. Juli hätte die Wehrmacht und das deutsche Volk moralisch tief erschüttern müssen.

Hätte die Lücke eher geschlossen werden können? Es scheint so, denn die Tatsachen sprechen dafür, dass der Stoss von Norden nicht schnell und stark genug geführt worden ist. In der letzten Phase hatte Montgomery britische Divisionen übrig, aber Simonds erhielt keine Verstärkungen. Auch war der kanadische Angriff nicht so kräftig und wagemutig, wie die grosse Gelegenheit es verlangte. Der Widerstand nördlich von Falaise war zugegebenermassen stark, aber bei den Angriffen am 7. und am 14. August wurden Möglichkeiten zur Ausnutzung nicht wahrgenommen, und nach dem abschliessenden Stoss auf Chambois gab es bei der Verstärkung des Sperriegels an der Dives ernstliche Verzögerungen. Crerar bestätigte das, indem er den Kommandeur der kanadischen 4. Division am 20. August seines Postens enthob. Da aber war es zu spät, aus der schlimmen Lage beim Feind den grösstmöglichen Vorteil zu ziehen.

Andererseits besteht kein Grund zu der Annahme, dass das amerikanische XV. Korps am 13. oder am 14. August von Argentan direkt bis Falaise hätte vorstossen können. Entgegen den damaligen Meldungen nahmen die Amerikaner Argentan erst am 20. August, einen Tag nach der Vereinigung in Chambois. Patton hätte nach Norden nur weiter vordringen können auf Kosten seiner Offensive gegen die Seine, und dieser Vormarsch wirkte umso demoralisierender, als er unternommen wurde, während die Schlacht um Falaise noch andauerte.

Die Offensive gegen die Seine begann ernstlich am 15. August. In der folgenden Nacht eroberte am rechten Flügel das amerikanische XII. Korps Orleans, in der Mitte kämpfte das XX. Korps in Chartres, und am linken Flügel hatte das XV. Korps Dreux genommen. Dort in der Nordflanke, wo man den stärksten Widerstand hätte erwarten sollen, fanden die 5. Panzer-Division und die 79. Infanterie-Division die Hauptstrassen nach Paris unbeschädigt und fast unverteidigt vor. Am 15. August legte die völlig motorisierte 79. Infanterie-Division die 60 Meilen von La Méle-sur-Sarthe bis Nogent-le-Roi in 11 Stunden zurück und meldete: «Keine Fühlung mit dem Feind.»

Hitler hatte befohlen, 3 Divisionen der 15. Armee in den Raum von Chartres zur werfen, «um Paris und den Rücken der Heeresgruppe B zu decken», aber er hatte keine Vorstellung von der Streitmacht, die auf die Seine zurollte. Naiv hatte er angeordnet: «Panzerbekämpfungstrupps sind schon jetzt mit Pak und Panzer-Nahbekämpfungsmitteln ausgestattet auf den wichtigsten Strassen nach Westen vorzutreiben, um feindliche Raids mit einzelnen Panzer-Spähwagen und Panzern in Richtung Paris zu verhindern.»

Aber seine Truppen hatten es nicht mit ‚Raids‘ zu tun, sondern mit einer Armee auf dem Marsch: mit 3 Panzer-Divisionen und 3 motorisierten Infanterie-Divisionen, gespornt von dem angriffslustigen und wagemutigen Patton, einem Meister operativer Ausnutzung.

Hitler und das deutsche Oberkommando schätzten amerikanische Stärke und amerikanische Fertigkeit völlig falsch ein. Das Oberkommando blickte auf die amerikanische Armee wegen ihres so kleinen berufsmilitärischen Kerns und ihrer so bescheidenen militärischen Tradition und Erfahrung geringschätzig herab, aber Hitlers Verachtung hatte einen andern Grund. «Bei der Einschätzung des militärischen Werts der Amerikaner», berichtet Speer, «machte Hitler immer geltend, sie seien kein zähes Volk, keine gewachsene Nation im europäischen Sinne. Auf die Probe gestellt, würden sie sich als armselige Kämpfer erweisen.» Hitler hatte seit dem tunesischen Feldzug nichts gelernt, als er den folgenden Bericht des zu seiner Umgebung gehörenden Sonderführers v. Neurath bereitwillig aufnahm. Neurath berief sich darauf, dass er Hunderte amerikanischer Gefangener verhört habe, und erklärte, sie seien «tolles Zeug. Die meisten sind herübergekommen, um Geld zu verdienen, oder um etwas zu erleben und etwas anderes zu sehen, einmal etwas mitzumachen. Eine politische Haltung, eine grosse Idee ist bei keinem vorhanden. Sie sind Rowdies, die sehr schnell abhauen; eine Krise können sie nicht durchstehen».

Die Amerikaner waren keine Bauern, und deshalb waren sie nicht zäh. Ihren Armeen fehlte es an der tiefen inneren Tapferkeit, die der schweigsame, aber

standhafte Bauer der europäischen Massenheere immer bewiesen hat. Für Hitler war nichts einfacher als das. Er war sich nicht darüber klar, dass die amerikanische Stärke gerade darin liegt, dass dem Amerikaner die «Bauernmentalität» mit ihrem engen Horizont, ihrer Bereitwilligkeit, die bestehende Ordnung anzuerkennen, und ihrem Mangel an einem Verhältnis zur Maschine fehlt. Der deutsche Grundirrtum war, nicht zu erkennen, dass die amerikanische militärische Kraft eben eine logische Folge der industriellen Kraft Amerikas ist. Die Deutschen erfuhren am eigenen Leibe, dass die amerikanische Industrie die Armeen der Vereinigten Staaten aus schier unerschöpflicher Quelle glänzend ausgerüstet hatte, aber sie machten sich nicht klar, dass aus der Industrie ebenso eine ungeheure Reserve von Männern hervorgegangen war, die mit Maschinen umzugehen verstehen.

Als der europäische Feldzug zum Bewegungskrieg geworden war, kam ein weiterer, fast ebenso wichtiger Faktor hinzu: der wieder sich regende Pioniergeist. Die Amerikaner brachten in ihrem Blut jene Sehnsucht nach Abenteuern und jenen Instinkt für Unrast und Bewegung mit, der die Pioniere dazu getrieben hatte, über die Alleghanies auszubrechen und den Mittelwesten zu erschliessen. Den amerikanischen Truppen, die über Frankreich hinwegrollten, bedeuteten Entfernungen gar nichts, und unbedenklich stiessen sie tief ins militärisch Unbekannte vor. Bei der Mehrheit der britischen Truppen war das nicht der Fall. Von den Panzer- und Luftlandedivisionen abgesehen, verfügte Dempsey über wenig Einheiten, die schneller Offensivbewegungen fähig waren. Mochte er seine Infanterie-Divisionen auch auf Lastkraftwagen setzen – psychologisch konnte er sie nicht in «motorisierte Divisionen» verwandeln; ihr Marschmass war von Natur bei Offizier und Mann der bedächtige Schritt. In Bradleys Armeen jedoch schien jede Division, Panzer-Division wie Infanterie-Division, sobald der Ausbruch aus dem Landekopf geschafft war, zu schneller, kühner Verfolgung wie geschaffen.

Es war dies für das deutsche Oberkommando eine furchtbare Überraschung. Während der Operationen im normannischen Bocage hatten die Meldungen von der Front den Kampfgeist der britisch-amerikanischen Streitkräfte ständig verkleinert und die Erfolge der Verbündeten der «überwältigenden materiellen Überlegenheit» zugeschrieben. Der Kommandeur der Panzer-Lehrdivision, Bayerlein, drückte die in der Wehrmacht vorherrschende Meinung aus, als er im Juni schrieb: «Erzielte Einbrüche des Gegners wurden selten zum Nachstossen ausgenutzt... Die Kampfmoral der englischen Infanterie ist nicht sehr gross... Sie hängt weitgehend von der Artillerie- und Luftwaffenunterstützung ab ... Gegner ausserordentlich nahkampfeempfindlich... Er ist daher eher bestrebt, Gelände zu besetzen, als es zu erkämpfen.» Bayerlein billigte den britischen Panzereinheiten

«guten Angriffsgeist» zu, die Amerikaner aber wurden von den Deutschen für weniger aggressiv und weniger gefährlich gehalten als die Briten.

Diese Ansicht wurde hart widerlegt, als Bradleys Divisionen quer durch Frankreich vorzurücken begannen. Dieselben Truppen, die im engen, durchschnittenen Gelände so unschlüssig geschienen hatten, wurden plötzlich beherzt bis zur Verwegenheit. Es war, als wäre die Infanterie über Nacht von Geist und Taten motorisierter Kavallerie beseelt worden. Die Deutschen hatten in ihrer militärischen Auffassung die Amerikaner an ihrer eigenen Beweglichkeit gemessen. Während der Feldzüge des ‚Blitzkrieges‘ müssen ihre Panzerverbände und motorisierten Divisionen ausserordentlich leistungsfähig gewesen sein, im Jahre 1944 aber stand es um ihr Fahren und die Pflege der Fahrzeuge sehr schlecht. Panzer und Motorfahrzeuge waren äusserst abgenutzt; zudem hing die Masse der Wehrmacht mit Artillerie und Transportwesen noch immer von Pferdegespannen ab. Ihre Führung hatte vergessen, wie schnell eine vollmotorisierte Armee zu marschieren vermochte, und die deutschen Generale waren ebenso überrascht wie Hitler, als Pattons Kolonnen an einem Tag 50 Meilen zurücklegten.

Der Vormarsch der amerikanischen 3. Armee kam am 16. August auf der Linie Orleans – Chartres – Dreux auf zwei Tage zum Stehen, zum Teil infolge von Nachschubschwierigkeiten, aber auch deshalb, weil Bradley nach so langen harten Kämpfen im normannischen Gelände die Demoralisierung des Feindes in ihrem ganzen Ausmass noch nicht erkannt hatte. Er wollte abwarten, bis Pattons tiefe Nordflanke durch Einheiten der 1. Armee, die von Mortain herankam, genügend gedeckt war. Patton hätte von Dreux direkt auf die Seine weitermarschieren können, aber die Bereinigung von Chartres nahm drei Tage schwerer Kämpfe in Anspruch, weil die Amerikaner, um die majestätische Kathedrale zu schonen, mit dem Einsatz von Artillerie zurückhielten. Am 18. August wurde der Vormarsch zur Seine wieder aufgenommen, und bei Einbruch der Dunkelheit stand die 79. Infanterie-Division (unter Generalmajor I.T. Wyche) bei Mantes-Gassicourt westlich von Paris 3 Meilen vor dem Fluss. Am nächsten Tag entdeckte ein Spähtrupp eine Fussgängerbrücke über ein Wehr, das die Deutschen nur zum Teil zerstört hatten. Bald danach traf Patton auf dem Schauplatz ein. Trotz der Verlockung, Wyche sofort einen Brückenkopf bilden zu lassen, flog er zu einer Rücksprache zurück zu Bradley. Die Ermächtigung traf erst bei Dunkelheit ein, aber Wyche handelte unverzüglich. Das 313. Regiment wurde aus dem Schlaf gejagt, und am Abend des 20. August hatte Wyche, vom Feinde ungestört, einen festen Brückenkopf errichtet.

Die Seine war bei Mantes ungedeckt, weil die Divisionen, die die Flusslinie halten sollen, auf Hitlers Befehl zur Sperrung der Anmarschwege nach Pa-

ris eingesetzt worden waren. Die Verbündeten hatten jedoch zu dieser Zeit gar nicht die Absicht, den Zugang zur Stadt zu erzwingen. Sie wollten sie einschliessen, und dementsprechend erhielt Patton den Befehl, bei Melun, südöstlich von Paris, einen zweiten Brückenkopf zu bilden. Dies geschah am 23. August durch die 7. Panzer-Division. Mittlerweile aber hatten die Ereignisse in der französischen Hauptstadt Eisenhower zu einer Änderung seiner Pläne bestimmt.

Eine Woche vorher hatte fast die gesamte Pariser Polizei ihren Dienst eingestellt. Am 19. August ergriffen 3'000 Gendarmen von der Polizeipräfektur Besitz und verwandelten die Ile de la Cité in eine Festung. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Aufstand der Kräfte der Widerstandsbewegung, die in der Nacht zum 19. August im Herzen der Stadt das Rathaus, den Justizpalast, das Kriegsministerium und mehrere andere Regierungsgebäude besetzten. Der Stadtkommandant, General v. Choltitz, hatte von Hitler Befehl, «Paris bis zum äussersten zu verteidigen, alle Seinebrücken zu zerstören und die Stadt zu verwüsten». Gleich wohl entschloss sich v. Choltitz, dessen Kräfte sich gegen die ausgebreitete Erhebung nicht hätten durchsetzen können, eine sofortige Waffenruhe zu erreichen, die ihm erlauben würde, seine Garnisonstruppen unbehelligt aus dem Westabschnitt der Stadt in den Ostabschnitt zu ziehen. Als Gegenleistung bot er an, die Kräfte der F.F.I. als Kriegführende anzuerkennen, sie im Besitz des Stadtzentrums zu lassen und das Einlassverbot für Lebensmittelkolonnen aufzuheben, das er zur Vergeltung für Überfälle aus dem Hinterhalt ausgesprochen hatte.

Man einigte sich. Die Waffenruhe sollte bis zum 23. August 12.00 Uhr dauern. Aber die Abgrenzungen waren unbestimmt, und die F.F.I. hatte nicht alle ihre Leute in der Hand. So kam es weiter zu Überfällen und Zusammenstössen, und in der Nacht zum 21. August verbreitete der von den Deutschen kontrollierte Pariser Sender die folgende Warnung: «Unverantwortliche Elemente in Paris haben gegen die Besatzungsbehörden die Waffen erhoben. Der Aufstand wird rücksichtslos unterdrückt werden.» Diese Ankündigung mag allein für Hitlers Ohren bestimmt gewesen sein, aber die Widerstandsführer fassten sie natürlich als Bruch der Waffenruhe auf. Die Schiessereien flackerten wieder auf und verbreiteten sich über den grössten Teil der Stadt. Am nächsten Nachmittag, als es aussah, als ob die Deutschen die Oberhand gewinnen würden, unterrichtete die F.F.I. die Amerikaner über den Zustand in der Stadt.

Daraufhin beauftragte Bradley Gerows V. Korps, sofort nach Ablauf des ‚Waffenstillstandes‘ mit der französischen 2. Panzer-Division und der amerikanischen 4. Infanterie-Division unter Vermeidung schwerer Kämpfe in die Stadt einzurücken. Den 24. August über wurden Gerows Divisionen von Nachhuten und Stras-

sensperren in den Vororten aufgehalten. Am nächsten Morgen aber rollten die Franzosen von Westen und die Amerikaner von Süden ins Stadttinnere, zum Herzen von Paris.

Unter dem doppelten Eindruck von Aufstand und Angriff schwieg die Verteidigung bald. Ein paar Stützpunkte hielten noch aus, wurden aber unter der Führung von Einwohnern umgangen. Ganz Paris strömte auf die Strassen, den Kolonnen der Verbündeten entgegen, die von jubelnden und hysterischen Zivilisten mehr behindert wurden als von den Deutschen. Um 08.30 Uhr hielt amerikanische Kavallerie vor Notre Dame, und französische Panzer rasselten im Triumph die Champs Élysées hinunter. Nördlich der Seine unterhielt die deutsche Garnison bis zum Nachmittag einen symbolischen Widerstand; v. Choltitz wartete nur auf eine Gelegenheit, vor regulären Streitkräften zu kapitulieren und der Rache der Resistance zu entgehen – der alten wie der neuen.

Ganz Europa wusste, dass mit der Befreiung von Paris wie mit seiner Unterwerfung vor vier Jahren die Schlacht um Frankreich gewonnen war.

Dritter Teil Der Weg nach Berlin

Zweiundzwanzigstes Kapitel Die Zange schliesst sich

Zwei Wochen nach der Landung hatte Montgomery in einer Weisung an seine Armeeführer erklärt, den Verbündeten werde sich, wenn erst Cherbourg und Caen gefallen seien, «eine gewaltige Chance» bieten, «die deutsche Armee zu unserer eigenen Bedrohung auf uns zu ziehen und zwischen Seine und Loire zu schlagen». Es bedurfte weiterer fünf Wochen, diese Möglichkeit herbeizuführen, aber in dieser Zeit nahmen die Kämpfe einen Verlauf, der den Sieg überwältigend machte. Überdies hatte Hitler bei Mortain und Falaise so operiert, dass sich die Wehrmacht nun der Gefahr einer zweiten Umfassung ausgesetzt sah.

Als die Amerikaner am 18. August bei Mantes-Gassicourt, 36 Meilen westlich von Paris, die Seine erreichten, gerieten die Reste der 5. Panzer-Armee und der 7. Armee zwischen der See und der breiten unteren Seine, über die ausser der schwer beschädigten Eisenbahnbrücke in Rouen kein ständiger Übergang mehr führte, in einen neuen Kessel. Bradley schlug vor, ein amerikanisches Korps das linke Seineufer hinunterzuschicken und den Deutschen den Rückzugsweg über Rouen abzuschneiden, während die Briten und Kanadier den Kessel von Falaise bereinigen würden. Montgomery stimmte zu, und am 20. August begann diese weite Umfassungsbewegung mit einem Stoss der amerikanischen 2. Panzer-Division von Verneuil nach Norden. Sie brachte in vier Tagen entlang der Flanke der zurückgehenden Deutschen 60 Meilen hinter sich, stiess jedoch am 24. August bei Elbeuf auf starken Widerstand von Panzerkräften, die Rouen und die zahlreichen Fähren weiter stromabwärts deckten.

Die Deutschen hielten Elbeuf zwei Tage, führten gegen die von Westen aufschliessenden Briten und Kanadier ein gewandtes Nachhutgefecht und verhüteten so, dass die Rückzugsbewegung zur Flucht wurde. Schlechtes Wetter machte Luftangriffe auf die unteren Seineübergänge schwierig und erlaubte dem Feind die Benutzung von sechzig Fähren und mehrerer Pontonbrücken zwischen Elbeuf und der See. Einige Truppen setzten in kleinen Booten über, andere auf Notflüssen, die sie sich aus Apfelweinfässern bauten; wieder andere fällten Bäume, verbanden die Stämme mit Telefondraht und liessen sich von der Strömung hinübertragen. Viele mussten schwimmen.

Tausende von Deutschen wurden von den Kolonnen der Verbündeten eingeholt. Tausende fielen bei Luftangriffen, während sie in den dicht bewaldeten

Flusskrümmungen auf ihre Fähren warteten. Die meisten aber kamen glücklich davon. Viel mehr war freilich nicht zu retten. Unter dem von den Verbündeten auf der Erde und aus der Luft ausgeübten Druck mussten die Deutschen die gesamte schwere Ausrüstung – Panzer, Geschütze, Raupenschlepper und Lastkraftwagen – zurücklassen. Nach Dietrich, der den Rückzug leitete, war «der Übergang über die Seine hinsichtlich der Materialverluste fast so verheerend wie der Kessel von Falaise».

Diese beiden Katastrophen waren der Gipfel zehnwöchiger schwerer Kämpfe, in denen die Deutschen eine halbe Million Mann verloren, darunter 210'000 Gefangene. Die ernsteste Seite der beiden Niederlagen war die Vernichtung der Panzer Streitkräfte. Ungefähr 2'300 deutsche Panzer und Sturmgeschütze waren in der Normandie eingesetzt gewesen; von ihnen wurden, wie Blumentritt berichtet, «nur 100 bis 120 über die Seine zurückgebracht».

Am 29. August erstattete Model, nachdem die letzten seiner Truppen die Seine überschritten hatten, Hitler über den Stand der Wehrmacht im Westen Meldung. Danach waren die Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen, die in der Normandie gekämpft hatten, durchschnittlich «je 5 bis 10 Panzer» stark. Aus diesen 11 Divisionen könne er 11 Kampfgruppen in Regimentsstärke bilden, aber nur, wenn er sofort Ersatz an Mannschaften und Ausrüstung erhalte. Aus den Resten der über die untere Seine zurückgebrachten 16 Infanterie-Divisionen könne er 4 Divisionen aufstellen, sie aber nicht ausrüsten. Diese Truppen «sind nur mit wenigen schweren Waffen, im Allgemeinen nur mit Karabiner usw. bewaffnet». Ferner wies Model darauf hin, dass «die erforderlichen Eingreifreserven an Sturmgeschützen und anderen schweren Pak völlig fehlen».

Es gab für die Deutschen keinerlei Möglichkeit, sich am anderen Seineufer festzusetzen und die Vorbereitung einer neuen Abwehrlinie entlang der Somme und der Marne abzuschirmen. Seit dem Fall von Paris hatten die Briten und Kanadier über die untere Seine vier Brückenköpfe errichtet, und die Amerikaner waren von Paris ostwärts und nordostwärts vorgestossen. Dementsprechend nahm Model, wie er meldete, die 7. Armee sofort hinter *die Somme zurück und versammelte den Rest seiner schnellen Kräfte bei Reims, «um den raschen und gefährlichen Stoss abzu wehren», den die Amerikaner gegen den Rücken der Heeresgruppe B führten.

Diese seine Bewegungen waren nach Models Ansicht nur «zeitweilige Aushilfen». Schon am 24. August hatte er Hitler eröffnet: «Für die Somme-Marne-Linie werden benötigt insgesamt 4 A.O.K., 12 Gen.-Kdos. und mindestens 30-35 Div. in Front... Ferner müssen, ähnlich wie an der Ostfront jetzt geschehen, vor-

ausschauend neben der Somme-Marne-Linie auch weitere rückwärtige Stellungen, bis einschl. Westwall, in Betracht gezogen und vorbereitet werden.»

Es gab damals weder an der Somme noch an irgendeinem anderen Flusslauf im Westen vorbereitete Abwehrlinien, denn Hitler hatte den Bau «rückwärtiger Stellungen» verboten.

Es war ein Glück für die Deutschen, dass sie in Model einen Oberbefehlshaber bekommen hatten, der sich nicht fürchtete, es mit Hitler aufzunehmen, obwohl er seine schnelle Beförderung zum Generalfeldmarschall in dem frühen Alter von 54 Jahren dem Umstand verdankte, dass er einer der Günstlinge des Führers war. Models Laufbahn ähnelte in mancher Hinsicht der Rommels. Er hatte keine gesellschaftlichen Meriten, gehörte keiner alten Offiziersfamilie an und wäre normalerweise in dem kastengebundenen Offizierskorps nicht so schnell emporgestiegen.

Model hatte schon als Stabsoffizier in der Ausbildungsabteilung des Kriegsministeriums beim Wiederaufbau der Wehrmacht auf die nationalsozialistischen Führer Eindruck gemacht. Nach Kriegsausbruch rechtfertigte er Hitlers Vertrauen völlig und erwies sich als tatkräftiger und nie um Aushilfen verlegener Kommandeur. In Russland befehligte Model 1941 eine Panzer-Division, mit der er zum Dnjepr und über den Strom stiess. Bereits nach einem halben Jahr unterstellte ihm Hitler eine Armee, und in dem harten Winter 1941/42 zeigte er sich in der Verteidigung ebenso entschlossen, wie er beim Angriff draufgängerisch gewesen war. Danach suchte Hitler nicht nur seinen Rat, sondern nahm ihn im Allgemeinen auch an. Auch nach der Offensive gegen den Bogen bei Kursk im Juli 1943 bewahrte ihm Hitler das Vertrauen. Freilich war an dem damaligen deutschen Fehlschlag zum Teil Hitlers Bereitwilligkeit schuld, dem Plan Models zu folgen statt dem nüchterneren Rat v. Kluges und v. Mansteins.

In demselben Jahr wurde Model Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, als der er die gegen die baltischen Staaten gerichtete russische Winteroffensive zum Stehen brachte. Daraufhin unterstellte ihm Hitler im Frühjahr 1944, als Schukow in Polen einbrach, die Heeresgruppe Süd. Nachdem Model die äusserst kritische Lage bei Lemberg wiederhergestellt hatte, wurde er, im Juli, als sich die Russen Warschau näherten, an die Spitze der Heeresgruppe Mitte geholt, und abermals brachte er die Rote Armee zum Stehen. Nach diesen Erfolgen nannte ihn Hitler den «Retter der Ostfront» und schickte ihn nach dem Westen, damit er dort ein ähnliches Wunder vollbringe. Model galt jetzt mit Recht als ein Meister der Aushilfen und der Abwehrstrategie.

Models untersetzte, lebhaftere Erscheinung war seinen vordersten Truppen, bei denen er sehr beliebt war, wohlvertraut, aber er war ein unbequemer Vorgesetzter, der von seinem Stab dieselbe harte Energie verlangte, die ihn antrieb. Obwohl

gegen Vorgesetzte wie gegen Untergebene kritisch, erwarb er sich wegen seiner Tüchtigkeit bei beiden Achtung. Einer der besten deutschen Panzerführer, General v. Manteuffel, äusserte sich über ihn: «Model war ein sehr guter Taktiker, in der Verteidigung besser als beim Angriff... Seine Manieren waren ungehobelt und seine Methoden bei den höheren Befehlsstellen des deutschen Heeres nicht immer annehmbar, beides aber war nach dem Geschmack des Führers. Model ging mit Hitler in einer Weise um, wie es kaum jemand sonst gewagt hätte, und lehnte sogar die Ausführung von Befehlen ab, die er nicht billigte.»

Das war höchst bezeichnend auch für die Art, wie sich Model mit der Krise im Westen auseinandersetzte. Er war nie ‚Befehlsempfänger‘ gewesen und zögerte, anders als v. Rundstedt und v. Kluge, keinen Augenblick, erst zu handeln und nachher die Zustimmung einzuholen und so einem Eingreifen des Führers vorzubeugen. Als sich die Frage erhob, ob man auf dem linken Seineufer einen Brückenkopf halten sollte, meldete Model an Hitler: «Der Brückenkopf südl. der Seine wird solange als möglich zum eigenen Uferwechsel und zur feindl. Kräftebindung gehalten. Erst wenn die Nachteile des Haltens die Vorteile überwiegen, wird er zurückgenommen werden.» Nachdem er Verdacht geschöpft hatte, dass der Wehrmachtsführungsstab seine Meldungen zensurierte, versah er die wichtigen mit dem Vermerk: «... m. d. Bitte um Vorlage im Original an den Führer.»

Mitte August hatte die Rote Armee ihre Sommeroffensive tief in die baltischen Staaten und bis an die ostpreussische Grenze, in Südpolen bis an die Weichsel und an die Ölfelder der Karpaten vorgetragen. Von der Ostsee bis zu den Karpaten waren alle schnellen Reserven Hitlers eingesetzt. Er war gezwungen, eine viel längere Front zu halten als die von den Russen im Juli durchbrochene.

Im Frühjahr hätte die Heeresgruppe Nord aus dem Baltikum auf eine Ostpreussen deckende Linie einen strategischen Rückzug durchführen können. Damit hätte Hitler seine Front um 300 Meilen gekürzt und von den 50 Divisionen, die nun in den baltischen Ländern gebunden waren, mindestens 30 Divisionen zu Operationen anderwärts freibekommen. Er hatte diese Lösung abgelehnt, weil er mit Dönitz darin übereinstimmte, dass die Russen bei freiem Zugang zur Ostsee die Eisenerztransporte von Schweden und die Erprobung der neuen Elektro-U-Boote unterbrechen könnten, auf die sie beide so grosse Hoffnungen setzten.

Infolge seiner Weigerung, das Baltikum aufzugeben, fehlte es Hitler nun an hinreichenden Kräften, dem russischen Vormarsch an der Weichsel zu begegnen. Vor Warschau jedoch begann die Offensive an Schwung zu verlieren; die Armeen Schukows und Rokossowskis hatten in wenig mehr als einem Monat 400

400 Meilen zurückgelegt und hingen noch immer von einem Nachschub ab, der von Ausladebahnhöfen ostwärts des Dnjepr herangebracht werden musste. Die Bahnstrecken in den Westprovinzen der Sowjetunion waren hinter dem deutschen Vormarsch auf die europäische Spurweite umgebaut und auf dem Rückzug schwer zerstört worden.

Nachschubschwierigkeiten und die Ankunft deutscher Verstärkungen – vor allem der Panzer-Division Hermann Göring aus Italien – hinderten die Russen daran, in Warschau einzubrechen und den polnischen Untergrundkräften, die sich Anfang August erheben hatten, die Hand zu reichen. Die Polen hatten in dem Bestreben, sich der Stadt zu bemächtigen, ehe die Russen einrückten, voreilig losgeschlagen, doch ist kaum anzunehmen, dass die Russen es sich geleistet hätten, vor den Toren Warschaws stehen zu bleiben, wenn es sich um einen Aufstand der polnischen Kommunisten statt der antikommunistischen und antisowjetischen Heimatarmee des Generals Bor-Komorowski gehandelt hätte. Unter den gegebenen Umständen aber mag Stalin die Vernichtung seiner politischen Gegner recht gern dem Feind überlassen haben.

Wie dem auch sei – die grosse russische Strategie hatte triftige Gründe, an der Weichsel eine Pause einzulegen. Nun Hitlers Reserven im Norden und in der Mitte gebunden waren, sah die Rote Armee die Zeit gekommen, ganz im Süden, zwischen Karpaten und Schwarzem Meer, den Meisterstreich ihrer Sommeroffensive zu führen. Hier verfügte Hitler an einer von 27 deutschen und 20 rumänischen Divisionen gehaltenen Front von 300 Meilen über keinerlei operative Reserven, und Verstärkungen konnten wegen der Karpaten, die diesen Raum von der übrigen Ostfront trennten, nicht rechtzeitig herangebracht werden. Am 20. August griffen die Russen an und überrannten schnell die unzuverlässigen Rumänen. Binnen dreier Tage hatten sie den Pruth überschritten, Jassy genommen und die gegenüberstehenden deutschen Armeen fast eingeschlossen. Am 23. August liess König Michael von Rumänien Marschall Antonescu verhaften und entliess dessen Regierung. In der folgenden Nacht verkündete der König über den Bukarester Sender die «sofortige Einstellung der Feindseligkeiten» und die Annahme «eines von der Sowjetunion, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten angebotenen Waffenstillstandes».

Die deutsche Front brach zusammen, und Malinowskis motorisierte Kolonnen fegten hinunter zu den Ölfeldern von Ploesti, ehe die Deutschen Zeit fanden, sie zu zerstören. Am 31. August rückten die Russen in Bukarest ein und erreichten am nächsten Tag an der bulgarischen Grenze die Donau. Bulgarien hatte bereits seinen Austritt aus dem Krieg erklärt. Finnland unternahm einen ähnlichen Schritt und suchte um Waffenstillstand nach. So hatten die Russen in kaum zwei Wochen

2 Armeen Hitlers überwältigt und fast vernichtet, ihn um drei seiner Verbündeten gebracht, ihn seiner Hauptquelle für natürliches Öl beraubt, die Nordgrenze Jugoslawiens erreicht und die untere Donau in die Hand bekommen.

Bei dieser triumphalen Sommeroffensive verfolgte die russische Heeresleitung in grossem Massstab die Strategie, die Montgomery in der Normandie angewandt hatte. In den ersten beiden Monaten liessen sie die Deutschen im Norden und in der Mitte sich erschöpfen (wie Montgomery bei Caen) und führten auf Warschau, und damit gegen Berlin, einen so starken Stoss, dass Hitler sich gezwungen sah, die Masse seiner Panzerkräfte nördlich der Karpaten zu versammeln. Es entsprach dies Montgomerys Drohung gegen Paris, der die Deutschen durch Zusammenfassung ihrer Panzerkräfte gegenüber von Caen zu begegnen gesucht hatten. Am Vorabend der amerikanischen Ausbruchoffensive standen von den 9 in der Normandie eingesetzten deutschen Panzer-Divisionen nur 2 westlich des Mt. Pinçon; am Vorabend des abschliessenden russischen Durchbruchs standen von den im Osten eingesetzten 18 deutschen Panzer-Divisionen nur 2 südlich der Karpaten. In beiden Fällen wurden die deutschen Kräfte abgenutzt und aus dem Gleichgewicht geworfen durch den Zwang, einer nicht zu übersehenden Drohung entgegenzutreten, und in beiden Fällen traf sie der entscheidende Schlag in der auf diese Weise geschwächten äussersten Flanke.

An der Ostfront wurde die Katastrophe durch den Abfall Rumäniens verschlimmert. Der Staatsstreich war von langer Hand vorbereitet worden. Im März schon hatte Fürst Barbu Stirbey als Emissär des Königs in Kairo Verhandlungen mit den Alliierten aufgenommen. Sie wurden am 2. April durch eine Rundfunkbotschaft Molotows gefördert.

Vor Beginn der russischen Sommeroffensive war es ausgemachte Sache, dass König Michael Antonescu zu stürzen versuchen werde, sobald die deutschen Armeen im bessarabischen Raum geschlagen waren. Nachdem der König die Macht ergriffen hatte, bekundete er den Vereinten Nationen seine Loyalität, indem er, am 25. August, Deutschland den Krieg erklärte. Dank der aktiven Mitwirkung der Rumänen vermochte die Rote Armee binnen zweier Wochen fast das ganze Land in die Hand zu bekommen. Die Russen nutzten ihren Sieg sofort zu Operationen donauaufwärts gegen Belgrad und Budapest. Sie konnten unverzüglich zu diesem neuen Unternehmen schreiten, weil ihr Angriff und der Frontwechsel Rumäniens so schnell vor sich gegangen waren, dass ihnen die Schwarzmeerhäfen und das rumänische Eisenbahnnetz fast unversehrt in die Hand fielen.

Das ermöglichte es dem russischen Oberkommando, seine Armeen in Rumänien auf einer neuen Nachschublinie über das Schwarze Meer und die Donau hin-

auf zu versorgen und zu verstärken, und so konnten die Russen ihre Offensivkraft auf dem Balkan zu einer Zeit entfalten, wo sie noch damit beschäftigt waren, ihre Verkehrs Verbindungen über die wüsten Schlachtfelder Weissrusslands und der Ukraine wiederaufzubauen – für den weiteren Kriegs verlauf und die Zukunft Europas eine Tatsache von allergrösster Bedeutung. Die Russen hätten ihre Offensive über die Weichsel und in der Richtung auf Berlin wegen der in Polen stehenden starken deutschen Kräfte und ihrer eigenen Nachschubschwierigkeiten in diesem Herbst nicht fortsetzen können. Es war das auch nicht ihre Hauptabsicht gewesen. Stalin war entschlossen, unbeschränkte Kontrolle über Südwest- und Mitteleuropa zu gewinnen, bevor der Krieg endete. So war Wien für ihn wichtiger als Berlin.

Der Zusammenbruch Rumäniens und der Verlust von drei Vierteln der deutschen Divisionen, die dort eingesetzt gewesen waren, stellten Hitler vor die dringende Aufgabe, im Südosten eine völlig neue Front aufzubauen. Ende August erhielt die Heeresgruppe E Befehl, Griechenland und Südjugoslawien zu räumen. Aber der Rückzug war schwierig und ging langsam vor sich. Eine neue, die ungarische Grenze deckende Front zu improvisieren, gelang Hitler, weil es an jeder strategischen Reserve fehlte, nur dadurch, dass er Divisionen aus Polen und Italien abzog. Vor neun Monaten, als seine Armeen noch tief in den russischen Westmarken standen, hatte er an einer Front von 1'400 Meilen 200 deutsche und 16 Satellitendivisionen einsetzen können. Jetzt hingegen versuchte er, mit 120 deutschen und 18 ungarischen Divisionen eine noch längere Front zu halten, die sich vom Finnischen Meerbusen bis zum Eisernen Tor dehnte. Unter diesen Umständen wagte er es nicht, Model auch nur eine einzige Division vom Osten zu schicken.

Der Druck der Ereignisse hatte Hitler bereits gezwungen, die Räumung beträchtlicher Gebiete in Nord- und Südeuropa ins Auge zu fassen. Vor der russischen Offensive in Rumänien hatte er Speer beauftragt, über die Wirkung solcher Massnahmen auf die Rüstungs Wirtschaft zu berichten. Speer ging von der Annahme aus, dass die deutschen Streitkräfte aus Finnland und Norwegen ganz, aus Südeuropa in Italien bis zu den Alpen, in Jugoslawien bis zur Save und in Ungarn bis zur Theiss zurückgezogen werden würden. Am 5. September berichtete er, dass Deutschland nach Preisgabe dieser Gebiete über genug Zufuhren und Vorräte an Bauxit, Kupfer, Nickel und den meisten andern Leicht- und Nichteisenmetallen verfügen würde, um die Rüstungsindustrie bis in das Jahr 1946 hinein aufrecht zu erhalten. Aber er fügte hinzu, dass infolge des Verlustes von Chromerzbergwerken in den südlichen Balkanländern und der Einstellung von Chromlieferungen aus der Türkei Chrom bereits der grösste Engpass geworden sei. Bei Fortdauer der gegenwärtigen Produktion von Spezialstählen bedeute dies,

«dass die vorhandenen Mengen nach Aufhören der Lieferungen aus dem Balkan für 10 Monate ausreichen. Unter Berücksichtigung der verarbeitenden Werke würde die davon abhängige Produktion, – das heisst *die gesamte Rüstungsproduktion* – am 1. Jan. auslaufen».

Hitler war nicht bereit, solche Wirtschaftsbeschränkungen in Kauf zu nehmen. Zudem bestärkten ihn in seiner instinktiven Abneigung gegen eine Preisgabe irgendwelcher besetzter Gebiete schwere Befürchtungen wegen der Luftmacht der Verbündeten.

Zur Zeit der Einnahme Ploestis durch die Rote Armee hatten die rumänischen Ölfelder zur deutschen Kriegsmaschine wenig beigesteuert. Mitte 1943 (vor dem ersten amerikanischen Luftangriff) lieferte Ploesti an Deutschland jährlich 2'500'000 t. Danach jedoch gingen die rumänische Ölproduktion infolge der amerikanischen Luftangriffe und der Öltransport nach Deutschland infolge der Verminderung der Donau zurück. Das Ergebnis war, dass die deutsche Wirtschaft und die Wehrmacht im Hochsommer 1944 aus Rumänien nur knapp ein Zehntel der Menge Öl erhielten, die ihnen ein Jahr vorher von dort zugeflossen war.

Dies war umso einschneidender, als gleichzeitig der Ausstoss der deutschen Werke für synthetisches Benzin geradezu katastrophal zurückging. Ende Juni hatte Speer in einem Bericht an Hitler angekündigt, dass, wenn die Werke nicht besser gegen die Luft abgeschirmt werden könnten, von September an «eine unüberbrückbare Lücke» entstünde, «die zu tragischen Folgen führen muss». Daraufhin wurden Flak- und Einnebelungsschutz der Raffinerien beträchtlich verstärkt. Aber das waren negative Massnahmen. Der einzige wirksame Schutz gegen die Luftangriffe bestand darin, den Bombern den Weg zu verlegen. Dazu war die Luftwaffe, obwohl die deutsche Flugzeugproduktion eine nie dagewesene Höhe erreicht hatte, nicht stark genug.

Speer hatte zur Reparatur oder zum Wiederaufbau der im Frühjahr so schwer getroffenen Flugzeugwerke 100'000 Arbeiter eingesetzt, den Produktionsvorgang vereinfacht und den Bau von Jagdmaschinen auf die Me 109 und die FW 190 spezialisiert. Dadurch hatte er während des Sommers 1944 die Fertigung einmotoriger Jagdflugzeuge, wie die folgenden Zahlen zeigen, ganz ausserordentlich erhöhen können:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August
1248	892	1050	1345	1523	1677	2001	2036

Selbst diese riesige Produktion genügte nicht, die Verluste auszugleichen. Im Juli erhielt die Luftwaffe 2'627 neue und reparierte Jagdflugzeuge; in demselben Monat verlor sie im Kampf 1'476 Maschinen, ihre Gesamtverluste aber an zer-

störten und beschädigten Maschinen beliefen sich auf mehr als 3'000. Die Höhe dieser Verluste erklärt sich zum grossen Teil aus den strategischen Luftangriffen auf Flugzeugfabriken und Ö Raffinerien. Infolge der Krise in der Produktion von Jagdmaschinen, die Speer gezwungen hatte, sich auf den möglichst zahlreichen Bau der bestehenden Typen zu konzentrieren, hatte die Luftwaffe mit der ständigen Verbesserung und Vervollkommnung der Flugzeuge der Verbündeten nicht Schritt halten können. Die Knappheit an Fliegerbenzin hatte zu starker Einschränkung von Ausbildungs- und Versuchsflügen genötigt. Im Sommer 1944 wurden Jagdflieger ins Gefecht geschickt, die nur ein Viertel der Übungsstunden ihrer amerikanischen und britischen Gegner hinter sich hatten. Gleichzeitig wurde die abschliessende Einlaufzeit für Flugzeugmotoren von zwei Stunden auf eine halbe Stunde herabgesetzt. Es war das eine falsche Sparsamkeit, denn die Verluste infolge von Unerfahrenheit und mechanischen Versagens waren anomal hoch. Ebenso verhielt es sich mit den Unglücksfällen bei Übungen und Überführungen; in den ersten neun Monaten des Jahres 1944 büsste die Luftwaffe nur die Hälfte der verlorenen Jagdmaschinen im Kampf ein.

Am 29. Juli hatte Speer Hitler berichtet, «dass trotz der grossen Produktionszahlen an Jägern und Zerstörern in den Monaten Mai, Juni und Juli die Zahl der vorhandenen wie auch der einsatzbereiten Jäger und Zerstörer in der Heimat nicht gestiegen, sondern ganz erheblich abgesunken ist». Er legte dar, dass Anfang Juni zur Verteidigung des Reichsgebietes 991 Tagesjäger verfügbar gewesen seien, am 27. Juli aber nur noch 554.

Auch im August konnte die Luftwaffe gegen die Bomberangriffe der Verbündeten nur wenig unternehmen. Zudem ging der Ausstoss der Raffinerien weiter zurück, obwohl zur Beseitigung der schweren Schäden 150'000 Arbeiter eingesetzt waren. Die Erzeugung an Öl-Endprodukten war von 542'000 t im März auf 229'000 t im Juli und auf 184'000 t im August gesunken. Der Ausstoss von Fliegerbenzin verringerte sich noch mehr, denn es war das Produkt des letzten Raffinagestadiums. Nach Speer kam es wiederholt vor, dass der Luftangriff auf ein Werk erneuert wurde, sobald es die Arbeit wiederaufgenommen hatte, jedoch bevor die Anlage zur Gewinnung des hochgradigen Benzins für Flugzeugmotoren wieder in Betrieb genommen werden können.

Im April hatte die Luftwaffe, obwohl sie, um gegen die Invasion gerüstet zu sein, mit ihren Kräften zurückhielt, an Flugmotorenbenzin fast die gesamte Monatsproduktion von 175'000 t verbraucht. Danach, als die Kämpfe über dem Reichsgebiet und an den beiden Hauptfronten immer heftiger wurden, ging die Produktion ständig zurück.

Das doppelte Unheil in Rumänien und im Reich bewirkte eine Lage, die sich

zur Katastrophe zu entwickeln drohte. Im März hatten Hitlers Raffinerien aus natürlichem Erdöl und durch synthetische Herstellung 968'000 t Endprodukte geliefert. Im August waren es nur 345 000 t, davon, wie vermerkt, nur 17'000 t Fliegerbenzin. Um der Krise zu begegnen, hatte Speer der Heimatfront und der Wehrmacht die rigorosesten Beschränkungen auferlegt. Im August wurden sogar die Zuteilungen an die Luftwaffe um mehr als 30 Prozent der Märzmenge gekürzt.

Am 30. August waren die deutschen Reserven an Fliegerbenzin so zurückgegangen, dass die Luftwaffe bei einem Durchschnittsverbrauch wie vor Beginn der Luftangriffe nur für fünf Wochen Vorrat hatte. An diesem Tag meldete Speer, die Raffinerien für synthetisches Benzin seien so schwer beschädigt, dass sie die Produktion erst Mitte September wiederaufnehmen könnten, und das nur, wenn ihre Reparatur nicht durch neue Luftangriffe unterbrochen würde. Speer schloss daran den Hinweis, dass sich die Luftwaffe vor ihrer Stilllegung infolge Benzinmangels nur bewahren könne, wenn sie bei dem nächsten, tief nach Deutschland hineinführenden amerikanischen Tagesangriff den Bombern einen vernichtenden Schlag versetze: «Die Luftwaffe muss Mitte September spätestens für diesen letzten grossen Einsatz zur Verfügung stehen. Sie muss dabei alle ihre besten Kräfte, ihre Fluglehrer und ihre erfolgreichsten Jagdflieger für dieses Unternehmen einsetzen. Die modernsten Maschinen müssen für diesen Einsatz in einer Stückzahl von mindestens 1'200 Stück bereitgestellt werden. Nur wenn diese Aktion befohlen wird, wird dies entweder, bei einem Erfolg, den Anfang einer neuen Luftwaffe oder aber das Ende der deutschen Luftwaffe bedeuten.»

Dieser Plan war nicht neu. Speer hatte ihn Hitler bereits am 16. Juni bei einer Besprechung vorgetragen. Damals hatte Galland, der Inspekteur der Jagdwaffe, eine strategische Reserve von 800 Jagdflugzeugen geschaffen, während die Anzahl der Frontmaschinen nicht erhöht worden war, und sich eifrig der Ausbildung ihrer Piloten gewidmet. Im Einverständnis mit Speer bereitete er diese Streitmacht auf den ‚grossen Schlag‘ vor. In der dritten Augustwoche jedoch, als sich die Schlacht in der Normandie ihrem Höhepunkt näherte, verlangte Hitler, dass diese Reserve in den Kampf geworfen werde. Galland und Speer protestierten heftig.

Die Überführung der Jagd waffenreserve nach Frankreich war noch nicht befohlen, da hatten die Verbündeten die Seine erreicht, und die Lage war nun, wie Galland sagt, nicht mehr gutzumachen. «Die Überführung der Reserve», so berichtet er, «ging unter Verhältnissen vor sich, die viel schlimmer waren als im Juni. Einheiten gingen verloren, landeten auf Plätzen, die bereits von Panzern der Alliierten überrollt worden waren, fanden kein Benzin und mussten ihre Maschi-

nen zerstören.» Viele Flugzeuge wurden auf dem Weg nach Frankreich abgeschossen, andere am Boden zerstört, und nur ein kleiner Teil dieses vorher so grossen Verbandes scheint noch einsatzfähig gewesen zu sein. Jedenfalls bemerkten die Verbündeten kaum etwas von einem Anwachsen der deutschen Luftstreitkräfte im Westen. «Die sämtlichen 800 Reservemaschinen zerstörten», meint Galland, «noch nicht zwei Dutzend alliierter Flugzeuge.»

Die genaue Höhe der Verluste, die die deutsche Jagdwaffe bei diesem vergeblichen Abenteuer erlitt, ist nicht bekannt, aber sie waren schwer genug, den «grossen Schlag' im September unmöglich zu machen. Hitler musste von der Voraussetzung ausgehen, dass die Raffinerien für synthetisches Benzin neuerlich erfolgreich angegriffen werden würden und daher die kärglichen Reserven an Fliegerbenzin bis in den Oktober hinein auszureichen hatten. So wurde denn auch die Benzinzuteilung an die Luftwaffe für September auf 60'000 t gekürzt.

Nicht berührt von der Benzin Krise wurden allein die Flugzeuge mit Düsenmotoren, die von einem niedriggradigen, verhältnismässig reichlich vorhandenen Brennstoff getrieben wurden. Aus schon erwähnten Gründen aber hatte sich die Serienherstellung der Me 262 bis 1944 verzögert, und danach war die Produktion so gering, dass Ende August nur 32 Maschinen zur Verfügung standen. Es wurde auch nicht der beste Gebrauch von ihnen gemacht, denn Hitler hatte darauf bestanden, die Me 262 als Bomber einzusetzen, und so Galland um den einzigen Flugzeugtyp gebracht, der jeder von den Verbündeten über Deutschland verwendbaren Jagdmaschine klar überlegen war.

Hitler wusste nun, dass die Luftwaffe bei den für die nächsten Wochen von West und Ost zu erwartenden Offensiven der verbündeten Armeen viel zu schwach sein werde, dem Ansturm der Panzer oder den Schlägen aus der Luft zu begegnen. Selbst ihm muss zu dieser Zeit klar gewesen sein, dass die Luftwaffe, wenn die Angriffe auf die Benzinwerke in der bisherigen Stärke und Genauigkeit fort dauerten, Ende Oktober an den Boden gefesselt und die Wehrmacht vor Winterbeginn zur Bewegungslosigkeit verurteilt sein würde.

Ende August erhielt Hitler einen Brief, der den Tatsachen ins Gesicht blickte. Generalfeldmarschall v. Kluge hatte ihn am 18. August geschrieben, dem Tage seiner Ablösung durch Model. Am Tag darauf trat er die Fahrt nach Deutschland an. Als der Wagen in Metz eintraf, war der Feldmarschall tot. Nach ärztlichem Bericht war er an Gehirnblutung gestorben. Hitler ordnete ein Staatsbegräbnis an und beauftragte v. Rundstedt, in seiner Vertretung die Trauerrede zu halten. Diese Anordnungen wurden aufgehoben, sobald der Führer v. Kluges Brief gelesen hatte. Darin stand:

«... Wenn Sie diese Zeilen erhalten, ... bin ich nicht mehr... Ich begeben mich

dahin, wo schon Tausende meiner Kameraden sind ... Ich weiss es nicht, ob Feldmarschall Model die Lage noch meistern wird. Ich wünsche es ihm von Herzen. Sollte es aber nicht der Fall sein und Ihre neuen heissersehnten Kampfmittel, insbes. die der Luftwaffe, nicht durchschlagen, dann, mein Führer, entschliessen Sie sich den Krieg zu beenden. Das dt. Volk hat so namenlos gelitten, dass es Zeit ist, dem Greuel ein Ende zu machen. Es muss Wege geben, dieses zu erreichen und vor allem zu erreichen, dass das Reich nicht dem Bolschewismus verfällt...»

Dieser Brief beschäftigte Hitler sehr, als er am 31. August die Generale Westphal und Krebs empfing, bevor sie sich als Nachfolger Blumentritts und Speidels auf ihre Posten begaben. Er unterrichtete sie von dem Vorfall und fügte hinzu, dass der Feldmarschall in Anbetracht der am vorigen Tag in dem Prozess vor dem «Volksgerichtshof aufgedeckten Tatsachen, «wenn er nicht Selbstmord verübt hätte, ohnehin sofort verhaftet worden wäre». Dann verbreitete er sich über die Geschichte von dem angeblichen Versuch v. Kluges, die Armeen in der Normandie dem Feind zu übergeben, fügte hinzu, dass er nicht die Absicht habe, zu kapitulieren und wies darauf hin, dass die Koalition der Feinde nicht ewig halten könnte.

Dass die grosse Ost-West-Koalition zusammenbrechen müsse, wurde nun eines der Lieblingsthemen des Reichspropagandaministers. Damit zu rechnen war nicht ganz unlogisch. Seit dem 16. Jahrhundert war es ständiges Ziel der britischen Aussenpolitik gewesen, das Gleichgewicht der Mächte in Europa aufrechtzuerhalten. Um die Beherrschung des Kontinents durch die eine oder die andere Macht zu verhindern, hatten die Briten ein halbes Dutzend grosse Kriege geführt, und in den letzten hundert Jahren hatten sie sich kaum minder entschlossen gezeigt, dafür zu sorgen, dass die Dardanellen und der Bosphorus nicht unter russische Kontrolle kämen.

Nun hatten sich beide Gefahren erhoben, und zwar, nach dem Vormarsch der Roten Armee nach Polen und Rumänien hinein, unmittelbar. Von Tag zu Tag wurde klarer, dass nach einer Zertrümmerung Deutschlands die Sowjetunion Herr Mittel- und Südosteuropas sein würde.

Vor der Konferenz von Teheran wurde, wie schon vermerkt, das Verhalten des Präsidenten zu allen britischen Vorschlägen über Operationen gegen Südeuropa von dem Glauben beherrscht, dass der kürzeste und an Blutopfern billigste Weg zum militärischen Siege durch Westfrankreich führe.

Nach der Konferenz von Teheran hatte Roosevelt für seinen Wunsch, sich nicht in Südosteuropa einzulassen, weitreichende Gründe. Er wollte die versprochene Teilnahme Russlands am Krieg gegen Japan und an der Gründung der Vereinten Nationen sichern. Deshalb war er entschlossen, alles zu unterlassen, was Stalin gegenüber den anglo-amerikanischen Absichten hätte misstrauisch machen können, sagte er sich doch, dass ein selbständiger Kurs Russlands den Vereinten Nationen ebenso verhängnisvoll werden würde wie seinerzeit die amerikanische Abkehr von Europa dem Völkerbund. Aus den Dokumenten Hopkins' und den Erinnerungen Cordell Hulls ergibt sich, dass die russischen Bestrebungen Roosevelt nicht entgingen, dass er aber hoffte, Russland werde sich, wenn die Vereinten Nationen seine Sicherheit garantierten, nicht durch Schaffung von Einflussphären jenseits seiner Grenzen selbst zu schützen suchen. Roosevelt war sich darüber klar, dass sich die Sowjetunion nach der Niederlage Deutschlands in einer Position befinden werde, in der sie Europa beherrschen könnte. Trotzdem nahm er das anscheinend fast gleichmütig hin. Er glaubte, dies Problem werde

sich durch die «Politik guter Nachbarschaft» lösen lassen, die er so erfolgreich auf den westlichen Erdteil angewandt hatte.

In Teheran hatte sich Churchill ebenso eifrig um Stalins Freundschaft bemüht wie Roosevelt, doch hatte er aus der Erfahrung der letzten zwei Jahre die Überzeugung gewonnen, dass man die Russen fest, ja brüsk anfassen müsse. In dieser Überzeugung war er im Frühjahr 1944 bestärkt worden, als der Sieg der Roten Armee in Polen die Möglichkeit eines baldigen russischen Vormarsches in das Donautal und die Balkanländer eröffnet hatte, wo die Sowjets bereits emsig politische Ränke spannen. Deshalb wies er am 4. Mai den Aussenminister darauf hin, dass sich die Verbündeten «offenbar... einer Kraftprobe mit den Russen nähern», und ersuchte ihn, eine Aufzeichnung zu entwerfen, «die die zwischen uns und der Sowjetunion stehenden nackten Streitfragen ... heraushebt». «Kurz gesagt», schrieb Churchill, «handelt es sich darum: Gedenken wir uns darein zu schicken, dass die Balkanländer und vielleicht auch Italien bolschewisiert werden?... Wenn wir uns dafür entscheiden, der kommunistischen Infiltration und Invasion Widerstand zu leisten, dann sollten wir ihnen das bei der ersten besten Gelegenheit, den die militärischen Ereignisse gewähren, ungeschminkt klarmachen.»

Als sich einen Monat später die militärische Lage der Westalliierten durch die Einnahme Roms und die Landung in der Normandie unermesslich gebessert hatte, schien es dem Premierminister günstig, den in Teheran vorgebrachten Plan einer Fortführung der Offensive im Mittelmeerraum zum Balkan und in das Donautal wieder aufzugreifen. Es war jetzt gewiss, dass Westeuropa, welchen strategischen Weg nach Berlin die britisch-amerikanischen Armeen auch einschlugen, im demokratischen Lager bleiben würde; keineswegs jedoch war es sicher, ob sich die Balkanländer zu einem solchen Bekenntnis geneigt zeigen oder imstande sein würden, wenn die Rote Armee sie befreite. Die Interessen Grossbritanniens und auf weite Sicht auch die der Vereinigten Staaten heischten die Wiederherstellung des demokratischen Einflusses in Mittel- und Südosteuropa. So richteten sich Churchills Besorgnisse, wenn er auch nach wie vor zuerst an der Vernichtung der Macht Hitlers interessiert war, mehr und mehr auf die Notwendigkeit, Stalins Bestrebungen Einhalt zu tun. Daher suchte er einen Feldzugsplan zu entwerfen, der nicht nur zu militärischem Erfolg führen, sondern auch verhüten würde, dass es in irgendeinem wichtigen Gebiet um die demokratische Sache nach dem Siege schlechter stünde als vorher.

Weit von Churchills besorgten Bemühungen entfernt, in Mittel- und Südosteuropa Einfluss und Prestige des Westens wiederherzustellen, befürchtete Roosevelt, dass gerade jeder britisch-amerikanische Schritt in dieser Richtung die Russen entfremden und veranlassen würde, vor ihren Grenzen einen cordon sani-

taire zu ziehen. Roosevelt wie Hull waren aus Prinzip Gegner aller «Einfluss-sphären anderer Art als die der Vereinigten Staaten auf beiden amerikanischen Kontinenten.

Aber nicht nur die politischen Ziele des Präsidenten hatten auf die Strategie der Verbündeten entscheidenden Einfluss; auch die amerikanischen Stabschefs waren, und zwar aus rein militärischen Gründen, entschlossen, sich nicht in Süd-osteuropana zu binden. Der in Teheran und Kairo vereinbarten Strategie lag das Prinzip zugrunde, dass der Angriff auf Hitlers «Festung Europa» und Deutschland selbst von Westen durch Frankreich zu führen sei und keine ernstlichen Operationen, ausser durch die Luftwaffe, von Süden gegen das Reich oder seine Rohstoffquellen auf dem Balkan unternommen werden sollten. Dementsprechend hatten die Amerikaner darauf bestanden, die verbündeten Streitkräfte im Mittelmeerraum im Zusammenwirken mit ‚Overlord‘ in Südfrankreich zu landen (Unternehmen ‚Anvil‘).

Die Briten hatten diese Strategie akzeptiert, nahmen aber nach wie vor den Standpunkt ein, dass im Westen ohne eine ergänzende Offensive in Italien mit ständiger Bedrohung Süddeutschlands und des Balkans ein entscheidender Sieg nicht errungen werden könne. Sie befürchteten eine Erstarrung der Westfront zum Grabenkrieg, ging doch die günstigste militärische Ansicht dahin, dass sich die Deutschen nach einer Niederlage in der Normandie etappenweise auf die Seine und den Westwall zurückziehen würden, um wieder eine zusammenhängende Front herzustellen und sich genügende taktische Beweglichkeit zu sichern. Die Amerikaner teilten diese Auffassung vom Feinde, vertrauten aber darauf, dass die Westmächte eine solche Strategie zu durchbrechen und jeden Stillstand zu vermeiden vermöchten, wenn die 37 Divisionen, die Eisenhower am Landungstag in Grossbritannien stehen hätte, mit 10 Divisionen aus dem Mittelmeerraum und weiteren 40 oder mehr Divisionen verstärkt werden würden, die unmittelbar aus den Vereinigten Staaten herübergebracht werden könnten, sobald französische Tiefwasserhäfen genommen und geräumt wären. Ein strategisches Ablenkungsunternehmen auf dem Balkan hielten die amerikanischen Stabschefs nicht für notwendig, und in Italien erachteten sie, war erst einmal Rom gefallen, nur Abdämmungsoperationen für erforderlich. Sie erblickten den Sieg nicht hinter Manövern, sondern waren darauf versessen, die Wehrmacht mit einer in den Truppenlagern und Fabriken der Vereinigten Staaten konstruierten militärischen Dampfwalze in frontalem Ansturm zu überwältigen. Roosevelt übernahm dies Konzept.

Churchill jedoch hat diesen Plan nie für «vernünftig» gehalten, und als sich am 11. Juni (fünf Tage nach Beginn des Unternehmens ‚Overlord‘) die gemeinsamen Stabsausschüsse in London zusammensetzten, verlangten die britischen

Stabschefs eine Überprüfung der interalliierten Mittelmeerstrategie. Damit hob eine Debatte an, die zwei Monate währte und auf den militärischen Verlauf des Krieges wie auf die politische Gestalt Nachkriegseuropas eine tiefe Wirkung ausüben sollte.

Damals hatten Eisenhowers Armeen in der Normandie Fuß gefasst und waren auf geringeren Widerstand gestossen, als man erwartet hatte. Das Unternehmen ‚Anvil‘ war wegen des Problems der Bereitstellung einer genügenden Anzahl von Landungsfahrzeugen schon einmal verschoben worden, und jetzt berichtete der Oberbefehlshaber im Mittelmeerraum, Maitland Wilson, dass diese Operation nicht vor dem 15. August beginnen könne. Dann aber bedurfte es zu einem Erfolg ‚Overlords‘ des Unternehmens ‚Anvil‘ vermutlich gar nicht mehr; jedenfalls aber kam es zu spät, den Ausgang der Sommerkämpfe wesentlich zu beeinflussen.

Nachdem ‚Overlord‘ auf Juni verschoben worden war, konnte Eisenhower nur noch höchstens mit drei Monaten günstigen Feldzugwetters rechnen. Im Oktober, vielleicht schon im September, würde der Feind vom Wetter begünstigt werden; die Westalliierten konnten dann die Drohung mit einer weiteren breiten Landung nicht mehr aufrechterhalten und nicht mehr das volle Übergewicht ihrer Luftstreitkräfte zur Unterstützung der Erdtruppen und gegen die deutsche Rüstungsindustrie und Verkehrslinien ausnutzen. Es war demnach wahrscheinlich, dass Hitler, wenn er im Sommer und Frühherbst eine entscheidende Niederlage vermeiden konnte, den Krieg bis in das Frühjahr 1945 hinzuziehen vermochte. Angesichts dessen kam es darauf an, dass alle Verbündeten die wenigen Sommermonate hindurch durch Drohung oder Operation den äussersten Druck auf Deutschland in Räumen ausübten, die so wichtig waren, dass Hitler es sich nicht leisten konnte, Boden preiszugeben, um Zeit zu gewinnen.

Italien war ein solcher Raum und bot nun – nach General Alexander, dem Oberbefehlshaber an Ort und Stelle – «eine goldene Gelegenheit, einen wirklich entscheidenden Sieg davonzutragen». Am 4. Juni war Rom genommen worden, und die verbündeten Armeen trieben die zersprengten deutschen Verbände nordwärts auf die Linie Pisa – Rimini, die ost-westlich durch Florenz lief. In Anbetracht dessen machten die britischen Stabschefs geltend, dass es vorteilhafter sei, die Mittel Wilsons zur Ausnutzung des Sieges Alexanders durch Verfolgung in Italien einzusetzen, statt sie zwischen Südfrankreich und Italien aufzuteilen. An der italienischen Front konnte man die Offensive pausenlos fortführen, solange das günstige Wetter andauerte.

Marshall, King und Arnold sprachen sich nach wie vor mit Entschiedenheit für das Unternehmen ‚Anvil‘ aus, erkannten aber «die gebieterische Notwendigkeit» an, «die Zerschlagung der deutschen Kräfte südlich der Linie Pisa-Rimini

zu vollenden». Darüber hinaus erklärten sie sich damit einverstanden, die Frage offen zu lassen, wo die amphibischen Fahrzeuge des Mittelmeerkommandos eingesetzt werden sollten. Am 14. Juni wurde Wilson angewiesen, die Offensive in Italien bis zu der Linie Pisa – Rimini vorzutragen und sich auf anschließende Angriffsoperationen gegen Südfrankreich oder Westfrankreich oder die Nordspitze der Adria vorzubereiten. *Zur endgültigen Wahl des Zieles sollte «die allgemeine Entwicklung der strategischen Lage abgewartet» werden.*

Drei Tage später brachte Wilson bei einer Besprechung mit Marshall und Arnold in Italien eine weitere Möglichkeit vor, nämlich «die Zuteilung der vorhandenen und künftigen Mittel an General Alexander zur Fortführung seiner Offensive über die Linie Pisa – Rimini hinaus gegen die istrische Halbinsel und zur Ausnutzung dieser Operation über Laibach in die ungarische Tiefebene». Er wies darauf hin, dass eine unmittelbare Drohung gegen die obere Donau, das strategische Zentrum Europas, die Deutschen zwänge, starke Kräfte aus Frankreich abzuziehen. Die Unterstützung, die Eisenhower auf diese Weise erführe, wäre zwar, sagte Wilson, «weniger direkt, aber wirksamer».

Marshall entgegnete, dass Eisenhower auf ‚Anvil‘ bestehe, weil das «Bedürfnis nach einem weiteren grossen Hafen dringender sei... als die Ablenkung feindlicher Truppen aus Nordfrankreich». In den Vereinigten Staaten stünden «40 bis 50 kampfbereite Divisionen», und diese würden «nur in Frankreich eingesetzt werden, wo sie schneller und an einer breiteren Front entwickelt werden könnten». Was auch immer sich ereignen sollte, «zu einem Feldzug in Südosteuropa würden Kräfte der Vereinigten Staaten nicht eingesetzt werden».

Die amerikanische Voreingenommenheit für die Besetzung südfranzösischer Häfen schien Wilson «auf eine Strategie zu deuten, die darauf hinauslief, Deutschland in der ersten Jahreshälfte 1945 auf Kosten der Möglichkeit zu schlagen, es vor Ende 1944 zu bezwingen». Am 19. Juni drängte Wilson bei den britischen Stabschefs darauf, «vor Jahresende eine entscheidende Drohung gegen Süddeutschland» zu richten. Die verbündeten Armeen in Italien waren in den letzten zwei Wochen hundert Meilen vorgerückt, konnten aber den Schwung nicht beibehalten, wenn sie, wie geplant, 7 Divisionen zu dem Unternehmen ‚Anvil‘ abgeben mussten. Wilson wies darauf hin, dass die Abziehung eines Viertels der Erdstreitkräfte Alexanders und der entsprechenden Luftstreitkräfte eine Unterbrechung der Offensivoperationen im Mittelmeerraum mindestens von sechs Wochen zur Folge hätte und den Deutschen erlauben würde, sich in der Abwehrstellung Pisa – Rimini, der sogenannten ‚Gotenlinie‘, stark festzusetzen.

Diese Argumente machten auf Marshall wenig Eindruck; er behauptete, die Deutschen könnten, wenn bedrängt, «ohne um das Potal zu kämpfen auf die Alpen zurückgehen» und hätten «dabei nichts zu verlieren». Liesse man Alexander seine Offensive fortsetzen, so «stiesse er ins Leere». Diese Meinung schlug den Tatsachen und Erfahrungen des letzten Jahres ins Gesicht. Die Deutschen hatten den Verbündeten von Salerno an jede Meile streitig gemacht und zeigten jetzt keinerlei Neigung, das Potal kampfflos zu räumen.

Hitler war sich der strategischen Bedeutung Norditaliens und der oberen Donau durchaus bewusst. Er befürchtete, dass die Westalliierten von Luftbasen in der Poebene ihre Angriffe auf die Rüstungswerke steigern könnten, die aus dem näheren Bereich der auf britische Flughäfen gestützten Bomber nach Mitteleuropa wegverlegt worden waren. Er war sich auch völlig klar darüber, dass den Verbündeten der Weg um die Nordspitze der Adria herum oder über sie hinweg nach Jugoslawien, wo Titos Partisanen ohnedies schon ein Dutzend Achsendivisionen banden, unbedingt verlegt bleiben müsse. Der Balkan war so reich an lebenswichtigen Rohstoffen für die deutsche Wirtschaft, dass es Hitler nicht wagen konnte, sie dem Zugriff der Alliierten auszusetzen. Statt diese Gefahr zu laufen, war er eher bereit, seine Kräfte in Norditalien zu verstärken. Die Bedrohung Südfrankreichs machte ihm keine sonderlichen Sorgen. Er wusste, dass er es räumen konnte, ohne damit ein Gebiet von grosser strategischer oder wirtschaftlicher Bedeutung aufzugeben und ohne dass dem Gegner Flugplätze in die Hand fielen, die den deutschen Schlüsselindustrien näher lagen als die, über die sie bereits verfügten. Infolge der Zerstörung der französischen Eisenbahnen konnte Hitler sowieso kein Wolfram mehr aus Spanien und kein Bauxit mehr aus dem Rhonetal erhalten, und die U-Boot-Stützpunkte an der Biskaya hatten inzwischen ihre Bedeutung verloren.

Vom Standpunkt der Verbündeten sprachen treffliche strategische Gründe für die Fortführung der Offensive in Italien. Neapel war in vollem Betrieb, und es liefen von dort Nachschublinien auf Strasse und Schiene unmittelbar bis zur Front. Die taktischen Luftstreitkräfte wirkten von sicheren Stützpunkten aus mit gewaltiger Stärke. Eine vollkommene Befehls- und Verwaltungsorganisation arbeitete reibungslos. Alexander brauchte nichts, als dass man seine Streitkräfte intakt liess; dann sprach alles dafür, dass er noch vor Beginn des Unternehmens ‚Anvil‘ in der Poebene stehen würde.

Die britischen Stabschefs machten Wilsons Vorschläge zu den ihrigen, aber dieses offene Eintreten für Operationen auf dem Balkan beunruhigte die Amerikaner dermassen, dass sie sofort eine Entscheidung zugunsten der Landung in Südfrankreich erzwangen, ohne, wie in London vereinbart worden war, die Ent-

wicklung der strategischen Lage abzuwarten. Nach Washington zurückgekehrt, veranlasste Marshall den Präsidenten zum Eingreifen, und am 29. Juni bestätigte Roosevelt in einem Kabeltelegramm an Churchill, dass er die südfranzösische Lösung unterstütze.

Damit war die Sache entschieden, hatte sich doch Stalin in Teheran jeder anglo-amerikanischen Operation in Südosteuropa unzweideutig widersetzt. Ja er hatte, sichtlich in der Erwartung, dass Churchill die Frage eines nach erfolgreicher Landung in der Normandie zu unternehmenden Balkanfeldzuges aufwerfen könnte, dem durch die Empfehlung vorgegriffen, «der Angriff auf Südfrankreich sollte», wenn möglich, «der Operation ‚Overlord‘ um zwei Monate vorausgehen».

Zu dem politischen Hauptmotiv der auf ‚Anvil‘ bestehenden Haltung Roosevelts, dem Wunsch nach guten Beziehungen zu Stalin, kam ein weiterer, innenpolitischer Grund. Der Präsident wies Churchill darauf hin, dass ein Rückschlag in der Normandie für den Ausgang der amerikanischen Novemberwahlen ernste Folgen hätte. Er übersah auch nicht, dass er im Wahljahr besonders darauf achten müsse, alles zu vermeiden, was ihm den Vorwurf hätte eintragen können, er verwende amerikanische Streitkräfte im Dienst britischer politischer Ziele. Er wusste, dass ein Feldzug auf dem Balkan einem solchen Verdacht ausgesetzt wäre.

Wie immer sich das Unternehmen ‚Anvil‘ politisch mag haben rechtfertigen lassen – Marshall und Eisenhower stützten ihre Sache mit solchen Gründen nicht. Sie erblickten in ‚Anvil‘ «einen integralen und notwendigen Beitrag zu dem Hauptangriff über den Kanal». Anfang 1942 hatte Marshall festgelegt, dass Frankreich der entscheidende Kriegsschauplatz sein solle, und Eisenhowers Entwurf zu einer Landung an der Kanalküste gebilligt. Vermutlich wäre dieser Plan nie Wirklichkeit geworden, hätte nicht Marshall entschlossen und zuversichtlich daran festgehalten. Aber es hatte das zweifellos seine Nachteile. Eisenhower spricht mit gebührender Bewunderung von der Fähigkeit seines Chefs, «eine felsenfeste Entscheidung herbeizuführen», doch scheint Marshall dazu geneigt zu haben, sich nach einer solchen Entscheidung anderen, vom wechselvollen Lauf der Ereignisse hervorgerufenen Möglichkeiten zu verschließen.

Es mag hier angebracht sein, an die Schattenseiten der Vorzüge Marshalls zu erinnern. Im Jahre 1942 verzögerte er dadurch, dass er auf seinem Plan beharrte, im Sommer desselben Jahres die Halbinsel Cotentin mit Cherbourg zu nehmen, die Landung in Nordafrika dermassen, dass den Alliierten die Möglichkeit verlorenging, noch vor dem Winter in Tunesien einen entscheidenden Schlag zu führen. Im Jahre 1943 hinderte seine Opposition gegen eine Landung in Italien die Verbündeten an der sofortigen Ausnutzung des Sturzes Mussolinis. Und jetzt

lehnte er es wieder ab, eine grosse strategische Gelegenheit wahrzunehmen, die nicht in seinen vorgefassten Plan passte.

Marshall war mehr Verwalter als Stratege. Als Organisator war er, besonders bei der Mobilisierung der amerikanischen Menschenkräfte und Hilfsquellen, unübertrefflich. Seine Konzepte waren kühn und klar, seine Entschlüsse schnell und fest. Dass die Vereinigten Staaten so schnell eine so riesige, so gut ausgebildete und so glänzend ausgerüstete Armee aufzustellen vermochten, war, mehr als irgendjemandem sonst, Marshall zu verdanken. Dies war sein unschätzbare Beitrag zur Sache der Verbündeten. Als es aber soweit war, diese Kräfte im Felde einzusetzen, fehlte es seinem Urteil an strategischer Einsicht wie an operativer Erfahrung. Seine Ideen waren einfach und starr. Für ihn war die Anwendung militärischer Macht vor allem eine Sache von Truppentransport und Versorgung. Dem feindlichen Gesichtspunkt scheint er bei der Prüfung strategischer Probleme wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Eine solche Auffassung ist ja auch der amerikanischen Armee fremd, wo man dazu neigt, sich auf die Entfaltung der eigenen Stärke zu konzentrieren, und, anders als in der britischen Armee, den Erfolg in der Regel nicht durch Ausnutzung feindlicher Schwächen sucht.

Eisenhower hatte von Strategie keine andere Auffassung. Das Bedürfnis nach einem grossen Hafen in Südfrankreich gehörte notwendig zu seinem Feldzugsplan, der auf der Voraussetzung beruhte, dass der Vormarsch der Verbündeten zur deutschen Grenze und über sie hinweg auf breiter, von der Schweiz bis zur Nordsee geschlossen sich erstreckender Front vor sich gehen müsse. Auch wurde er von der unmittelbaren Befürchtung beeinflusst, dass der Landekopf in der Normandie abgeriegelt werden könnte. Ende Juni überkamen ihn Ungeduld und Besorgnisse, weil er Montgomerys wohlwogener Plan nicht ganz begriff, erst die feindliche Kräfteverteilung aus dem Gleichgewicht zu bringen und dann mit einem «einzigem, vernichtenden Schlag» auszubrechen. So glaubte Eisenhower, dass die Gefahr einer Fronterstarrung es erfordere, von Südfrankreich gegen Flanke und Rücken der Deutschen in der Normandie zu wirken.

Die unvermeidliche Folge des amerikanischen Entschlusses zur Ausführung des Unternehmens ‚Anvil‘ war, dass Alexander die bedeutenden Möglichkeiten, die sich durch den Sieg seiner Truppen eröffnet hatten, nicht auszunutzen vermochte. Er musste nicht nur 7 Divisionen hergeben, sondern bekam auch für aufzufrischende Divisionen keinen Ersatz, und selbst die in der Front verbleibenden Truppen wurden durch Verknappungen in ihrer Versorgung solange in Mitleidenschaft gezogen, wie Strassen und Bahnstrecken von den nach Süden gehenden für ‚Anvil‘ bestimmten Transporten, die den Vorrang hatten, stark beansprucht waren.

Die gegen das strategische Zentrum Europas von Süden her gerichtete Drohung wurde somit eben in dem Augenblick wesentlich abgeschwächt, wo sie erste Ausmasse angenommen hatte. Die Entscheidung, den Schwerpunkt im Mittelmeerraum von Italien nach Südfrankreich zu verlegen, bedeutete, dass die Belrennung der ganzen europäischen Südflanke durch die Alliierten von Anfang Juli bis Mitte August – sechs unwiederbringliche Sommerfeldzugswochen hindurch, als die Kämpfe in der Normandie ihren Höhepunkt erreicht hatten und während die russische Sommeroffensive in vollem Fluss war – bewusst geschwächt und drastisch eingeschränkt wurde.

Dieses Urteil drückt nicht nur die britische Meinung aus; ihm pflichtet rückhaltlos der Amerikaner bei, der die besten Voraussetzungen dazu mitbringt, die Grösse und die Folgen der verlorenen Gelegenheit zu ermessen: General Mark Clark, der Oberbefehlshaber der amerikanischen 5. Armee in Italien und später amerikanischer Oberkommissar in Österreich. Er schreibt:

«Man hat es zugelassen, dass ein Feldzug versandete, nicht gerade in ein Nichts verrann, aber doch zu viel weniger einschrumpfte, als er hätte sein können – ein Feldzug, der möglicherweise die ganze Geschichte der Beziehungen zwischen der westlichen Welt und der Sowjetunion verwandelt hätte ... Nicht nach meiner Auffassung allein, sondern auch nach der einer Anzahl von Sachverständigen, die dem Problem unmittelbar gegenüberstanden, war es einer der grössten politischen Fehler in diesem Kriege, den Feldzug in Italien abzuschwächen, um in Südfrankreich zu landen, statt weiter zum Balkan vorzustossen... Stalin wusste genau, was er politisch und militärisch wollte, und was er am entschiedensten wollte, das war, uns vom Balkan wegzuhalten...»

Das ist keine nachträgliche Erkenntnis. Als Marshall im Juni in Rom weilte, setzte sich Clark bei ihm nachdrücklich für einen Vormarsch nach dem Balkan ein und schrieb, nachdem er damit abgewiesen worden war, in sein Tagebuch: «Der Boche ist geschlagen, desorganisiert und demoralisiert. Jetzt ist es an der Zeit, unsern Erfolg auszunutzen. Aber mitten in diesem Erfolg verliere ich zwei Generalkommandos und sieben Divisionen. Das ist mir einfach unverständlich.»

Die Vorbereitungen zur Landung in Südfrankreich waren schon weit vorgeschritten, als der amerikanische Ausbruch aus dem Landekopf in die Bretagne die Lage in der Normandie von Grund aus änderte. Die britischen Stabschefs schlugen nun Wilson vor, die für Südfrankreich bestimmten Kräfte nach der Bretagne umzuzeiten, wo sie wahrscheinlich auf keinerlei Widerstand stossen würden. Als Churchill am 5. August in Eisenhowers Hauptquartier bei Portsmouth zu Tisch war, wurde das ganze Problem noch einmal von allen Seiten durchgesprochen. Churchill machte geltend, dass die Wegnahme Marseilles nicht mehr nötig sei,

weil die in den Vereinigten Staaten bereitstehenden Divisionen direkt in Überseehäfen der Bretagne ausgeladen werden könnten; dass die Landung in Südfrankreich die Entwicklung des Feldzuges im Norden taktisch nicht beeinflussen könnte; und dass die für ‚Anvil‘ bestimmten Truppen in Italien und auf dem Balkan, wo sich die Untergrundkräfte bereits erhöhen, nützlichere Verwendung fänden.

Eisenhower entgegnete, «die Versorgungs- und die Nachschubverhältnisse würden zu der schliesslichen Eroberung Deutschlands solange keinesfalls genügen, wie wir uns nicht Antwerpens im Norden und Marseilles oder eines entsprechenden andern Hafens auf unserm rechten Flügel versichert haben». Er wies darauf hin, dass «die Entfernung von Brest bis zum Raum von Metz grösser sei als die von Marseille nach Metz» und dass Brest vermutlich stärker verteidigt und schwerer zerstört werden würde. Churchill wurde von Cunningham, dem Chef des Marinestabes, und von Bedell Smith, Eisenhowers eigenem Stabschef, unterstützt, aber, so berichtet Butler, «Ike sagte nein, sagte den ganzen Nachmittag über immer wieder nein und sagte schliesslich in jeder Wendung der englischen Sprache nein».

Nach dieser Abweisung versuchte Churchill die Frage auf der politischen Ebene wieder aufzuwerfen. Daher schlug er Hopkins vor, die ‚Anvil‘ zugeteilten Streitkräfte in der Bretagne zu landen, doch bedurfte eine so radikale Änderung des Planes der Zustimmung Roosevelts, der sich aber auf einer Inspektionsreise im Nordpazifik befand. Der Alternativvorschlag Churchills wäre an und für sich ausführbar gewesen, wenn man Wilson gestattet hätte, dazu Vorbereitungen zu treffen, wie das die britischen Stabschefs im Juni empfohlen hatten. Jetzt hingegen war es nur noch eine Woche bis zur Landung in Südfrankreich. Die Divisionen des ersten Treffens hätten über die weitere und exponiertere Route nicht ohne beträchtliche Umladungen transportiert werden können; überdies war zu dem dann langsameren Pendelverkehr nicht genug Schiffsraum zur Hand, denn viele der amerikanischen Landungsschiffe und Landungsfahrzeuge für Panzer, die zur Landung irt der Normandie zur Verfügung gestanden hatten, waren nach dem Fernen Osten unterwegs.

Es war zu spät. Die grosse Gelegenheit, die sich in Italien geboten hatte, war im Juni weggeworfen worden, und die bretonische Lösung hätte zur Folge gehabt, dass sich der Wiedereinsatz der Anfang Juli von der italienischen Front abgezogenen Streitkräfte noch mehr verzögert hätte, als es ohnedies der Fall war. Am 13. August betraten Alexanders Truppen Florenz, aber ihre Angriffskraft war fast verbraucht, und den Deutschen war Zeit gelassen worden, die Gotenlinie Pisa – Rimini zu besetzen. Als zwei Tage darauf die amerikanische 7. Armee (unter Ge-

neralleutnant Alexander Patch) an der Côte d'Azur landete, zog Hitler bis auf die Besatzungen Toulons und Marseilles sofort alle deutschen Truppen aus Südfrankreich heraus. Ende August hatten die Verbündeten die Überseehäfen in der Hand, für die so viel geopfert worden war, aber die amerikanischen und französischen Kolonnen, die das Rhonetal hinaufrückten, hatten noch nicht Lyon erreicht. Die deutsche 19. Armee führte ein so gewandtes und entschlossenes Rückzugsgefecht, dass für Patchs Streitkräfte wenig Aussicht bestand, die deutsche 1. Armee abzuschneiden, die sich von der biskayischen Küste absetzte, oder die Operationen der Verbündeten in Nordfrankreich, wie Eisenhower erwartet hatte, «taktisch und strategisch kräftig zu unterstützen».

In Wirklichkeit war das Gegenteil der Fall. Nachdem die Verbündeten einmal in Südfrankreich gelandet waren, machte sich Hitler wegen der italienischen Front keine Sorgen mehr und befahl sofort Kesselring, die Panzer-Division Hermann Göring nach Polen und seine 2 stärksten Panzergrenadier-Divisionen, die 3. und die 15., nach Frankreich in Marsch zu setzen. Diese beiden Divisionen bildeten den Kern der Streitmacht, die Hitler zusammenstellte, um dem Vormarsch der Armee Pattons an die obere Mosel entgegenzutreten.

Vierundzwanzigstes Kapitel **Die grosse Streitfrage**

Am Tag nach dem Fall von Paris fasste die Nachrichtenabteilung des SHAEF die Lage im Westen folgendermassen zusammen: «Zweieinhalb Monate harter Kämpfe, die für die Deutschen in einem selbst ihrem ausschweifenden Geschmack wohl genügenden Blutbad gipfelten, haben das Ende des Krieges in Europa in Sicht, fast in Reichweite gebracht. Die Stärke der deutschen Armeen im Westen ist erschüttert, Paris gehört wieder Frankreich, und die verbündeten Armeen fluten den Reichsgrenzen zu.»

Das Ende des Krieges in Europa lag in der Tat «fast in Reichweite». Die Alliierten hatten zwischen Küste und Seine einen überwältigenden Sieg errungen, der zu einem entscheidenden gemacht werden konnte, wenn er schnell und richtig ausgenutzt wurde. Der Planungsstab im SHAEF hatte vor der Landung einen «langfristigen strategischen Entwurf» angefertigt, den Eisenhower zur Grundlage seines Operationsplanes machte. Die Verfasser nahmen an, dass die Deutschen am X-Tag plus 90 an die Seine zurückgeworfen sein würden, die Verbündeten den Übergang über den Fluss aber nicht eher erzwingen könnten, als bis sie in der Bretagne über Häfen zur Aufnahme direkt aus den Vereinigten Staaten überführter Divisionen verfügten. Dazu war Brest, im Ersten Weltkrieg der Hauptauschiffungsplatz für die amerikanischen Truppen, an und für sich der gegebene Hafen. Weil ihn aber die Deutschen wahrscheinlich gründlich zerstören würden, hatte man bis ins Einzelne alle Vorbereitungen getroffen, die natürliche Reede der Bucht von Quiberon an der Südküste der bretonischen Halbinsel zum Bau eines neuen Hafens nutzbar zu machen. Nach Sicherung dieses Überseehafens (und eines südfranzösischen Hafens durch die Operation ‚Anvil‘) würden die Alliierten die Deutschen bis zum Westwall zurückwerfen können, doch glaubte Eisenhower nicht, dass er einen entscheidenden Erfolg erreichen werde oder tief in Deutschland werde eindringen können, solange er nicht wenigstens sechzig Divisionen einzusetzen vermöge.

Eisenhower beabsichtigte, nach dem Übergang über die Seine «auf breiter Front mit dem Schwerpunkt am linken Flügel vorzustossen». Das Ziel des nach Nordosten gerichteten Hauptstosses sollte sein, die Kanalhäfen und Antwerpen zu öffnen, die V-Waffen-Rampen zu beseitigen und «direkt die Ruhr zu bedrohen». Ergänzend jedoch plante er, den rechten Flügel ostwärts mit dem Ziel anzusetzen, das Saarbecken zu bedrohen und sich mit den Streitkräften der Opera-

tion ‚Anvil‘ nach deren Vormarsch rhoneaufwärts die Hand zu reichen. So wollte er eine durchlaufende Front bilden, um dann die Deutschen zwingen zu können, sich jener schweren Doppeldrohung zu stellen. Obwohl er die Bedeutung einer Umfassung des Ruhrgebietes würdigte, war er doch von dem Gedanken beherrscht, «vor Eröffnung des schliesslichen Angriffs auf das Innere Deutschlands den Rhein an seinem ganzen Lauf zu erreichen».

Dieser Plan wäre möglicherweise angemessen gewesen, wenn ihm nicht der Ausgang der Schlacht in der Normandie seine Voraussetzungen genommen hätte. Durch seinen Entschluss, um jede Hecke zu kämpfen, hatte Hitler die Lage herbeiführen helfen, die Montgomery zu einem vollkommenen Durchbruch brachte und die zu schaffen er angestrebt hatte. Hitler hatte dadurch, dass er auf den Gegenangriff bei Mortain bestand und zu lange bei Falaise stehenblieb, die einzigen Divisionen geopfert, die die Front hätten zusammenhalten und einen allgemeinen Rückzug hätten decken können. Schliesslich hatte er, indem er «in dreizehnter Stunde» die Masse der 15. Armee auf das linke Seineufer warf, die Anmarschwege zum Ruhrgebiet von jeder organisierten Verteidigung entblösst. Infolgedessen waren die Deutschen, wie Eisenhower sagt, «im Augenblick hilflos und nicht in der Lage, unserem Vormarsch irgendeine zusammenhängende Front entgegenstellen zu können».

Wenn dem so war, galt es dann für die Verbündeten noch, «auf breiter Front vorzustossen»? Oder war dies nicht vielmehr der Augenblick zu einem kühnen, mit allen Kräften nach dem Herzen der Macht gerichteten Stoss, die den Deutschen die Fortführung des Kampfes ermöglichte: in den Raum Ruhr – Aachen, der 51,7 Prozent ihrer Steinkohle und 50,4 Prozent ihres Rohstahls hervorbrachte? Gelang es, Ruhrgebiet und Rheinland zu nehmen oder auszuschalten, machte es wenig aus, über wieviel Armeen Hitler im Westen verfügte, konnte er sie doch nicht mehr mit den Mitteln zur Fortführung des Kampfes versehen.

Das Ruhrgebiet war jetzt zweifellos verletzlich; die Wehrmacht hatte weder die Reserven noch die Beweglichkeit, eine konzentrierte Offensive zu parieren. Infolge der chronischen Treibstoffknappheit waren die Deutschen niemals darangegangen, ihre Armeen zu motorisieren. Selbst während des ‚Blitzkrieges‘ hatten sie sich bei allen grösseren Truppenbewegungen auf die Bahnen verlassen. Ihre Panzer-Divisionen waren mechanisiert (wenn auch nicht in dem Masse wie die Panzerverbände der Alliierten), aber bei den Infanterie-Divisionen wurden zwei Drittel der Fahrzeuge und Geschütze von Pferdegespannen gezogen. Die Wehrmacht war in ihrer Masse ein Fussmarsch-Heer. Der somit ihr anhaftende Mangel

an schneller Beweglichkeit war nun brennend geworden infolge der Ohnmacht der Luftwaffe, der Zerschlagung des Fahnsystems im Westen, des Ausfalls von mindestens 15'000 Lastkraftwagen, die seit der Landung in Frankreich zerstört worden waren, und der grossen Schwierigkeit, für die übriggebliebenen Motorfahrzeuge den Brennstoff aufzutreiben. Unter solchen Umständen war Hitler gezwungen, seine Kräfte auf die ganze lange Front, die es zu halten galt, von der Schweizer Grenze bis zur Nordsee lückenlos zu verteilen. Da er über keine Reserven verfügte und nicht in der Lage war, schnell Kräfte von einem Abschnitt in den andern werfen zu können, durfte er es nicht wagen, irgendeinen Abschnitt der Reichsgrenze ungedeckt zu lassen.

Eisenhower hingegen stand nicht vor einer Defensivaufgabe, die es erforderlich gemacht hätte, seine Kräfte auf breiter Front zu entwickeln. Im Gegenteil, die Lage verlangte einen tiefen Stoss auf schmaler Front, der die Wirkung haben musste, die Beschränkung der Wehrmacht in der Beweglichkeit zu verschärfen und die grosse Überlegenheit der Verbündeten an Konzentration und Schnelligkeit entsprechend zu steigern. Es hatte alle Wahrscheinlichkeit für sich, dass Eisenhower, wenn er einen einzigen, machtvollen Stoss führte, durch die auseinandergezogenen deutschen Armeen hindurch bis zum Rhein drang. Ein wirkliches Risiko wäre er dabei nicht gelaufen. Die Deutschen waren aller Voraussicht nach in den nächsten Monaten weder beweglich genug, einen Gegenstoss zu führen, noch verfügten sie zu einer wirksamen Gegenversammlung von Kräften über die nötigen Reserven. Auch um seine Südflanke brauchte Eisenhower nicht besorgt zu sein; Patton hatte schon bewiesen, dass zu ihrem Schutz die Luftstreitkräfte genühten.

Montgomery hatte Grösse und Bedeutung der jetzt sich bietenden einzigartigen Möglichkeit schon vorausgesehen, als die Verbündeten den Kessel von Falaise noch nicht geschlossen und die Seine noch nicht erreicht hatten. Am 17. August hatte er Bradley vorgeschlagen: «Nach dem Übergang über die Seine sollten die 12. und die 21. Heeresgruppe als eine geschlossene Masse von vierzig Divisionen, die so stark wäre, dass sie nichts zu fürchten brauchte, vereinigt bleiben. Diese Streitmacht sollte nach Norden vorstossen»: die kanadische und die britische Armee auf den Pas de Calais und Antwerpen, die amerikanischen Armeen auf Brüssel und Aachen, *«mit ihrem rechten Flügel auf die Ardennen»*. Bradley schien mit diesem Plan zunächst einverstanden, aber am 19. August berichtete er Montgomery, dass Eisenhower beabsichtige, «die Kräfte zu teilen und die Hälfte ostwärts auf Nancy anzusetzen» – in Übereinstimmung mit dem «langfristigen strategischen Entwurf» des SHAEF.

Es war äusserst wichtig, unverzüglich eine klare und endgültige Entscheidung herbeizuführen; sie war seit Langem überfällig. Montgomery hatte jedoch erst

am 23. August Gelegenheit, das Problem mit Eisenhower zu besprechen. Es war die erste Zusammenkunft seit einer Woche. Montgomery ging sofort auf den Kern der Sache: «Um mit beiden Heeresgruppen mit aller Kraft vorzugehen, fehlt es uns an den nötigen rückwärtigen Diensten. Es bleibt nur, den rechten Flügel zu verhalten und mit dem linken zu schlagen, oder den linken Flügel zu verhalten und mit dem rechten zu schlagen.»

Montgomery legte den Bradley vorgeschlagenen Plan eines einzigen, nordwärts gegen das Ruhrgebiet gerichteten Stosses noch einmal dar und regte an, dass er die operative Führung beider Heeresgruppen behalte, damit Bewegung und Nachschub ihrer vier Armeen von einem einzigen Plan bestimmt würden. Eisenhower erwiderte, er beabsichtige nach wie vor, auf breiter Front vorzugehen, weil es wesentlich sei, dass Patton ostwärts vorrücke und sich mit den aus Südfrankreich herankommenden Kräften die Hand reiche. Da die Heeresgruppen demnach «auf auseinanderstrebenden Operationslinien» vorgehen würden, schlage er vor, dass er, Eisenhower, vom 1. September an die unmittelbare Leitung der Erdoperationen übernehme.

Dieser Wechsel im Befehlsgefüge ging nicht auf Eisenhower allein zurück. Als im August 1943 in Quebec die Kommandostruktur für ‚Overlord‘ festgelegt wurde, kam man überein, die verbündeten See- und Luftstreitkräfte britischen Oberbefehlshabern zu unterstellen, traf aber für die Landstreitkräfte keine entsprechende Entscheidung. Da die Vereinigten Staaten die Masse der Truppen zu stellen hatten (die schliesslich das Dreifache der britischen und kanadischen Kontingente betragen), waren Roosevelt und seine Stabschefs nicht gewillt, auf diesem Posten einen britischen General zu sehen. Es stand aber kein amerikanischer General mit genug Erfahrung und Prestige zur Verfügung. So sollte nach der Landungsphase jede Heeresgruppe einem nationalen, dem Obersten Befehlshaber unmittelbar verantwortlichen Oberbefehlshaber unterstellt werden.

Welche Möglichkeit nach Quebec auch immer bestanden haben mochte, dass die Amerikaner die militärische Erwünschtheit eines Oberbefehlshabers der verbündeten Landstreitkräfte für ‚Overlord‘ einsehen würden, sie entschwand, als Montgomery und nicht Alexander zum Oberbefehlshaber der 21. Heeresgruppe ernannt wurde. Alexander hatte im Jahre 1943 im Mittelmeerraum unter Eisenhower und als dessen Stellvertreter alle Erdoperationen geleitet, und schliesslich war er in den Augen des Obersten Befehlshabers «der hervorragendste Strategie Grossbritanniens... ein freundlicher und angenehmer Typ», den «Amerikaner unwillkürlich gern hatten». Nach seiner Ernennung zum Obersten Befehlshaber für ‚Overlord‘ liess Eisenhower wissen, dass er Alexander als Oberbefehlshaber der britischen Invasionsstreitkräfte vorzöge, aber Churchill, der aus dem italienischen Feldzug den grössten Nutzen herauszuholen trachtete, entschied, dass

Alexander auf seinem dortigen Posten bleibe. Da Alexander bei den Amerikanern beliebter war als Montgomery, durfte man damit rechnen, dass er bei jenen Mittelmeeroperationen, an denen dem Premier so viel lag, noch am ehesten unterstützt werden würde. So also kam es, dass Churchill für ‚Overlord‘ Montgomery ernannte, «eine für mich annehmbare Wahl», wie Eisenhower schreibt. Eisenhower verstand Montgomery vielleicht besser als irgendein Amerikaner sonst, aber er wusste auch, dass die meisten amerikanischen Generale unter dem Sieger von Alamein nur kurze Zeit mit Lust und Liebe dienen würden. Montgomery glaubte, dass eine feste, von der Spitze her durchgreifende Führung die erste Voraussetzung zum Siege sei, und so hielt er gewöhnlich die Zügel straff, was die Amerikaner als unbilliges Misstrauen gegen seine Untergebenen und überflüssige Beschränkung ihrer Initiative auffassten.

Sobald Eisenhower die volle Verantwortung für Planung und Leitung der Eröffnungsphase der Invasion Montgomery übertragen hatte, zeigte sich bei den Amerikanern jenes Unbehagen. Als sich Montgomery bei einer am 12. Januar 1944 in London abgehaltenen Besprechung in Ausdrücken bewegte, die darauf deuteten, dass er sich als Oberbefehlshaber der Angriffstreifen beider Armeen betrachte, legte Bradley Verwahrung ein. Darauf machte Montgomery, so berichtet Brereton, der damals die amerikanische 9. Luftflotte führte, «seine Stellung klar. Er werde die britischen und die kanadischen Truppen befehligen, aber den Plan für die Operationen der amerikanischen Truppen General Bradley vorschlagen».

In der Praxis jedoch war Montgomerys Autorität weit über reine Vorschläge hinausgewachsen. Eisenhower bestand darauf, die Operationen in der Normandie als «eine einzige Schlacht» aufzufassen, «die die Leitung durch einen einzigen Frontkommandeur erfordert», und Montgomery brachte allein durch die Stärke seiner Persönlichkeit und die Klarheit seines Denkens Bradley dahin, seiner Führung zu folgen. Es verstand sich jedoch von selbst, dass diese seine Autorität eine vorübergehende taktische Zweckmässigkeit war, und dass Eisenhower, sobald die amerikanische 12. Heeresgruppe zu operieren begönne, den unmittelbaren Oberbefehl über alle verbündeten Landstreitkräfte übernehmen würde. Ein Zeitpunkt war nicht festgelegt worden, doch ging die Planung beim SHAEF und im Hauptquartier der 21. Heeresgruppe von der Annahme aus, dass der Wechsel vor sich gehen werde, sobald die verbündeten Armeen – was man ungefähr für den X-Tag plus 90 erwartete – die Seine erreicht hätten.

Welche Achtung auch die Amerikaner dem Soldaten Montgomery entgegenbrachten, persönliches Misstrauen beeinträchtigte sie. Sein Auftreten und seine Methoden riefen den traditionellen Argwohn des Amerikaners gegen jeden wach,

der in seiner Hand grosse Machtbefugnisse vereinigt. Es war das nicht nur eine Frage der Persönlichkeit, sondern auch eine grundsätzliche. Die auf die Geburt der Vereinigten Staaten zurückgehende typische amerikanische Abneigung gegen die Autorität hat zweifellos auch die Handhabung der Befehlsgewalt bei ihren bewaffneten Streitkräften beeinflusst und zu einem ungewöhnlichen Mass von Unabhängigkeit und übertragener Verantwortlichkeit auf jeder Ebene geführt. «Es ist immer amerikanisches Prinzip gewesen», sagt Eisenhower, «dem Oberbefehlshaber auf einem Kriegsschauplatz einen Auftrag zu erteilen, ihm eine bestimmte Streitmacht zur Verfügung zu stellen und dann in die Ausführung seiner Pläne so wenig wie möglich einzugreifen.» Er dehnt diesen Grundsatz auf das Taktische aus und wendet sich gegen die Festsetzung einzelner geographischer Ziele. Bradley handhabte dieses Prinzip womöglich noch lockerer.

Bei den britischen Streitkräften hingegen wird die Kommandogewalt sehr viel starrer und zentralistischer gehandhabt. Die Befehle sind ausführlicher, und ihre Befolgung wird genauer überwacht, als es bei den Amerikanern üblich ist. In seiner Meldung über die Landung in der Normandie berichtete Admiral Ramsay, die ihm unterstellten amerikanischen Marinekommandanten hätten gemeint, seine Befehle gingen «zu sehr ins Einzelne»; sie hätten sich «beträchtlichen Zwang auferlegen» müssen, damit sie sich seiner Kontrolle fügten. Eisenhower schreibt, er habe mit Betroffenheit festgestellt, dass «die britischen Stabschefs in London mit ihren Frontkommandeuren täglich engste Fühlung» gehalten und darauf bestanden hätten, «dauernd über Einzelheiten unterrichtet zu werden... die bei uns nur unter Ausnahmeverhältnissen über ein örtliches Armeehauptquartier hinaus gemeldet werden würden». Er und viele andere Amerikaner wurden durch diese britische Praxis beirrt, nicht zuletzt deshalb, weil sie dahinter militärische Pläne vermuteten, die von Downing Street über die Stabschefs politisch beeinflusst seien.

Welche Auffassung von Befehlsgewalt die vorteilhaftere sei, braucht uns nicht zu beschäftigen; was für die eine Nation richtig ist, mag für die andere grundfalsch sein. Immerhin kann es nicht überraschen, dass die amerikanischen Generale das britische System als lästig empfanden, besonders wie Montgomery es anwandte. Seine Methoden forderten umso mehr zum Widerspruch heraus, als sich deutlich erwies, dass er zum Befehlen geboren war und selbst in seinen taktvollsten Augenblicken seine Autorität fast wie ein Recht ausübte. Weil er mit ein paar Adjutanten und Verbindungsoffizieren in einem kleinen vorgeschobenen Hauptquartier lebte, glaubte man, er wolle zwischen sich und seinen Kameraden Abstand wahren, sich also über sie stellen. Dieser Eindruck wurde durch die Übung verstärkt, sich bei Besprechungen von seinem Stabschef, de Guingand,

vertreten zu lassen, was nicht nur von den Amerikanern, sondern auch bei der britischen Luftwaffe und Marine nur unwillig hingenommen wurde.

Zweifellos spielte bei all dem auch Berufseitelkeit mit. Montgomery war nicht der Mann raschen Urteils; hatte er aber erst einmal einen Entschluss gefasst, zeigte er sich von der Richtigkeit seiner Entscheidung durchdrungen und schien bei der Darlegung seiner Ansichten oft dogmatisch, weil er zu heuchlerischen Phrasen, faulem Zauber und pompöser Geschwollenheit einfach keine Zeit hatte. Der Eindruck von Dünkelhaftigkeit wurde dadurch unterstrichen, dass er, nahmen ihn seine Operationen in Anspruch, die Formen gesellschaftlichen Umgangs ausser Acht liess. Dabei war er keineswegs so karg, reserviert und unfreundlich, wie viele Amerikaner glaubten. Mit seinen Truppen stand er auf vertrauenswürdigerem Fuss als jeder andere britische Kommandeur. Sie brachten ihm grenzenlose Ergebenheit entgegen. Er war für jeden, der ihn wegen operativer Fragen aufsuchte, in formloser Weise durchaus zugänglich und suchte in privater Unterhaltung freimütig sachverständigen Rat, doch war er, wie er einmal zu de Guingand äusserte, dieser Meinung: «Man kann eine militärische Operation nicht mit einem Ausschuss kommandierender Stabsoffiziere leiten.»

Hielt Montgomery mit seinen Oberbefehlshabern und Beratern eine Besprechung ab, dann, um ihnen besondere Art und Aufbau eines Unternehmens darzulegen oder Befehle auszugeben, nicht aber, um Ideen einzusammeln. Wenn er in diesem Kreis einen Plan erläuterte, so überzeugten die Klarheit, die Treffsicherheit und die Einfachheit seiner Darstellung. Bei anderen Gelegenheiten aber erweckte er oft den Eindruck, als wolle er sich «dem niedrigen Niveau» seiner Zuhörer «anpassen».

Die amerikanische Haltung gegenüber Montgomery lässt sich aus nationalem Vorurteil allein, wenn es auch dazu beitrug, nicht erklären. Seine Art und seine Methoden hätten bei einem Amerikaner ebenso abgestossen. General Douglas MacArthur, der sich auch autokratisch aufführte, und zwar so, als hätte er seine Autorität aus höherer als sterblicher Hand empfangen, war vielen Amerikanern von Herzen zuwider, selbst solchen, die ihn als grossen Strategen anerkannten. Patton hingegen, dessen Überspanntheiten so ausgeprägt waren wie die Mac Arthurs oder Montgomerys, nur noch viel auffällender, rief keine Abneigung hervor. Sein Betragen machte ihn an hohen Stellen unbeliebt, aber man verdächtigte ihn nicht als autokratisch. Die Pose des ‚rauen Kameraden‘, die er vor der Öffentlichkeit annahm, war herzlich und vertraulich, beste Tradition des «Wilden Westens». Obwohl er gern den Hartgesottene spielte, war er in Wirklichkeit stark gefühlsbetont und gutherzig. Wenn tief bewegt, liess er leicht den Tränen ihren Lauf. Zudem machte er bei aller Posiererei den Eindruck, als wolle er mehr

seine persönliche Zähigkeit ins rechte Licht rücken denn seine Autorität als Armeeführer. So hochfahrend er sich auch oft gab, kommandierte er doch in amerikanischer Weise, besprach seine Pläne täglich mit seinem Stab, wie sich das für einen «demokratischem General gehört, und begnügte sich mit dem Grundsatz: «Sag den Leuten nie, wie sie etwas tun sollen, sag ihnen, was sie tun sollen, und sie werden dich mit ihrer Findigkeit überraschen.»

Die Amerikaner waren bereit, Montgomery als Leiter der Operationen der ersten Invasionsphase zu akzeptieren, weil sie in ihm, wie Eisenhower sagt, «einen Meister in der methodischen Ansetzung der Kräfte zu einem regelrechten, durchschlagenden Angriff» schätzten. In der Normandie bemühte sich Montgomery, seine Befehlsmethoden der amerikanischen Art anzupassen, und das nicht ohne Erfolg, schreibt doch Bradley, Montgomery habe «seine Autorität über die Verbündeten klug, geduldig und zurückhaltend» ausgeübt. Freilich blieb die Tatsache bestehen, dass es Montgomerys Plan war, den Bradley auszuführen hatte.

In den Wochen, da Montgomery in Vorbereitung des Ausbruchs Bradleys aus dem Landekopf die deutschen Panzerkräfte auf die britische Front zog, wurden die Amerikaner ungeduldig. Montgomerys Bestreben, Kampfhandlungen auf ein Mindestmass zu beschränken und durch überlegene Feldherrnkunst obzuziegen, führte zu der Meinung, dass er den Anforderungen der operativen Ausnutzung und Verfolgung niemals gewachsen sein werde. So wurde Bradley, sobald er aus dem Landekopf ausgebrochen war, immer erpichter darauf, in voller Unabhängigkeit nach seinen eigenen Entschlüssen zu handeln. Gleichzeitig drangen die führenden Generalstäbler im SHAEF, Briten wie Amerikaner, in Eisenhower, unverzüglich von Montgomery den Oberbefehl über das interalliierte Heer zu übernehmen.

Dieser im Verborgenen ausgeübte Druck wurde zu einem öffentlichen, als amerikanische Zeitungen am 17. August enthüllten, dass Bradley, obwohl er jetzt eine amerikanische Heeresgruppe führe, noch immer der «operativen Kontrolle» Montgomerys unterstehe. Marshall griff sofort ein, liess Eisenhower wissen, dass diese Nachricht «eine ernste Reaktion in der Presse» hervorgerufen habe, und drängte ihn, «den unmittelbaren Oberbefehl über die Erdstreitkräfte zu übernehmen und auszuüben». Das entschied die Sache.

In gewissem Masse war die Neuregelung eine Folge der Entscheidung Eisenhowers, auf breiter Front vorzugehen. Da demnach die 21. und die 12. Heeresgruppe von nun an auseinanderlaufende Marschrichtungen einzuschlagen hatten und da die 6. Heeresgruppe (Südfrankreich) demnächst dem SHAEF unterstellt wurde, konnte Eisenhower die Übertragung auch nur der «taktischen Koordinierung» auf Montgomery kaum noch rechtfertigen. Als Eisenhower diesen Punkt berührte, schlug Montgomery vor, Bradley zum Oberbefehlshaber aller Land-

streitkräfte zu ernennen. Er machte geltend, der moderne Krieg zwingt zu schnellen Bewegungen, so dass die Erdoperationen ständig und unmittelbar von einem einzigen Oberbefehlshaber überwacht werden müssten. Eisenhower lehnte den Vorschlag ab, weil das britische Volk die Ernennung Bradleys über Montgomerys Kopf hinweg nicht hinnehme und weil die von Montgomery empfohlene Art der Überwachung der amerikanischen Armee völlig fremd sei. Die der Gegenlösung Eisenhowers innewohnende Schwäche jedoch spricht klar aus seiner eigenen Feststellung, er habe bezweckt, dass «jeder Heeresgruppenführer in seinem besonderen Operationsraum sein eigener Oberbefehlshaber des Heeres wäre; statt einen würde es drei sogenannte Oberbefehlshaber geben».

Eisenhower mag keine andere Wahl gehabt haben; nichtsdestoweniger war der Übergang der Leitung aller Erdoperationen auf seine Person eine unglückliche Lösung. In der Rolle des Obersten Befehlshabers hatte er sich eher als militärischer Staatsmann denn als Generalissimus erwiesen. In den letzten zwei Jahren hatte er sich, von einer kurzen Periode zu Beginn des tunesischen Feldzuges abgesehen, niemals angeschickt, die Operationen seiner Landstreitkräfte unmittelbar zu überwachen. Er hatte sich der Aufgabe gewidmet, zu der er nach Temperament und Ausbildung aufs Beste geeignet war: die politischen und organisatorischen Voraussetzungen zu einem Erfolg der Pläne zu schaffen, die von den Oberbefehlshabern der verschiedenen Waffen und den Frontkommandeuren entworfen und in die Wirklichkeit umgesetzt wurden. Bei rein strategischen und taktischen Weisungen hatte er sich damit begnügt, allgemeine Ziele und allgemeines operatives Prinzip zu bestimmen und als ausgleichender Schiedsrichter ein Zusammenwirken zu sichern. Für Planung und Leitung der Operationen hatte er in der Normandie wie schon im Mittelmeerraum die volle Verantwortung den Oberbefehlshabern der Heeresgruppen übertragen.

Ausserdem war sich Eisenhower als redlicher und bescheidener Mann seines Mangels an Erfahrung in der taktischen Führung von Armeen durchaus bewusst. Das verursachte in ihm, wenn er mit Männern wie Montgomery und Patton zu tun hatte, die von der Pike auf den Truppendienst durchlaufen hatten, ein Gefühl beruflicher Unterlegenheit. Weil er keine persönlich im Kampf erprobte Auffassung davon hatte, wie eine Schlacht zu schlagen sei, zögerte er, seine eigenen Ideen durchzusetzen, es sei denn, dass Entscheidungen an ihn herantraten, die ihm als Oberstem Befehlshaber zustanden. Im allgemeinen neigte er dazu, die Ansichten aller Beteiligten einzuholen und die beste Kompromisslösung auszuarbeiten.

Gerechterweise ist zu sagen, dass eben die Eigenschaften, die Eisenhower zu einem erfolgreichen Obersten Befehlshaber machten, ihn damals hinderten, ein

erfolgreicher Feldherr zu werden. Sein grosses Talent lag darin, das Gespann der Verbündeten zusammenzuhalten und die Interessen verschiedener Nationen und Waffengattungen miteinander zu versöhnen. In der Lage aber, die sich nun entwickelt hatte, waren Eisenhowers Toleranz und Neigung zum Kompromiss Passivposten. Die Stunde schrie nach einem Mann mit einem kühnen Plan, nach einem Oberbefehlshaber, der wusste, worauf es ankam.

Der Plan, den Montgomery am 23. August Eisenhower darlegte, war kühn genug, aber er bedeutete, dass Pattons 3. Armee haltmachen und sich während des Vormarsches der britischen 2. und der amerikanischen 1. Armee zum Ruhrgebiet auf die Defensivrolle des Flankenschutzes beschränken musste. Eisenhowers erste Reaktion war der Einwand, dass es, wenn auch militärisch erwünscht (was er nicht zugab), so doch politisch unmöglich sei, den in voller Jagd befindlichen Patton anzuhalten: «Die amerikanische öffentliche Meinung nähme das niemals hin; es ist aber die öffentliche Meinung, die die Kriege gewinnt.» Worauf Montgomery entgegnete: «Ein Krieg wird durch Sieg gewonnen. Geben Sie dem Volk den Sieg, und es wird sich nicht darum scheren, wer ihn errungen hat.»

Eisenhower jedoch wusste, dass seine Truppen im Felde und seine Landsleute daheim von der Sache andere, sehr einfache Vorstellungen hatten, sie beinahe wie amerikanischen Fussball auffassten. Patton trieb den Ball und stürmte auf das Tor los, und jeder Amerikaner feuerte ihn jubelnd an. Wie Eisenhower es sah, war es – in der Schlacht wie beim Fussball – nicht zu rechtfertigen, Patton den Ball wegzunehmen und einem anderen zuzuspielen. Er hatte sich als Meister der Verfolgung erwiesen, seine Truppen hatten bereits die Seine überschritten. Weder die Briten noch die Kanadier hatten bisher die Fähigkeit zu solch blitzhaftem Schwung gezeigt wie die Amerikaner seit ihrem Ausbruch aus dem Landekopf. Es könnte daher nicht überraschen, wenn Eisenhower in diesem Stadium gezweifelt haben sollte, ob Montgomery über die Truppen und Kommandeure verfüge, die imstande waren, nordwärts bis zum Ruhrgebiet durchzustossen, noch ehe die Deutschen eine neue zusammenhängende Front gebildet hatten.

Andererseits lag Eisenhower sehr daran, möglichst bald die Kanalhäfen und Antwerpen in die Hand zu bekommen, was aber nur möglich war, wenn er Montgomery einen gewissen Vorrang gab. So entschied er, dass die amerikanische 1. Armee den britischen Vorstoss unterstützen und sich «in dem allgemeinen Raum Brüssel – Maastrich – Lüttich – Charleroi festsetzen» solle. Inzwischen sollte die amerikanische 3. Armee unter allen Umständen bis Reims und Châlons-sur-Marne weitermarschieren. Dies Kompromiss lief darauf hinaus, dass, obwohl Patton nicht angehalten werden sollte, von den 3 Korps Hodges' in Dempseys

Flanke von Paris auf Brüssel vorgehen sollten. Allerdings erklärte Eisenhower, Patton werde, sobald Montgomery die V-Waffen-Rampen am Pas de Calais und Antwerpen genommen hätte, seinen Stoss nach Osten bis an die Saar fortführen und sich in den Vogesen mit der 6. Heeresgruppe die Hand reichen.

Montgomery musste sich damit zufriedengeben, befürchtete aber nach wie vor, dass bei einer Fortführung des Stosses Pattons bis zur Saar die nordwärts gerichtete Offensive nicht voll werde ausgenutzt werden können. Gleichviel – die Offensive konnte nicht sofort beginnen, denn die britischen und amerikanischen Truppen, die den Kessel von Falaise bereinigt hatten, schlossen noch zur Seine auf. Dempsey verfügte nur über einen schmalen Brückenkopf bei Vernon und seine Panzer-Divisionen hatten noch nicht einmal den Fluss erreicht. Infolgedessen konnte die britische 2. Armee ihren Vormarsch von der Seine erst am 29. August antreten.

An diesem Tage hatte die 3. Armee bereits die Marne überschritten, Chalons genommen und näherte sich Reims. Bisher war Patton durch Nachschubmangel noch nicht gehemmt worden; was zur Nahrung seines Vormarsches nötig war, hatte er durch eine Luftbrücke bekommen, die täglich 500 t nach Orléans brachte. Sie konnte aber nicht aufrechterhalten werden, weil die Transportflugzeuge jetzt zur Versorgung von Paris mit Lebensmitteln und zur Vorbereitung einer Luftlandeoperation am Pas de Calais gebraucht wurden. Infolgedessen hatte Bradley durchzusetzen versucht, dass die 3. Armee an der Marne stehenbleibe, bis die 1. Armee im vollen Vormarsch nach Norden wäre. «Es kostete mich beträchtliche Schwierigkeiten», schreibt Patton, «ihn zu überreden, mich bis an die Maas weitermarschieren zu lassen. Schliesslich stimmte er zu.»

Mit dieser Ermächtigung ausgerüstet, setzte Patton seine Generalkommandos ostwärts an, am 30. August aber waren die Treibstoffreserven der 3. Armee nahezu erschöpft. An diesem Tag erhielt Patton statt der angeforderten 400'000 Gallonen nur 32'000, und als er sich in Chartres mit Bradley traf, wurde ihm eröffnet, dass er vor dem 3. September auf keinen zusätzlichen Brennstoff rechnen könne. Wenn Bradley gedacht hatte, dass dies Patton zurückhalten werde, so hatte er sich geirrt. Am Nachmittag wieder in seinem Hauptquartier, erfuhr Patton, dass das XII. Korps bei St. Dizier festlag; sein Kommandeur, Generalmajor Manton S. Eddy, meldete, dass wenn er weitermarschiere, «seine Panzer bald keinen Tropfen Benzin mehr hätten». Prompt befahl ihm Patton, «den Vormarsch fortzusetzen, bis die Panzer nicht mehr weiterkommen, und dann aussteigen und zu Fuss zu marschieren». Patton mag sich nicht klar darüber gewesen sein, dass dieser Befehl reiner Trotz war, aber er muss sich klar darüber gewesen

sein, dass Bradley die Panzer-Divisionen des XII. Korps, wenn sie mit leeren Tanks liegenblieben, auf Kosten der Operationen versorgen musste, denen Eisenhower den Vorrang gegeben hatte: auf Kosten der Offensive gegen Belgien.

Diese Offensive wurde am 29. August eröffnet. Das (von Collins befehligte) amerikanische VII. Korps hatte zu dieser Zeit über den Brückenkopf der 3. Armee bei Melun, südöstlich von Paris, die Seine überschritten und war nach Norden auf Soissons vorgestossen. Hier drohte Collins die Sommelinie zu überflügeln, wo sich Model festzusetzen versuchte. Model verfügte dazu, wie schon erwähnt, nur über die kärglichen Reste der Infanterie-Divisionen, die aus dem Seinekessel herausgezogen worden waren; er hatte am 28. August «die Zusammenziehung aller verfügbaren schnellen Truppen im Raum Châlon – Reims – Soissons» befohlen, in der Hoffnung, der 3. Armee die Spitze bieten zu können. Patton zog also in dem Augenblick, wo die Briten zum Ausbruch aus dem Brückenkopf bei Vernon antraten, die einzigen schnellen deutschen Kräfte, die ihrem Vormarsch wirksam hätten entgegenreten können, nach Osten ab.

Montgomery war entschlossen, mit diesem Vormarsch jede Auseinandersetzung darüber, ob er und seine Truppen zur Verfolgung imstande seien, ein für allemal zum Schweigen zu bringen. Eingedenk der Schwierigkeiten, die er mit einigen seiner Kommandeure im Landekopf gehabt hatte, befahl er: «Jede Neigung zum ‚Kleben‘ und zur Vorsicht ist rücksichtslos auszutilgen ... Feindliche Widerstandszentren zu umgehen, kühn vorzustossen und so in den rückwärtigen Abschnitten des Gegners Bestürzung und Hoffnungslosigkeit hervorzurufen, das ist jetzt für die Panzerwaffe und die schnellen Truppen die richtige Taktik.»

In Horrocks, dem neuen Kommandierenden General des XXX. Korps, hatte Montgomery einen Mann mit der antreibenden Begeisterung, wie die Stunde sie verlangte. Vor der Rückkehr aus Afrika wurde er bei einem Luftangriff auf Bizerta schwer verwundet und lag ein Jahr im Lazarett. Obwohl ihm die Ärzte eröffnet hatten, dass er nicht wieder felddienstfähig werden würde, stellte sich der noch Genesende Anfang August, als Montgomery für das XXX. Korps einen neuen Kommandierenden General brauchte, sofort zur Verfügung. In wenigen Tagen hatte sein frischer, feuriger Geist das Korps verwandelt. Hochgewachsen, schlank, mit schlohweissem Haar, kantigen Gesichtszügen und beredter Geste, so bewegte er sich unter seinen Truppen, eher ein Prophet denn ein General.

Am Mittag des 30. August stand die 11. Panzer-Division 40 Meilen vor Amiens. Sie stiess nur auf geringen Widerstand. Am Nachmittag befahl Horrocks, bei Mondlicht weiterzumarschieren und «die Deutschen aus Amiens hinauszuerwerfen, ehe sie die Brücken sprengen können». In der Nacht regnete es, und mit dem

Mondschein war es nichts, aber die langen Kolonnen rollten weiter, und wenn sie sich durch die engen Dorfgassen wanden, kamen Männer und Frauen ungeachtet des Regens in Nachthemden aus den Häusern und jubelten ihnen zu. Mehrere Male stiessen britische Kolonnen in feindliche hinein, die dorthin vorrückten, wo einmal eine deutsche Front gewesen war. Zweimal kam es vor, dass die Spitzenpanzer einen deutschen lahmschossen, der ihnen den Weg hatte versperren wollen, und im Morgengrauen rumpelten sie über das Katzenkopfpflaster der Strassen von Amiens. Die Franzosen, die in der besetzten Stadt zu Bett gegangen waren, fanden sich beim Erwachen befreit. Von den vier Sommebrücken konnten dank dem Eingreifen der Resistance drei unversehrt in die Hand genommen werden.

Als die britischen Panzer nach Amiens hineinfuhren, rollten sie auf eine Meile Entfernung an dem Hauptquartier der 7. Armee vorbei, wo an diesem Morgen Dietrich den Oberbefehl im Sommeabschnitt an Eberbach übergab. Dietrich konnte sich in Sicherheit bringen, Eberbach wurde gefangengenommen, als er in einem Volkswagen zu entkommen suchte. In einem andern Wagen fanden die Briten eine Karte mit Eintragungen, die ihnen nicht nur die Lage der Verteidigungsstellungen an der Somme verriet, sondern auch das Chaos, das überall im Westen bei der Wehrmacht herrschte.

Mit dem Fall von Amiens, der Gefangennahme Eberbachs und der Zersprengung seines Hauptquartiers war die Sommelinie durchbrochen, und Horrocks' Kolonnen ergossen sich durch die Bresche. Schnell kam die Garde in der Ostflanke der 11. Panzer-Division heran, und am 2. September erreichten britische Panzer südöstlich von Lille die belgische Grenze. An demselben Tage überschritten weiter östlich 2 amerikanische Panzer-Divisionen die belgische Grenze bis zur Strasse Lille – Mons, auf der Tausende von Deutschen vom Pas de Calais her zu entkommen suchten. Drei verbündete Korps (das britische XXX., das amerikanische XIX. und das amerikanische VII.) standen jetzt entlang der belgischen Grenze einen Tagesmarsch vor Brüssel.

Als die Briten belgischen Boden betraten, hingen sie immer noch von einem Nachschub ab, der die 250 Meilen von Bayeux auf der Strasse herangebracht werden musste. Die Amerikaner waren bei Mons und Verdun von ihrer Versorgungsbasis noch weiter entfernt; ihr Nachschubweg durchlief in weitem Bogen von der Halbinsel Cotentin über Paris nahezu 400 Meilen. Le Havre war noch in deutscher Hand, und die Verbündeten verfügten über keinen grossen Hafen, der näher gelegen hätte als Cherbourg. Am 1. September genossen die Kanadier die süsse Genugtuung, in Dieppe einzurücken, bevor die Deutschen den Hafen zu zerstören vermochten. Aber er konnte unter einer Woche nicht in Betrieb genommen werden, und die Nachschubkrise war akut.

An der normannischen Küste lagerten genug Vorräte, das Problem jedoch war, die nötigen Mengen nach vorn zu bringen. Vor dem Ausbruch war der Landekopf so überfüllt gewesen, dass für grosse Reserven an Transportfahrzeugen wenig Platz geblieben war. Man hatte auch nicht angenommen, dass sie gebraucht würden. Nach der Geschichte der rückwärtigen Dienste der 21. Armeegruppe war «immer erwartet» worden, «dass sich irgendwann eine gewisse Pause nötig machen werde, während deren man einen ansehnlichen Wagenpark hätte bereitstellen können». Zudem war man bei der Zuteilung von Lastkraftwagen an Montgomery von der Annahme ausgegangen, dass seine vordersten Truppen 200 Meilen von ihrem Ausladebahnhof entfernt operieren würden, aber im britischen Abschnitt war selbst bis zur Seine keine Linie in Betrieb. Der erste Zug aus dem Landekopf erreichte Paris am 30. August auf Umwegstrecken, aber es war klar, dass in den entscheidenden nächsten zwei Wochen nur ein kleiner Teil des Nachschubs, den die verbündeten Armeen brauchten, auf der Schiene herangebracht werden konnte.

Bei dem Vormarsch der 2. Armee durch Nordfrankreich hatte das XII. Korps dem XXX. Korps nur folgen können, weil das VIII. Korps und fast die gesamte schwere, mittlere und Fliegerabwehr-Artillerie Montgomerys westlich der Seine festlagen. Anfang September waren alle Transportmittelreserven der 21. Heeresgruppe auf der Strasse unterwegs. Die Verschiffungen wurden von 16'000 t auf 7'000 t täglich gekürzt, so dass Transportkompanien von der Löscharbeit weg für den vorderen Nachschubdienst eingesetzt werden konnten. Dieser Gewinn wurde jedoch fast aufgehoben durch die alarmierende Entdeckung, dass die Motoren von 1'400 in Grossbritannien gebauten Dreitonnern (und alle Ersatzmotoren dieses Modells) fehlerhafte Kolben hatten und infolgedessen völlig unbrauchbar waren. Diese Lastkraftwagen hätten täglich weitere 800 t an die belgische Grenze bringen können, genug zur Versorgung zweier Divisionen. Durch Kürzung der täglichen Zufuhr für die kanadische 1. Armee, den Einsatz neuer Transportkompanien von England und Aushilfen, wie provisorischen Umbau von Raupenfahrzeugen in Transportfahrzeuge, konnte die 21. Heeresgruppe den Stoss der beiden vordersten Korps Dempseys bis Brüssel und Antwerpen nähren, mehr aber aus eigenen Mitteln kaum beschaffen.

Bradley hatte womöglich mit noch grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine Nachschublينien waren länger, zudem musste er die Pariser Bevölkerung füttern. Die Amerikaner hatten zwischen dem Landekopf und der französischen Hauptstadt bereits eine Pendelstrecke eingerichtet, von der ausser den Lastkraftwagen und Anhängern des ‚Red Ball Express‘ alle Fahrzeuge verbannt waren – eine ebenso bezeichnende wie wirksame Improvisation.

Dadurch, dass die Amerikaner die üblichen Vorschriften für Konvois ausser Acht liessen und mit Licht fuhren, brachten sie es fertig, einen ununterbrochenen Verkehrsstrom zu unterhalten und Bradleys Streitkräften nördlich der Seine täglich 7'000 t Vorräte zu liefern. Indessen, es war das nur ein Drittel der Menge, die zur Nahrung des Vormarsches beider Armeen nötig war. Deshalb hatte Bradley entsprechend dem Plan Eisenhowers, wonach die 1. Armee tief in Belgien eindringen sollte, am 1. September befohlen, von den 7'000 t Hodges 5'000 und Patton 2'000 zuzuteilen.

Dieser Versorgungsplan war Gegenstand einer gründlichen Auseinandersetzung, als sich Bradley und Patton zu einer Besprechung mit Eisenhower am nächsten Tage in Chartres trafen. Eisenhower erklärte wieder, die Operationen am Pas de Calais und in Belgien bis zur Einnahme Antwerpens gingen vor, weil er dringend Häfen brauche. Patton protestierte nachdrücklich und wies darauf hin, dass die Masse seiner Streitkräfte seit zwei Tagen an der Maas wegen Benzinmangels stillliege, obwohl seine Kavalleriepatrouillen bereits die Mosel erreicht hätten und in Metz eingedrungen seien. «Meine Männer», sagte er, «können ihre Lederkoppel essen, aber meine Panzer brauchen nun mal Benzin.» Bekomme er Treibstoff, könne die 3. Armee schnell bis zum Rhein durchbrechen. Bradley unterstützte Patton und drängte darauf, auch die 1. Armee ostwärts eindrehen zu lassen. Unter diesem vereinten Druck entstand abermals ein Kompromiss. Patton berichtet: «Wir überredeten schliesslich Eisenhower, das V. Korps der 1. Armee und die 3. Armee weiter vorstossen und den Westwall angreifen zu lassen, sobald der Raum von Calais gesichert war.» Nachdem Patton diese Konzession herausgeholt hatte, suchte er die Einwilligung dazu zu erhalten, «die Moselübergänge in die Hand zu nehmen... falls ich irgendwie Benzin auftreiben und flott werden sollte.» Dabei verheimlichte er, dass eines seiner Korps soeben 110'000 Gallonen Benzin erbeutet hatte, genug, es bis an die Mosel zu bringen.

Es war das eine unzeitgemässe Konzession. Nachdem sich Eisenhower einmal dafür entschieden hatte, dem Vormarsch nach Belgien den Vorrang zu geben, gefährdete er unwissentlich seinen eigenen Plan, wenn er Patton auch nur einen Yard über die Maas hinausgehen liess. Je weiter die 3. Armee vorstiess, desto mehr wuchs die Nachschubmenge an, die sie brauchte, und umso näher rückte die Gefahr, dass sie in schwere Kämpfe verwickelt wurde und zusätzlich versorgt werden musste, was nur auf Kosten der 1. Armee möglich war. Schon zeigte sich, dass die Deutschen schnelle Kräfte versammelten, um Patton an der Mosel entgegenzutreten. Vor Ende August hatten seine Truppen die 3. und die 15. Panzergranadier-Division, die soeben von Italien eingetroffen waren, und 2 aus dem Reich herangekommene SS-Brigaden festgestellt. In dieser Lage hätte Patton ent-

weder die Mittel bekommen müssen, die sich versammelnden feindlichen Kräfte zu durchbrechen, ehe sie eine neue Front aufbauen konnten, oder es hätte ihm untersagt werden müssen, sich mit dem Gegner tiefer einzulassen.

Am 3. September, einen Tag nach Eisenhowers Besprechung in Chartres, erteilte Hitler Model die Weisung, an der oberen Mosel möglichst starke Panzerkräfte zu versammeln, um gegen Pattons Armee einen Gegenangriff zu führen und in die amerikanische Flanke zu stossen. Er hoffte dadurch den Vormarsch der Verbündeten im Norden, der die belgische Grenze erreicht hatte, aufzuhalten, aber die Briten marschierten, als der Befehl erging, bereits auf Brüssel los.

Montgomery hatte beabsichtigt, sich den Weg nach Brüssel durch Wegnahme der Scheldeübergänge bei Tournai durch Fallschirmjäger zu öffnen, aber diese Luftlandung hatte sich mittlerweile sichtlich erübrigt. So rollten am Morgen des 3. September, einem Sonntag, die Panzer-Divisionen des XXX. Korps nach Belgien hinein, die Garde (rechts) auf Brüssel, die 11. Panzer-Division auf Antwerpen. Nachdem die Garde-Panzer-Division, die am Morgen noch 70 Meilen von Brüssel trennten, beiderseits von Tournai die Schelde überschritten hatte, gab es nichts mehr, was sie hätte zum Stehen bringen können. Der deutsche Widerstand war zusammenhanglos, und die belgischen Widerstandskräfte beschleunigten seinen Zusammenbruch.

Die Kunde vom Herannahen der Briten verbreitete sich wie ein Lauffeuer von Stadt zu Stadt. Männer und Frauen der Resistance gruben versteckte Waffen aus und setzten den fliehenden Deutschen zu. Sie verhinderten Brückensprengungen und den Bau von Strassensperren und eilten, wenn sie wegen zu starken Widerstandes die Sache nicht selber in die Hand nehmen konnten, den britischen Panzern entgegen, um sie auf Hindernisse vorzubereiten. Auf offener Strasse fuhren die Kolonnen mit einer Geschwindigkeit von 30 Meilen in der Stunde dahin, in jeder Stadt aber mussten sie sich durch eine jubelnde Menge langsam hindurchwinden.

Am späten Nachmittag fuhren die Gardepanzer in Brüssel ein. Je näher sie dem Stadttinnern kamen, desto dichter wurde die Menge, desto mehr schwoll der Tumult an. Noch vor einer Stunde waren die Strassen bis auf die letzten die Stadt verlassenden Deutschen menschenleer gewesen, jetzt waren die Häuser mit Fahnen, Wimpeln und Plakaten bedeckt, die die Belgier seit Langem für diesen einen Tag vorbereitet hatten.

In Frankreich waren die britischen Truppen mit solcher Herzlichkeit und wirklichen Dankbarkeit nirgends begrüsst worden. Die auf ihre militärische Vergangenheit so stolzen Franzosen wollten es nicht recht wahrhaben, dass sie ihre Befreiung den Amerikanern und Briten verdankten, denen sie sich in der Kriegskunst immer überlegen geglaubt hatten.

Man hätte annehmen sollen, dass die Deutschen angesichts des Falles Brüssels alles tun würden, Antwerpen bis zur Zerstörung der wichtigsten Hafeneinrichtungen zu halten. Am 4. September jedoch stiess die 11. Panzer-Division am Westrand Brüssels vorbei so schnell nach Antwerpen hinein, dass die Panzerspitzen, die am zeitigen Nachmittag den Hafen erreichten, die Docks unverteidigt und so gut wie unversehrt vorfanden. Das war ein ungeheurer Glücksfall, denn es wäre ein leichtes gewesen, die Schleusentore und die anderen Dockeinrichtungen, die sämtlich elektrisch gesteuert wurden, ausser Betrieb zu setzen.

Dieser glänzende Handstreich rechtfertigte völlig Eisenhowers Entschluss, der Wegnahme Antwerpens den Vorrang einzuräumen. Es bedurfte nur noch der Bereinigung der Scheldemündung auf beiden Ufern, und der gesamte Nachschub, der zur Fortführung der Offensive ins Innere Deutschlands erforderlich war, konnte über Antwerpen laufen. Es war nun aber auch ersichtlich, dass mit dem Vormarsch zum Ruhrgebiet auf die Öffnung des Hafens nicht gewartet zu werden brauchte, denn der britische Stoss durch Belgien hatte die deutsche Front gespalten. Die am Kanal stehende 15. Armee war, mit dem Rücken an der See, abgeschnitten, die durch eine Reihe von Niederlagen und Einkesselungen erschöpfte 7. Armee der Auflösung nahe. Ihre Trümmer, die vor der Panzerflut der Verbündeten von der Somme zurückgingen, wurden von den Briten beiseite geschwemmt und in die weit geöffneten Arme der Amerikaner bei Mons getrieben. Ein amerikanisches Korps machte hier an drei Tagen 30'000 Gefangene; die meisten stammten von 5 Divisionen, die Befehl hatten, sich zum Westwall abzusetzen. Die schlimme Lage der Deutschen in Belgien am Tor zum Ruhrgebiet war umso ernster, als Hitler befohlen hatte, alle verfügbaren Reserven an der oberen Mosel zusammenzuziehen.

Montgomery hatte nun zur Genüge dargetan, dass das Ruhrgebiet eben von einem solchen Stoss entscheidend getroffen werden konnte, wie er ihn vor zehn Tagen Eisenhower vorgeschlagen hatte; überdies hatte er, dessen Panzer in einer Woche 250 Meilen zurückgelegt hatten, eine Fähigkeit zu schneller Verfolgung bewiesen, die Pattons Armee ebenbürtig war. Mehr denn je war er überzeugt, dass sich eine grosse Möglichkeit anbiete – wenn Eisenhower sie nur sofort ergriffe, wenn er nur seine «breite Front» aufgab und sich auf einen einzigen Stoss gegen das Ruhrgebiet konzentrierte! Montgomery nahm an, dass die amerikanische 1. Armee und die britische 2. Armee täglich mit 10'000 t versehen werden könnten, wenn Patton gezwungen würde, sich an der Maas defensiv zu verhalten. Mit 10'000 t konnte er 20 Divisionen unterhalten. Mit 20 Divisionen konnte er das Ruhrgebiet nehmen. Mit der Wegnahme des Ruhrgebiets öffnete sich die Strasse nach Berlin.

Am 4. September, dem Tag des Falles Antwerpens, setzte Hitler wieder v. Rundstedt als Oberbefehlshaber West ein. Der betagte Feldmarschall hatte seit seiner Entlassung im Juli seine politische Zuverlässigkeit bewiesen, indem er den Vorsitz des sogenannten Ehrengerichts übernahm, das die Teilnehmer an der Verschwörung des 20. Juli aus der Wehrmacht ausstieß. Die Rückberufung v. Rundstedts war ein verspäteter Versuch, sich aufs Neue des Offizierskorps zu versichern, und hatte vielleicht auch den Zweck, für den Fall weiterer schwerer Niederlagen mit einem bequemen Sündenbock vorzusorgen. Mittlerweile blieb die unmittelbare Verantwortung dafür, dass neues Unheil verhütet werde, auf dem energischen und einfallreichen Model lasten, der als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B die kritische Schlacht in Belgien leitete.

Die Lage, die v. Rundstedt vorfand, war unendlich schwerer als die, die ihn am 1. Juli zu der zornigen Aufforderung veranlasst hatte, Frieden zu schliessen. Damals verfügte er in Frankreich, Belgien und Holland über 62 Divisionen, von denen 20 in der Normandie in einer Front von 100 Meilen standen, während die anderen entweder die Küstenbefestigungen besetzt hielten oder auf dem Marsch zum Kampfplatz waren. Seitdem waren noch 12 Divisionen nach Frankreich überführt worden. Von den 74 Divisionen aber hatten unterdessen viele in den Erdkämpfen und aus der Luft so schwer gelitten, dass die gesamte Streitmacht, die für die 400 Meilen lange Front von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze verfügbar war, nach Models Schätzung nur eine Gefechtsstärke von 25 Divisionen hatte. In der letzten Woche waren die verbündeten Armeen über die Somme und die Marne, durch Flandern und durch die Argonnen vorgedrungen. Mehr noch: die Alliierten, die im normannischen Landekopf so vorsichtig geschienen hatten, sie hatten sich jetzt als Nutzniesser jener Blitzkriegstechnik erwiesen, vermöge deren die Wehrmacht im Jahre 1940 über dieselben Gebiete hinweggeeilt war.

Durch den Misserfolg der Operationen mit den so hochtönend angekündigten V-Waffen aller Illusionen beraubt, wurde das deutsche Volk nur von der Furcht aufrechterhalten, im Osten wie im Westen bedingungslos kapitulieren zu müssen, und von der Hoffnung, die Westalliierten könnten, wie den ganzen ersten Kriegswinter hindurch, am Westwall aufgehalten werden. So verkündete es prahlerisch Goebbels, so plante es Hitler. Er wollte die Verbündeten am Westwall, an

der Mosel und den Vogesen zum Stehen bringen und den Winter abwarten. Dann, so prophezeite er, würden ihm «Nebel, Nacht und Schnee die grösste Chance» bieten.

Der Westwall war jedoch nicht zur Abwehr vorbereitet. Bis zum 31. August hatte Hitler in dem Glauben, den Verbündeten könne an der Somme – Marne – Linie Halt geboten werden, nichts unternommen, ihn in Verteidigungszustand zu setzen. Das Betonskelett war noch da, doch waren die Anlagen, seit dem Feldzug von 1940 nie mehr militärisch benutzt, dem Verfall überlassen worden. Fast alle Waffen und Meldeeinrichtungen und viele Stacheldrahtverhaue und Minenfelder waren entfernt worden; über die meisten Feldbefestigungen war der Pflug hinweggegangen, und nichts war geschehen, die Anlagen den in Russland und am Atlantikwall gewonnenen Erfahrungen anzupassen. Ja, die Pak mit den Kalibern von 7,5 cm und 8,8 cm, die allein den Panzern von 1944 gewachsen waren, hatten in den seinerzeit für die 3,7-cm-Pak gebauten Betonstellungen keinen Platz. In vielen Bunkern und Stollen hausten ausgebombte Familien; andere dienten zur sicheren Stapelung kostbaren Rüstungsmaterials, und manche von ihnen waren jetzt noch wohl verschlossen. Nach General Warlimont, Jodls Stellvertreter, gab es im OKW grosse Mühe und Aufregung, ehe man herausgefunden hatte, wer die Schlüssel verwahrte!

Schwerer und dringender war das Problem, die Kräfte zur Bemannung des Westwalles und zur Auffrischung oder zur Neuformation der zerrütteten Divisionen zusammenzubekommen, die auf die Reichsgrenze zurückströmten. Am 4. September meldete Model dem Führerhauptquartier, dass die Linie Antwerpen – Albertkanal – Maas – Westwall – französisch-luxemburgische Grenze, falls die Heeresgruppe B sie halten solle, «durch 25 frische Inf.-Div. besetzt und mit einer ausreichenden Pz.-Reserve von 5–6 Pz.-Div. gestützt werden» müsse. «*Andernfalls* ist das Tor nach Westdeutschland offen.»

Ebenso hätte Model den Mond anfordern können. Das OKW konnte in ganz Deutschland nicht eine einzige ‚frische Division‘ aufreiben. Es gab Ausbildungseinheiten, aber nicht einen einzigen neuen divisionsartigen Verband, der einsatzfähig gewesen wäre. In der letzten Augustwoche war, wie schon erwähnt, jede verfügbare Division, im Ganzen 7, gegen Patton an die obere Mosel geworfen worden. Im Reich waren 10 Panzer-Brigaden aus den Resten der im Osten zusammengeschmolzenen Panzer-Divisionen in der Aufstellung begriffen, und Himmler, jetzt Befehlshaber des Ersatzheeres, suchte 40 neue Infanterieverbände von stark gekürzter Stärke – kaum 10'000 Mann – unter der hochtrabenden Bezeichnung ‚Volksgrenadier-Divisionen‘ auszuheben, von denen 2 bereits nach Frankreich in Marsch gesetzt, doch für September nur noch 6 zu erwarten waren.

In dieser Krise griff Hitler wieder zur Improvisation. Garnison- und Festungsbataillone, Lehrregimenter und Fähnriche von Kriegsschulen wurden über Nacht in operative Einheiten verwandelt und in den Westwall gesteckt. Die vier Wehrkreise Westdeutschlands erhielten Befehl, die Stäbe ihrer Ersatzdepots zu Divisionsstäben zu organisieren und den letzten auffindbaren Mann mobil zu machen.

Durch diese und andere nicht minder verzweifelte Aushilfen brachten Hitler und Himmler 135'000 Soldaten und Arbeiter zur Neubefestigung und Bemannung des Westwalls auf die Beine, aber v. Rundstedt erachtete diese Kräfte für durchaus ungenügend. Zudem waren diese zusammengekratzten Bataillone und zurechtgemachten Divisionen ausserhalb der stehenden Anlagen des Westwalls und der Befestigungen von Metz von geringem Wert.

Der in anderthalb Tagen von der belgischen Grenze bis Brüssel und Antwerpen geführte britische Stoss stellte Model vor ein schweres Problem. In der flandrischen Niederung abgeschnitten, konnte die 15. Armee nur über die Scheldemündung und die Insel Walcheren zur See entkommen; dieser Rückzug aber nahm, selbst wenn er sich ohne schwere Verluste durchführen liess, voraussichtlich mindestens drei Wochen in Anspruch. Die 7. Armee, oder ihre Trümmer, wurde nach Osten gegen die Maas und die Ardennen getrieben. Innerhalb von drei Tagen musste sich die Lücke zwischen beiden Armeen auf fünfzig Meilen erweitern. Sie zu schliessen, waren nur eine wenig kampfkraftige Infanterie-Division von der holländischen Küste, eine Restdivision aus der Normandie, eine Brigade holländischer SS und die Besatzungstruppen des niederländischen Wehrkreises verfügbar. Das Ersatzheer aber konnte nur eine soeben aus Genesenden und bereits entlassen gewesenen Invaliden zusammengesetzte Division stellen. Die Invaliden waren je nach ihren Leiden in Gruppen eingeteilt worden. So gab es ein ‚Magenbataillon‘ für Männer mit Zwölffingerdarmgeschwüren, ein ‚Ohrenbataillon‘ für Gehörleidende usw.

In diesem kritischen Augenblick, wo die unmittelbaren Heeresreserven erschöpft waren, kam die Rettung von der Luftwaffe. Am 4. September gab Göring dem völlig überraschten Generalstab des Heeres bekannt, dass er über 6 Fallschirmjäger-Regimenter in verschiedenen Graden der Ausbildung oder Auffrischung verfüge und aus Fallschirmjägern in Genesendendepots 2 weitere Regimenter aufstellen könne, alles in allem 20'000 Mann. Überdies könne er noch 10'000 Mann von fliegendem und Bodenpersonal abgeben, deren Ausbildung und Einsatz wegen der Benzinknappheit eingeschränkt worden war. Von den Fallschirmjägern waren nur wenige, von den Flugzeugbesatzungen und dem Bodenpersonal niemand für den Erdkampf voll ausgebildet, aber sie alle waren als

Angehörige der Luftwaffe mit nationalsozialistischer Gesinnung gründlich durchtränkt worden.

Diese Truppen bildeten den Kern der 1. Fallschirmjäger-Armee, die am Nachmittag des 4. September durch einen aus dem Führerhauptquartier in Ostpreussen dem Oberbefehlshaber der Fallschirmjäger, General Kurt Student, telefonisch in Berlin erteilten Befehl ins Leben trat. Student, der Gründer der deutschen Fallschirmjägertruppe, hatte die Erstürmung Rotterdams und die Eroberung Kretas geplant und geleitet, aber noch nie war er einer so verzweifelten Lage wie der jetzigen gegenübergestellt worden. Die 1. Fallschirmjäger-Armee erhielt den Befehl, von Antwerpen bis Maastricht die Linie des Albertkanals zu halten und so die Lücke in Belgien zu schliessen. Hierzu wurden Student die auf dem holländischen Festland stehenden Truppen und die Fallschirmjäger-Regimenter und Luftwaffen-Bataillone unterstellt, doch konnten diese Kräfte unter einer Woche nicht in Stellung gebracht sein.

Students Fallschirmjäger-Armee war die einzige wesentliche Verstärkung, die Hitler v. Rundstedt zu bieten hatte, aber der Feldmarschall erhielt den Befehl, «mit den verfügbaren Kräften um Zeitgewinn zu kämpfen, um die Weststellungen und den Westwall ... voll verteidigungsfähig zu machen». Er sollte «ohne Rücksicht auf örtliche Einbusse» mit «einer starken Panzergruppe unter hierzu unmittelbar O. B. West unterstelltem Pz. AOK 5 ... aus dem Raum Épinal in die tiefe Ostflanke des Amerikaners» stossen – also in die rechte Flanke der amerikanischen 3. Armee.

Am 6. September jedoch (dem Tag nach der tatsächlichen Übernahme des Oberkommandos West durch v. Rundstedt) hatten die Alliierten am Albertkanal und der Maas bereits Brückenköpfe gebildet, und die obere Mosel konnte nur durch defensiven Einsatz der Panzerkräfte gehalten werden, die zu Hitlers Gegenangriff zu versammeln Model im Begriff gewesen war. Am nächsten Tag meldete v. Rundstedt weiter, dass die Wiederinstandsetzung des Westwalls sechs Wochen in Anspruch nehmen werde.

«Die Gesamtorganisation», so erklärte er in dem Fernschreiben, «kostet aber Zeit!» Die Kräfte jedoch, die ihm zur Verfügung standen, waren zu schwach, diesen Zeitgewinn zu erkämpfen: «Die eigenen Kräfte sind sämtlich kampfbunden, stark angeschlagen, zum Teil ausgebrannt... Nennenswerte *Reserven* sind *nicht* vorhanden...» Während die Alliierten, so meldete er, ungefähr mit 2'000 Panzern vorstießen (eine genaue Schätzung), seien «zur Zeit einsatzfähig bei H.Gr. B etwa 100 Panzer». «Um mit Aussicht auf Erfolg führen zu können, beantrage ich erneut ausser den für den Raum Aachen zum Schutz des rhein.-westfäl. Industriegebietes erbetenen Sofort-Kräften die rücksichtslose Zuführung aller nur greifbaren Panzer.»

Um die nicht ersetzten hohen Verluste wettzumachen, die seine Panzer-Divisionen seit der Landung erlitten hatten, brauchte v. Rundstedt mindestens 2'000 Kampfwagen und Sturmgeschütze, aber es fehlte völlig an einem Reservepark von Panzern. Nach den Meldungen des OKH waren im Juli an allen Fronten 1969 Kampfwagen und 7,5-cm-Sturmgeschütze zerstört worden. Die Werke hatten aber nur 1256 Panzer und Sturmgeschütze geliefert, und diese waren fast alle vor der durch den Ausbruch der Verbündeten hervorgerufenen Krise an die Ostfront gegangen. Im August fiel die Anzahl der Lieferungen an das Heer auf 1'122, während die Ausfälle in derselben Zeit mindestens doppelt so hoch waren. Die meisten Verluste waren in Frankreich eingetreten, doch wurde Anfang September die Lage an der Ostfront fast ebenso verzweifelt wie im Westen. Dabei war im Osten der Bedarf an Panzern noch grösser, weil kein Westwall und keine so starke Stromschanke wie der Rhein der Roten Armee den Weg verlegte.

Vor v. Rundstedts Rückberufung hatte Hitler befohlen, «alle 8,8-cm-Panzerabwehrkanonen, alle Tiger II und alle Jagdpanther» nach dem Westen zu schicken. Er hatte auch 200 Panther (über die Hälfte der Augustproduktion) zur Ausrüstung der Model zugesagten neuen Panzerbrigaden bereitstellen lassen, schickte aber fast die gesamte Produktion an mittelschweren Waffen an die Ostfront.

Unter diesen Umständen war v. Rundstedt nicht imstande, eine hinreichend starke und schnelle Panzerreserve zu bilden, die sich mit einem abermaligen Durchbruch der Verbündeten hätte auseinandersetzen können. Gingen die Alliierten auf breiter Front vor, konnte er sie möglicherweise zum Stehen bringen, denn örtliche Einbrüche liessen sich abriegeln. Sobald aber die Verbündeten an irgendeinem Punkt einen machtvollen konzentrierten Stoss führten, vermochten sie – darüber war sich v. Rundstedt völlig klar – durchzubrechen und die örtlichen Reserven zu überrollen; nach dem Durchbruch aber waren die Tiger und Panther zu langsam und ihrer zu wenig, die Panzer der Alliierten aufzuhalten.

Der Ausgang der bevorstehenden Kämpfe schien demnach davon abzuhängen, ob v. Rundstedt die Entwicklung der Schlacht zur flüssigen Operation verhindern konnte, und dies wieder hing davon ab, ob er die unmittelbare Drohung, die von der 1. Armee an der Maas ausging, bis zur Wiederbefestigung und Bemannung des Westwalls zu bannen vermochte. Am 8. September jedoch existierte die Maaslinie nicht mehr, Lüttich war gefallen, und die Amerikaner waren durch die Ardennen fast bis Bastogne vorgedrungen. An diesem Tage meldete Model dem Oberbefehlshaber West: «Südlich Lüttich bis zur neu befohlenen Heeresgruppen-grenze [Trier–Thionville] kann nur noch von einer dünnen, völlig unzureichen-

den Sicherungs-Linie gesprochen werden. Hier hat der Gegner praktisch bereits heute Bewegungsfreiheit bis an den Westwall, der hinter der 7. Armee *in etwa 120 km Breite zur Zeit nur mit 7-8 Btln. besetzt ist.*» Es handele sich, so bemerkte er, um einen Fall des «Jetzt oder nie». Würde die 7. Armee nicht wesentlich verstärkt, «so würde automatisch das vom Feind erstrebte operative Loch zwischen Maas und Mosel nunmehr an der deutschen Grenze entstehen.»

Die Krise schien sich dem Höhepunkt zu nähern. Wenn sich im Ardennenabschnitt des Westwalls ein «operatives Loch' und am Albertkanal ‚das Tor nach Nordwest-Deutschland' öffnete, dann konnte v. Rundstedt zuversichtlich nur nach der oberen Mosel blicken. Hier wurde die deutsche 1. Armee auf 8 Divisionen wiederaufgefüllt, und diese frischen Kräfte besetzten, während Pattons 6 Divisionen in den ersten Septembertagen an der Maas festlagen, von Thionville über Metz und Nancy bis Épinal die Mosellinie.

Es war das der einzige Abschnitt der ganzen Westfront, wo v. Rundstedts Truppen den Verbündeten unter mehr oder weniger gleichen Bedingungen entgegentreten konnten. Nur hier konnte er hoffen, für die Dauer der Vorbereitung des Westwalls zur Verteidigung eine Sperrstellung halten zu können. Überall sonst musste er sich auf Verstärkungen durch die verzweifelte Improvisationen Hitlers verlassen. Als diese sich an der Front zu verraten begannen, bemerkte ein britischer Nachrichtenoffizier trocken: «Sowohl hinsichtlich der Qualität als auch der Mannigfaltigkeit zeigt der uns gegenüberliegende Feind die Wirkungen der kürzlichen deutschen Massnahmen zur Steigerung der nationalen Anstrengungen. Fallschirmjäger und Piloten, Polizisten und Seeleute, sechzehnjährige Jungen und Männer mit Zwölfingerdarmgeschwüren – sie alle sind in den letzten Tagen durch die Gefangenessammelstelle des Korps gegangen. Und jetzt haben wir ein paar Tiefseetaucher. Der Tiefpunkt ist damit in der Tat erreicht.»

Die Einnahme Brüssels und Antwerpens bot den Verbündeten entscheidende Möglichkeiten. Die Gründe für einen einzigen konzentrierten Stoss nach Norden wogen jetzt unendlich viel schwerer als im August. Infolge der Isolierung der deutschen 15. Armee und der Flucht der 7. Armee lag die Strasse zum rheinisch-westfälischen Industriegebiet im Augenblick fast offen. Hier am Nordflügel konnten die Alliierten nicht nur die grösste Panzerstärke einsetzen (in Belgien oder an der Grenze standen jetzt 8 verbündete Panzer-Divisionen und 2 Panzer-Brigaden), sondern auch die äusserste Stärke in der Luft. Die Truppen in Belgien konnten durch taktische Luftstreitkräfte unterstützt werden, die ihre Häfen in England hatten. Die Öffnung des Hafens von Dieppe stand kurz bevor, und sobald die Scheldemündung bereinigt war, verfügte der Nordflügel der interalliierten Front über einen sehr viel kürzeren Nachschubweg als der Südflügel.

Am Abend des 4. September übermittelte Montgomery, sobald ihm der Fall Antwerpens gemeldet worden war, Eisenhower den Vorschlag, «mit aller Kraft einen machtvollen Stoss auf Berlin» zu führen. Er wies darauf hin, dass es an den nötigen Transportmitteln fehle, zwei starke Offensiven zu nähren, und dass die gewählte Vormarschroute bei der Versorgung den unbedingten Vorrang haben müsse. Die nördliche Route (über das Ruhrrevier) sei wahrscheinlich die lohnendste und könne sich sogar als entscheidend erweisen. Die Zeit dränge; eine Kompromisslösung würde nur den Krieg verlängern.

Eisenhower antwortete am folgenden Abend. Obwohl er mit dem Gedanken übereinstimme, «mit aller Kraft einen machtvollen Stoss auf Berlin» zu führen, glaube er nicht, dass er im Augenblick auf Kosten aller anderen Operationen unternommen werden sollte. Er vertraue nach wie vor zuversichtlich darauf, dass sich seine Armeen sowohl des Ruhrgebietes als auch des Saarlandes würden bemächtigen können; dass sie den Westwall überrennen und den Rhein auf breiter Front überschreiten würden, und dass während dieses breiten Vormarsches die Häfen von Antwerpen und Le Havre geöffnet werden könnten und dann zu einer letzten Offensive tief nach Deutschland hinein gerüstet sein würden. Er beabsichtige immer noch, in diesem allgemeinen Plan der Nordroute den Vorrang zu geben, doch glaube er nicht, dass eine Neuverteilung des gegenwärtigen Nachschubs die Verbündeten instand setzen würde, einen Stoss auf Berlin zu nähren.

Montgomery entnahm all dem, dass Eisenhower weder die taktische Lage in Belgien, noch die Nachschubschwierigkeiten würdigte, die bereits dazu geführt hatten, dass ein grosser Teil der verbündeten Streitkräfte haltmachen müssen. Dieser Mangel an richtiger Einschätzung erklärt sich vor allem aus der Tatsache, dass Eisenhower mit den Kampfhandlungen keine Fühlung hatte. Sein Feldhauptquartier in Granville an der Westküste der Halbinsel Cotentin lag von der belgischen Front 400 Meilen entfernt. Er konnte sich von dort mit Montgomery und Bradley nur schriftlich oder durch Funktelegramme verständigen. Es gab zwischen seinem Hauptquartier und den Stäben der Heeresgruppenführer weder Telefon- noch Sprechfunkverbindung. Während des Vormarsches über die Seine hatte er Montgomery und Bradley einige Male auf dem Luftweg auf gesucht, aber eben jetzt war er an sein Hauptquartier gebunden. Am 2. September hatte seine Maschine auf dem Rückflug von einer Besprechung mit Bradley und Patton in Chartres am Strand bei Granville notlanden müssen. Er half dem Piloten das Flugzeug von der Wasserlinie wegziehen und verstauchte sich dabei das rechte Knie so schwer, dass der Arzt das Bein eingipsen und dem Generalissimus Bettruhe verordnen musste.

In Granville abgeschlossen, hatte Eisenhower auch wenig Fühlung mit seinem

ständigen Hauptquartier in London und wurde über den Fortgang der Operationen nicht genügend unterrichtet. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn sich seine Verantwortung auf die des Obersten Befehlshabers beschränkt hätte. Zu einer Zeit aber, wo sich die Lage rapid entwickelte, vergingen vierundzwanzig Stunden, ehe Lageberichte Eisenhowers Feldhauptquartier erreichten, und es dauerte weitere vierundzwanzig Stunden, bis seine Weisungen bei seinen Oberbefehlshabern eintrafen. Zu derselben Zeit war Hitler mit den Hauptquartieren v. Rundstedts und Model's in ständiger Verbindung durch Fernschreiber.

Um die Nachrichtenverbindungen, über die Eisenhower verfügte, stand es so, dass die mit dem Vermerk ‚citissime‘ am Abend des 5. September in Granville abgesandte Antwort auf Montgomerys Vorschlag, einen einzigen konzentrierten Stoss über das Ruhrrevier auf Berlin zu unternehmen, das Hauptquartier des Feldmarschalls bei Brüssel erst am Vormittag des 7. September erreichte. Aber selbst da noch war die Antwort nicht vollständig. Die fehlenden Abschnitte trafen erst nach weiteren zwei Tagen ein!

Eisenhower hatte am 4. September, vor dem Empfang des Vorschlags Montgomerys, eine neue Weisung herausgegeben, wonach die nordwestlich der Ardennen stehenden Kräfte (die 21. Heeresgruppe und 2 Korps der amerikanischen 1. Armee) «sich Antwerpens versichern, den das Ruhrgebiet deckenden Rheinabschnitt erreichen und dann das Ruhrrevier nehmen» sollten. Die Kräfte südlich der Ardennen, die 3. Armee und 1 Korps der 1. Armee, sollten «den den Westwall deckenden Saarabschnitt besetzen und dann Frankfurt nehmen».

Im Hinblick auf die Aufgabe Pattons hiess es: «Diese Operation sollte sobald wie möglich beginnen, aber die nordwestlich der Ardennen gegen das Ruhrgebiet operierenden Truppen der mittleren Heeresgruppe (Bradley) *müssen erst genügend versorgt sein.*»

Obwohl diese Weisung immer noch der 1. Armee den Vorrang zu geben schien, war sie doch von Eisenhower als Beibehaltung des Plans der ‚breiten Front‘ gemeint und wurde von Bradley auch so ausgelegt.

Danach sah sich Bradley trotz Eisenhowers Feststellung, dass «erst» die Operationen gegen das rheinisch-westfälische Industriegebiet «genügend versorgt sein» müssten, nicht verpflichtet, Patton zurückzuhalten und es bei der Regelung zu lassen, wonach die 1. Armee täglich 5'000 t und die 3. Armee 2'000 t Nachschub erhielt. So verfügte er denn auch am 4. September, dass die 3. Armee, «nachdem sich die Lage im Norden gefestigt hat,... die Hälfte des verfügbaren Nachschubs erhalten» solle, und ermächtigte Patton, «die Mosel zu überschreiten und den Westwall zu forcieren». Ja, Pattons Vormarsch nach Osten wurde sogar weiter verstärkt. Schon war das V. Korps aus der Mitte der 1. Armee in deren

rechte Flanke gezogen worden, um auf Pattons Marsch zur Saar dessen Nordflügel zu decken. Nun wurden zur Verstärkung auch seines Südflügels die französische 2. Panzer-Division und die amerikanische 79. Infanterie-Division, die vor dem Fall von Paris der 1. Armee zugeteilt worden waren, wieder dem Generalkommando XV unterstellt.

Diese Entscheidungen beeinträchtigten die Fortführung des Stosses durch Belgien an die Ruhr aufs Ernstlichste. Hodges konnte seine 3 Korps mit weniger als 4'500 t Tagesnachschieb nicht in zügigem Vormarsch halten, und sein Zusammenwirken mit den Briten wurde überdies verringert durch die Entziehung der 79. Division, die unter dem Generalkommando XIX in der linken Flanke der 1. Armee operiert hatte. Dieses Korps war wegen Benzinmangels bereits an der belgischen Grenze liegengelassen. Die Transportkolonnen, mit denen man von den Lagern westlich der Seine neue Treibstoffvorräte hätte heranholen können, wurden jetzt dazu verwendet, die 79. Division von der äussersten linken Flanke der amerikanischen Front in die äusserste rechte zu bringen, von Tournai nach Joinville: zu einem Seitenmarsch nahezu von dreihundert Meilen – und das zu einer Zeit, wo jedes Fahrzeug dringend gebraucht wurde, den Vormarsch zu beschleunigen.

Am 5. September nahm Patton mit Bradleys Segen seine Offensive wieder auf. Am 10. September hatten seine Truppen an der Mosel südlich von Metz zwei schmale Brückenköpfe gewonnen, stiessen aber auf den heftigen Widerstand der frischen Divisionen, die Hitler hier an die Front geworfen hatte. Es war nun klar, dass es besondere Anstrengungen kosten würde, die jetzt stark verteidigte Flusslinie zu bezwingen. An Pattons Südflanke jedoch war die Lage noch flüchtig, und an demselben Tag reichte sich die französische 2. Panzer-Division mit der französischen 1. Infanterie-Division bei Dijon die Hand. So waren die Streitkräfte des Unternehmens ‚Overlord‘ und der Operation ‚Anvil‘ vereinigt, und in den nächsten Tagen bildete sich von der Schweizer Grenze bis zum Kanal eine durchgehende Front. Aber dieser Exkurs erweiterte Pattons Befehlsbereich nach Süden in einen Raum ohne strategische Bedeutung zu einer Zeit, wo sich im Norden eine grossartige Möglichkeit herausbildete.

Nach der Verstärkung der deutschen Moselfront Ende August war die belgische Maaslinie fast unbesetzt geblieben. Hodges machte von dieser Gelegenheit guten Gebrauch. Am 10. September näherten sich seine beiden Spitzenkorps auf breiter Front zwischen Aachen und Trier dem Westwall. Aber das durch Benzinmangel auf gehaltene und um die 79. Division geschwächte XIX. Korps hatte nicht folgen können. Gemäss dem revidierten Versorgungsplan hatte die amerikanische 1. Armee täglich 3'500 t zu beanspruchen, erhielt aber während dieser

ganzen Woche durchschnittlich nur 3·189 t, und von dieser Menge ging ein grosser Teil an das V. Korps, damit es mit Pattons schnellem Vormarsch von der Maas Schritt halten konnte. So war das Ergebnis der Entscheidung, die 3. Armee zum Vormarsch an die Mosel mit Benzin zu versehen, dass die 1. Armee zur Deckung Pattons mit ihrem rechten Flügel vorstossen musste, statt zur Unterstützung Montgomerys mit ihrem linken Flügel auf die Ruhr loszumarschieren.

Diese Entwicklung brachte Montgomery in eine peinige Lage. Er wusste, dass das Ruhrgebiet verwundbar war, und doch verfügte er nicht über die Kräfte, den tödlichen Streich zu führen. Die kanadische Armee (mit 6 Divisionen) war zum Angriff auf Le Havre und die Häfen des Pas de Calais und zur Bereinigung der belgischen Küste angetreten. Von der britischen 2. Armee stand das VIII. Korps (mit 2 Infanterie-Divisionen, 2 Panzer-Brigaden und der Masse der mittleren und schweren Artillerie der Armee) noch unbeweglich an der Seine, während das XII. Korps in der Westflanke die deutsche 15. Armee auf die Scheldemündung zurückdrängte. – Nur das XXX. Korps war in der Lage, den Vormarsch nach Holland fortsetzen zu können. So standen von den 14 Divisionen und 7 Panzer-Brigaden der 21. Heeresgruppe nur die Garde-Panzer-Division und die n. Panzer-Division bereit, die Offensive in Fluss zu halten. Daran muss der Erfolg des Bestrebens Hitlers gemessen werden, die Kanalhäfen den Alliierten zu verweigern.

Trotzdem befahl Dempsey Horrocks weiterzustossen, und zwar mit der Garde auf Löwen – Diest – Eindhoven – Nimwegen und mit der 11. Panzer-Division von Antwerpen über Tilburg auf Herzogenbusch. In Antwerpen hatte es jedoch die 11. Panzer-Division in ihrem Übereifer, sich der unversehrten Docks zu versichern, versäumt, die am Nordrand der Stadt über den Albertkanal führenden Brücken in die Hand zu nehmen. Es war das ein unglückliches Ergebnis der Verwirrung und der Konflikte, die bei der Obersten Führung der Verbündeten über die nun zu verfolgende Strategie herrschten. «Wäre irgendein Wink gegeben worden», schreibt der Verfasser der Divisionsgeschichte, «dass die Fortsetzung des Vormarsches nach Norden ins Auge gefasst sei, so hätten diese Brücken binnen weniger Stunden nach unserm Einmarsch genommen werden können.» Gleichwohl muss es befremden, dass ein so gewandter Divisionär wie Roberts sich nicht auf jeden Fall sofort der Brücken bemächtigte.

Die Folgen dieser Unterlassung zeigten sich bald. Am 6. September wurde am Albertkanal ein schmaler Brückenkopf gebildet, aber so stark angegriffen, dass seine Besatzung weder eine Brücke bauen noch die Pak an das andere Ufer bringen konnte. Deshalb wurde Roberts am 8. September befohlen, seine Division in der rechten Flanke des XXX. Korps einzusetzen, wo die Garde, nachdem sie den Albertkanal bei Beeringen überschritten hatte, mit dem Vordertreffen der Fall-

schirmjäger Students und der Nachhut der 7. Armee in schwere Kämpfe verwickelt worden war.

Diese Flanke lag offen, weil das amerikanische XIX. Korps mit dem britischen Vormarsch durch Belgien nicht hatte Schritt halten können. Die 2. Panzer-Division, der Hauptangriffsverband des Korps, hatte drei Tage ohne Benzin an der belgischen Grenze festgelegen. Als die Division, am 6. September, wieder beweglich geworden war, wurden ihre Operationen durch Nachschubschwierigkeiten so beengt, dass sie bis Hasselt drei Tage brauchte und weitere drei Tage, jenseits des Albertkanals Fuss zu fassen.

Das Gelände zwischen dem Albertkanal und dem nächsten Wasserhindernis, dem Maas-Schelde-Kanal, bot sich der Verteidigung von Natur an; es ist sandig, von kleinen Wasserläufen durchzogen und mit Sümpfen durchsetzt. Hier hatten die Deutschen ihre Kräfte an den Hauptstrassenkreuzungen zusammengefasst und sich in starkgebauten Dörfern eingekesselt, die zu umgehen schwer war und frontal nicht schnell genug genommen werden konnten. Die Verteidiger, zumeist Fallschirmjäger, kämpften mit fanatischer Tapferkeit und konnten nur vertrieben werden, wenn ihre Dorffestungen Haus für Haus zerstört wurden. Am 10. September bereiteten die Stärke und Hartnäckigkeit dieser Abwehr Dempsey einige Sorgen. Zwar hatten seine Truppen nun einen zweiten Brückenkopf am Albertkanal errichtet, die Deutschen in Bourg Leopold, Hechtei und Helchteren wichen jedoch nicht von der Stelle. Es kam aber darauf an, diese neue Front zu zerbrechen, ehe sie sich festigte, weil Dempsey vor der Bildung eines Brückenkopfes über den Maas-Schelde-Kanal zu einer weiteren grossen Offensive nicht antreten konnte.

Am Nachmittag des 10. September entdeckte die zwischen Bourg Leopold und Hechtei aufklärende Household-Kavallerie eine Lücke für die Irische Garde. Sie rollte hindurch und besetzte bei Einbruch der Dunkelheit die Kanalbrücke, die Dempsey so dringend brauchte. In der Nacht zogen sich die Deutschen aus Hechtei zurück, und die Gardegrenadiere reichten sich mit der Irischen Garde nördlich des Maas-Schelde-Kanals die Hand: an der Schwelle Hollands, auf der Bereitstellungslinie zu der grossen Offensive, um die Montgomery am Nachmittag desselben Tages mit Eisenhower in Brüssel gerungen hatte.

Im vergangenen Monat hatte Montgomery nach einer Gelegenheit zum Maseneinsatz der im August unter Generalleutnant Lewis H. Brereton gebildeten interalliierten Luftlandarmee gesucht. Es war eine ganze Reihe solcher Pläne gefasst worden, aber jedesmal hatten die amerikanischen und britischen Panzerkolonnen die gewählten Landeräume überrollt, ehe die Divisionen aufsteigen konnten.

Anfang September hatte Eisenhower vorgeschlagen, die Luftlandarmee im

Raum Maastricht – Aachen abzusetzen, um vor der amerikanischen 1. Armee in den Westwall eine Bresche zu schlagen. Bradley lehnte den Plan ab. Er hatte zu Luftlandetruppen wenig Vertrauen und zog es vor, die Dakotatransporter weiterhin zur Versorgung aus der Luft zur Verfügung zu haben; er war sicher, dass Patton so lange vorwärtsrollen werde, wie ihm das Benzin nicht ausging. Darauf hatte Eisenhower in Übereinstimmung mit seinem Plan, den Angriffszielen im Norden den Vorrang zu geben, Brereton angewiesen, «zur Unterstützung der nördlichen Heeresgruppe [Montgomery] bis zum Rhein einschliesslich des Übergangs über den Rhein zu operieren».

Montgomery regte nun an, die Luftlandarmee zu einem kühnen und nicht herkömmlichen Schlag einzusetzen, von dem er einen schnellen Durchbruch und einen Vorstoss erhoffte, der die britische 2. Armee in einem Schwung über den Rhein bringen würde. Er beabsichtigte, vor der 2. Armee einen Teppich von Luftlandetruppen zu legen, die die Kanal- und Flussbrücken nehmen und so den Panzerkräften den Weg zu einem raschen Stoss über Maas und Rhein öffnen sollten. Dadurch konnte er den Westwall umgehen, der nördlich von Aachen aufhörte.

Zwei Stossrichtungen kamen für die 2. Armee in Betracht. Sie konnte nordostwärts über die Maas bei Venlo und über den Rhein bei Wesel angreifen oder fast genau nordwärts über Eindhoven und die Maas bei Grave, die Waal bei Nimwegen und den Niederrhein bei Arnheim überschreiten. Die Route über Arnheim bot den Vorteil, dass auf ihrem Wege zwar Brücken über drei Flüsse und fünf schmale Wasserläufe genommen werden mussten, die Luftlandedivisionen jedoch vermutlich weniger unter Jägern und Flak zu leiden hatten und die Erdtruppen wahrscheinlich schneller vorankamen. Zudem bot sich der 2. Armee die Möglichkeit, von Arnheim zur Zuidersee vorzustossen und so die deutschen Kräfte in Westholland abzuschneiden.

Während dieser Plan erörtert wurde, erfuhr Dempsey von seiner Nachrichtenabteilung, dass «bei Arnheim und Nimwegen ungewöhnlich starker Bahnverkehr» herrsche und «an beiden Plätzen schwere und leichte Flak sehr beträchtlich verstärkt» werde. «Aus Quellen der holländischen Widerstandsbewegung wird berichtet, dass zerschlagene Panzerverbände zur Wiederauffrischung nach Holland geschickt worden seien. Sie nennen Eindhoven und Nimwegen als Aufnahmegebiete.» Wegen dieser Information und der Heftigkeit der Kämpfe am Albertkanal kamen Dempsey Zweifel, ob die 2. Armee, allein auf sich gestellt, in der Nordrichtung schnell genug vorwärtskäme. Er konnte dabei mit keiner Deckung seiner rechten Flanke durch die Amerikaner rechnen, die fast genau ostwärts vorgingen. Infolgedessen neigte jetzt Dempsey dazu, seine Flanke an die

Kanäle an der holländischen Grenze anzulehnen, im Zusammenwirken mit den Amerikanern ostwärts vorzustossen und den Rhein bei Wesel zu überschreiten.

Als Dempsey, um dies zu besprechen, am Morgen des 10. September in Montgomerys taktischem Hauptquartier eintraf, empfing ihn der Marschall mit der soeben vom Kriegsministerium eingegangenen Nachricht, es scheine, als seien die ersten V-Geschosse, die am 8. September auf London niedergegangen waren, von Rampen in Westholland bei Den Haag abgeschossen worden. Das Ministerium fragte an, ob eine Möglichkeit bestehe, die Rampen in naher Zukunft zu nehmen oder wenigstens von ihrer Zufuhr aus Deutschland abzuschneiden. Das entschied die Sache, zumal da die verbündeten Luftwaffen Montgomery darauf hingewiesen hatten, dass bei einer Ausführung des auf Wesel zielenden Planes mit schweren Verlusten gerechnet werden müsse, weil die Transportmaschinen die das Ruhrrevier schirmenden dichten Flakgürtel zu durchfliegen hätten. Es blieb also bei Arnheim als dem Ziel – vorausgesetzt, dass Eisenhower zustimmte, der am Nachmittag desselben Tages nach Brüssel flog, um sich mit Montgomery zu treffen.

Die Unterredung fand in Eisenhowers Flugzeug statt. Sie begann mit einem ungünstigen Vorzeichen. Montgomery ersuchte darum, Eisenhowers Verwaltungschef (Generalleutnant Sir Humphrey Gale) an der Unterredung nicht teilnehmen zu lassen, wohl aber seinen eigenen (Generalmajor M.A.P. Graham). Es war das nicht gerade taktvoll, aber Eisenhower willigte ein. Nachdem Montgomery Gale losgeworden war, zog er aus der Tasche einen Hefter mit den zwischen ihm und Eisenhower in der letzten Woche gewechselten Schreiben und packte aus, indem er – in einer alles andere als parlamentarischen Sprache – genau das sagte, was er von der in Eisenhowers Schreiben dargelegten Strategie denke und welche Folgen sie haben müsse.

Eine weniger grossmütige Natur hätte auf diesen Ausbruch vermutlich heftig reagiert, aber Eisenhower liess den Wortschwall schweigend über sich ergehen. Bei der ersten Pause jedoch lehnte er sich vor, legte seine Hand auf Montgomerys Knie und sagte in ruhigem, aber festem Ton: «Ruhig, Monty! So können Sie mit mir nicht reden. Ich bin Ihr Boss.»

Montgomery verschluckte den nächsten Satz, entsprach Eisenhowers Beherrschtheit und sagte: «Verzeihung, Ike.» Die Diskussion ging ohne Bitterkeiten weiter, obwohl die Meinungen scharf aufeinandertrafen. Montgomery wiederholte seine Argumente für einen einzigen machtvollen Stoss in das Ruhrrevier und darüber hinaus, aber Eisenhower blieb bei seiner Absicht, auf breiter Front an den Rhein vorzurücken. Er billigte Montgomerys Plan, die Luftlandarmee zur Sicherung der Übergänge über Maas, Waal und Niederrhein (Operation ‚Market Gar-

den') einzusetzen, erblickte aber in dieser Offensive nur «eine Ausdehnung unseres Vorstosses nach Osten zu der Linie, die wir zur zeitweiligen Sicherheit brauchten».

Eisenhowers Plan war, wie er ihn drei Tage darauf in einer Weisung umriss, «über die feindlichen Westgrenzen hinweg bis zu geeigneten Stellungen vorzurücken, in denen wir umgruppieren können, während wir den Nachschub zur Versorgung der grossen Masse unserer Streitkräfte auf ihrem Vormarsch nach Deutschland hinein organisieren». Der Plan beruhte auf der Annahme, dass die verbündeten Armeen bei ihrer gegenwärtigen Versorgung den Westwall überrennen, den Rhein überschreiten und «das Ruhrgebiet, das Saargebiet und das Frankfurter Gebiet» besetzen, nicht aber einen entscheidenden Stoss in das Innere Deutschlands führen könnten, bevor der Hafen Antwerpen in Betrieb genommen war.

Montgomery bestritt diese Annahme nach jeder Seite. Er machte Eisenhower warnend darauf aufmerksam, dass die Nachschublinien aller Armeen bereits bis zum Reißen ausgedehnt seien und dass nirgendwo ein wesentlicher Vormarsch möglich sei, wenn nicht eine Armee angehalten würde. Würden hingegen die Transportmittel der amerikanischen 3. Armee und der kanadischen 1. Armee bis auf die zur Unterhaltung der Defensive nötigen sofort für die britische 2. und die amerikanische 1. Armee verfügbar gemacht, dann könnten die 16 Divisionen Dempseys und Hodges' im Verein mit den 4 Divisionen der Luftlandarmee das Ruhrgebiet nehmen. Dieser Schlag würde die deutsche Kriegsmaschine lähmen und die Strasse nach Berlin öffnen.

Mit der Behauptung, er könne bis zur deutschen Hauptstadt vordringen, mag sich Montgomery übernommen haben. Doch selbst wenn dem nicht so wäre, wenn man einen solchen kühnen Stoss militärisch, das heisst hinsichtlich des Nachschubs, für ausführbar gehalten hätte, so bleibt die Frage, ob er den Amerikanern als politisch annehmbar erschienen wäre. Eisenhower sagte sich, dass er zu einer Zeit, wo die 3. Armee noch imstande zu sein schien, ihren Vormarsch fortzusetzen, Patton nicht anhalten könne, damit Montgomery die Möglichkeit erhalte, dem Feind den Fangstoss zu versetzen.

Eisenhower schreibt in seinen Erinnerungen: «Mitten in Feindesland stand noch eine beträchtliche Reserve bereit, und ich wusste, dass ein Bleistiftstoss in das Innere Deutschlands, wie er [Montgomery] ihn vorschlug, in nichts als sicherer Vernichtung enden würde.» Nun, in Wahrheit schlug Montgomery keinen ‚Bleistiftstoss‘ vor. Vielmehr war er in seinem Schreiben vom 4. September für einen «mit aller Kraft» zu führenden «machtvollen Stoss» eingetreten, und jetzt schlug er vor, dazu 20 Divisionen einzusetzen, darunter wenigstens 6 Panzer-Divisionen. Ebensowenig ist die Behauptung Eisenhowers korrekt, man habe im SHAEF geglaubt, dass in Deutschland noch «eine beträchtliche Reserve» vorhanden sei. Die Hinweise, die ihm damals der Chef seiner Nachrichtenabteilung

(Generalmajor K.W.D. Strong) gegeben hatte, waren im intelligence Summary' vom 9. September folgendermassen zusammengefasst worden: «Die Trümmer auf dem Balkan und in Finnland können zusammen vielleicht ein halbes Dutzend Divisionen hergeben. Sie werden in keiner Weise genügen, den schreienden Bedarf an weiteren Divisionen zur Besetzung des Westwalls zu decken; überdies muss eine Linie in Siebenbürgen besetzt werden. Wo lassen sich dann sonst noch Divisionen auftreiben? In Norwegen nicht; sie von dort zu holen, würde zu lange dauern... Dänemark könnte noch eine Division liefern, und ein Dutzend oder mehr mögen jetzt, wenn dazu Zeit ist, aus Ausbildungseinheiten, Resten usw. in Deutschland aufgestellt werden. Die italienische und die russische Front laufen Gefahr zusammenzubrechen, wenn aus ihnen noch mehr herausgezogen wird... Kurz, der Oberbefehlshaber West kann *innerhalb der nächsten zwei Monate von draussen nicht mehr Verstärkungen erwarten als ein Dutzend Divisionen.*»

Der Bericht hatte dann die unmittelbaren Aussichten an der Westfront behandelt und war zu dem Schluss gelangt: «Oberbefehlshaber West wird zur Verteidigung des Westwalls bald über eine Gefechtsstärke ungefähr von fünfzehn Divisionen, darunter vier Panzer-Divisionen, verfügen. Weitere fünf bis sechs Divisionen mögen sich im Lauf des Monats durchschlagen, macht zusammen ungefähr zwanzig. Damit ist, selbst wenn noch manche Splitter und viel Flak hinzukommen sollten, der Westwall nicht zu halten.»

Diese Würdigung hatte sich der Oberste Befehlshaber am 10. September in Brüssel zu eigen gemacht. Demnach hat sich Eisenhower, als er Montgomerys Plan verwarf, anscheinend nicht von Besorgnissen wegen der feindlichen Reserven beeinflussen lassen, sondern im Gegenteil von der zuversichtlichen Meinung, dass die Deutschen nicht genug Kräfte aufbringen könnten, den Westwall zu halten. An jenem Nachmittag zeigte sich Eisenhower überzeugt, dass er sowohl das Ruhrgebiet als auch das Saargebiet nehmen könne und dass sich somit die unangenehme Voraussetzung, entweder Patton oder Montgomery den Haltbefehl zu erteilen, erübrige. Jedenfalls gewann am nächsten Tag Butcher diesen Eindruck von ihm. Nach einer langen Erörterung in Granville vermerkte Butcher in seinem Tagebuch: «Ike denkt an einen Vormarsch auf breiter Front unter Ausnutzung aller vorhandenen Verbindungslinien. Er erwartet, im Norden über Aachen und im Süden über Metz durchzukommen und die südliche (6.) Heeresgruppe südlich von Koblenz an den Rhein bringen zu können. Dann werde es an der Zeit sein, die Luftlandetruppen einzusetzen, um die Rheinübergänge zu nehmen und sich damit die Ausgangsstellung zu verschaffen, tief in das Ruhrgebiet zu stossen und Berlin selbst zu bedrohen...»

In Brüssel hatte Montgomery mit aller Entschiedenheit auf die Priorität gedrungen und gefordert, dass wenigstens die amerikanische 1. Armee für die Dauer der Operation ‚Market Garden‘ zur Unterstützung in Dempseys rechter Flanke belassen werde. Beide Forderungen waren allein dann zu erfüllen, wenn die Offensive der 3. Armee nur bis an die Mosel vorgetragen wurde. Die 8 Divisionen der 1. Armee waren bereits über eine Front von 150 Meilen auseinandergezogen, um die Lücke zwischen den auseinanderstrebenden Marschrichtungen Dempseys und Pattons zu schliessen. Infolgedessen konnte Hodges seine Front zur Unterstützung Dempseys nur dann nach Norden verschieben, wenn Patton den Südabschnitt der 1. Armee übernahm. Weit davon entfernt, war Patton im Begriff, durch Heranführung des XV. Korps in seiner rechten Flanke seine Front nach Süden zu verlängern. Eisenhower dachte nicht daran, mit einem Gegenbefehl einzugreifen, wollte er doch eine durchlaufende Front und dazu eine feste Verbindung mit der 6. Heeresgruppe herstellen, die am 15. September unter sein Kommando treten würde. Das Äusserste, wozu sich Eisenhower bereit erklärte, war ergänzend zur Luftlandarmee eine zusätzliche Versorgung aus amerikanischen Quellen, allerdings nicht auf Kosten der Operationen Pattons.

Unter diesen Umständen war es doppelt wichtig, mit der Operation «Market Garden» zu beginnen, ehe die Deutschen die Möglichkeit fanden, ihre Kräfte in Holland weiter zu verstärken. Da aber die 1. Armee die offene rechte Flanke der 2. Armee weder decken noch durch Ablenkung entlasten konnte, sah sich Dempsey gezwungen, erst das VIII. Korps von der Seine an den rechten Flügel des XXX. Korps heranzubringen, das den Hauptstoss zu führen hatte. Die Masse der Fahrzeuge des VIII. Korps war jedoch bereits zur Versorgung der 2. Armee eingesetzt, und es zeigte sich nun, dass Dempsey bis zum 17. September, dem X-Tag für die Operation gegen Arnheim, die Vorräte der 2. Armee nicht auffüllen und das VIII. Korps nicht an die holländische Grenze vorziehen konnte, wenn ihm Eisenhower nicht beträchtlich mehr Transportmittel zur Verfügung stellte, als er zugesagt hatte. Dementsprechend liess Montgomery am 11. September Eisenhower wissen, dass er nicht vor dem 23. September angreifen könne.

Das wirkte prompt. Am 12. September flog Bedell Smith zu Montgomery und sagte, von Eisenhower dazu ermächtigt, die tägliche Lieferung von 1'000 t auf der Strasse oder auf dem Luftwege nach Brüssel zu. Am Abend glaubte Montgomery, seine Ansicht habe obgesiegt, denn Bedell Smith hatte ihm berichtet, dass der Vormarsch an die Saar eingestellt werden würde, dass der grösste Teil der für die 12. Heeresgruppe bestimmten Vorräte der 1. Armee zufließen werde, dass diese Armee eng mit ihm, Montgomery, Zusammenwirken solle und dass 3 ame-

rikanische Divisionen entmotorisiert und ihre Transportmittel dazu eingesetzt würden, die 21. Heeresgruppe zu versorgen. Im Vertrauen auf diese gewichtigen Versicherungen setzte Montgomery als X-Tag für das Unternehmen ‚Market Garden‘ den 17. September fest und erklärte, er hoffe nun, dass der Krieg «nach vernünftigem Ermessen schnell» beendet werden könne.

Während Bedell Smith und Montgomery bei Brüssel über diese Pläne und Aussichten sprachen, berieten sich Bradley, Patton und Hodges in Reims. Zwei Tage vorher hatte Bradley der 1. und der 3. Armee befohlen, «ostwärts» vorzurücken, «um zwischen Mannheim und Köln Brückenköpfe am Rhein zu sichern», das heisst auf einer Front von 150 Meilen. Wenn möglich, sollte Patton den Rhein weit im Süden, bei Karlsruhe, überschreiten. Damit er alle Kräfte zu dem Stoss nach Osten zusammenfassen könne, habe bereits die kürzlich eingetroffene amerikanische 9. Armee (Generalleutnant W.H. Simpson) die Operationen in der Bretagne übernommen. Was den Nachschub betrifft, so erklärte Bradley: «Die Armeen werden in der Versorgung gleichgestellt sein *mit der Ausnahme, dass die Besetzung von Brest den ersten Vorrang haben wird.*»

Die Verteilung der Vorräte nach dieser Massgabe war kaum zu vereinbaren mit Eisenhowers Meinung, dass die gegen die Ruhr operierenden Streitkräfte «erst genügend versorgt» sein müssten. Diese Wendung überraschte umso mehr, als Bradley und Patton am Tag vorher darin übereingestimmt hatten, dass «die Einnahme von Brest zur Zeit nutzlos» sei, «weil es zu weit weg lag und der Hafen zu schwer zerstört war». «Andererseits», schreibt Patton, «waren wir darin einer Meinung, dass die amerikanische Armee, wenn sie einmal zugepackt hatte, nicht loslassen sollte. Deshalb war es notwendig, Brest zu nehmen.»

Der Augenblick war kaum dazu angetan, dem Prestige den Vorrang zu geben. Die deutsche Besetzung von Brest konnte mit verhältnismässig schwachen Kräften in Schach gehalten werden; sie verfügte über keine Panzer und nur wenig Fahrzeuge und war daher nicht beweglich genug, die 150 Meilen weiter östlich verlaufenden Hauptnachschublinien der Verbündeten zu bedrohen. Brest war von der Front weiter entfernt als die normannischen Häfen und Ausladeplätze am Strand, über die bereits mehr hereinkam, als die verfügbaren Lastwagen und Züge nach vorn bringen konnten. Die Häfen, die jetzt zu öffnen sich lohnte, waren allein die nördlich der Seine, und doch unterhielt Bradley in der Bretagne 4 Divisionen (ungefähr 80'000 Mann) und gab ihnen den «ersten Vorrang», während seine Armeen an der Mosel und vor dem Westwall unter Knappheit litten. Hinzu kam schliesslich, dass vom 5. September an am Strand bei Brest zwei Wochen hindurch täglich 3'000 t Munition von Landungsfahrzeugen gelöscht wurden, die

ihre Ladungen leichter und zweckmässiger an der Küste nördlich der Seine hätten stapeln können.

Am 12. September unterrichtete Bradley Patton davon, dass der Plan, den Hauptstoss im Norden zu führen, vom SHAEF gebilligt worden sei, und bereite ihn darauf vor, dass die 3. Armee «das Westufer der Mosel möglicherweise wird defensiv besetzt halten müssen». Patton antwortete mit dem Vorschlag, seine Truppen sich in so heftige Kämpfe jenseits der Mosel verwickeln zu lassen, dass Eisenhower ihm unmöglich den Haltbefehl würde geben können. «Ich sagte mir», schrieb Patton später, «dass diese unglückselige Lage [am Westufer der Mosel stehen bleiben zu müssen] verhütet werden konnte, wenn es uns gelang, einen Übergang über die Mosel zu erzwingen, und Bradley gab mir dazu bis zur Nacht des 14. September Zeit.»

Am 15. September bekräftigte Eisenhower in einer neuen Weisung seine Absicht, auf breiter Front an den Rhein vorzurücken, räumte jetzt aber ein, dass die Offensive gegen die Ruhr und die gegen Saar – Frankfurt nicht gleichzeitig unterhalten werden könnten. Entsprechend der Montgomery gegebenen Zusage befahl er, «nach Möglichkeit alle Hilfsquellen der mittleren Heeresgruppe [Bradley] einzusetzen, um die amerikanische 1. Armee bei der Gewinnung von Brückenköpfen bei Köln und Bonn zur Vorbereitung ihrer Mitwirkung bei der Wegnahme des Ruhrgebietes zu unterstützen. Nachdem die nördliche Heeresgruppe [Montgomery] und die 1. Armee Brückenköpfe am Rhein gesichert haben, wird die 3. Armee durch das Saargebiet vorgehen und Brückenköpfe am Rhein bilden». Zur Nachschubfrage befahl Eisenhower: «Bis zur Bildung der Rheinbrückenköpfe werden die Operationen auf dem linken Flügel auf jedem Gebiet des rückwärtigen Dienstes Vorrang geniessen», ausgenommen den Nachschub, der von den Streitkräften auf dem rechten Flügel zu Sicherungszwecken, zur Aufklärung und zur Öffnung von Häfen gebraucht würde.

Diese Regelung sollte jedoch erst in Kraft treten, wenn sich die 3. Armee jenseits der Mosel festgesetzt hatte. Mit der damit Patton erteilten Ermächtigung, die Mosel zu überschreiten, beabsichtigte Eisenhower, dass Bradleys Heeresgruppe «im Augenblick mit ihrem rechten Flügel nur so weit vorstossen» sollte, «wie erforderlich war, um jenseits der Mosel ausreichende Brückenköpfe zu halten, so eine ständige Drohung zu schaffen... und den Feind daran zu hindern, aus dem Raum von Metz Truppen zur Verstärkung weiter nördlich herauszuziehen». So vertretbar dieses Kompromiss nach der strategischen Theorie auch gewesen sein mag – in Wirklichkeit war es verhängnisvoll, denn es bot Patton die Gelegenheit, ohne Rücksicht auf Eisenhowers Plan, erst auf das Ruhrrevier vorzustoßen, von der Sache abzuspringen.

Als diese Weisung herauskam, hatte die 3. Armee im Raum Metz – Nancy bereits fünf Übergänge in der Hand. «Am Abend des vierzehnten», schreibt Patton, «hatte ich mein Bradley gegebenes Versprechen eingelöst und einen meiner und seiner Ansicht nach guten Brückenkopf über die Mosel gesichert.» Sein Gewinn wurde ihm von der auf gefrischten deutschen 1. Armee erbittert streitig gemacht, aber zwei seiner Divisionen waren im Angriff auf Nancy, das am nächsten Tag fiel. Damit war Eisenhowers Weisung erfüllt. Trotzdem sagte sich Patton, dass er sich «bei gutem Glück noch weiter nach Osten schieben» könne, und Bradley, von Eisenhowers Entscheidung «recht deprimiert», meinte ebenfalls, «dass die 3. Armee weiterdrücken könne». Patton scheint Bradleys Ansicht korrekt wiederzugeben, denn die der 12. Heeresgruppe nördlich der Seine verfügbaren Vorräte wurden entgegen Eisenhowers ausdrücklichen Anordnungen nach wie vor auf die 1. und die 3. Armee gleichmässig verteilt.

Es fiel Patton nicht schwer, für weitere Offensivoperationen eine Entschuldigung zu finden. Eisenhower hatte zu «dauernder Aufklärung durch die Streitkräfte auf dem rechten Flügel» ermächtigt. Mehr brauchte Patton nicht, denn er konnte «Aufklärung vorschützen, dann die Aufklärungsabteilung verstärken und schliesslich zum Angriff übergehen – all das hing davon ab, wieviel Benzin und Munition wir beschaffen konnten». Er ging auch nicht allzu genau der Art und Weise nach, wie diese Vorräte beschafft wurden, und nennt die folgende Geschichte, die sein Stab stolz als Tatsache bestätigt hat, ein ‚Gerücht‘: «Ein paar Leute von unserer Artillerie gaben sich als Angehörige der 1. Armee aus und sicherten sich von einem Lager dieses Verbandes eine hübsche Menge Benzin.»

Das Ergebnis von all dem war, dass weder Patton haltmachte, noch von seinem bisherigen Nachschub wesentliche Mengen für die Armeen nördlich der Ardennen abgezweigt wurden. In seinem Bericht an das interalliierte Komitee der Stabschefs sagt Eisenhower: «Drei amerikanische Divisionen wurden völlig unbeweglich gemacht, um die Nordgruppe mit zusätzlichem Nachschub zu versorgen.» Diese Divisionen standen aber nicht an der Front. Sie waren soeben erst in der Normandie eingetroffen, und es fehlte an Transportmitteln, sie nach vorn zu bringen und dort zu versorgen. Mit Hilfe von Fahrzeugkompanien dieser Divisionen begannen am 16. September ‚Red Ball‘-Kolonnen von Bayeux nach Brüssel zu laufen, aber der Nachschub auf dem Luftwege wurde nur leicht verstärkt, von 400 auf 500 t täglich, und der Plan, mit Bombern Benzin nach Lille zu fliegen, erst am 21. September verwirklicht.

So war Montgomery gezwungen, sich beim Aufmarsch zu der Operation «Market Garden» fast völlig auf seine eigenen Hilfsquellen zu verlassen. Es zeig-

te sich bald, dass er weder die notwendigen Vorräte noch die Divisionen des VIII. Korps bis zum 17. September nach vorn bringen konnte. Vor die Wahl gestellt, zog er die Tonnage den Truppen vor, wobei er sich völlig darüber klar war, dass infolgedessen die rechte Flanke der 2. Armee in gefährlicher Weise exponiert blieb, weil das VIII. Korps nun nicht im Zusammenwirken mit dem XXX. Korps angreifen konnte. Diese Gefahr wuchs am Vorabend des Unternehmens wegen der Lage, die sich vor der amerikanischen 1. Armee entwickelte.

Am 11. September 18.05 Uhr überschritt ein amerikanischer Erkundungstrupp bei Prüm die deutsche Grenze. Die Invasion in das Reich hatte begonnen. Am nächsten Tag klärten die Amerikaner tiefer auf und stellten fest, dass dieser Abschnitt des Westwalls gegenüber den Ardennen schwach und einige seiner Befestigungsanlagen überhaupt nicht besetzt waren. Infolge von Nachschubschwierigkeiten war es jedoch nicht möglich, die Gelegenheit sofort auszunutzen, und ehe die Amerikaner angreifen konnten, hatte sich der deutsche Widerstand versteift. Am 14. September bezwangen die Amerikaner die erste Verteidigungslinie und drangen 8 Meilen bis an den Aussenbezirk von Prüm vor. Hier aber wurden sie abgewiesen.

Inzwischen war weiter nördlich das amerikanische VII. Korps in die Verteidigungsanlagen Aachens, nächst denen des Saargebiets die stärksten und tiefsten des ganzen Westwalls, fast unmittelbar hineingerollt. Die Beschaffenheit dieses Abschnitts war dem interalliierten Nachrichtendienst durchaus bekannt, aber Hodges war von der Schnelligkeit seines bisherigen Vormarsches so ermutigt, dass er den Westwall zu überrennen hoffte. Am 13. und 14. September brach eine amerikanische Panzer-Division hart südlich von Aachen durch die erste Abwehrzone hindurch 5 Meilen tief in das Befestigungssystem ein, wurde jedoch vor der zweiten Stellung, die östlich der Stadt parallel zur Grenze lief, zum Stehengebracht. Inzwischen hatte Model 1 Infanterie-Division, die soeben aus Ostpreussen eingetroffen war, 1 Panzer-Brigade und 2 Panzer-Kampfgruppen heranbringen können.

An den nächsten zwei Tagen konnte das VII. Korps, nachdem es den zweiten Verteidigungsgürtel durchstossen hatte, nur geringe Fortschritte machen. Hinter der zweiten Linie breitete sich rings um Stolberg ein Labyrinth von Bergwerken und Fabriken aus, weshalb die Panzer hier wirksam nicht eingesetzt werden konnten. Am 17. September gingen die Deutschen zu Gegenangriffen über, und es war nun klar, dass es zur Wegnahme Aachens einer grösseren Operation bedurfte. Dazu aber musste sich erst das XIX. Korps von Maastricht herankämpfen, um im Zusammenwirken mit dem von Süden vorgehenden VII. Korps die Stadt von Norden anzugreifen.

Unter diesen Umständen war es wenig wahrscheinlich, dass die 1. Armee das

Unternehmen ‚Market Garden‘ offensiv werde unterstützen können. Sie hatte ihre Wendigkeit und damit die Initiative verloren. Es lag das aber keineswegs nur an der Führung, vielmehr war es das unmittelbare Ergebnis der Entschlossenheit Eisenhowers, auf Breiter Front vorzugehen, seines Unvermögens, Patton zurückzuhalten, und besonders seines Bestrebens, sich möglichst bald mit den Kräften der Operation ‚Anvil‘ zu vereinigen. Durch seinen Vormarsch von der Marne an die Maas und dann von der Maas an die Mosel hatte Patton die interalliierte Front ausgerenkt und sie zu weit nach Süden gezerzt. Die 3. Armee war zu einem Magneten geworden, der Streitkräfte und Versorgungsmittel von dort abzog, wo nach Eisenhowers Weisung der Hauptstoss geführt werden sollte. Die Ausdehnung des rechten Flügels Pattons bis südlich von Épinal hatte Hodges gezwungen, eine so lange Front zu decken, dass er nirgends einen genügenden Schwerpunkt zum Durchbruch durch den Westwall bilden konnte. So konnte jetzt Hodges, weit davon entfernt, seine eigene Offensive zur «Gewinnung von Brückenköpfen bei Köln und Bonn» zu entwickeln, nicht einmal genügend auf Aachen drücken und dadurch die Drohung eines Durchbruchs zum Rhein aufrechterhalten.

Am 16. September wies Eisenhower, der das erkannt hatte, Bradley abermals an, die 1. Armee mit Vorrang zu versorgen und die 3. Armee anzuhalten. Pattons Reaktion war nach seinen eigenen, offenen Worten diese: «Es war klar, dass die 3. Armee, damit eine solche Möglichkeit vermieden werde, sofort tief in Kämpfe verwickelt werden musste, und so bat ich Bradley, mich nicht vor dem Abend des neunzehnten anzurufen.»

Seinem Wort getreu, eröffnete Patton am 17. September mit den 3 Divisionen des XX. Korps einen zusammengefassten Angriff auf Metz und «entschloss» sich, als er zurückgeworfen worden war, «mit der Wegnahme von Metz keine Zeit zu vergeuden, sondern es mit so wenig Truppen wie möglich in Schach zu halten und zum Rhein vorzustossen». Dazu setzte er am 18. September Eddys XII. Korps von Nancy ostwärts als Angriffsspitze an. Der Vorstoss scheiterte bei Lunéville an einem scharfen Gegenangriff, aber: «Ich war entschlossen, den Angriff des XII. Korps gegen den Westwall trotz allem, was bei Lunéville geschehen war, fortzusetzen» – und, so scheint es, trotz der Befehle Eisenhowers.

Damals bestand für Patton keine Aussicht, zum Rhein durchzubrechen. Die deutsche 1. Armee hielt Metz fest in der Hand und kämpfte hartnäckig um die Rückgewinnung der Mosellinie beiderseits der Stadt. Hitler hatte jetzt im Abschnitt Nancy – Épinal einen seiner fähigsten Panzerführer eingesetzt, General v. Manteuffel, der direkt von der Ostfront gekommen war, wo er Ende August in Lettland gegen die Rote Armee einen glänzenden und erfolgreichen Gegenschlag geführt hatte. Er erhielt den Oberbefehl über die wieder aufgestellte 5. Panzer-

Armee mit dem Auftrag, gegen Pattons Südflanke eine Gegenoffensive zu führen.

Die Amerikaner wussten noch nicht, dass ihnen v. Manteuffel gegenüberstand, wohl aber, dass die Moselfront, wie die Nachrichtenabteilung des SHAEF in ihrem Überblick von 16. September vermerkt hatte, «bei der Zuteilung von Einheiten sowohl offensiven als auch defensiven Typs den ersten Vorrang genoss». Zudem waren vor Pattons Front 6 neu gebildete oder wiederaufgefüllte Infanterie-Divisionen und 4 neue Panzer-Brigaden festgestellt worden.

Bei seiner Versessenheit darauf, den Vormarsch der 3. Armee durch das Saargebiet nach Frankfurt in Fluss zu halten, hatte Bradley die Gelegenheit versäumt, den Westwall nördlich von Aachen zu überflügeln oder durch den schwächsten Abschnitt (zwischen Aachen und Trier) eine Bresche zu legen, dort, wo nach Models Meldung vom 8. September «nur noch von einer dünnen, völlig unzureichenden Sicherungslinie gesprochen werden» konnte, nämlich «der Westwall in etwa 120 km Breite... nur mit 7 – 8 Bataillonen besetzt» war. Stattdessen hatte Bradley die 1. Armee in direktem Anmarsch über Aachen vortreiben wollen, auf einer der traditionellen Routen nach Deutschland. Rundstedt hatte dem vorgegriffen. Zwar war er von Hitler gezwungen worden, die Masse seiner Panzerkräfte an die Mosel zu werfen, bei der Verteilung der Infanterie Verstärkungen aber hatte er dem Aachener Abschnitt den Vorrang gegeben. Am 17. September hielt der Abschnitt stand, und weitere Reserven waren im Anmarsch. Die Gelegenheit für die amerikanische 1. Armee, einen schnellen und durchschlagenden Erfolg zu erzielen, war dahin.

So hatte die Wehrmacht innerhalb von drei Wochen nach dem Fall von Paris und der vernichtenden Niederlage der deutschen Armeen in der Schlacht in Frankreich ihr Gleichgewicht fast wiederhergestellt; jedenfalls war sie nicht mehr ‚im Laufen‘. Die Deutschen hielten wieder eine zusammenhängende Front, eine dünne und angespannte Front zugestandenermassen, mit kärglichen Reserven dahinter – immerhin aber eine Front.

Obwohl Eisenhower jetzt über 52 Divisionen verfügte, ruhte beim Herannahen des X-Tages für die Operation «Market Garden» seine einzige Möglichkeit, die Initiative zurückzugewinnen, wieder die Voraussetzungen zu beweglicher Kriegführung zu schaffen und noch in diesem Herbst der Wehrmacht einen entscheidenden Schlag zu versetzen, allein bei den 3 Luftlandedivisionen, die auf ihren Flugplätzen in England warteten, und bei den 3 Divisionen des XXX. britischen Korps, die an der holländischen Grenze standen. Sie boten, wenn sie es auch nicht wissen konnten, die letzte, schwache Möglichkeit, dem deutschen Krieg noch im Jahre 1944 ein Ende zu machen.

Sechszwanzigstes Kapitel **Der Weg nach Arnheim**

Der Sonntag des 17. September war, bei schwach bedecktem Himmel, ein schöner Tag. Zur Mittagsstunde zogen über tausend Transportmaschinen und nahezu fünfhundert Gleitflugzeuge hinüber nach Holland, zur grössten Luftlandoperation, die jemals unternommen worden war. Diese Luftarmada trug den grössten Teil der drei Divisionen, die entlang der Linie Eindhoven – Nimwegen – Arnheim mit dem Auftrag gelandet werden sollten, die Strassenbrücken über die Maas, die Waal und den Niederrhein und über fünf schmalere Wasserläufe zu nehmen und so den Panzer- und motorisierten Kolonnen, die vom Maas-Schelde-Kanal nach Norden bis zur Zuidersee durchstossen sollten, einen Korridor zu öffnen. Mit diesem einzigen Schwertstreich beabsichtigte Montgomery Holland zu spalten, den Westwall zu überflügeln und sich mit der 2. Armee jenseits des Rheins an der Nordschwelle des rheinisch-westfälischen Industriegebietes festzusetzen. Wenn alles gut ging, mussten die Panzer die Zuidersee am vierten oder am fünften Tag erreicht haben. Aber die Risiken waren schwer, besonders für die Luftlandetruppen.

Der zu bildende Korridor war fünfzig Meilen lang. Die drei Divisionen sollten in der folgenden Weise in die Tiefe gelandet werden:

Die amerikanische 101. Division (Generalmajor Maxwell Taylor) zwischen Veghel und Zon, nördlich von Eindhoven;

die amerikanische 82. Division (Generalmajor James Gavin) zwischen Maas und Waal, südlich von Nimwegen;

die britische 1. Division (Generalmajor R.E. Urquhart) jenseits des Niederrheins, westlich von Arnheim.

Die 1. und die 82. Division sollten unter dem Generalkommando des britischen 1. Luftlandekorps (Generalleutnant F.A.M. Browning) operieren, das ebenfalls südlich von Nimwegen landen sollte. Eine vierte Division, die 52. Lowland-Infanterie-Division, stand bereit, von Dakotamaschinen herangebracht zu werden, sobald ein Flugplatz genommen sein würde.

Weder eine so tiefe Landung noch eine solche Massenlandung bei Tageslicht war jemals versucht worden. Holland war mit Flak gespickt. Die Luftwaffe verfügte reichlich über nahe Flugplätze, und ihre Düsenjäger waren kürzlich das erstemal aufgetreten. Die ganze Streitmacht konnte zerschlagen werden, bevor sie überhaupt landete. Es war ein gewagtes Spiel. Der Einsatz konnte hohen Gewinn bringen, aber die Chance war knapp.

Die grösste Gefahr war das Wetter, denn die Anzahl der Transportflugzeuge genügte nicht, alle drei Divisionen in voller Stärke mit einem ‚Hub‘ herüberzubringen. Jeder Division standen ungefähr fünfhundert Maschinen zur Verfügung, Segelschlepper und Transportflugzeuge, und man entschied sich, dass am ersten Tag die 82. und die 101. Division ihre 3 Fallschirmjäger-Regimenter und die 1. Division 1 Fallschirmjäger-Brigade und die Masse ihrer Luftlandebrigade absetzen sollten. Diese Kräfte und ihre notwendigen Diensttruppen liessen für Feldartillerie und Pak wenig Raum.

Die Amerikaner sollten ihre Artillerie und Infanterie am X-Tag plus 1 und am X-Tag plus 2 zugeführt bekommen, während 2 weitere Fallschirmjäger-Brigaden (eine britische und eine polnische) und der Rest der 1. Luftlandedivision bei Arnheim landen sollten. Es hing also ungeheuer viel davon ab, dass mindestens zwei Tage gutes Wetter herrschte, so dass die Luftlandedivisionen sofort wieder versorgt und auf volle Stärke gebracht werden konnten.

Dies war für die britische Division ein besonderer Gegenstand der Sorge, hatte doch ihr Plan eine gründliche Schwäche. Die wichtigste Lehre der Operationen in der Normandie war, dass Luftlandungen im Ziel oder in nächster Nähe von ihm vorgenommen werden sollten, besonders wenn es sich um Brücken handelt.

Als man den Plan für Arnheim entwarf, wurde diese Lehre nicht beachtet, weil Urquhart vom Nachrichtendienst darauf hingewiesen worden war, dass bei einer Landung der ersten Kräfte am Südufer des Niederrheins dicht an der Arnheimer Brücke mit Sicherheit schwere Verluste zu erwarten wären. Das Flakfeuer würde stark sein, und das Marschland sei hier zu Landungen von Gleitflugzeugen zu weich. Urquhart konnte diese Sachverständigenmeinung nicht gut übergehen, zumal da es ihm an Erfahrungen in Luftlandeoperationen fehlte. Zudem hatte er eine Division übernommen, die auf Sizilien schwere Verluste erlitten hatte, weil sie weit zerstreut landete und auf heftigen Widerstand stiess. Seitdem hatte sich in der Division die Doktrin festgesetzt, es sei wichtiger, glatt und sicher zu landen, als dicht am Ziel. Urquhart scheint von dieser Doktrin beeinflusst gewesen zu sein.

Die mit einer Landung weit vom Ziel verbundene Gefahr eines Fehlschlags war umso grösser, als die ganze Division nicht mit einem ‚Hub‘ hinübergebracht werden konnte. Hätte sich dies machen lassen, so hätte Urquhart planen können, mit seiner gesamten Streitmacht gegen die Brücke vorzugehen und dann am Südufer des Flusses einen Abwurfraum für den Versorgungsnachschub zu sichern. Da aber seine Division in drei Wellen eintreffen würde, entschloss er sich, die Luftlandebrigade ausserhalb Arnheims zu entwickeln, um die Lande- und Absprungsräume wenigstens bis zur Ankunft der zweiten Welle am X-Tag plus 1 ab-

zuschirmen. Das bedeutete, dass er am ersten kritischen Nachmittag nur seine leichtbewaffneten Fallschirmjäger-Bataillone und seine Aufklärungsabteilung gegen die Arnheimer Brücke ansetzen und erst nach weiteren vierundzwanzig Stunden die Fallschirmjäger in der Stadt mit der Masse seiner Division verstärken konnte. So schien sein Plan das Überraschungsmoment zu opfern und seine Streitmacht der Gefahr auszusetzen, Welle für Welle vernichtet zu werden.

Der Plan der 82. Division krankte an einer ähnlichen, wenn auch nicht so bedenklichen Schwäche, die jedoch unvermeidlich war. Gavin hatte vier Hauptziele: die Brücken bei Grave, bei Nimwegen und über den Maas-Waal-Kanal und den Höhenrücken bei Groesbeek, der sich entlang der deutschen Grenze hinzieht und den Raum zwischen Maas und Waal beherrscht. Diese Objekte lagen so weit auseinander, dass Gavin nicht hoffen konnte, sie alle mit den Kräften in die Hand zu bekommen, über die er in den ersten vierundzwanzig Stunden verfügen würde. So entschloss er sich, die ersten Landungen um Grave und Groesbeek vorzunehmen; auch hatte ihn der Kommandierende General des britischen 1. Luftlandekorps angewiesen, «die Wegnahme der Brücke von Nimwegen nicht zu versuchen, bevor alle andern Aufträge erfüllt worden sind». Dies war richtig, denn die Nimweger Brücke war von geringem Nutzen, wenn es Gavin nicht gelang, sich der zu ihr führenden andern Brücken und der Höhe zu versichern, die zu ihrer Verteidigung wichtig war.

Die zweite Gefahr lag in der Möglichkeit, dass die Erdtruppen nicht herankamen, bevor die Luftlandetruppen von deutschen Einheiten angegriffen wurden, die schwerer bewaffnet waren als sie. Die 2. Armee hatte jetzt 3 Korps am Maas-Schelde-Kanal stehen, aber das VIII. Korps am rechten Flügel war noch nicht angriffsfertig, und das XII. Korps am linken Flügel sah sich einem Gürtel schwierigen Sumpfgeländes gegenüber. Zudem reichten die vorn befindlichen Vorräte nur dazu aus, einen tiefen Einbruch allein des XXX. Korps zu nähren.

Der Ersatz der Luftlandekräfte hing demnach von Horrocks' 3 Divisionen und vor allem der Garde-Panzer-Division ab. Von deren Brückenkopf am Maas-Schelde-Kanal führte jedoch für die Kampfwagen nur eine Strasse nach Norden, und es war sehr leicht möglich, dass der Panzermarsch an einem der vielen Wasserhindernisse, die die Strasse überqueren, aufgehalten wurde. Für den Fall, dass Brücken gesprengt sein sollten, hatte Horrocks für die Nachführung von Brückenbaumaterial, Amphibien-LKWs und Sturmbooten vorgesorgt, doch war die Aufgabe, diese schweren Kolonnen und die erforderliche Infanterie und Artillerie auf der einen Strasse zu bewegen, in der Tat erdrückend. Da der Plan den Marsch von

zwanzigtausend Fahrzeugen entlang dem schwächtigen ‚Luftlandekorridor‘ verlangte, konnte der Erfolg der ganzen Operation durchaus davon abhängen, ob die Bewegung durch wirksame Verkehrsregelung und gutes Fahren in Fluss blieb.

Für Browning waren also die entscheidenden Fragen: Wird sich das Wetter bis zur Verstärkung der Luftlandekräfte halten? Wird das XXX. Korps schneller durch den Korridor hindurchkommen, als die Deutschen gegen ihn anrücken können?

Montgomery ermass diese Gefahren völlig, aber er hoffte, Wucht und Grösse dieses Sturmlaufs an und für sich würden die Deutschen so erschüttern und verwirren, dass sie nicht mit genügender Schnelligkeit und Stärke einzugreifen vermöchten. Die Nachrichtenabteilung des Stabes der 2. Armee schätzte die dem XXX. Korps unmittelbar gegenüberstehenden Kräfte auf 6 von 20 Panzern und 25 Kanonen, darunter 12 8,8-cm-Geschützen, unterstützte Infanterie-Bataillone. Man erwartete eine harte, aber brüchige Kruste und dahinter nur schwache Reserven. Agenten der holländischen Widerstandsbewegung meldeten, dass im Raume Nimwegen 6 Bataillone von geringem Kampfwert stünden und nördlich von Arnheim einige zerschlagene Panzereinheiten aus Frankreich aufgefrischt würden. Der britische Nachrichtendienst nahm an, dass es sich um Reste der 9. und der 10. SS-Panzer-Division handle, auf die man seit Monatsbeginn noch nicht wieder gestossen war. Selbst wenn dies zutraf, war es unwahrscheinlich, dass die beiden Divisionen zusammen stärker sein würden als 1 motorisierte Brigade und 1 Panzer-Brigade.

Die interalliierte Armada wurde auf ihrem Flug nach Holland von 1240 Jagdmaschinen gedeckt. Die Landung wurde von über 1'000 Bombern vorbereitet, die die Flak entlang der Anflugstrecke und um die Landeräume angriffen. Ausser dass die Kampfflugzeuge über Wesel auf 15 FW 190 stiessen, war von der Luftwaffe wenig zu merken. Seit dem Nachmittag vor dem X-Tag hatten das britische Bomberkommando und die 8. amerikanische Luftflotte die Jägerhorste bombardiert, von denen aus die Deutschen hätten eingreifen können, doch war dies für die Untätigkeit der Luftwaffe nicht der Hauptgrund. In der vergangenen Woche war die Luftoffensive auf die Raffinerien für synthetisches Öl wiederaufgenommen worden. Infolgedessen war die Masse der deutschen Jagdflugzeuge in Mittel- und Süddeutschland zusammengefasst. An diesem Nachmittag des 17. September ging nicht ein britisches Transport- oder Gleitflugzeug durch Feindwirkung verloren, und die Verluste der Amerikaner (35 Transportmaschinen und 13 Gleitflugzeuge) entstanden fast alle durch Flakfeuer. Allein am ersten Tag waren an der Luftlandeoperation 4'600 Flugzeuge aller Art beteiligt, und von ihnen wurden nur 73 abgeschossen. Luftwaffe wie Bodenkkräfte wurden überrascht.

Wenn ein deutscher Oberbefehlshaber diesen Sturmangriff aus der Luft hätte voraussehen sollen, so war es Student, dessen 1. Fallschirmjäger-Armee die Linie des Maas-Schelde-Kanals besetzt hielt. In seiner Tagesmeldung an Model vom 16. September findet sich jedoch keine Andeutung, dass er eine Luftlandung erwarte. Er hatte darin nur gesagt: «Gesteigerter Transportverkehr und bestätigte Panzervorbereitungen verstärken die Vermutung..., dass in sehr kurzer Zeit ein schwerer Angriff erwartet werden muss.» Am 17. September befand sich Students Gefechtsstand in einem Landhaus in Vught, nur acht Meilen westlich von einer der amerikanischen Landezonen. «Um die Mittagsstunde», so berichtet er, «wurde ich durch ein dermassen anschwellendes Gedröhn in der Luft von meinem Schreibtisch aufgeschreckt, dass ich mein Arbeitszimmer verliess und auf den Balkon trat. Wohin ich auch blickte – ich sah nichts als Flugzeuge: Truppentransporter und grosse Maschinen mit Gleitflugzeugen im Schlepp. Ein ungeheurer Strom zog niedrig über das Haus weg. Ich war stark beeindruckt, dachte aber in diesen drei Minuten nicht an die Gefahr der Lage.»

Student war nicht der einzige deutsche Oberbefehlshaber, der bei der Luftlandung einen Parkettplatz innehatte. Model befand sich sogar noch näher; er hatte seinen Gefechtsstand in Oosterbeek am Westrand Arnheims. Er schaute aber nicht zu, als die britischen Fallschirmjäger über ihm und um ihn herum vom Himmel fluteten. Er raste nach Arnheim hinein, übernahm, als er erfuhr, dass der Stadtkommandant bei einem Luftangriff gefallen war, selber die unmittelbare Führung, stellte rasch die Ordnung wieder her und zog sofort von der 9. SS-Panzer-Division – die, wie die Holländer richtig gemeldet hatten, nördlich von Arnheim stationiert war – Verstärkungen heran.

So war es ein doppelter Zufall, dass die für die Verteidigung Hollands an erster Stelle verantwortlichen beiden Deutschen sich eben dort befanden, von wo aus sie, kaum dass die Überraschung geglückt war, sofort einen Gegenschlag führen konnten. Doch das war noch nicht alles. Die deutschen Reserven waren schwach, aber Model und Student wussten sehr bald genau, wo sie einzusetzen waren. Am frühen Nachmittag wurde bei Vught ein amerikanisches Gleitflugzeug abgeschossen, und, so berichtet Student, «ein paar Stunden später lagen die Befehle für die gesamte Luftlandeoperation auf meinem Schreibtisch».

Um 13.30 Uhr erdröhte die Luft über Arnheim, Nimwegen und Veghel vom Donnern der Motoren, in dem das feine Singen der zur Landung heranschliessenden Gleitflugzeuge unterging. In einer Reihe von Städten und Dörfern eilten dankerfüllte Menschen herbei, um die Luftlandetruppen mit Blumen und mit Esssachen zu begrüßen, die sie selber kaum entbehren konnten. Aber fast über-

all wurde der Jubel jäh unterbrochen vom Beginn der Schlacht, und die Menschen flüchteten von den frohen Strassen in die von Bangigkeit erfüllten Keller.

Westlich von Arnheim kamen die Fallschirmjäger und Gleitflugzeuge der britischen 1. Luftlandedivision ordentlich und ohne besondere Störung durch den Gegner zur Erde. Obwohl keines der 358 Gleitflugzeuge Urquharts abgeschossen worden war, blieben 38 aus. Fast jedem war das Schleppseil gerissen. Es ist das bei Luftlandungen nichts Aussergewöhnliches, aber unglücklicherweise hatten die vermissten Gleitflugzeuge die meisten Panzerjeeps der Aufklärungsabteilung an Bord, deren Auftrag es war, sofort die Strassen- und Bahnbrücken im Handstreich zu nehmen. Es war das ein schlechter Auftakt, aber während die 1. Luftlandebrigade (unter Brigadier P.H.W. Hicks) die Verteidigung des Landaumes organisierte, sammelte sich die 1. Fallschirmjäger-Brigade (unter Brigadier G.W. Lathbury) schnell und war eine Stunde nach der Landung auf dem Marsch nach Arnheim.

Die Jagd nach den Brücken wurde von Oberstleutnant J.D. Frost mit dem II. Fallschirmjäger-Bataillon angeführt, das sich rasch die Strasse am Nordufer des Niederrheins entlang bewegte. Frost schickte die Kompanie C voraus, die Bahnbrücke zu nehmen, aber in dem Augenblick, wo seine Leute ankamen, flog sie in die Luft. Die beiden andern Kompanien gingen weiter vor, stiessen jedoch bei Den Brink, keine zwei Meilen von der Strassenbrücke, auf so heftigen Widerstand, dass es hier zum Gefecht kam und Frost die Kompanie B einsetzen musste.

Währenddem war die Brücke ungedeckt; ihre Besatzung, 25 Mann vom Jahrgang des Ersten Weltkrieges, war geflohen, und 19.30 Uhr entdeckte ein holländischer Polizist, dass die Verteidigungsanlagen verlassen waren. Von seinem Posten am Nordende der Brücke schaute er erwartungsvoll nach Westen nach den Fallschirmjägern aus, aber in dem Augenblick, wo sie aus dem Dunst der herbstlichen Abenddämmerung auftauchten, kam eine Abteilung SS-Truppen aus der Richtung Nimwegen herangefahren und besetzte das Südende. Kurz nach 20.00 Uhr besetzte Frost – mit der Kompanie A, seinem Stab und einigen Pionieren – die Gebäude um die Nordzugänge. Der Angriff eines Zuges auf die deutsche Stellung am Südende wurde jedoch durch Flakfeuer und einen feuernden Schützenwagen vereitelt. Inzwischen waren die meisten Männer der Kompanie B und ein Teil des Brigadestabes zu Frost gestossen, aber mit seinen 500 Mann und einer einzigen Panzerabwehrkanone musste er sich darauf beschränken, seinen Platz zu behaupten und auf Verstärkungen zu warten. Das weitgespannte Stahlgerüst blieb in dieser Nacht Niemandsland.

Unterdessen war der an Frosts Nordflanke sich anschliessende Rest der

1. Fallschirmjäger-Brigade zwei Meilen von ihrem Absprungraum in heftige Kämpfe verwickelt worden. Das 425 Mann starke SS-Ausbildungs-Bataillon Kraft, das erst einen Tag vorher im Abschnitt Oosterbeek – Wolfheze eingetroffen war, brachte das I. und das III. Fallschirmjäger-Bataillon zum Stehen. So konnte eine von Model entsandte Kampfgruppe der 9. SS-Panzer-Division von Oosterbeek nordwärts zwischen diesem Vorort und Arnheim eine Sperrstellung beziehen. Da zu der Kampfgruppe ein halbes Dutzend Kampfwagen und einige gepanzerte Schützenwagen gehörten, konnten die Fallschirmjäger sie nicht vertreiben. Eine Kompanie vermochte nach Einbruch der Dunkelheit durchzuschlüpfen, aber im übrigen machte die Brigade nur geringe Fortschritte.

Die Nacht über sassen Urquhart und Lathbury beim Stabe des III. Bataillons fest und erkannten infolgedessen nicht, dass die allgemeine Lage bereits bedenklich wurde. Die Deutschen hatten dank Models persönlichem Eingreifen schneller und stärker geantwortet, als nach vernünftigem Ermessen vorauszusehen gewesen war. So war es gekommen, dass die 500 Fallschirmjäger an der Brücke jetzt abgeschnitten waren. Fünf Meilen weiter westlich waren die beiden andern Fallschirmjäger-Bataillone jedes für sich in ein Gefecht verwickelt und konnten nicht zu einem gemeinsamen Stoss Zusammenwirken. Nur eine Meile trennte sie, aber sie hatten, weil ein Funkgerät versagte, miteinander keine Verbindung. Die Luftlandebrigade weiter westlich war, um die Lande- und Absprungräume zu decken, stark auseinandergezogen. Hicks verfügte hier – ausser 2 Kompanien, die mit dem zweiten ‚Hub‘ eintreffen sollten – über seine 3 eigenen Bataillone und 1 Bataillon des Gleitflugzeugpiloten-Regiments, das noch im Lauf der Schlacht die Richtigkeit der britischen Massnahme beweisen sollte, Gleitflugzeugmannschaften infanteristisch auszubilden. Die Brigade hätte möglicherweise zur Brücke durchbrechen können, ehe die Deutschen ihre Sperrkräfte einzusetzen vermochten, aber gemäss Urquharts Plan musste Hicks stehenbleiben, wo er war, und die Verstärkungen abwarten, die am nächsten Vormittag 10.00 Uhr eintreffen sollten.

Während so die Briten bei Arnheim in heftige Kämpfe verstrickt waren, hatten die Amerikaner auf der Korridorstrecke Nimwegen – Eindhoven, wo der Widerstand geringer war, mehr Erfolg. Die meisten der wenigen Deutschen nahe den Absprungräumen flohen in Panik. Binnen einer Stunde fiel die wichtige Maasbrücke bei Grave einem Fallschirmjäger-Bataillon der 82. Luftlande-Division dadurch in die Hand, dass es beiderseits der Brücke absprang. Vor Einbruch der Dunkelheit hatten Gavins Truppen eine der Brücken über den Maas-Waal-Kanal genommen, über die Flüsse entlang der Höhe von Groesbeek eine Sperrkette gezogen und so die Strasse nach Nimwegen gesichert. Nach Errichtung dieses ‚Luft-

landekopfes' liess Gavin durch das einzige Bataillon, das er erübrigen konnte, gegen die massive Brücke aufklären, die in Nimwegen die Waal überspannt. Die Fallschirmjäger wurden jedoch vierhundert Yards vor der Brücke aufgehalten; die deutsche Besatzung hatte die Brücke bereits durch einen festen Halbkreis gedeckt.

Die 101. Luftlandedivision südlich der Maas hatte durch heftiges Flakfeuer von den Batterien rings um Eindhoven niedergehen müssen, kam aber am Boden verhältnismässig leicht voran. In Veghel fielen ihnen alle vier Brücken unverehrt in die Hand, ihr südlichstes Objekt jedoch, die Brücke über den Wilhelminakanal bei Zon, wurde vor ihrer Nase gesprengt. Aber ein Fallschirmjäger-Regiment ging nachts über den Kanal und näherte sich am Morgen Eindhoven, wo es sich mit den von Süden herankommenden Panzern die Hand reichen sollte.

Am Nachmittag des 17. September, 13.30 Uhr, erhielt Horrocks – der einige Yards von der ‚Joes-Brücke‘ entfernt am Maas-Schelde-Kanal auf einem Schlackenhaufen stand – die Meldung, dass die Luftlandungen ‚planmässig‘ vor sich gingen, und befahl daher für 14.35 Uhr den Beginn des Angriffs der Erdtruppen. Jetzt richteten sich die Feldgläser vom nördlichen Himmel weg auf die gerade, helle Betonstrasse nach Eindhoven. Von ihr hing der Erfolg des ganzen Planes ab. Das gesamte Korps musste diese Strasse hinabmarschieren, und entlang dieser Strasse musste die Garde-Panzer-Division durchbrechen.

Fünfhundert Yards nördlich der holländischen Grenze hatten die Deutschen quer über die Strasse eine Sperre errichtet, aber Horrocks nahm an, dass in die harte Strassendecke keine Minen gegen Panzer eingebettet seien, und gedachte daher die Sperre durch eine Panzerkolonne in direktem Ansturm zu überrennen und in Einerreihe nach Holland hineinzurollen. Der vordersten Kompanie sollten zwei weitere mit aufgesessener Infanterie folgen und dieser Angriffsspitze in geschlossener Ordnung die Masse der Garde.

Weder führte eine andere Strasse nach Norden, noch hatten die Panzer Raum zum Manövrieren, denn auf beiden Seiten war der Boden weich und sumpfdurchzogen. Die Panzer mussten sich auf der Strasse halten und hatten ein Waldgebiet zu durchqueren, durch das die Strasse führte und das Pak und Panzerfäusten natürliche Deckung bot. Da keine Zeit war, sie durch Infanterie zu bereinigen, sollten sie durch zusammengefasstes Artillerie- und Bombenwurf Feuer unwirksam gemacht werden, so dass die Panzer unbehelligt hindurchfahren könnten. Soweit der Plan.

Zehn Minuten vor der X-Zeit eröffnete die Artillerie des XXX. Korps entlang der Strasse nach Eindhoven auf fünf Meilen Tiefe und eine Meile Breite Trommelfeuer. Es wurde von einem ununterbrochenen Strom von Typhoonmaschinen

unterstützt, die bis dicht über die Baumwipfel herabstiessen, ehe sie mit ihrem Raketen- und Maschinengewehrfeuer eingriffen.

Nachdem sich die Panzer der Irischen Garde in Marsch gesetzt hatten, wurde das Feuer der Typhoonflugzeuge durch Funk geleitet. Die von den dunklen Kiefern hell sich abhebende Strasse war leicht zu erkennen, und alle Panzer trugen fluoreszierende orangene Schirme, die aus der Luft deutlich sichtbar waren und von den Holländern bald als Banner der Freiheit bejubelt wurden. So genau war die Feuerleitung, dass die Typhoons Ziele bis 200 Yards vor den Panzern angreifen konnten.

Die Deutschen waren von dem Überfall so benommen, dass die Angriffsspitze der Irischen Garde, nachdem sie feuernd die Sperre überrannt hatte, ohne Zwischenfall bis jenseits des ersten Waldgürtels zügig vordrang. Indessen, der Feind (Fallschirmjäger auf der einen Seite, SS-Truppen auf der andern Seite der Strasse) erholte sich schnell, und die vordersten der Panzer mit aufgesessener Infanterie gerieten, als sie zu folgen versuchten, unter schweres Feuer, besonders von Panzerfäusten, und binnen Kurzem waren 8 Panzer lahmgeschossen. Aber die Infanterie sprang ab und kämmte den Wald beiderseits der Strasse durch. Nach einigem schwierigen und verworrenen Geplänkel wurden mehrere Panzerfaustgruppen aufgestöbert, eine Panzerabwehrkanone zum Schweigen gebracht und ihre Mannschaft gefangengenommen. Da man keine Möglichkeit hatte, die Gefangenen zurückzuschicken, wurde ihnen bedeutet, mit an Bord der Panzer zu klettern. Vor lauter Bestürzung darüber verrieten die Deutschen die Stellungen der übrigen Geschütze ihrer Batterie. Die Information wurde an die Typhoons und die mittlere Artillerie weitergegeben. Mit ihrer Unterstützung wurde der restliche Widerstand nach und nach überwunden, und in der Abenddämmerung erreichte die Irische Garde ihr Tagesziel: Valkenswaard, fünf Meilen südlich von Eindhoven.

Horrocks' Taktik war mit ungewöhnlich geringen Kräften ausgekommen. Nicht mehr als 1 Panzer-Bataillon und 1 Infanterie-Bataillon hatten, unterstützt von 400 Geschützen und 100 Typhoons, einem ganzen Korps die Strasse geöffnet. Am Nachmittag des 18. September (X-Tag plus 1) vereinigten sich die Garde und die 101. Luftlandedivision in Eindhoven, und die Panzer hatten freie Bahn nach Nimwegen, sobald die Brücke bei Zon wiederhergestellt war – für die Pioniere eine Aufgabe höchstens von zwölf Stunden.

Bei der mitternächtlichen Führerbesprechung zwischen dem 17. und 18. September in Rastenburg wusste man von den erbeteten Befehlen noch nichts. Trotzdem erkannten Hitler und sein Stab Ausmass und Ziel der Luftlandeinvasion durchaus und waren von der phantasiestarken Verwegenheit des Unternehmens sichtlich verblüfft. Die erfolgreichen Abwehroperationen der letzten Tage

hatten Hitler glauben gemacht, die Westalliierten seien zum Stehen gebracht worden, und er könne sich nun mit Ruhe der Aufgabe zuwenden, die durch den Zusammenbruch Rumäniens in die Ostfront geschlagene Bresche zu schliessen. Nun sah er sich einer Lage gegenübergestellt, die, wie er zugab, «weit ernster» war «als die im Osten». Aus dem Bericht über diese Konferenz erhellt, dass man nicht über eine einzige Felddivision verfügte, die sofort hätte nach Holland in Marsch gesetzt werden können. Jodl berichtete, dass die 59. Infanterie-Division, die soeben über die Scheldemündung zurückgezogen worden war, von Westen gegen den Korridor im Anrücken sei, und dass die 107. Panzer-Brigade, die auf dem Bahntransport von Ostpreussen nach Aachen unterwegs gewesen war, nach Venlo umgeleitet worden sei und den Korridor von Osten angreifen werde.

Die einzigen frischen Kräfte, die Hitler sofort in den Kampf werfen konnte, waren die der Luftwaffe. Seine Düsenjagdbomber (Me 262) hatten am 17. September nicht angreifen können, weil ihre Flugplätze bei Rheine schwer bombardiert worden waren, doch waren, so wurde Hitler gemeldet, schnelle Wiederinstandsetzungsarbeiten im Gange; zwei Jagdgeschwader seien bereits von Berlin nach Westdeutschland überführt worden und könnten am kommenden Tag, dem 18. September, über Holland eingesetzt werden.

Die Luftkonvois, die an diesem Morgen in England aufstiegen, waren viel verletzlicher als die des ersten Tages, denn sie setzten sich fast gänzlich aus Schlepfern und Gleitflugzeugen zusammen: eine langsame und unbeholfene Armada, die sich nicht durch heftige Ausweichmanöver selbst schützen konnte. Aber der Schirm von Jagdflugzeugen war so stark und beweglich, dass von den 1'203 Gleitern nur 13 abgeschossen wurden. Nicht die Luftwaffe, sondern das Wetter verhinderte das pünktliche Eintreffen der Verstärkungen.

In England hatte dichter Bodennebel den Abflug der Gleiter und Transporter verzögert. Für die Luftlandetruppen auf holländischem Boden war es ein sorgenvoller Vormittag. Die Deutschen griffen vom Reichswald her an und überrannten die Landeräume der amerikanischen 82. Luftlandedivision, kurz bevor die Verstärkungen eintreffen sollten. Es gab keine Möglichkeit, die Piloten des zweiten ‚Hubs‘ ins Bild zu setzen. Gavin wusste nicht, dass seine Verstärkungen zwei Stunden später aufgestiegen waren, und so griffen die Amerikaner in der Erwartung, dass die Verstärkungen jede Minute eintreffen würden, mit verzweifelter Erbitterung die Deutschen an, warfen sie zurück und gewannen so eine halbe Stunde Zeit. Auch jetzt noch mussten die Gleitflugzeuge unter Feuer landen, und Gavin brauchte jeden Mann, den Landeraum zu decken. Ihr spätes Eintreffen bewahrte die Verstärkungen vor schweren Verlusten, vernichtete aber jede Aussicht, noch an demselben Tage die Brücke von Nimwegen in die Hand zu bekommen.

Bei Arnheim aber waren die Folgen der Verzögerung schwerer. Die britischen Transportmaschinen und Gleitflugzeuge waren noch länger am Boden festgehalten worden als die amerikanischen und trafen, mit fünfständiger Verspätung, erst um 15.00 Uhr ein. Um diese Zeit hatten sich die beiden Fallschirmjäger-Bataillone, die in der vergangenen Nacht bei Oosterbeek zum Stehen gebracht worden waren, nach Arnheim hineingekämpft, waren aber in einer Reihe erbitterter Gefechte rings um das Elisabethhospital zerschlagen worden und zählten keine 250 Mann mehr. Es fehlte ihnen an Männern und Munition, zur Brücke durchzubrechen, an deren Nordende sich Frost mit nicht mehr als 600 Mann noch immer tapfer, aber in bedenklicher Lage hielt.

Am Vormittag hatten seine Truppen sechs gepanzerte Schützenwagen, die den Übergang über die Brücke von Süden erzwingen wollten, lahmgeschossen und so die Brücke wirksam blockiert. Die Sperre wurde von Truppen, die mehrere Häuser am Nordzugang besetzt hatten, unter Feuer gehalten. Am späten Nachmittag aber griffen die Deutschen mit Infanterie und Panzern an, und die Fallschirmjäger mussten zurückgehen, nachdem vier der von ihnen besetzten Häuser in Brand geschossen worden waren. Allein dadurch, dass sie einfach die Häuser niederbrannten, mussten die Deutschen die Verteidiger binnen Kurzem überwältigen, wenn diese nicht von Nimwegen oder der eigenen Division wesentliche Verstärkungen erhielten.

Am Nachmittag des 18. September war die Lage am Nordufer des Niederrheins äusserst verworren. In Arnheim selbst war, ausser Frosts Bataillon, die 1. Fallschirmjäger-Brigade in schneller Auflösung begriffen. Am zeitigen Vormittag waren der Brigadekommandeur, Lathbury, und Urquhart zu den Truppen in der Stadt durchgedrungen, dort aber abgeschnitten worden. Als sie am Nachmittag wieder nach Oosterbeek zurückzukehren suchten, wurde Lathbury verwundet. Urquhart und ein anderer Offizier übergaben ihn der Obhut holländischer Bürger, mussten sich aber selber auf dem Dachboden eines Hauses verstecken. Auch nach Einbruch der Dunkelheit konnten sie sich nicht vorwagen; rings umher waren Deutsche.

Während Urquharts Abwesenheit führte Hicks, der Kommandeur der Luftlandbrigade, die Division, hatte aber, selbst durch Funk, mit Urquhart, Lathbury, Frost oder irgendwelchen Teilen der 1. Fallschirmjäger-Brigade keine Verbindung. Es war das zum Teil auf den Gebrauch von Geräten zurückzuführen, die in bebautem Gelände nicht gut arbeiteten, zum Teil darauf, dass eine starke britische Station auf derselben Wellenlänge sendete, die dem Befehlsnetz der Division zugeweiht worden war. Die Frequenz war geändert worden, aber die in Arnheim abgeschnittenen Einheiten konnten weder davon unterrichtet werden, noch sich auf der alten Wellenlänge melden. Noch schlimmer als die Isolierung der Einheiten

voneinander war die Unterbrechung aller Verbindungen zur Aussenwelt. Hicks brauchte dringend Luftunterstützung, um sich mit deutschen Panzern auseinandersetzen zu können, aber er konnte sie nicht, wie geplant, anfordern. Die Funkverbindung mit der R.A.F. funktionierte nicht, und er konnte weder den Absprunghafen in England noch Brownings Generalkommando erreichen, dessen Gefechtsstand nur 15 Meilen entfernt war.

Über die Entwicklung in der Stadt konnte sich Hicks nur durch Mitglieder der holländischen Untergrundbewegung unterrichten, die die örtliche Telefonzentrale besetzt hatten. Diese Meldungen können die ganze Schwere der Lage in der Stadt nicht wiedergegeben haben, sonst hätte Hicks nicht nach wie vor die Abschirmung des Luftlandekopfes als seine erste Aufgabe betrachtet. Von seinen 7 Bataillonen schickte er nur 2 nach Arnheim hinein, und die neueingetroffene 4. Fallschirmjäger-Brigade (Brigadier J.W. Hackett) setzte er gegen die Höhe nördlich von Oosterbeek an, um die Igelstellung der Division zu verstärken. Dieser Angriff erwies sich als eine kostspielige Kräftezersplitterung. Die Deutschen hatten sich in den Gehölzen gut verschanzt, und zwei Fallschirmjäger-Bataillone verloren an einem Tag die Hälfte ihrer Kampfstärke.

Noch schwerer litten die zur Entlastung der Kräfte in der Stadt angesetzten Bataillone. Sie brauchten für die 3 Meilen dreizehn Stunden, erreichten zwar das Elisabethhospital und die Überlebenden der 1. Fallschirmjäger-Brigade, kamen aber nicht weiter, und Verstärkungen konnten sich nicht durchschlagen. Den nächsten Tag, am 19. September, griff diese belagerte Streitmacht wieder und wieder an in der Hoffnung, sich einen Weg zur Brücke bahnen zu können, aber deutsche Panzer und Motorgeschütze beherrschten deren Umkreis. Als den Luftlandetruppen die Pakmunition ausgegangen war, wurden sie Strasse für Strasse durch Oosterbeek nach Hartenstein zurückgetrieben, wo Urquhart, der das Kommando wieder übernommen hatte, einen festen Abwehrring bildete. Hier hoffte er bis zum Eintreffen des XXX. Korps standhalten und Kräfte sparen zu können.

Für die 1. Luftlandedivision war jetzt die Möglichkeit, aus der Luft verstärkt oder auch nur neu versorgt zu werden, gering geworden; das von ihr gehaltene Gelände war zur Landung nicht weit genug, und die Deutschen hatten Flak und Jagdkräfte bedeutend verstärkt. Am Nachmittag zerrissen schlechtes Wetter und das Auftreten von mehr als 500 feindlichen Jägern den Verstärkungsplan vollends. Die polnische Fallschirmjäger-Brigade und das Infanterie-Regiment der 82. Luftlandedivision lagen wegen dichten Bodennebels in Mittelengland fest. Von anderen Plätzen stiegen 655 Transportflugzeuge und 431 Gleitflugzeuge auf, aber nur drei Fünftel erreichten ihr Ziel, und von denen, die nicht durchka-

men, gingen 112 Gleitflugzeuge und 40 Transportmaschinen verloren. Am schlimmsten war, dass 390 t Munition und Proviant, die für die 1. Luftlandedivision abgeworfen wurden, fast gänzlich dem Feind in die Hände fielen. Die vereinbarte Abwurfzone lag nicht in dem ursprünglichen Landeraum, und die Division hätte sie nicht besetzen können. Urquhart hatte eine neue Abwurfzone vorgeschlagen, aber sein Funkspruch war in England nicht empfangen worden.

Mit dem Ausbleiben der polnischen Brigade schwand die letzte Aussicht auf Entsatz der Fallschirmjäger an der Arnheimer Brücke. Seit dem Vormittag des vergangenen Tages, an dem ein Trupp mit Pak zu ihm hatte durchbrechen können, war Frost völlig abgeschnitten. Trotzdem hinderte er die Deutschen noch immer daran, über die Brücke Verstärkungen nach Nimwegen zu werfen. Jetzt aber, am Abend des 19. September, wurde die Lage verzweifelt. Seine Männer hatten ein Dutzend Häuser und eine Schule besetzt, die unter schwerem Werfer- und Granatfeuer lagen. Die Keller waren voll von Verwundeten. Die Häuser ringsum brannten. Die Pakmunition war fast verschossen, und die vierhundert noch kampffähigen Männer konnten die Panzer nicht mehr abwehren, die systematisch ihre Stellungen zerstörten. Trotzdem kämpften sie weiter und zogen sich nur zurück, wenn das besetzte Haus in Brand geschossen war; noch immer hofften sie auf Entsatz von Oosterbeek und wussten, seit Sonntag von jeder Funkverbindung abgeschnitten, nicht, dass diese Hoffnung entschunden war.

Am Mittwochvormittag, dem 20. September, konnten sie über die Arnheimer Telefonzentrale, die noch immer von holländischen Patrioten bedient wurde, den Gefechtsstand der Division erreichen. Erst jetzt erfuhr Frost, dass er nicht auf Verstärkung oder Entsatz hoffen konnte, es sei denn, er hielte aus, bis die Bodentruppen von Nimwegen heran waren. Dort sollten an demselben Tage die amerikanische 82. Luftlandedivision und die britische Garde-Panzer-Division einen gemeinsamen Angriff auf die Waalbrücke unternehmen. Sie hatten Befehl, die Strasse nach Arnheim um jeden Preis zu öffnen.

Am Dienstagmorgen war die Angriffsspitze der Garde-Panzer-Division in schneller Fahrt von Zon bis zu dem Wald südlich von Nimwegen gelangt. Dort aber wurden die Amerikaner durch Angriffe vom Reichswald her so hart bedrängt, dass vor dem Nachmittag an ein Vorgehen gegen die Brücken nicht zu denken war. Auch da noch konnte Gavin der Garde nur 1 Fallschirmjäger-Bataillon zur Verfügung stellen, denn sein Infanterie-Regiment wartete, wie erwähnt, wegen Bodennebels über den englischen Flugplätzen noch auf seinen Abtransport. Sowohl die Strassenbrücke als auch die Bahnbrücke waren intakt. Gegen jede wurde eine Kolonne angesetzt, aber keine konnte die Sperre durchdringen, die anzulegen die Deutschen reichlich Zeit gehabt hatten.

Alle Wege zur Strassenbrücke führten durch Gärten, den sogenannten Hunerpark. Die Holländer hatten ihn vor dem Krieg befestigt und 1940 drei Tage lang gehalten. Dann hatten die Deutschen die Verteidigungsanlagen verstärkt, besonders die auf einer bewaldeten Hügelkuppe, dem Valkhof, und die eines mittelalterlichen Bollwerks. Am Südrand des Parks kam der britisch-amerikanische Angriff zum Stehen. Panzer, die die Brücke forcieren wollten, wurden zerschossen, Gardegrenadiere und Fallschirmjäger, die in die Abwehrranlagen einzubrechen versuchten, abgeschnitten. Die verbündeten Truppen, die in Reichweite des grossen Preises die Nacht durchwarteten, glaubten, die Brücke werde jeden Augenblick in die Luft gehen. Sie wussten nicht, dass Model selber befohlen hatte, die Brücke nicht zu sprengen. Er hatte, berichtet Student, ihre Sprengung untersagt «in dem Glauben, sie könne erfolgreich verteidigt werden».

In der Nacht zum 20. September wurde eine Kampfgruppe der 10. SS-Panzer-Division zur Verstärkung der Besatzung Nimwegens über den Niederrhein gesetzt. Um dieselbe Zeit entwarfen Horrocks und Browning den Plan, die Strassenbrücke gleichzeitig von Norden und Süden anzugreifen. Ein amerikanisches Fallschirmjäger-Regiment (das 504.) sollte am kommenden Tag eine Meile stromabwärts über die Waal gehen und sich im Zusammenwirken mit einem Angriff auf das Südende der Brücke durch die Gardegrenadiere und ein Fallschirmjäger-Bataillon in den Besitz des nördlichen Brückenkopfes setzen. Vorher aber mussten die Deutschen aus der Stadt Nimwegen hinausgeworfen werden, die den Zugang zum Südufer sperrte.

Dies nahm den ganzen Vormittag des Mittwochs in Anspruch, und es ging auf 15.00 Uhr, als das amerikanische Regiment seine Sturmboote zu Wasser lassen konnte. Infolge der starken Strömung und schweren feindlichen Feuers kamen von den Booten der ersten Welle nur die Hälfte hinüber. Unerschrocken aber kletterten oder schwammen ungefähr zweihundert Mann ans Ufer und gewannen einen Halt, der im Laufe des Nachmittags nach und nach verstärkt und erweitert wurde. Dieser kühne Sturmangriff bei hellem Tageslicht über einen verteidigten 400 Yards breiten Fluss war eine glänzende Waffentat, die auch gebührend gelohnt wurde. Um 18.30 Uhr hatten die Amerikaner den Widerstand des Gegners gebrochen und gingen gegen die Strassenbrücke vor. Unterwegs versicherten sie sich des Nordkopfes der Bahnbrücke und hissten dort die amerikanische Flagge.

Auf dieses Erfolgssignal hin trug die Garde ihren Angriff bis zum Ziel. Die Grenadiere hatten, während ein amerikanisches Bataillon den Ostteil des Hunerparks bereinigte, die Deutschen vom Valkhof vertrieben und das Bollwerk im Sturm genommen. Damit war der Weg zur Brücke geöffnet. Gegen Abend, kurz vor 19.00 Uhr, rollten 5 britische Panzer durch den Park, machten halt, um ein

paar 8,8-cm-Kanonen zu bekämpfen, die vom andern Ufer herüberschossen, und jagten feuernd weiter. Von den Brückenträgern abgeschossene Panzerfäuste trafen 2 Kampfwagen, 2 andere aber brachten die 600 Yards lange Brücke hinter sich, überrannten die Strassensperre am Nordende und vereinigten sich mit den Amerikanern, die soeben von Westen herankamen. Die Nimwegener Brücke war in der Hand der Verbündeten, und eine gerade, rötliche Strasse lief nordwärts nach Arnheim.

Dort waren jetzt die hartnäckigen Verteidiger der Strassenbrücke von 600 Mann auf 140 zusammengesmolzen und Frost selber verwundet. Seine Männer feuerten noch aus ein paar Häusern neben den Nordpfeilern, hatten aber das Schulgebäude aufgeben müssen, von wo aus sie drei Tage lang die Strasse gesperrt und die Bewegung von Panzern und Artillerie nach Süden verhindert hatten. An diesem Mittwochnachmittag war das Schulhaus unter dem Punktfeuer mehrerer Panzer in Flammen aufgegangen und die Besatzung auf die offene Strasse getrieben worden. So kam es, dass, als der erste britische Panzer über die Nimwegener Brücke nach Norden eilte, drei Stunden vorher die ersten deutschen Panzer, nach Süden eilend, die Arnheimer Brücke überquert hatten.

Die Deutschen machten von der Brücke, die ihnen so lange verweigert worden war, in der Nacht gründlich Gebrauch. Am Donnerstagmorgen, dem 21. September, meldete die Luftaufklärung, dass sich von Arnheim 20 Panzer nach Süden bewegten und die Deutschen sich anscheinend zwischen Niederrhein und Waal beiderseits der Strasse zur Verteidigung einrichteten. Trotzdem hoffte Horrocks immer noch, am Nordufer des Niederrheins einen Brückenkopf bilden, sich mit der britischen 1. Luftlandedivision vereinigen und, den ursprünglichen Plan verwirklichend, zur Zuidersee durchstossen zu können. Da Urquharts Funkverbindungen abgerissen waren, wusste er nicht, wie schwer die Lage in Arnheim wirklich war.

Um 09.00 Uhr aber konnte eine Artillerieeinheit Horrocks' mit der Division Funkverbindung herstellen und erhielt die erste unmittelbare Nachricht aus Arnheim, seit das XXX. Korps zur Offensive angetreten war. Urquhart, in Unkenntnis darüber, dass Frosts Truppe schliesslich überrannt worden war, meldete:

«Starke feindliche Angriffe auf Hauptbrücke. Lage für schwache Kräfte [an der Brücke] kritisch. Feind auch angreift Divisionsstellung östlich Umgehend Heelsum und westlich Arnheim. Lage ernst, bilde aber mit Rest der Division dichten Kreis um Hartenstein. Baldigstmöglicher Entsatz beider Abschnitte erforderlich. Kontrolliere noch Fährstelle Heveadorp.»

Aus dieser Meldung schloss Horrocks natürlich, dass Urquhart an der Brücke Truppen habe und westlich der Stadt eine Basis behaupte, die, wenn schnell Ver-

stärkungen eintrüfen, zum Angriff ausgenutzt werden könne. Er hatte bereits der Garde-Panzer-Division befohlen, «sobald wie möglich mit äusserster Geschwindigkeit» auf der Arnheimer Strasse vorzugehen, in der Hoffnung, bis zur Brücke durchzubrechen, ehe die Deutschen eine neue Verteidigungsstellung aufbauen konnten. Nun, nach Eingang der Meldung Urquharts, befahl er, im Falle der Sperrung der Hauptstrasse sich westlich von ihr an die Fähre von Heveadorp heranzuarbeiten. Zur Sicherung der Südlände sollte die polnische Fallschirmjäger-Brigade am Nachmittag bei Driel abspringen. Es schien, dass die Polen und die Garde auf diese Weise eine Basis zu gewinnen vermochten, von der die Infanterie über den Fluss in Urquharts Igelstellung gelangen konnte. Waren beide Ufer in der Hand der Verbündeten, sollte über die Fähländen eine Brücke geschlagen werden.

Der Plan war einfach, aber die Mittel zu seiner Ausführung waren nicht sofort verfügbar. Horrocks hatte nördlich der Maas nur 2 Divisionen stehen, die Garde und die 82. Luftlandedivision. Gavins Infanterie-Regiment hatte wegen des schlechten Wetters noch nicht herangeflogen werden können, und im übrigen war die 82. Division zusammen mit der Coldstreamgruppe der Garde zwischen Maas und Waal, wo die Deutschen vom Reichswald her immer wieder Gegenangriffe in die rechte Flanke führten, zur Abwehr eingesetzt. Im Nimwegener Brückenkopf hatte Horrocks 1 Fallschirmjäger-Regiment und 2 Gardegruppen. Diese aber konnten den Angriff erst nach Ablösung durch Infanterie der 43. Division wiederaufnehmen, die soeben erst die Maas überschritt.

Der Verkehr auf der einen Strasse, auf der das XXX. Korps und die amerikanischen Luftlandedivisionen verstärkt und versorgt wurden, wickelte sich langsam ab. Auf der 45 Meilen langen Strecke zwischen Maas-Schelde-Kanal und Maas war die Strasse fast überall schmal und führte durch Eindhoven, eine Reihe von Dörfern und über zwei wiedererrichtete Brücken. Weil diese einzige Strasse Luftangriffen und Artilleriebeschuss sehr ausgesetzt war, hatten die Kolonnen Befehl, von Fahrzeug zu Fahrzeug weiten Abstand zu halten, und man hatte angenommen, dass die Kolonnen schneller als 10 Meilen in der Stunde nicht marschieren könnten. Dieses Tempo hätte bei flüssigem Verkehr vermutlich genügt, aber es kam sogleich am Anfang zu einer unerwarteten Stockung.

Am ersten Abend wurden zwei Dreitonner durch Minen zerstört, die die Deutschen unmittelbar neben ihrer Strassensperre in die Grasränder gebettet hatten. Am nächsten Morgen erblickten alle Fahrer der nach Norden rollenden Kolonnen die beiden Wracks und ein von übergewissenhaften Pionieren angebrachtes Schild mit der Aufschrift: «Lass dies nicht auch dir zustossen! Halte dich auf der Strasse! Strassenränder von Minen nicht geräumt!»

Tatsächlich waren zu dieser Zeit an der Strassensperre alle Minen geräumt; dass aber die Deutschen die Ränder der nun vor dem XXX. Korps liegenden Strasse hätten verminen können, war höchst unwahrscheinlich, war sie doch noch am vorangegangenen Nachmittag ihre eigene Nachschublinie gewesen. Wie dem auch sei – das Warnungsschild hing da, und die immer vorsichtigen britischen Fahrer nahmen gebührend davon Kenntnis. Die nächsten 5 Meilen bis Valkenswaard hatten auf der Strasse eben noch zwei Fahrzeuge nebeneinander Platz. Die Grasränder waren breit genug zum Ausweichen, aber die Fahrer lenkten, wenn sie eiligere Kolonnen vorbeilassen mussten, keine Radbreite von der Betondecke herunter, und es entstanden jedesmal hintereinander Verkehrsstockungen, die zu entwirren Stunden kostete. So wurde die Strecke zwischen der Grenze und Valkenswaard ein Engpass, der den gesamten Verkehrsfluss nach Norden bestimmte und drosselte.* Ein zweiter Engpass entstand bald in Eindhoven, das am Abend des 19. September von der Luftwaffe schwer angegriffen wurde.

Überdies verzögerte die deutsche Kampftätigkeit in den Flanken des Korridors den Nachschubverkehr, denn die beiden andern Korps der 2. Armee, die über fast wegloses, von Heide und Sümpfen durchzogenes Brachland vorgehen mussten, kamen nur langsam voran. Am 21. September standen sie in einer Linie mit Eindhoven, wurden dort aber auf gehalten. Die nächsten 30 Meilen bis Grave war der Korridor kaum breiter als die Strasse selbst, und Engpässe wie die Brücke in Zon und die winkligen Strassen von St. Oedenrode lagen oft unter Artilleriefeuer. Am 19. und 20. September griffen die Deutschen diese Strecke von beiden Seiten an. Sie wurden abgewiesen, aber es blieb ein Wagnis, den Abschnitt zwischen Eindhoven und Grave zu durchfahren. Der Stoss war auf einer so schmalen Front geführt worden, dass die Nachschublinie fast einer Frontlinie gleichkam, und das mit einer Front auf jeder Seite. Infolgedessen beanspruchte es drei Tage, die 43. Infanterie-Division vom Albertkanal an die Maas zu bringen, eine Strecke von 60 Meilen, die die Truppen beinahe ebenso schnell im Fussmarsch hätten zurücklegen können.

So konnte die Irische Garde erst am Nachmittag des 21. September vom Nimwegener Brückenkopf zum Angriff antreten, und dann wurde sie durch einen Pakschirm südlich von Eist fast sofort wieder zum Stehen gebracht. Das Gelände zwischen Waal und Niederrhein war dem Meere abgewonnener, von zahllosen kleinen Dämmen und Entwässerungskanälen durchzogener Boden. So musste die

* Als ich am Nachmittag des 18. September nach Süden zurückfuhr, um eine Meldung zu überbringen, fand ich die Strasse von der Brücke in Valkenswaard bis zum Maas-Schelde-Kanal fast durchweg zwei Fahrzeuge breit verstopft und konnte nur auf dem Strassenrand weiterkommen.

Garde auf einer Strasse vorrücken, die auf einem ziemlich hohen Damm zwischen den Poldern dahinführte und von tiefen Gräben gesäumt war. Auf dieser Strasse waren die Panzer für die Kanonen, die die Deutschen auf beiden Seiten in Obstfeldern und Bauernhöfen in Stellung gebracht hatten, «sitzende Ziele'. Ein direkter Infanterieangriff und ein Überflügelungsmanöver der Walliser Garde blieben gleichermassen erfolglos, vor allem weil es an genügender Feuerunterstützung fehlte. Wegen Munitionsknappheit vermochte nur eine Batterie einzugreifen, die Typhoons aber konnte die Garde, wie sie das am ersten Tage so erfolgreich getan hatte, nicht einsetzen. Die Jagdmaschinen waren bereit, ja, sie kreisten tatsächlich zu Häupten, aber sie konnten nicht ins Ziel gelenkt werden, weil das Funkgerät des Verbindungswagens der R.A.F. versagte.

Während die Garde vor Eist festgehalten war, landete die polnische Fallschirmjäger-Brigade zwischen Eist und Driel gegen schwere Abwehr durch Flak und Jäger. Als die Polen aber das Südufer des Niederrheins erreichten, war die Fähre versenkt und die Nordlande in deutscher Hand. Zwei Stunden vorher waren Urquharts Truppen von dort zurückgetrieben worden...

Als Urquhart am vorangegangenen Tag seine zerstreuten und geschwächten Bataillone in die Hartensteiner Igelstellung zurücknahm, wurden mehrere Einheiten abgeschnitten und mussten sich unter hohen Verlusten durchkämpfen. Besonders das 10. und das 156. Fallschirmjäger-Bataillon, die den Wald nördlich von Oosterbeek zu bereinigen versucht hatten, litten schwer. Mit 135 Mann, noch nicht einem Zehntel der Stärke, in der sie gelandet waren, erreichten sie den Perimeter. Die Deutschen drängten so heftig nach, dass die 3'500 Überlebenden der Division auf einen Platz von 1'000 Yards Breite und 2'000 Yards Länge zusammengedrängt wurden. Er lag bald unter schwerem anhaltenden Feuer von drei Seiten, und wiederholt griffen Infanterie und Panzer die Igelstellung an. So konnten am 21. September abgeworfene Vorräte nicht geborgen werden, obwohl sie zum Teil in der Stellung zu Boden kamen.

Die einzige Entlastung vom XXX. Korps brachten die mittelschweren Geschütze des 64. Artillerie-Regiments. Es hatte Funkverbindung herstellen können und nahm die deutschen Stellungen rund um den Perimeter unter ziemlich starken und genauen Beschuss. Daraufhin liess zwar der Druck nach, am Abend aber wurden die Lebensmittel- und Wasservorräte knapp, und Urquhart meldete: «Vorräte aufs Äusserste gestreckt. Entsatz binnen vierundzwanzig Stunden dringendst erforderlich.»

In der Frühe des 22. September funkte Horrocks: «43. Division hat Befehl, auf jedes Risiko hin heute zu entsetzen und vorgeht auf Fähre. Empfehle, wenn Lage ermöglicht, Rückzug auf Fähre oder Übersetzen.» Urquhart antwortete: «Wir werden uns freuen, euch zu sehen.»

Horrocks gab jetzt den Gedanken auf, an die Zuidersee durchzubrechen, hoffte aber immer noch, am Niederrhein einen zu weiteren Operationen ausreichenden Brückenkopf sichern zu können, wenn der Korridor verbreitert und frische Kräfte nach vorn gebracht wären. Demgemäss erhielt die 43. Infanterie-Division (Generalmajor G.I. Thomas) den Befehl, am Freitag, dem 22. September, bei Tagesanbruch vom Nimwegener Brückenkopf mit 2 Brigaden anzugreifen; die eine sollte auf der Hauptstrasse über Eist–Arnheim, die andere in der linken Flanke auf einer Nebenstrasse über Oosterhout die Heveadorper Fähre erreichen. Da beide Brigaden am 21. September in Nimwegen eingetroffen waren, nahm Horrocks an, Thomas werde sie nachts über die Waal bringen und zum Angriff bereitstellen. Dies geschah jedoch nicht, und so ging die Möglichkeit, den Gegner im Schutz des Frühnebel's zu überraschen, verloren. Gepanzerte Schützenwagen der Household-Kavallerie hingegen nutzten den Nebel aus, fuhren kurz nach 07.00 Uhr durch Oosterhout und stellten die Verbindung mit den Polen her, ehe Thomas' Infanterie den Angriff auch nur eröffnete hatte.

Als sich das VII. Bataillon der Somersets 08.30 Uhr, unterstützt von einer Panzer-Kompanie, einer Gruppe Siebzehnpfünder [Kaliber 7,62 cm, die schwerste britische Panzerabwehrkanone], Werfer- und Maschinengewehr-Zügen, einer Batterie motorisierter Fünfundzwanzigpfünder [Kaliber 87,63 mm] und einem Feldartillerie-Regiment, gegen Oosterhout in Bewegung setzte, da hatte sich der Nebel verflüchtigt. Eine Stunde später wurde der Spitzenzug am Ortsrand von Oosterhout vom Feuer eines Panzers und einiger Infanterie aufgehalten. Nun entwickelte sich alles nach dem Lehrbuch, denn Thomas hatte dem Kommandeur nicht befohlen, den Angriff «auf jedes Risiko hin» vorzutragen. Der zum Stehen gebrachte Zug wurde im Schutz künstlichen Nebels zurückgenommen, und eine Kompanie versuchte, unterstützt von einem Panzer-Trupp [vier Kampfwagen], das Dorf zu umgehen, wurde aber «von schwerem Werferfeuer aufgehalten». Diese Manöver beanspruchten fast den ganzen Vormittag.

Als am Nachmittag das ganze Bataillon angriff, war der Widerstand «nicht schwer und wurde leicht überwunden ... Um 17.00 Uhr war das Dorf gesäubert». Das kann nicht gerade überraschen. Der Angriff wurde vom Feuer aus über einhundert Kanonenrohren unterstützt, und die Besatzung des Dorfes kann kaum so furchtbar gewesen sein. In den Kämpfen dieses ganzen Tages, wo das Schicksal der 1. Luftlandedivision und die Rettung des ganzen Unternehmens «Market Garden' auf dem Spiele standen, beliefen sich die Verluste der Somersets auf «neunzehn Verwundete».

Gerechtigkeitshalber muss jedoch gesagt werden, dass das Bataillon nichts anderes tat, als was ihm beigebracht worden war. Thomas war von Natur vorsichtig

und methodisch, und seine Truppen folgten seinem Beispiel. Er pflegte Angriffe äußerst gründlich vorzubereiten – so gründlich, dass in seinen Bataillonen, wie bei den meisten Infanterieeinheiten der 2. Armee, die Auffassung entstanden war, sie könnten ohne überwältigende Feuerunterstützung nicht vorgehen. Die von den Deutschen in der Normandie gemachte kritische Beobachtung, die britische Infanterie suche «eher Gelände zu besetzen, als es zu erkämpfen», enthielt ein gutes Stück Wahrheit.

Am Morgen waren zwei von Urquhart zurückgeschickte Offiziere auf die Householdkavallerie gestossen, und diese hatte folgende Meldung aus dem Kessel weitergegeben: «Wir sind knapp an Munition, Männern, Verpflegung und Sanitätsmaterial. Kommt heute Nacht nichts, könnte es zu spät sein.» Horrocks hatte geantwortet: «Alles nur Mögliche wird geschehen, das Nötigste durchzubringen.» Da keine der beiden Brigaden nennenswert vorangekommen war und Eist starken Widerstand leistete, hatte Horrocks Thomas befohlen, seine Kräfte zur Öffnung der Strasse durch Oosterhout zusammenzufassen. Nach der Wegnahme des Dorfes sollte eine starke schnelle Kolonne die 1. Luftlandedivision versorgen. Sie setzte sich 18.00 Uhr in Marsch und legte dicht aufgeschlossen die zehn Meilen bis zu den Polen in Driel in einer Stunde zurück. Aber es war dunkel geworden, als sie das Ufer erreichte. Nun stellte sich heraus, dass die Böschung zu steil und der Boden zu weich war, die DUKWs* zu Wasser zu bringen; eine geeignetere Übersetzstelle zu suchen aber war es zu spät und zu dunkel. Sturmboote waren nicht zur Stelle, und die Männer konnten, obwohl sie sich die ganze Nacht mit improvisierten Flößen abplackten, nur 50 Mann der polnischen Brigade und ein paar kleine Ladungen Proviant und Munition hinüberschaffen.

Es war nun klar, dass die Bildung eines Brückenkopfes westlich von Arnheim einen Angriff über den Niederrhein in grossem Stil erforderte. Dazu aber konnten die nötigen Truppen und Wasserfahrzeuge nicht sofort herangebracht werden. Am zeitigen Nachmittag hatten die Deutschen zwischen Veghel und Uden den Korridor eingedrückt und alle nördlich der Maas stehenden Kräfte abgeschnitten. Infolgedessen hatte Horrocks die 32. Garde-Panzer-Brigade zur Wiederöffnung der Strasse einsetzen müssen. Sie gelang im Zusammenwirken mit von Süden angreifenden amerikanischen Fallschirmjägern erst am nächsten Nachmittag. Diese Operation, die die Hälfte der Garde-Panzer-Division beanspruchte, schwächte natürlich den Druck gegen Arnheim. Die direkte Strasse nach Norden wurde noch immer von den Deutschen in Eist gesperrt, und die Nebenstrasse, auf der Thomas' Truppen den Niederrhein erreicht hatten, lag von Eist her unter Feuer und war für starken Verkehr ohnedies unbrauchbar.

* Amphibien-Lastkraftwagen.

Nachdem eine Versorgung aus der Luft durch ungünstiges Wetter und feindliche Abwehr abermals vereitelt worden war, funkte Urquhart am Abend des 23. September: «Moral noch hinreichend, aber dauerndes schweres Werfer- und Artilleriefeuer hat merkliche Wirkungen. Wir werden aushalten, aber... hoffen auf lichtere kommende vierundzwanzig Stunden.» Es war jedoch unmöglich, in der nächsten Nacht den Versuch zu unternehmen, mit stärkeren Kräften über den Niederrhein zu setzen, denn die eingeschlossene Division brauchte so dringend Munition, dass sich die Einsatzkräfte auf die Versorgung konzentrieren mussten. Nur 250 Polen konnten über den Fluss gelangen, und von ihnen erreichten kaum 150 Mann den Kessel.

Am Sonntag, dem 24. September, konnte die R.A.F. – das erstmal seit dem Beginn des Unternehmens ‚Market Garden‘ vor einer Woche – Urquharts Truppen mit starken Kräften unterstützen. Den ganzen Nachmittag über griffen Typhoons die deutschen Stellungen rings um den Kessel und dorthin sich bewegende feindliche Verstärkungen an. Es war das der Auftakt zu dem Sturmangriff, den in der kommenden Nacht polnische Fallschirmjäger und das IV. Bataillon des Dorsetshireregiments über den Niederrhein unternehmen sollten. Im Kessel trug der Mann, der das Kriegstagebuch der 1. Luftlandedivision führte, die Bemerkung ein: «Noch nie ist die Dunkelheit so begierig erwartet worden.» Indessen, die Dunkelheit brachte nichts als Enttäuschung. Der Angriff sollte 22.30 Uhr beginnen, aber als es soweit war, stellte sich heraus, dass für die Polen keine Sturmboote und für die Dorseter nur vier hatten beschafft werden können. Es war das eine unmittelbare Folge der Unterbrechung der Strasse durch die Deutschen. Nach Mitternacht setzten mit diesen vier Booten und fünf weiteren, die später herangekommen waren, 250 Mann zugweise über. Dunkelheit und Strömung aber verursachten ein solches Durcheinander, dass die Trupps weit zerstreut an Land kamen und, ehe sie den Kessel gefunden hatten, von den Deutschen umfasst waren.

Als der neunte Tag heraufdämmerte, erhielt Urquhart von Thomas ein Schreiben, das ihm eröffnete, die 2. Armee habe den Versuch, einen Brückenkopf zu bilden, aufgeben müssen. Die 1. Luftlandedivision müsse daher zurückgenommen werden. Urquhart antwortete, wenn dies der Plan sei, so müsse der Rückzug noch in der kommenden Nacht vor sich gehen.

Am Nachmittag des vorangegangenen Tages, des 24. September, hatten Dempsey und Horrocks in St. Oedenrode eine Besprechung gehabt und beschlossen, in der Nacht zum 26. September zur Errichtung eines Brückenkopfes am Niederrhein einen letzten Versuch zu unternehmen. Voraussetzung dazu war jedoch, dass die Strasse offen blieb und Munition, Sturmboote und Brückengerät nach vorn gebracht werden konnten. Horrocks verliess St. Oedenrode 16.30 Uhr. Als er wenige Minuten später durch Veghel fuhr, drückten hinter ihm die Deut-

schen die Westflanke ein und durchschnitt den Korridor abermals, und zwar diesmal mit so starken Kräften, dass er achtundvierzig Stunden geschlossen blieb. Dieser Gegenschlag und dazu die Meldung der Luftaufklärung, dass sich die deutsche Infanterie am Nordufer des Niederrheins eingrabe und sich Panzerverstärkungen auf den einzigen Flussabschnitt zubewegten, der für den Übergang in Betracht kam, zwangen Horrocks und Dempsey den bitteren Entschluss auf, die 1. Luftlandedivision zurückzunehmen.

Urquhart hatte in seiner geschrumpften Igelstellung jetzt nur noch 2'500 Mann. Für sie hatte es sich in den letzten fünf Tagen nach den Aufzeichnungen der Division um nichts gehandelt als darum, «fortgesetzten Angriffen, Werferfeuer und Artilleriebeschuss standzuhalten. Die Truppe schwand ständig an Zahl und Kampfkraft dahin... und die Munition wurde zunehmend knapper. Kleine Gruppen mussten den Perimeter immer wieder flicken, und oft waren geringe Berichtigungen notwendig, aber es wurde, von der wohlbedachten Schliessung des Perimeters auf der Nordseite abgesehen, wenig oder kein Gelände aufgegeben». Schon das allein ist ein Massstab für die Ausdauer und den standhaften Mut der Männer Urquharts, denn der Feind hatte, nachdem die Fallschirmjäger an der Brücke überwältigt worden waren, ununterbrochen und erbarmungslos auf die Stellung gedrückt.

Am Nachmittag des 25. September bereitete sich die Division auf den Rückzug vor. Im Hartensteiner Hotel, dem Gefechtsstand, liess ein Nachrichtenoffizier, Leutnant J. Hardy, die letzten der von England mitgebrachten Brieftauben fliegen. Eine kam im Hauptquartier des britischen VIII. Korps in Belgien an. Sie brachte diese Nachricht:

«1. Müssen Tauben wegen Mangels an Futter und Wasser freilassen.

1. Ungefähr acht Panzer liegen draussen umher, sehr unordentlich, aber sonst machen sie uns keinen Kummer.
2. Benutzen jetzt soviel deutsche Waffen, wie wir noch britische haben. MGs äusserst wirksam, wenn gegen Deutschland gerichtet.
3. Holländer grossartige Leute, aber holländischer Tabak ziemlich grobfaserig.
4. In unserer Einheit grosser Wettbewerb im Bartwachsen, aber keine Zeit, den Gewinner ausfindig zu machen.»

In der Nacht zum Dienstag, dem 26. September, einer stürmischen Regennacht, verliessen sie ihre Stellungen. Die Geschütze des XXX. Korps legten Sperrfeuer und hielten den Feind untätiger, als er sonst gewesen war. Durch Wäldchen und Gärten, Strassen und Häuser, die so viele Tage ihr Kampfplatz gewesen waren, stahlen -sie sich, jeder an die Hand oder die Jacke des Vordermannes sich klammernd, in schweigenden kleinen Gruppen davon. Am Ufer war-

teten von britischen und kanadischen Pionieren bemannte Boote. Die ganze Nacht hindurch dauerte der Übergang. Das heftige Artilleriefeuer vom Südufer und ein mutiges Ablenkungsmanöver der Dorsets von der schmalen Basis aus, die sie stromabwärts gewonnen hatten, bewirkten, dass sich die Deutschen in Erwartung eines starken Angriffs über den Fluss bereithielten. Während der ganzen Nacht schien der Perimeter besetzt zu sein; die Verwundeten, die nicht transportfähig waren, lagen neben Waffen und Funkgeräten und setzten Meldeverkehr und Abwehrfeuer im üblichen Rahmen fort. Bei Tagesanbruch musste die Räumung des Kessels aufgegeben werden; deutsche Maschinengewehre begannen den Fluss zu bestreichen. Zu dieser Zeit hatten 2'163 Mann der 1. Luftlandedivision und des Regiments der Gleiterpiloten zusammen mit 160 Polen und 75 Dorsetern das Südufer erreicht. Nur sie konnten von den 10'000 Mann geborgen werden, die auf dem Nordufer des Niederrheins gelandet waren, und 1'130 Mann der Division blieben, soweit sich dies hat feststellen lassen, in Arnheim für immer. Sieben Monate sollten vergehen, ehe britische Truppen Arnheim wieder betraten.

Als die erschöpften Überlebenden der 1. Luftlandedivision am Nachmittag des 26. September in Nimwegen ankamen, war die Strasse von Süden wieder geöffnet. In der rechten Flanke der 2. Armee erreichte das VIII. Korps bei Boxmeer die Maas und zwang die Deutschen auf dieser Seite zum Rückzug. Der Schaft des Speers sass jetzt fest, aber die Spitze war bereits stumpf geworden. Statt eines bis zur Zuidersee durchlaufenden Korridors mussten sich die Verbündeten mit einem Frontvorsprung begnügen, der sich nur bis zum Südufer des Niederrheins erstreckte. Diese 60 Meilen tiefe Frontausbuchtung war von unermesslichem taktischen Wert für die Aufgabe, die Deutschen aus dem Raum südlich der Maas zu vertreiben und die unmittelbare Drohung eines Gegenangriffs auf Antwerpen abzuschwächen, aber es bestand Gefahr, dass sie zu einer Sackgasse wurde, wenn man die Brückenköpfe an Maas und Waal nicht schnell zu weiteren Operationen ausnutzte. Sobald mit dem Herbstregen die Flüsse stiegen, konnten die Deutschen die Polder überfluten, dadurch die Nordroute über Arnheim blockieren und die schmale Strecke zwischen Waal und Maas, die ohnedies vom Reichswald beengt war, noch mehr einschnüren. So war der Westwall, obwohl Montgomerys Kräfte über das Nordende der Befestigungslinie hinaus entwickelt waren, der Wirkung nach nicht überflügelt. Mehr noch: die Schranke des Rheins war nach wie vor geschlossen, und die gegen das Ruhrgebiet gerichtete Drohung war weder so stark noch so unmittelbar, wie Montgomery es erhofft hatte.

In seiner Zusammenfassung des allgemeinen Ergebnisses der Operation «Market Garden» erklärte Montgomery nach Abschluss des Unternehmens: «Die Schlacht von Arnheim war zu neunzig Prozent erfolgreich.» Es fällt schwer, diese Behauptung zu stützen, es sei denn, man wollte das Ergebnis der Operation an der Anzahl der genommenen Brücken messen. Acht waren in den Händen der Verbündeten, dass es aber nicht gelungen war, sich der neunten zu versichern, der Amheimer, bedeutete die Vereitelung des strategischen Gewinnes, den Montgomery erstrebt hatte. Sein grundlegendes Hauptziel war gewesen, die 2. Armee mit einem Stoss über Maas und Rhein zu bringen. «Ich stand», sagte er, «unter dem lastenden Eindruck der Grösse des militärischen Problems, diese breiten Wasserschraken gegen einen sie verteidigenden Feind kämpfend zu überschreiten, und wollte das um jeden Preis vermeiden.» Nach seinen Weisungen sollte sich die 2. Armee «mit starken Kräften auf der allgemeinen Linie

Zwolle – Deventer – Arnheim festsetzen, mit der Front nach Osten und einem tiefen Brückenkopf auf der Ostseite der IJssel. In dieser Position hat sie sich zum Vormarsch auf die allgemeine Linie Rheine – Osnabrück – Hamm – Münster bereitzustellen.» Zweifellos hoffte Montgomery, Eisenhower werde, wenn die 2. Armee die das rheinisch-westfälische Industriegebiet unmittelbar bedrohende Position erreicht haben würde, die Tragweite der Gelegenheit erfassen und ihm die Mittel zubilligen, sie auszunutzen.

Obwohl das Ergebnis der Operation ‚Market Garden‘ so weit hinter dem zurückblieb, was Montgomery gewollt hatte, so besagt dies nicht, dass sein Plan zu hochfliegend und sein Ziel in jedem Fall unerreichbar gewesen sei. Es ist kaum daran zu zweifeln, dass die Operation zu einem vollen Sieg geführt hätte, wenn sie taktisch ebenso kühn durchgeführt worden wäre, wie sie strategisch geplant war. Allein bei Arnheim schlug der Plan ernstlich fehl.

Die Hauptursache liegt darin, dass die 1. Luftlandedivision zu weit von der Brücke weg landete und dass sie nach der Landung zu starke Kräfte zur Sicherung einer «festen Basis» einsetzte und zu schwache zur Wegnahme des Objekts.

Die Wurzel des Unheils war anscheinend, dass Urquhart, wie einer seiner Staboffiziere meint, «auf einen sicheren Anflug und eine saubere Landung übermäßig bedacht» war. Viele Offiziere Urquharts waren sich darin einig, dass der Plan der 1. Luftlandedivision eine kühne und klare Auffassung habe vermissen lassen. Selbst wenn es zuträfe, dass eine Massenlandung von Gleitern in der Polderniederung südlich des Niederrheins nicht möglich gewesen sei, so habe doch kein triftiger Grund dagegen gesprochen, am ersten Tage am Süden der Brücke in Gleitflugzeugen und mit Fallschirm eine kleine Streitmacht zu landen, um die Brücke im Handstreich zu nehmen. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb die 4. Fallschirmjäger-Brigade – statt noch weiter westlich zu landen als die zuerst abgesprungenen Truppen – am X-Tag plus 1 nicht am Südufer und näher der Brücke hätte landen können, sollte doch nach Urquharts Plan eben hier am X-Tag plus 2 die polnische Fallschirmjäger-Brigade abspringen. War die Flak in diesem Abschnitt am X-Tag plus 1 zum Schweigen gebracht, so war das Risiko gering; wenn nicht, so bedeutete dies, dass die Brücke noch nicht genommen war, und gerade in diesem Falle war es wesentlich, das Risiko der Landung einer Brigade nahe der Brücke auf sich zu nehmen.

Solche Entschlüsse hätten die Hinnahme beträchtlicher Risiken bedeutet, aber Urquharts Fallschirmjäger-Bataillone bestanden aus Freiwilligen und waren dazu ausgebildet, derartige Wagnisse auf sich zu nehmen. Es gab in der britischen

Armee keine prächtigeren Truppen. Ihr Kampf bei Arnheim bewies es, aber sie erhielten nicht einen Augenblick die Möglichkeit, den Lohn für die Opfer zu ernten, die zu bringen sie bereit waren.

Der Preis für einen verwegenen unmittelbaren Angriff auf die Brücke hätte kaum höher sein können als der, den der vergebliche Versuch forderte, sich zur Brücke durchzukämpfen. Zwar waren die Deutschen im Raum Arnheim viel stärker, als man erwartet hatte, doch nicht so stark, dass sie Urquharts zusammengefasste Streitmacht hätten überwinden können. Tatsächlich brauchten sie drei Tage, das Bataillon an der Brücke zu vernichten, und als die letzten Dreitausend der Division in die ursprüngliche Stellung zurückgetrieben und eingekesselt worden waren, vermochte sie die dreifache Anzahl Deutscher nicht zu überwältigen.

Die Geschichte von Arnheim liest sich traurig, die wahre Tragödie aber liegt darin, dass selbst dieses Unternehmen bei einigem Glück wohl zum Erfolg geführt hätte. Hätte sich am 17. September nicht sowohl die 9. SS-Panzer-Division als auch Model persönlich im Abschnitt von Arnheim befunden, so hätten in der Nacht weit stärkere Kräfte die Brücke erreicht. Nachdem erst einmal das Überraschungsmoment verloren gegangen war, wurden die dem Plan innewohnenden Schwächen durch die Schnelligkeit und Kraft der deutschen Reaktion, die plötzliche Verschlechterung des Wetters und das Versagen der Funkverbindung gesteigert.

Von diesen Faktoren war, nach der Meinung Montgomerys wie Students, bei Weitem der stärkste das Wetter. Es erlaubte nur am ersten Tag eine planmässige Landung. Am X-Tag plus 1 verspätete sich der zweite ‚Hub‘ für Urquhart um fünf Stunden. Am X-Tag plus 2 konnte der grösste Teil der dritten Welle nicht aufsteigen. Am X-Tag plus 3 lag die dritte Welle noch immer fest. Am X-Tag plus 4 starteten die Flugzeuge, aber weniger als die Hälfte fanden den Landeraum. Am X-Tag plus 5 verhinderte das Wetter jede Operation. Und am X-Tag plus 6 war die Lage in Arnheim durch Luftlandkräfte nicht mehr wiederherzustellen.

Der entscheidende Tag war Dienstag, der 19. September (X plus 2). Für Urquharts Hauptkräfte bestand nur geringe Aussicht, zur Brücke durchzubrechen, aber Frosts Männer hatten sich am Nordende gut festgesetzt, und es war normalerweise anzunehmen, dass sie bald entweder von den Polen verstärkt werden würden, die an diesem Nachmittag südlich der Brücke landen sollten, oder von der Garde, die am Vormittag Nimwegen erreicht hatte. Durch beide Posten der Berechnung machte das Wetter einen Strich; es verhinderte den Start der Transportmaschinen mit den polnischen Fallschirmjägern und der Schleppzüge mit den Infanterie-Bataillonen. Ohne die Polen konnte Frost nicht beide Brückenköpfe nehmen, und ohne die Infanterie konnte Gavin den Angriff auf die Nimwe-

gener Brücke nicht noch an diesem Abend zu Ende führen. Als die Brücke schliesslich genommen war, hatten sich die Deutschen des Arnheimer Übergangs wieder bemächtigt und konnten den britischen Stoss an den Niederrhein so lange aufhalten, bis die Chance, den Fluss erfolgreich im Sturm zu überschreiten, geschwunden war.

Der Gipfel der Ironie aber war, dass unter den Flugzeugen, die an diesem Tag hatten aufsteigen können, 160 Maschinen Proviant und Munition für die 1. Luftlandedivision an Bord hatten und dass sie trotz schwerem Flakfeuer ihre Landung auf den vereinbarten Platz abwarfen, dieser sich aber in feindlichem Besitz befand. Es war das der letzte Tag, an dem die Division einen Abschnitt hielt, der zu genauem Abwurf von Vorräten noch gross genug war. Danach konnten die Truppen in ihrer Igelstellung von den abgeworfenen Proviant- und Munitionsmengen nur einen sehr geringen Teil bergen, obwohl die Transportmaschinen der R.A.F., wie einer der Offiziere Urquharts es ausdrückte, immer wieder «mitten in eine flammende Hölle flogen» und schwere Verluste hinnahmen.

Trotz alledem wäre die Lage in Arnheim möglicherweise zu retten gewesen, wenn das Wetter den Einflug der polnischen Fallschirmjäger und der amerikanischen Gleiter noch am Mittwoch, dem 20. September, erlaubt hätte, dem Tag, an dem die Nimwegener Brücke genommen wurde, oder wenn Horrocks und Browning die wirkliche Lage gekannt hätten. An diesem Tag erbot sich Generalmajor E. Hakewill Smith, der Kommandeur der 52. Lowlanddivision (Brownings einziger Reserve), eine seiner Brigaden in Gleitflugzeugen nach Arnheim zu werfen, um Urquhart zu entsetzen. Browning antwortete: «Dank für Ihre Nachricht aber Angebot nicht – ich wiederhole: nicht – erforderlich, weil Lage besser als Sie glauben.»

Browning hätte so nicht antworten können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich aus erster Hand zu unterrichten. Urquhart aber hatte, wie gesagt, vom Abend des 17. September bis zum Morgen des 20. September Funkverbindung weder mit der Brückengruppe, noch mit Browning, noch mit der Luftbasis in England, und danach funktionierte sie nur sporadisch und unzuverlässig.

Am Versagen der Funkverbindungen lag es auch zum grossen Teil, dass Urquhart von der R.A.F. nicht so unmittelbar unterstützt wurde, wie es möglich gewesen wäre. Zwar stellte am 21. September das 64. Artillerie-Regiment die Verbindung mit Urquhart her, danach jedoch schränkte das Wetter die Unterstützung aus der Luft ein. Während der ganzen Operation wurde die Mitwirkung der Luftstreitkräfte aber auch infolge prinzipieller Entscheidungen beeinträchtigt. Einerseits bestanden die Amerikaner darauf, dass die britische 2. Taktische Luftflotte nicht bei Luftlandungen operiere, damit es zwischen amerikanischen und

britischen Jägern keine Zusammenstösse gebe, andererseits griff die 2. Taktische Luftflotte ungern Ziele an, die nicht sehr genau bestimmt werden konnten. Natürlich schreckten die Piloten davor zurück, eigene Truppen zu gefährden, aber Browning war bereit, dieses Risiko einzugehen.

In Betracht zu ziehen ist noch, dass die Bodenstreitkräfte nicht so schnell vorstiessen wie erwartet. In einem nach der Schlacht für die amerikanischen Stabschefs verfassten Bericht schrieb Brereton: «Was die Verzögerung der Wegnahme der Nimwegener Brücke und den Fehlschlag in Arnheim verursachte, war die Tatsache, dass die Zeittafel der 2. Armee am ersten Tage in sich zusammenfiel: dass die Armee Eindhoven nicht, wie geplant, in 6 bis 8 Stunden erreichte.»

Ist diese Kritik berechtigt? Die Garde-Panzer-Division, die auf einer einzigen Strasse vorbrach, stiess fast auf dem ganzen Wege bis Eindhoven auf Widerstand, und doch brachte sie diese ihnen erbittert streitig gemachten zwölf Meilen in vierundzwanzig Stunden hinter sich. Als sie am Abend des X-Tages plus 1 das Südende des Luftlandekorridors erreicht hatte, wurde sie die Nacht über aufgehalten, weil die Brücke in Zon gesprengt war. Diese Brücke hätte genommen werden können, wenn die amerikanische 101. Luftlandedivision Montgomerys Vorschlag entsprochen und die Fallschirmjäger wie bei Grave beiderseits des Ziels gelandet hätte. Schliesslich war die Waalbrücke, als die Garde am Morgen des X-Tages plus 2 – unter den obwaltenden Umständen ungewöhnlich zeitig – Nimwegen erreichte, von den Deutschen stark blockiert. Die Brücke an demselben Tag zu nehmen, fehlte es an genügenden Kräften, weil Gavins Ostflanke unter starkem Druck stand und die Gleitflugzeuge mit seiner Infanterie nicht planmässig eintrafen.

Weder beim Ausbruch aus ihrem Brückenkopf am Maas-Schelde-Kanal noch bei dem Vorstoss auf Nimwegen versagten die Einsatzkräfte, sondern am 22. September beim Drängen von der Waal zum Niederrhein. Der Grund dieses Versagens lag in einem Prinzip, das in diesem Stadium des Krieges zur bedenklichsten Schwäche der britischen Armee wurde: in der grundsätzlichen Abneigung der Kommandeure aller Stufen, selbst bei Operationen, die wahrscheinlich den Krieg abkürzen und somit in der Zukunft Opfer sparen würden, ihren Truppen scharfes Nachdrängen ohne Rücksicht auf Verluste abzuverlangen.

Es war ein höchst unglückliches Zusammentreffen, dass die beiden Hauptschwächen der interalliierten Führung – die britische methodische Vorsicht wegen etwaiger hoher Verluste und das Sichsperrn der Amerikaner gegen eine Zusammenfassung der Kräfte – die Operation «Market Garden» unheilvoll beeinflussten, die der entscheidende Schlag im Westfeldzug hätte sein sollen und hätte

sein können. Es war damals nicht die Zeit, mögliche Verluste zu veranschlagen oder auf das Prestige rivalisierender Oberbefehlshaber Rücksicht zu nehmen. Nichts Geringeres – mit allem, was dies für die Zukunft Europas bedeutete – stand auf dem Spiel, als die Möglichkeit, das rheinisch-westfälische Industriegebiet zu nehmen und den Krieg schnell zu beenden.

Als Eisenhower am 4. September Montgomery die Luftlandarmee zur Verfügung stellte, setzte er seine strategische Reserve ein, die einzige grosse Streitmacht, die er in den Kampf werfen konnte, um den in Frankreich errungenen Sieg zu packen und nicht mehr loszulassen. Nicht aber stellte er Montgomery die Nachschubmittel und Vorräte zur Verfügung, die nötig waren, aus dem Einsatz dieser kostbaren Reserve den höchsten Gewinn zu ziehen. Es sei daran erinnert, dass Montgomery am 10. September den Maas-Schelde-Kanal, die Ausgangsstellung für die Operation ‚Market Garden‘, ohne jede Nachschubhilfe von Bradley oder Eisenhower erreichte, abgesehen von einer täglichen Zubusse von 500 t, die ihm in der Woche vorher durch die Luft zugeführt worden waren.

Zusätzliche Versorgungsmittel waren für Montgomery und Hodges nicht bereitgestellt, weil sich Eisenhowers Denken noch immer darauf richtete, durch aufeinanderfolgende Stösse auf breiter Front an den Rhein vorzudringen, und in diesem Konzept Montgomerys Offensive nur der erste Stoss sein sollte. Am 8. September schrieb er an Montgomery: «Wir müssen sobald wie möglich *an der ganzen Front* hinauf stossen [an den Rhein], um den zurückgehenden Feind abzuschneiden und uns zur Vorbereitung auf den grossen, letzten Stoss zu versammeln.» Dass Eisenhower an diesem Prinzip festhielt (das er in einem weiteren, noch zwei Tage vor dem Beginn der Operation ‚Market Garden‘ an Montgomery gerichteten Schreiben bekräftigte), ist in sehr beträchtlichem Masse auf die dauernd zuversichtlich gehaltenen Meldungen zurückzuführen, die er über Bradley von Patton erhielt.

Der natürliche Optimismus der Amerikaner war den ganzen Feldzug hindurch eine reiche Quelle der Kraft, aber er wurde gefährlich, als er in diesem Stadium die Oberbefehlshaber und Kommandeure dazu verführte, die militärische Lage zu günstig darzustellen. In einigen Fällen jedoch war dieser Optimismus eine Sache ebenso der prinzipiellen Politik wie des Temperaments. Ehrgeizige amerikanische Generale wie Patton und MacArthur pflegten die Fortschritte, die sie gemacht hatten, und die Aussichten, die sich ihnen boten, im rosigsten Licht erscheinen zu lassen in der Erwartung, dass ihnen dann mehr Nachschub zugeteilt werden würde. Den Erfolgreichen zu verstärken ist vernünftige militärische Praxis, vorausgesetzt, dass der Erfolg den strategischen Plan fördert. Aber die Ame-

rikaner pflegen im Krieg wie im Frieden den Erfolg um seiner selbst willen zu schätzen. So war es für einen Obersten amerikanischen Befehlshaber ausserordentlich schwer, einem Untergebenen, der so im Erfolg war wie Patton, die Förderung durch Nachschub zu verweigern.

Die politisch-psychologische Schwierigkeit, Patton Zügel anzulegen, der allgemeine Optimismus des amerikanischen Oberkommandos und der vorherrschende Wunsch, von der Schweiz bis zur Nordsee eine zusammenhängende Front zu errichten – die zum endlichen Einsatz der noch in den Vereinigten Staaten auf ihren Abtransport wartenden 30 Divisionen breit genug wäre –, dies bestimmte Eisenhower dazu, Montgomery die zur Einnahme des rheinisch-westfälischen Industriegebietes nötigen Mittel vorzuenthalten.

Indessen, nach dem Kriege hat Eisenhower behauptet, diese Mittel seien nicht verfügbar gewesen. Sicherlich war die Nachschublage der Verbündeten Anfang September schwierig, aber nicht so ernst, wie Eisenhower wahrhaben will. Auch war der Bedarf seiner Divisionen nicht so gross, wie er behauptet. Eisenhower schreibt: «Eine kriegsstarke Division verbraucht bei aktiven Operationen täglich 600 bis 700 t Vorräte.» Er entnimmt diese Zahl nicht eigener Erfahrung als Kommandeur, sondern dem «Officers' Field Manual des amerikanischen Kriegsministeriums; sie schliesst alle Arten von Vorräten für Artillerie und Pioniere ein, die eine Division normalerweise mit sich führt, die aber während eines kurzen, schnellen Unternehmens nicht sofort ersetzt zu werden brauchen. Eingerechnet ist in diese Zahl auch die Munition für schwere und mittlere Artillerie, die im September zum grössten Teil still lag, weil sie, solange die Bewegungen in Fluss waren, nicht gebraucht wurde. Zu dieser Zeit waren und wurden Kampf und Vormarsch einer interalliierten Division mit täglich 500 t vollauf genährt. (Dass Patton täglich nur 3'500 t bekam, hinderte ihn nicht, mit 8 Divisionen an der Mosel anzugreifen.) In der Defensive brauchte die Division nur die Hälfte.

Als sich Eisenhower und Montgomery am 10. September in Brüssel trafen, konnten die Nachschubkolonnen und Transportflugzeuge der Verbündeten von Lagern in der Normandie und Flughäfen in Grossbritannien für Patton, Hodges und Dempsey täglich 10'000 t an die Mosel, die Maas und die holländische Grenze zur Front bringen. Der Hafen von Dieppe war offen, und Mitte September trafen dort täglich 3'000 t ein, für die kanadische 1. Armee mehr als genug. In den letzten zehn Tagen des September stieg, bei geringer Mitwirkung von Transportflugzeugen, die Nachschubkapazität auf 14'000 t täglich. Davon hätten 2'000 t reichlich genügt, die 3. Armee zu versorgen, wenn sie zur Defensive übergegangen wäre. Dann wären zur Versorgung der 20 britischen und amerikanischen Divisionen, mit denen das Ruhrrevier zu nehmen Montgomery vor-

schlug, 12'000 t täglich geblieben. Selbst wenn man Eisenhowers aufgeblähte Zahl zugrunde legt, hätte das genügt, denn hinter den vorrückenden Armeen wurden die Nachschubeinrichtungen ständig verbessert. Die Benzinleitung von Cherbourg hatte am 12. September Chartres erreicht und rückte täglich 25 Meilen weiter vor. Die Bahnverbindungen aus dem Landekopf in der Normandie liefen am 7. September bis Sommersous, 100 Meilen östlich von Paris, am 18. September bis Lüttich und zehn Tage darauf bis Eindhoven. Ende September nahm der Hafen von Dieppe täglich 6'000 t auf, und zu derselben Zeit war auch Ostende in Betrieb.

Als Patton ermächtigt worden war, von der Maas an die Mosel und südwärts auf Épinal vorzurücken, wurde er reichlich versorgt. «Am 4. September», schreibt der Verfasser der offiziellen Geschichte des Feldzuges Pattons in Lothringen, «ging die Benzinknappeit zu Ende ... und am 10. September war die kritische Knappeitsperiode überwunden.» Am 11. September bekam Patton auf dem Luftwege zusätzlich 1'000 t Benzin. Am nächsten Tag «standen genug Benzinvorräte zur Verfügung, und alle Treibstoff tanks und Aushilfsbehälter waren voll». Mehr noch: «Am 12. September erhielt die 3. Armee eine Sonderzuteilung von 3'554 t Baileyschen Brückengeräts, das von besonderen Brückenkolonnen von der Normandie direkt bis an die Front gebracht wurde.» Die ganze Woche nach dem 10. September hindurch beeinträchtigte die kritische Nachschublage im Norden den Druck der 1. Armee auf den Westwall und hielt die 2. Armee am Maas-Schelde-Kanal fest, während die 3. Armee mit 8 Divisionen in Lothringen angriff.

Es kann nicht die Rede davon sein, dass Montgomery unnötig lange gewartet hätte, um eine riesige Vorratsmenge zu sammeln. Er eröffnete die Offensive nach Holland hinein mit nicht mehr in der Hand als dem, was sofort nötig war, das XXX. Korps an die Zuidersee zu bringen und einen begrenzten Vormarsch der Flankenkorps zu nähren. Er konnte diese Korps nicht einmal instand setzen, zur Unterstützung des Hauptstosses ihre äusserste Stärke zu entwickeln. Wegen der Knappheit an Transportmitteln für Truppen und Munition konnte das XII. Korps vor dem 17. September nur einen kleinen Brückenkopf am Maas-Schelde-Kanal sichern und das VIII. Korps sich erst am 19. September der Offensive anschliessen. Auch dann noch verfügte es nur über 2 Divisionen, denn die 52. Highland-Infanterie-Division lag während der ganzen Operation gegen Arnheim fest, so dass ihre Transportfahrzeuge mit zur Versorgung der Front herangezogen werden konnten. An den ersten beiden Tagen des Unternehmens ‚Market Garden‘ konnte Dempsey von den 9 verfügbaren britischen Divisionen nur 3 offensiv einsetzen, und der eigentliche Ausbruch aus dem Brückenkopf am Maas-Schelde-Kanal wurde, wie schon bemerkt, von 2 auf einer einzigen schmalen Strasse vorstossen-

den Bataillonen unternommen. Es war dies eine unmittelbare Folge der Eisenhower'schen Politik. Hätte er Patton an der Maas angehalten und nach dem Fall Brüssels Hodges und Dempsey alle Nachschubunterstützung zuteil werden lassen, so hätten die Operationen in Holland zu einem überwältigenden Sieg führen können; die amerikanische 1. Armee hätte einen mächtigen Ablenkungsangriff, wenn nicht eine erfolgreiche Offensive, gegen Aachen richten können, und die britische 2. Armee hätte eher, auf breiterer Front und mit viel stärkeren Kräften angreifen können.

Die an der holländischen Grenze verlorene Woche konnte von Model und Student zur Reorganisation und Verstärkung der Kräfte in Holland ausgenutzt werden. In dieser Woche wurde das II. SS-Panzer-Korps in den Raum Arnheim – Apeldoorn – Deventer verlegt; das Korps Feldt (mit 2 Divisionen) wurde vom Reichswald bis Roermund an der Maas entwickelt; aus den von Göring zusammengerafften Fallschirmjägerformationen wurden Divisionen gebildet; und 3 Divisionen der 15. Armee wurden von Flandern über die Scheldemündung zurückgenommen. Somit wurden die deutschen Kräfte im Raum des Unternehmens «Market Garden» in dieser Woche mehr als verdoppelt.

Kaum hatte die Offensive begonnen, da wurden die 9. und die 10. SS-Panzer-Division (jede eine Brigade stark und darüber hinaus mit 30 Panzern und Sturmgeschützen ausgerüstet) in den Kampf geworfen. In Arnheim unterstellte die 9. SS-Panzer-Division (Harzer) die Ortsbesatzung und 2 SS-Ausbildungsbataillone ihrem Kommando und wurde aus dem Reich mit einem Panzergrenadier-Regiment und einem Bataillon schwerer Panzer (mit 45 Tiger-Panzern) verstärkt. Damit war Harzers Streitmacht in der Tat zu machtvoll, als dass die zerstreuten und leicht bewaffneten Truppen der 1. Luftlandedivision sie hätten einfach nach Hause schicken können. Trotzdem erzwangen die Fallschirmjäger dadurch, dass sie drei Tage das Nordende der Arnheimer Strassenbrücke hielten, die 10. SS-Panzer-Division zu der zeitraubenden Massnahme, die beiden Bataillone, mit der sie die Nimwegener Besatzung verstärkten, über den Niederrhein zu setzen. In der Ostflanke des Korridors aber vermochten die Deutschen ihre Kräfte schneller zu versammeln. Hier war die 1. Fallschirmjäger-Armee bis zum 22. September mit der 6. Fallschirmjäger-Division aus Köln, 2 Divisionen des Ersatzheeres, der 107. Panzer-Brigade und einer Kampfgruppe der 10. SS-Panzer-Division verstärkt worden. An demselben Tage wurde die Verteidigung in der Westflanke von der 15. Armee übernommen, die inzwischen 2 weitere Divisionen heil über die Scheldemündung zurückgebracht hatte. So sah sich die 2. Armee am 24. September 14 deutschen Divisionen gegenüber und musste es mit sehr viel stärkeren Kräften aufnehmen, als wenn sie ihren Angriff hätte in Fluss halten können oder

als wenn das Wetter es den verbündeten Luftstreitkräften erlaubt hätte, in die Heranführung deutscher Reserven einzugreifen.

An diesem Tag, eine Woche nach Beginn der interalliierten Offensive, meldete Model v. Rundstedt: «Die Lage der H.-Gr. B hat sich auf dem Nordflügel seit der Luftlandung vom 17.9. in zunehmendem Masse verschlechtert ... Eigene Verstärkungen kamen nur unzureichend heran... So konnte das Erreichen des operativen Ziels des Feindes... abgesehen vom Festhalten Arnheims nicht verhindert werden.» Er habe die «sehr stark gefährdete Front der 1. Fallschirm-Armee» durch Angriffe auf den Korridor und bei Nimwegen zu entlasten gesucht, aber es fehlte ihm an Truppen, den Druck aufrechtzuerhalten. Die Luftlandungen weiterer Verstärkungen südlich von Nimwegen (es waren Gavins lang erwartete Infanterie-Bataillone) seien «offenbar in der Absicht» erfolgt, «nunmehr auch zwischen Rhein und Maas nach Südosten einzudrehen... Die Gefahr für diesen Raum ist deshalb besonders gross, weil ständige Befestigungen in der vermutlichen Angriffsrichtung des Gegners fehlen. Die eigenen Kräfte reichen bei der eingetretenen wesentlichen Feindverstärkung nicht aus, das Feindvordringen zu verhindern».

Model hatte recht. Dies war der Plan, denn Montgomery hatte nicht die Absicht, die Initiative nur deshalb aus der Hand zu geben, weil er in Arnheim abgewiesen worden war. Er war entschlossen, den gewonnenen Vorteil bis zur äussersten Grenze der ihm zur Verfügung stehenden Kräfte auszubeuten. Er schlug deshalb vor, durch den Reichswald in das Rheinland einzubrechen, ehe die Deutschen Zeit fänden, sich von dem Stoss zu erholen, von dem sie beinahe überwältigt worden waren. Nach seinem Plan sollte die britische 2. Armee in engem Zusammenwirken mit einem Stoss der amerikanischen 1. Armee von rechts «einen starken linken Haken gegen die Ruhr schlagen». «Mein Gedanke war», schrieb er später, «dass wir, während wir am Westufer des Rheins vordringen würden, jede sich bietende Gelegenheit wahrnehmen würden, den Fluss zu überschreiten; würde feindlicher Widerstand das unmöglich machen, dann würden die Alliierten, sobald wir den Abschnitt zwischen Düsseldorf und Nimwegen bereinigt hätten,, in der Lage sein, eine Übersetzoperation gegen Widerstand unternehmen zu können.»

Die Ausführung dieses Plans hing davon ab, ob Eisenhower (und Bradley) akzeptieren würden, was Montgomery im vergangenen Monat wiederholt vorgebracht hatte: dass Patton gezwungen werden müsse, zur Defensive überzugehen; dass der Stoss gegen das rheinisch-westfälische Industriegebiet hinsichtlich des Nachschubs unbedingten Vorrang erhalten müsse; dass Hodges den Schwerpunkt seiner Operationen nach Norden verlegen und mit Dempsey Zusammenwirken müsse; und dass die britische 2. Armee und die amerikanische 1. Armee bis zur

Einnahme des Ruhrgebietes der operativen Leitung eines einzigen Oberbefehlshabers unterstellt werden müssten.

Am 22. September wurde dieser Plan mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen in Versailles auf der grössten und wichtigsten Konferenz erörtert, die Eisenhower seit der Landung abgehalten hatte. Nur einer war nicht anwesend, der Mann, der die Köpfe aller am stärksten beschäftigte: Montgomery.

Die Besprechungen am 22. September in Versailles waren der Höhepunkt einer Woche neuerlicher strategischer Auseinandersetzungen zwischen Eisenhower und Montgomery. Am 14. September hatte Eisenhower, mit seinem verletzten Knie noch immer an Granville gefesselt und von allem Kampfgeschehen abgeschnitten, von Bradley einen sehr zuversichtlichen Bericht über Pattons Fortschritte erhalten. Daraufhin richtete er am nächsten Tag an Montgomery und Bradley einen Brief, der begann: «Wir werden bald, so hoffe ich, die in meiner letzten Weisung (vom 4. September) gesteckten Ziele erreicht haben und dann im Besitz des Ruhrgebietes, des Saargebietes und des Frankfurter Raumes sein.» Nach Erreichung dieser Ziele beabsichtige er, mit den Kräften beider Heeresgruppen «in einer einzigen koordinierten und konzentrierten Operation auf Berlin zu marschieren». Es frage sich, ob man über das Ruhrgebiet und Hannover oder über Frankfurt und Leipzig oder auf beiden Wegen vorgehen solle. Montgomery und Bradley sollten sich äussern, wie sie darüber dächten.

Montgomery war über Eisenhowers optimistische Annahme, Patton und Hodges würden bald am Rhein stehen, höchlichst erstaunt. Er trat ihr in seiner Antwort entgegen und wiederholte in denkbar klarster Form die Gründe, die begreiflich zu machen er sich seit dem 23. August abgemüht hatte. Der entscheidende Faktor sei die Zeit. Zu einem Vormarsch aller Armeen fehle es an ausreichendem Nachschub. Man müsse sich für eine Route entscheiden und ihr volle Priorität geben. Die Nordroute biete die besten Aussichten. Wenn er, Eisenhower, aber die Südroute vorziehe, solle er Bradley 3 Armeen und alles zu ihrer Versorgung Nötige geben. Ob so oder so – die Entscheidung müsse sofort getroffen werden.

Der nächste, am 20. September an Montgomery gerichtete Brief Eisenhowers besagte seinem Hauptinhalt nach, er stimme völlig mit Montgomerys Gedanken überein, sich auf den nördlichen Marschweg gegen Berlin zu konzentrieren, beabsichtige aber nicht, dies zu unternehmen, bevor Antwerpen offen sei und die Kräfte der Alliierten an der ganzen deutschen Westgrenze, womöglich am Rhein, bereitstünden. Dieser Brief und die durch die Operation ‚Market Garden‘ hervorgerufene Stärke des feindlichen Widerstandes überzeugten Montgomery davon,

dass die Aussichten, tief nach Deutschland hineinzustossen, geschwunden seien. Er hoffte jedoch, dass es immer noch möglich sei, in diesem Herbst das Ruhrgebiet zu nehmen, wenn er für seinen Eisenhower übermittelten Plan mit dem «linken Haken» nur voll mit Nachschub unterstützt würde.

Die Versailler Besprechung bot Montgomery die Gelegenheit, seinen Plan persönlich zu vertreten und seinen Ansichten allein durch die Kraft und Klarheit seiner Darstellung entscheidenden Nachdruck zu verleihen, wie er das vor der Landung getan hatte. Damals jedoch hatte er seine Absichten auseinandergesetzt, nicht für seine Sache plädiert. Jetzt würde er als Anwalt erscheinen müssen, beinahe als Bittsteller – eine Rolle, für die er sich, wie er wusste, schlecht eignete. So beschloss er, sich durch die Guingand vertreten zu lassen. Dieser Entschluss wurde von vielen Teilnehmern übel vermerkt, die darin eine Beleidigung Eisenhowers, wenn nicht ihrer selbst erblickten. Aber Montgomerys Ablehnung hatte ihren Grund weder in Gereiztheit noch in Anmassung; eher war sie ein stillschweigendes Eingeständnis seiner persönlichen Grenzen.

Die monatelangen Auseinandersetzungen über Befehlsgewalt und Strategie hatten an seinen Nerven gezerrt. Am 23. August hatte er sich vor einem Sieg geglaubt, der den Krieg schnell beenden und Tausende von Menschenleben retten werde. Die Möglichkeit, diesen Sieg zu erringen, war ihm vorenthalten worden, und das hatte ihm als Menschen eine bittere persönliche Enttäuschung bereitet, umso mehr, als er in der Vergangenheit Kritik erfahren hatte. So oft hatte man ihm vorgeworfen, er lasse sich Gelegenheiten zur operativen Ausnutzung eines Erfolges entgehen. Als seine Armeen an der Seine standen, war für ihn die Zeit gekommen zu beweisen, dass alle bisherigen Operationen Vorbereitungen zum entscheidenden Schlag gewesen seien. Mit einem einzigen kühnen Streich wollte er die Kritiker und die Skeptiker zum Schweigen bringen. Die grosse Gelegenheit war gekommen, auf die er seine Streitkräfte auf dem ganzen Wege von El Alamein bis zu diesem Tag vorbereitet, wozu er sie ausgebildet hatte; die Gelegenheit, der sein ganzes Leben gegolten, für die er sich in rücksichtsloser Pflichterfüllung erzogen und geschult hatte, bis er seiner Meisterschaft sicher war und sich zuversichtlich sagen konnte, dass er die Kriegskunst in Theorie und Praxis beherrsche. Aber der Pokal des Triumphs war ihm von den Lippen weggerissen worden, und das von Männern, die, mit seinem Massstab gemessen, sich auf das Waffenhandwerk zu verstehen kaum erst begonnen hatten. Jetzt, wo sich alle seine Vorhersagen und Warnungen erfüllt hatten und die grosse Gelegenheit, die er so klar vorausgesehen hatte, verschmäht worden war, konnte er für sich nicht eintreten, wenn er jenen Männern auf einer so «öffentlichen» Versammlung wie dieser Konferenz begegnen würde. Er fürchtete, dass er dort mehr Schaden als

nutzen würde. Andererseits war de Guingand ein erfahrener Diplomat, den die Amerikaner mochten und dem sie vertrauten. Sein Plan, sagte sich Montgomery, habe mehr Aussichten angenommen zu werden, wenn sein Stabschef ihn vertrat.

Er wurde angenommen. Die von der Konferenz getroffene Entscheidung war nach dem Protokoll diese: «Die Hauptanstrengung in der gegenwärtigen Phase der Operationen ist auf die Einschliessung des Ruhrgebietes von Norden durch die von der 1. Armee unterstützte 21. Heeresgruppe zu richten.» Ausserdem jedoch sollte die 21. Heeresgruppe «den Hafen von Antwerpen öffnen und dies als dringenden Auftrag betrachten», denn Eisenhower beharrte darauf, dass «der Besitz eines weiteren grossen Hafens in der Nordflanke ein unerlässliches Erfordernis für den endlichen Stoss tief nach Deutschland hinein» sei. «Dem», sagte er, «muss jeder beipflichten.» Bradley schlug vor, die Offensive gegen die Ruhr bis zur Bereinigung des Mündungsgebietes der Schelde und zur Sicherung genügenden Nachschubs für einen allgemeinen Vormarsch zu verschieben. Der Vorschlag wurde abgelehnt, und Bradley erhielt Befehl, mit 2 Divisionen die Sicherung des Südabschnitts der Front Dempseys zu übernehmen, damit die 2. Armee mit grösserer Stärke nördlich des Maas auf treten könne. Hodges sollte sich «darauf vorbereiten, im Zusammenwirken mit dem Angriff der 21. Heeresgruppe von Norden die Ruhr von Süden anzugreifen». Die übrigen Teile der Heeresgruppe (die 3. und die 9. Armee) sollten «keine Angriffshandlungen mehr unternehmen». Überdies sollte Pattons Südkorps an die 7. Armee abgegeben werden, die über Marseilles versorgt wurde.

Am Abend meldete de Guingand Montgomery: «Ausgezeichneter Konferenzverlauf. Ike unterstützte Ihren Plan hundertprozentig.» Aber die Schlacht von Arnheim war bereits verloren. Eisenhowers Entscheidung kam einen Monat zu spät.

Als die Schlacht von Arnheim zu Ende ging, waren die deutschen Kräfte, die das rheinisch-westfälische Industriegebiet deckten, bis aufs Äusserste auseinandergezogen. Am 27. September, dem Tag nach dem britischen Rückzug über den Niederrhein, berichtete Model v. Rundstedt über die kritische Lage der Heeresgruppe B, die von der Scheldemündung über Arnheim und Aachen bis Trier eine Front von 300 Meilen besetzt hielt. An dieser Front, die durch Montgomerys Offensive nahezu in zwei Fronten gespalten war, standen von den 52 im Westen befindlichen Divisionen 33. Viele dieser Verbände waren Divisionen nur noch dem Namen nach. Model wies darauf hin, dass sie, obwohl «die Kampfmoral täglich» steige, immer schwächer würden: «In der Zeit vom 1.-25.9. betrugen die eigenen blutigen Verluste rd. 75'000 Mann; in der gleichen Zeit trafen nur 6'500 Mann Ersatz ein.»

Entscheidend war jedoch nicht so sehr der Mangel an Mannschaftersatz wie die Minderung der Feuerkraft. Es waren so viel Waffen verlorengegangen und so wenig ersetzt worden.

Model meldete diese Tatsachen v. Rundstedt mit der Bitte, «sie ... zur unmittelbaren Kenntnis des Führers zu bringen», der ja über Ersatz und Reserven an Panzern direkt verfügte. Bei der Übernahme des Oberkommandos West hatte v. Rundstedt vorgeschlagen, mit den eintreffenden neuen Panzern die Panzer-Divisionen aufzufrischen, die in Frankreich gekämpft hatten, und in der Kölner Ebene, von wo aus einem Angriff auf das rheinisch-westfälische Industriegebiet am besten begegnet werden konnte, eine Reserve der Panzerwaffe aufzubauen. Hitler bestand jedoch darauf, so gut wie alle 400 Panther und Panzer IV, die in der ersten Septemberhälfte für den Westen verfügbar wurden, zu dem Gegenstoss gegen Pattons Südflanke einzusetzen. Überdies teilte er diese Panzer den neuen Panzer-Brigaden zu, die in den letzten sechs Wochen in Deutschland aufgestellt worden waren.

Diese Entscheidung war für Hitler bezeichnend. Zu einer Zeit, wo Mangel an Ersatz von Männern und Ausrüstung herrschte, befasste sich Hitler verzweifelt damit, neue Verbände aufzustellen und zu bewaffnen. «Dieses untragbare Missverhältnis», stellte Model fest, «führt –trotz des Eintreffens zahlreicher neu aufgestellter Verbände – auf die Dauer zum völligen Ausbrennen voll bewährter Divisionen.» Hitlers Wahnsinnspolitik entsprang mehr persönlichen als militärischen Motiven. Indem er in dem Masse immer neue Divisionen «schuf», wie sie im Feuer der Schlacht dahinschmolzen, redete er sich selbst ein, dass seine Kräfte noch nicht erschöpft seien. Um diese Fiktion seiner Unbesiegbarkeit aufrechtzuerhalten, hatte er im August befohlen, keine Division «abzuschreiben». So erschienen in den deutschen Schlachtordnungen selbst Reste mit dem Kampfwert eines Bataillons weiterfort als Divisionen, und als zu diesen künstlich in die Höhe getriebenen Zahlen die neuen Formationen traten, bekräftigte dies Hitler, während die Krise immer ernster wurde, in der Illusion, dass die Wehrmacht an Stärke zunehme.

Ursprünglich sollte die Gegenoffensive in Lothringen von Manteuffels 5. Panzer-Armee mit 3 Panzergrenadier-Divisionen und mindestens 4 der neuen Panzer-Brigaden unternommen werden. Dieser Plan wurde von Pattons Vorstoss über die Maas hinaus in der zweiten Septemberwoche durchkreuzt. Die 3 Panzergrenadier-Divisionen wurden an der Mosel gefesselt, und ehe Manteuffel loschlagen konnte, hatten Pattons Streitkräfte sie überflügelt und den Raum Lunéville – Épinal erreicht. Bei der Abwehr des amerikanischen Stosses wurden 2 Panzer-Brigaden fast aufgerieben, bevor am 18. September bei Lunéville die eigentliche Offensive begann.

Obwohl die 3. Armee von der Offensive überrascht wurde, schlugen die Amerikaner so stark zurück, dass die Deutschen noch an demselben Tag aus Lunéville hinausgeworfen wurden. Daraufhin suchte v. Manteuffel nördlich an Lunéville vorbei Nancy zu erreichen. Dabei stiessen seine Panzer direkt auf die von Generalmajor John S. Wood, einem wagemutigen, angriffslustigen und einfallreichen Soldaten, geführte amerikanische 4. Panzer-Division. In viertägigen Kämpfen um Arracourt nördlich von Lunéville handhabte Wood seine Waffe so glänzend und setzte sich mit zweien der neuen Panzer-Brigaden derart auseinander, dass am 22. September beide zerschlagen waren. Die mit 98 Panzern und 2 Infanterie-Bataillonen in Lothringen eingetroffene 111. Brigade war auf «sieben Panzer und achtzig Mann» zusammengeschmolzen. Die 113. Brigade hatte nicht weniger gelitten; ihre genaue Verlustzahl ist nicht bekannt. Allein daraus, dass die Deutschen an Kräften unterlegen waren, lassen sich diese Verluste nicht erklären, wurden sie ihnen doch fast ausschliesslich von einem einzigen Kampfkommando zugefügt, zu dem nur ein Panzer-Bataillon gehörte. Bei geringen eigenen Verlusten errangen die Amerikaner einen überwältigenden Sieg.

Dass die beiden Panzer-Brigaden ausser Gefecht gesetzt wurden, kann nicht überraschen. Zwar hatten viele ihrer Offiziere und Männer an der Ostfront beträchtliche Erfahrungen gesammelt, aber wedei waren sie mit den gänzlich anderen Verhältnissen im Westen auch nur im Geringsten vertraut, noch war ihren Einheiten Zeit gelassen worden, den Zusammenhalt zu finden, den nur gründliches Üben entwickeln kann. Die Brigaden waren hastig zusammengestellt und mit fabrikneuen Panzern ausgerüstet worden. Viele dieser Kampfswagen waren, als sie in den Kampf geworfen wurden, noch nicht einmal eingefahren, und ein grosser Teil der hohen deutschen Verluste war die Folge mechanischen Versagens der Waffe.

Die Niederlage von Lunéville–Arracourt bot Hitle^r einen willkommenen Vorwand, den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G, Generaloberst Blaskowitz, zu entlassen; er war als eine selbständige Persönlichkeit schon lange politisch verdächtig gewesen. An seine Stelle trat General Balck, ein erfahrener Panzerführer und ausgesprochener Optimist mit dem Ruf eines rücksichtslosen Angreifers. Rundstedt begrüsst diese Ernennung nicht; es fehlte Balck an Erfahrungen im Operieren gegen die Armeen der Westmächte.

Balck erhielt die Heeresgruppe mit dem Befehl, die Offensive gegen die 3. Armee wiederaufzunehmen. Rundstedt erhob Einspruch; die Zeit zu einem Gegenangriff im Süden, so machte er geltend, sei vorbei; die Panzerverbände sollten in den Raum nördlich des Aachener Abschnitts überführt werden, der verwundbar geworden sei, weil der grösste Teil der Panzerreserven Models gegen die Briten in Holland gebraucht werde. Hitler wischte den Protest beiseite und befahl

v. Manteuffel, den Angriff, verstärkt durch die 11. Panzer-Division, die den Rückzug das Rhonetal hinauf gedeckt hatte, zu erneuern.

Als der Angriff am 25. September wieder aufgenommen wurde, war die 5. Panzer-Armee stärker an Infanterie, aber sehr viel schwächer an Panzern als sieben Tage vorher. Die amerikanischen Vorposten wurden zurückgetrieben, doch machten die Deutschen keine wirklichen Fortschritte, und am 29. September war dem Angriff das Rückgrat gebrochen. An demselben Tage befahl Hitler, wegen der Schwäche der Panzerkräfte Models nun doch sichtlich beunruhigt, alle nur irgend entbehrlichen Panzertruppen gegen den auf das Ruhrgebiet gerichteten britischen Stoss zusammenzufassen. Die Panzerreserven im Süden aber waren bei dem Versuch, Hitlers ursprünglichen Weisungen nachzukommen, bereits vergeudet worden. Ende September verfügte v. Rundstedt an der ganzen Westfront von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze über nicht mehr als 500 Panzer und Sturmgeschütze.

Nach dem Kriege haben v. Rundstedt und andere deutsche Generale, die, wie Student, Westphal, Blumentritt und Speidel, zu solchem Urteil autorisiert sind, übereinstimmend erklärt, dass im September ein konzentrierter Stoss aus Belgien zum Erfolg hätte führen müssen. Sie alle haben einhellig die Meinung geäußert, dass, wenn nach dem Fall Brüssels und Lüttichs auch nur 15 Divisionen den Stoss fortgeführt hätten, wie Montgomery es vorschlug, die Wehrmacht zu schwach gewesen wäre, sie daran zu hindern, das untere Rheinland zu überrennen und das Ruhrgebiet zu nehmen. Ja, Blumentritt hat erklärt: «Ein solcher Durchbruch en masse hätte, verbunden mit der Beherrschung der Luft, die schwache deutsche Front zertrümmert und den Krieg im Winter 1944 beendet.»

Bei Hitlers ungebrochener Entschlossenheit, den Kampf ohne Rücksicht auf den Preis selbst bis in die Strassen von Berlin fortzuführen, wird man zweifeln müssen, ob die Besetzung des Ruhrreviers und des Rheinlandes allein dem Krieg noch im Jahre 1944 ein Ende gemacht hätte. Sicher aber hätte der Verlust des rheinisch-westfälischen Industriegebietes Hitler die Mittel zur Ausführung des grandiosen Planes aus der Hand geschlagen, den er für eine Winteroffensive im Westen bereits in Gedanken erwog.

Die Möglichkeit, sich des Ruhrreviers zu bemächtigen, dauerte bis tief in den Oktober fort, aber Eisenhower konnte sie nicht wahrnehmen. Als er endlich am 22. September die Entscheidung traf, dass dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet die ‚Hauptanstrengung‘ gelten müsse, vermochte er eine Streitmacht von der dazu erforderlichen Stärke nicht mehr zu versammeln. Seine rückwärtigen Verbindungen waren so ausgedehnt und liefen in so viele Richtungen, dass, wie er später schrieb, «das Lebensblut des Nachschubs gefährlich dünn durch die vorderen Glieder der Armee» rann. Es wäre jedoch nicht so dünn geflossen, wenn er nicht ohne Not Bindungen über die Grenzen seiner Hilfsquellen hinaus eingegangen wäre.

Ende September hatte er 54 Divisionen auf dem Festland, aber «wir verfügten, die Divisionen aller Waffen – Infanterie-, Panzer- und Luftlandedivisionen zusammengenommen, auf zehn Meilen Front durchschnittlich nur knapp über eine Division». Tatsächlich über beträchtlich weniger, denn die Front war 600 Meilen lang, und von Eisenhowers Divisionen warteten 8 unbeweglich in der Normandie und an der Côte d’Azur auf die Transportmittel, die sie nach vorn bringen sollten. Statt seine Panzer- und Luftlandedivisionen ungebunden zu einem neuen Durchbruch durch die deutsche Front zur Hand zu haben, war Eisenhower jetzt gezwungen, sie einzusetzen, um die eigene Front zu halten. Die Folge war, dass er weder genügend starke Kräfte zu einer Offensive der 2. Armee Dempseys und der 1. Armee Hodges’ gegen das Ruhrgebiet zusammenfassen, noch in andern Abschnitten hinreichenden Druck aufrechterhalten konnte.

Ehe Hodges zur Unterstützung des britischen Angriffs auf das Rheinland operieren konnte, musste er Aachen nehmen; es zu binden und zu überflügeln, fehlte es ihm an den nötigen Kräften und Versorgungsmitteln. In der dritten Septemberwoche, als die Deutschen noch zurücktaumelten, war das amerikanische VII. Korps südlich von Aachen schnell in die Hauptverteidigungslinien des Westwalls eingebrochen, aber in dem Gewirr der Industrieanlagen östlich der Stadt zum Stehen gebracht worden. Das letzte Monatsdrittel hindurch war Hodges, während Patton an der Mosel abwechselnd angriff und angegriffen wurde, so knapp an Truppen und Munition, dass er nur das amerikanische XIX. Korps zum Westwall nördlich von Aachen vorgehen lassen konnte, sonst aber wenig vorwärtskam. Diese Atempause liess den Deutschen Zeit, den Einbruch in den West-

wall abzuriegeln und die Panzerkräfte, die den ersten Stoss der Amerikaner aufgefangen hatten, durch 2 neue Infanterie-Divisionen abzulösen. Am 2. Oktober nahm Hodges, immer noch knapp an Munition, den Angriff mit dem VII. und dem XIX. Korps wieder auf, aber die Deutschen konnten den Schlag mit erneuerten Kräften parieren. Nach zweiwöchigen schweren Kämpfen gelang es den Amerikanern, Aachen einzuschliessen, doch hielt die Besatzung das Stadttinnere bis zum 21. Oktober. Durch diese hartnäckige Verteidigung Aachens sperrte Model den südlichen Anmarschweg zum Ruhrgebiet und fesselte die 1. Armee fünf Wochen lang.

Unterdessen hatten 2 Panzer-Divisionen, die Ende September aus dem Aacheener Abschnitt herausgezogen worden waren, und 1 Panzer-Brigade aus dem Reich die 9. und die 10. SS-Panzer-Division in Holland verstärkt. Mit diesen frischen Kräften führte Model von Arnheim und vom Reichswald her eine Reihe Gegenangriffe und hielt die 2. Armee in der Defensive. Gleichzeitig behaupteten sich die Deutschen südlich der Maas in beiden Flanken der britischen Frontausbuchtung. Hier hätte Bradley gemäss den in Versailles getroffenen Entscheidungen einen Teil der Front Montgomerys übernehmen sollen, aber das hatte sich als unmöglich herausgestellt, denn «Bradleys Kräfte dehnen sich schrecklich weit südlich von Aachen» in die Ardennen aus.

Ohne wesentliche Unterstützung durch die Amerikaner konnte Montgomery den ihm von Eisenhower am 22. September gegebenen doppelten Auftrag nicht ausführen, sowohl das Ruhrgebiet zu nehmen als auch die Scheldemündung zu bereinigen. So meldete denn Montgomery am 7. Oktober, dass er die Offensive gegen das Rheinland verschieben müsse, bis er die Deutschen von der Schelde und aus dem Raum südlich der Maas vertrieben habe. Angesichts dessen und wegen stürmischen Wetters, das den Nachschub über Cherbourg und den ‚Maulbeerhafen‘ fühlbar zurückgehen liess, war es geboten, vor jeder andern Operation den Hafen von Antwerpen zu öffnen. Am 9. Oktober gab Eisenhower die entsprechenden Befehle.

Die Verbündeten sahen sich nun genau in der Lage, die Montgomery am 23. August vorausgesagt hatte. Sie staken in einer strategischen Zwangsjacke. Über der Verfolgung seines Wunsches, sowohl das Ruhrgebiet als auch den Raum Saar – Frankfurt zu besetzen, hatte Eisenhower die Gelegenheit vorübergehen lassen, schnell das rheinisch-westfälische Industriegebiet zu nehmen. Darauf hatte er, um dieses Versäumnis gutzumachen, erst die Operation ‚Market Garden‘ und dann Montgomerys Plan des dinken Hakens‘ genehmigt und so die Öffnung Antwerpens verzögert. Die Schwäche der Dispositionen Eisenhowers lag darin, dass sie auf Kompromissen und Optimismus beruhten. Er hatte sich gescheut, sich für einen der rivalisierenden Pläne wirklich zu entscheiden, und beiden seine

eingeschränkte Zustimmung gegeben in der Hoffnung, dass der nötige Nachschub rechtzeitig verfügbar sein werde. Es war ihm nicht gelungen, das einzige Objekt in die Hand zu bekommen, das preiszugeben die Deutschen sich nicht leisten konnten; und er hatte es versäumt, sich des Hafens zu bemächtigen, den die Alliierten brauchten, wenn sie die breite Front unterhalten wollten, an der er seine Armeen entwickelt hatte. Zwar hatte er nun Raum genug für die vielen Divisionen, die in den Vereinigten Staaten ausgebildet wurden und auf ihren Abtransport warteten, aber er hatte sich nicht der Häfen versichert, wo sie ausgeschifft und über die sie versorgt werden konnten.

Während des Septembers, als die Verbündeten mit ihrer Masse auf die deutsche Grenze zudrängten, war General Crerar's kanadische 1. Armee das Aschenbrödel der Streitkräfte Eisenhowers. In der zweiten Septemberwoche waren Crerar's 6 kanadische und britische Divisionen längs der Kanalküste auseinandergezogen und bereiteten die Wegnahme der Festungen Le Havre, Boulogne, Calais und Dünkirchen und die Bereinigung des Südufers der Scheldemündung vor, wo die deutsche 15. Armee vor Breskens noch einen Brückenkopf hielt. Die Kanadier hatten Dieppe und Ostende kampflos genommen. In jedem der andern Kanalhäfen aber hatte Hitler eine Besatzung ungefähr von Divisionsstärke mit dem strikten Befehl belassen, die Hafeneinrichtungen zu zerstören und bis zur letzten Patrone zu kämpfen.

Von der See her waren diese Häfen fast uneinnehmbar, auf der Landseite aber nur von wenigen ständigen Befestigungswerken gedeckt. Crerar erkannte die verhältnismässige Schwäche dieser Anlagen nicht völlig und gelangte zu dem Schluss, dass die Häfen nur durch sorgfältig vorbereitete Angriffe genommen werden könnten. Da diese Mittel begrenzt waren, hielt er es für notwendig, eine Festung nach der andern zu nehmen.

Befestigungen und Abwehr stellten sich dann als weniger gewaltig und hartnäckig heraus als erwartet. Le Havre wurde am 10. September von 2 britischen Divisionen angegriffen und binnen zweier Tage genommen. In Boulogne und in Calais dauerte der deutsche Widerstand sechs Tage, aber in beiden Fällen verfügten die Kanadier nur über 2 Brigaden. Diese Häfen und die Fernbatterien des Cap Gris Nez erbrachten bei einem eigenen Verlust von weniger als 1'500 Briten und Kanadiern 29'945 Gefangene. Am 1. Oktober waren die Operationen abgeschlossen, aber die Häfen waren von den Deutschen so gründlich zerstört, dass es drei bis vier Wochen brauchte, sie der Schifffahrt zu öffnen.

Der Besitz dieser Häfen verringerte allmählich die Nachschubschwierigkeiten der Fronttruppen, aber die Überführung der amerikanischen Reserveverbände aus den Vereinigten Staaten konnte, obwohl seit Mitte Oktober auch Le Havre Libertyschiffe aufzunehmen vermochte, nicht merklich beschleunigt werden.

Um Schiffsraum und Ladezeit zu sparen, waren die schweren Waffen und Fahrzeuge in grosse Kisten und Verschläge gepackt worden, von denen die meisten nur mittels mächtiger Dockkranen entladen werden konnten. Die aber hatten die Deutschen in Le Havre wie in Cherbourg sämtlich ausser Betrieb gesetzt. So konnten amerikanische Divisionen, solange Antwerpen verschlossen war, in ihrer Masse nicht unmittelbar nach Nordeuropa überführt werden, und Eisenhowers Aufmarsch hing von dem Umstand ab, dass die schwere Ausrüstung erst in Grossbritannien gelöscht, ausgepackt und über den Kanal gebracht werden musste.

Churchill hatte das kommen sehen und Roosevelt vorgeschlagen, einige der ausgebildeten amerikanischen Divisionen, statt sie den Herbst über untätig in den Vereinigten Staaten warten zu lassen, nach Italien zu verschiffen, wo sie – und ihre verpackte Ausrüstung – ohne Verzögerung in Neapel ausgeladen werden könnten. So könnte der Feind daran gehindert werden, von Italien weitere Divisionen nach dem Westen zu überführen. Das Komitee der amerikanischen Stabschefs verwarf den Vorschlag mit der Begründung, es stehe dem Feind frei, fünf bis sechs Divisionen von Italien zu überführen, wann immer er dies für nützlich hält.

Zu dieser Ablehnung hatte die unveränderte Entschlossenheit der Amerikaner beigetragen, sich aus dem Balkan herauszuhalten. In der ersten Oktoberwoche waren britische Kräfte in Griechenland gelandet und hatte Churchill in Italien eine Unterredung mit Tito gehabt. Das hatte bei den Amerikanern die Befürchtung wiedererweckt, Churchill beabsichtige, nach einer Verstärkung des Mittelmeerkommandos britische Divisionen nach Jugoslawien marschieren zu lassen. Es war tatsächlich genau das, wovor Hitler zitterte. Er nährte die Schlacht in Italien zu dem wohlüberlegten Zweck, verbündete Streitkräfte zu fesseln, die sonst zur Unterstützung der jugoslawischen Partisanen hätten eingesetzt werden und ihm das Bauxit, das Kupfer und andere vom Balkan bezogene wichtige Rohstoffe entreissen können. Mit ihrer Weigerung, die amerikanischen Reservedivisionen nirgendwo anders als in Westeuropa zu verwenden, wo sie nicht sämtlich schnell eingesetzt werden konnten, liessen Marshall und seine Kollegen die grossartige strategische Freizügigkeit ungenutzt, deren sie sich dank ihrer Seeherrschaft erfreuten.

Im September kamen die Operationen zur Bereinigung der Scheldemündung nur wenig voran; Montgomery blickte nach der Ruhr und unterschätzte stark die Zeit, die erforderlich war, die Wasserwege nach Antwerpen zu öffnen. Antwerpen ist in der Luftlinie von der See ungefähr fünfzig Meilen entfernt, und obwohl der grosse Hafen (mit seiner Aufnahmefähigkeit von 40'000 t täglich) am 4. September so gut wie unversehrt genommen worden war, beherrschten die Deutschen nach wie vor die Wasserwege nach Antwerpen und hielten die Nordvor-

stadt Merxem, in deren Schussbereich sich die Docks befanden. Dort, wo sich die Mündung der See öffnet – auf der Insel Walcheren und an der Festlandküste zwischen Breskens und Zeebrügge – hatten die Deutschen schwere Batterien in Stellung, die zum Schweigen gebracht werden mussten, ehe ein Schiff nach Antwerpen einlaufen konnte. Beide Abschnitte waren als zum Atlantikwall gehörig stark befestigt und von der See her schwer zu nehmen. Aber auch ein Landangriff versprach nicht leicht zu werden.

Vom Festland führen auf die Insel Walcheren nur die enge Landbrücke Süd-Bevelands und von dort zur Insel ein schmaler Dammweg. Ein grosser Teil Bevelands und fast die ganze Insel sind eingedeichte Niederung und können, weil unter dem Meeresspiegel liegend, ohne Weiteres überflutet werden.

Vor dem Südufer der Westerscheide und ihrer Mündung bot der Leopoldkanal einen natürlichen, halbkreisförmigen Abwehrgürtel; der von ihm verriegelte Abschnitt erhielt daher im Lauf der Kämpfe den Namen ‚Breskenstasche‘. In diesem Perimeter liess Model die 64. Infanterie-Division zurück, einen erstklassigen, 14'000 Mann starken Verband, der sich zum grössten Teil aus Truppen mit Ostfronterfahrung zusammensetzte. Die Division war mit Artillerie und Munition, die von der 15. Armee stammten, wohlversehen, und das weithin überflutete Gelände sicherte ihre Stellungen gegen Panzerangriffe fast völlig.

Die Wegnahme der Breskenstasche und der Insel Walcheren sollte die kanadische Armee in einen langen und blutigen Feldzug verwickeln, der sich möglicherweise hätte vermeiden lassen, wenn die Unumgänglichkeit eines Unternehmens gegen die Scheldemündung vorausgesehen worden wäre. Als unmittelbar nach dem Fall Antwerpens die deutsche 15. Armee in Auflösung darum rang, aus Flandern zu entkommen, hätten amphibische Streitkräfte ohne grosse Schwierigkeit an der Seeseite der Scheldemündung landen können. Die beiden deutschen Divisionen, die diesen Abschnitt des Atlantikwalls besetzt gehalten hatten, waren nach Süden dem britischen Stoss entgegengeworfen worden und hatten in den Küstenbefestigungen nur schwache Kräfte zurückgelassen. Im SHAEF jedoch hatte man für eine solche Gelegenheit keinerlei Vorkehrungen getroffen. Alles Planen im interalliierten Hauptquartier war von der Annahme ausgegangen, dass Häfen und Widerstandsinseln an der Kanalküste vom Land her genommen werden würden, und so hatte man nicht daran gedacht, amphibische Reserven in der Hand zu behalten und die Seeherrschaft der Verbündeten auch hier zu nutzen. Nachdem der normannische Landekopf erst einmal fest gesichert worden war, wurden alle amerikanischen Landungsfahrzeuge, die zur Nahrung des Aufmar-

sches nicht mehr gebraucht wurden, für das Unternehmen ‚Anvil‘ in das Mittelmeer oder nach dem Fernen Osten gebracht.

Als die deutschen Reserven in Holland in der zweiten Septemberhälfte in die Schlacht um das Unternehmen ‚Market Garden‘ hineingezogen waren, konnte Crerar ihre Bindung nicht voll ausnutzen. Er griff östlich von Antwerpen über den Albertkanal an mit dem Ziel, die Halbinsel Beveland abzuriegeln und die Insel Walcheren zu isolieren, vermochte aber nicht ernstlich in den Abschnitt von Breskens einzubrechen. Zur Bezwingung dieses wasserumschlossenen Raumes brauchte er mindestens eine Infanterie-Division, aber er hatte keine einzige zur Verfügung. Die 51. Highlanddivision, die dazu hätte eingesetzt werden können, lag vom 12. bis zum 28. September, während sich die Deutschen in ihren Stellungen am Leopoldkanal einrichteten, wegen Mangels an Transportmitteln in Le Havre fest.

Dass Crerar im September die volle Offensivkraft seiner Streitkräfte nicht zu entwickeln vermochte, war in gewissem Masse die Folge der Politik der ‚breiten Front‘. Während Eisenhower den rechten Flügel der interalliierten Front verstärkte, liess er den linken Flügel erlahmen. Pattons Offensive gegen die Mosel wurde nicht nur auf Kosten des Stosses gegen das Ruhrgebiet unternommen, sondern auch zu Lasten der Operationen zur Öffnung des Antwerpener Hafens. Gleichwohl hätten diese Operationen früher begonnen werden können, wenn Montgomery ihre Bedeutung ermessen hätte. So aber befand sich Antwerpen einen Monat eher im Besitz der Verbündeten, als die kanadische Armee zu einer umfassenden Offensive gegen die deutschen Stellungen auf beiden Seiten der Scheldemündung instande war.

Der Schlüssel zum Zugang nach Antwerpen lag auf Walcheren. Die Insel hat die Form einer Untertasse. Rings um den Rand halten natürliche Dünen und Kunstdeiche die Nordsee zurück, die vormals das jetzige Polderland verschlungen hatte. Der Kommandierende General des kanadischen II. Korps, Simonds, sah sehr zeitig voraus, dass die Deutschen die Untertasse bis hart unter den Rand überfluten und damit die Verbündeten vor die fast unlösbare Aufgabe stellen würden, auf den wenigen Dammstrassen und über die pfadlosen Dünen hinweg anzugreifen. Er schlug daher vor, in die Deiche Breschen zu bomben und die See hereinzulassen. Dies würde, meinte er, die Überflutungstaktik des Gegners durchkreuzen und die Wirkung der Überschwemmung gegen sie kehren. Sie würde dem Feind die Strassen zur Bewegung von Nachschub und Reserven entziehen und seine Stützpunkte auf den Dünen abschneiden; schliesslich könnten, wenn in die Deiche breite Breschen gelegt würden, Amphibienfahrzeuge über den Untertassenrand hinweg eindringen und die deutschen Stellungen im Rücken angreifen.

Simonds radikaler und phantasievoller, für diesen Mann so bezeichnender

Vorschlag wurde von Crerar und seinem Stab als «praktisch nicht anwendbar» betrachtet. Als ihn aber Montgomery unterstützte, erklärte sich das Bomberkommando zu einem Versuchsangriff bereit. Er wurde am 3. Oktober von 243 Lancastermaschinen ausgeführt, und zwar mit solchem Erfolg, dass innerhalb weniger Stunden die Nordsee durch den Deich bei Westkapelle eindrang. In der nächsten Woche wurde die Bresche erweitert, und an drei andern Stellen wurden neue Breschen geworfen. Mitte Oktober stand die Insel zu drei Vierteln tief unter Wasser, und die (ungefähr 8'000 Mann starke) Besatzung war auf drei schmale Küstenstreifen und die Städte Vlissingen und Middelburg beschränkt.

Walcheren war nun verletzlich, und Simonds, als Vertreter des erkrankten Crerar jetzt Oberbefehlshaber der Armee, beabsichtigte die Insel von Westen und Süden mit Amphibienfahrzeugen und von Osten über den Damm anzugreifen. Dieser dreifache Sturmangriff konnte jedoch nicht unternommen werden, ehe die Ausbildung der Einsatzgruppe, die über See angreifen sollte, abgeschlossen war. Simonds nahm an, dass die Operationen gegen die Breschenstasche «drei bis vier Tage» dauern würden. Der Abschnitt wurde aber so entschlossen verteidigt, und das Gelände erwies sich als so schwierig, dass aus den vier Tagen vier Wochen wurden.

Am 6. Oktober gewann eine Brigade der kanadischen 3. Infanterie-Division jenseits des Leopoldkanals einen unsicheren Halt. Drei Nächte später wurde eine andere Brigade von Terneuzen die Westerscheide hinab hinter dem deutschen Abwehrgürtel gelandet, konnte aber die Verteidigungsanlagen nicht durchbrechen. Zu der Entschlossenheit der Deutschen, keinesfalls zu weichen, trug der folgende Befehl Hitlers bei, den auch der Kommandeur der dort kämpfenden Division, durch «Bedrohung seiner Familie dazu gezwungen, seiner Truppe hatte bekannt geben müssen: «... Ziffer 3. a) Es ist ein neues Gesetz erlassen, nach dem alle Familienangehörigen von Soldaten, die im Gefecht überlaufen oder sich feige verhalten haben, verhaftet und anstelle des Soldaten zur Rechenschaft gezogen werden, b) Die Gefangenen werden durch den Feind zum Räumen der Minen am Atlantikwall eingesetzt. Die Auswirkungen dieser beiden Tatsachen sind den Soldaten ganz klarzumachen.»

In zweiwöchigem erbittertem Ringen kämpften sich die Kanadier von Graben zu Graben bis zum Hafen von Breskens vor, aber in der Westhälfte machten ihnen die Verteidiger nach wie vor jeden Stützpunkt streitig, und erst am 2. November wurde die letzte Küstenbatterie genommen. Bis dahin hatten die Kanadier unter Bedingungen, die ihre Tapferkeit und Ausdauer aufs Äusserste beanspruchten, 12'700 Gefangene gemacht.

Inzwischen hatte die kanadische 2. Infanterie-Division am Nordufer der We-

sterscheide über ähnliche Geländewidrigkeiten und den gleichen hartnäckigen Widerstand triumphiert. Sie hatte im Zusammenwirken mit einem von der Wasserseite in den Rücken des Gegners geführten Angriff die Halbinsel Beveland besetzt und den sie mit Walcheren verbindenden schmalen Dammweg erreicht. Am 31. Oktober griffen die Kanadier entlang diesem Damm an und gewannen einen flachen Brückenkopf. Am nächsten Tage wurden sie zurückgeworfen. Während aber der Feind durch seinen Gegenangriff gefesselt war, trugen die Verbündeten von der See her den Hauptangriff vor.

Am 1. November lief, im Schutz der Dunkelheit und durch Sperrfeuer von Breskens her gedeckt, ein interalliiertes Kommando in den Hafen von Vlissingen ein und fasste an der Wasserseite Fuss, ehe die Besatzung erkannt hatte, was vor sich ging. Schweres Flankenfeuer von Batterien am Westufer empfing die zweite Welle, aber am Vormittag war die halbe Stadt in der Hand der Angreifer, und die Verstärkungstruppen strömten an Land. Diese Operation lenkte die Aufmerksamkeit des Gegners von der Marine-Einsatzgruppe ab, die kurz nach Tagesanbruch auf der Höhe von Westkapelle erschienen war. Bald jedoch zeigte sich, dass weder die Überflutung noch die vorbereitenden Luftangriffe die Feuerkraft der Uferbefestigungen wesentlich beeinträchtigt hatten. Das Schlachtschiff ‚Warspite‘ und 2 Monitoren griffen die Küstenbatterien an, aber die Beobachtungflugzeuge zur Feuerlenkung konnten wegen Bodennebels in England nicht aufsteigen, und so blieb das Feuer der Kriegsschiffe ohne Wirkung.

Trotzdem fuhr das Unterstützungsgeschwader (25 Landungsfahrzeuge mit Raketengeschützen und leichter Artillerie) an das Ufer heran und nahm den ungleichen Kampf mit den Befestigungen auf. Von den Fahrzeugen wurden 9 versenkt und 11 ausser Gefecht gesetzt, aber ihr Opfer war nicht umsonst, denn während diese Schiffe und einige Typhoons dem Feind an der Klinge waren, landeten Kommandos der britischen 4. Sonderbrigade fast unbehelligt an beiden Seiten der Bresche bei Westkapelle, wo mehrere Fahrzeuge des Unterstützungsgeschwaders auf den Strand gelaufen waren und die deutschen Stellungen aus Kernschussweite mit Feuer überschütteten. Zum grossen Erstaunen der Deutschen fuhren einige Kommandos in Amphibienpanzern durch die Bresche und nahmen das Dorf Westkapelle durch einen Angriff von Osten.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit waren die Kommandos auf den Dünen des Westufers bis zu den beiden Hauptbatterien vorgedrungen, aber auf der Ostseite sperrten die Deutschen immer noch den Dammweg, bis ihnen am 4. November eine Brigade der britischen 52. Lowland-Infanterie-Division, die in Sturmbooten von Süd-Beveland übergesetzt war, in den Rücken fiel.

An demselben Tage begann die Flotte die Scheldemündung zu bereinigen. Die Schlacht um Antwerpen neigte sich dem Ende zu, und obwohl so lange und so erbittert gekämpft worden war, endete sie mit einem heiteren Schlussakt.

Am 6. November überflügelten Trupps auf Amphibienfahrzeugen die Verteidigungsanlagen von Middelburg und fuhren, ohne auf Widerstand zu stossen, in die westlichen Strassen hinein. Ein Leutnant der Royal Scots machte sich auf die Suche nach dem deutschen Kommandanten, Generalleutnant Daser. Dem lag zwar sehr daran, dass der Kampf ein Ende finde, aber er brachte es nicht über sich, vor einem Offizier von so geringem Dienstalter zu kapitulieren. Worauf dieser den «örtlichen und vorübergehenden Rang eines Oberstleutnants» annahm, und der General, dessen Ehre somit Genüge getan war, ihm die Besetzung von Middleburg und sich selbst übergab.

Die Bereinigung des siebzig Meilen langen Wasserweges von der Nordsee nach Antwerpen beanspruchte über drei Wochen lang einhundert Minenräumboote. Am 28. November lief der erste Geleitzug nach Antwerpen ein. Fünfundachtzig Tage hatten die Deutschen den Alliierten den Gebrauch dieses grossen Hafens verwehrt.

Die Abwehrsiege, die die Deutschen bei Arnheim, Aachen und Antwerpen davontrugen, verlängerten den Krieg bis ins Frühjahr 1945. Diese deutschen Erfolge durchkreuzten Eisenhowers strategische Pläne und verliehen der Wehrmacht und dem deutschen Volk neuen Widerstandswillen. Umso mehr als die ersten dieser militärischen Erfolge mit der New Yorker Veröffentlichung des Entwurfs eines amerikanischen Planes über die Behandlung Deutschlands nach dem Kriege zusammenfielen.

Dieser Plan – als ‚Morgenthauplan‘ bekanntgeworden, weil er von Henry J. Morgenthau jr., dem amerikanischen Finanzminister, stammte – war am 15. September in Quebec von Roosevelt und Churchill gebilligt worden. Er sah im Wesentlichen vor, dass Deutschland zerstückelt und in «ein vor allem Ackerbau und Viehzucht treibendes Land» verwandelt werden sollte.

Goebbels vermochte die Propagandamöglichkeiten des Morgenthauplans umso wirksamer auszunutzen, als die Verbündeten nicht leugnen konnten, dass Roosevelt und Churchill dem allgemeinen Sinn des Planes zugestimmt hatten. Dass sich Roosevelt am 21. Oktober in einer Wahlrede mit dem deutschen Problem befasste, änderte daran nichts. Er flocht ein paar beruhigende Wendungen ein, aber der allgemeine Ton war hart. Es hätte auch kaum anders sein können. Zwei Wochen vor der Präsidentenwahl wäre jede ‚Milde‘ gegenüber Deutschland von seinen republikanischen Gegnern als Beweis dafür aufgegriffen worden, dass es seiner Regierung an der Entschlossenheit und Kraft fehle, den Krieg

bis zum vollständigen Sieg fortzuführen. Hull und Simson hatten ihn davon überzeugt, dass Morgenthaus Vorschlag vernunftwidrig und gefährlich war, aber öffentlich gab er dies nicht zu. Zwar erklärte er, «die Deutschen sollen nicht versklavt werden», unterliess es aber, den Begriff der «Bedingungslosen Kapitulation zu definieren. Möglich, dass er Wilsons Fehler vermeiden wollte, ausenpolitische Nachkriegsbindungen einzugehen, und deshalb über diesen Punkt schwieg. Wie dem auch sein mag – das Ergebnis war, dass Goebbels seinen Feldzug von keinem Einspruch behindert fortführen konnte.

Dieses eine Mal hatte es Goebbels nicht nötig, die Wahrheit zu verdrehen. Er konnte mit Recht behaupten, die Alliierten schlugen vor, das Reich in «einen Kartoffelacker» zu verwandeln, und der «Völkische Beobachter» übertrieb kaum, wenn er schrieb, der Plan bedeute die Zerstörung der deutschen Industrie in einem Masse, dass fünfzig Prozent des deutschen Volkes dem Hungertod preisgegeben oder gezwungen wären, als Arbeitssklaven auszuwandern. Deutschland gebe sich keinen Illusionen darüber hin, was seinem Volk bevorstehe, wenn es nicht mit allen Mitteln gegen einen Ausgang kämpfe, der solche Pläne möglich machen würde.

Als sich diese Wirkungen offenbarten, appellierte Eisenhower persönlich an das interalliierte Komitee der Stabschefs, die Forderung auf «Bedingungslose Kapitulation zu modifizieren. In Washington und London war man jedoch der Meinung, dass dies jetzt «ohne Beeinträchtigung der weiteren Kriegführung und der Sicherung annehmbarer Friedensbedingungen» nicht möglich sei.

Durch Verknüpfung des Morgenthauptplans mit der Forderung auf «Bedingungslose Kapitulation» überzeugte Goebbels die Masse des deutschen Volkes davon, dass die einzige Hoffnung, das Vaterland und sich selbst zu retten, in bedingungslosem Gehorsam zum Führer und bedingungslosem Widerstand gegen den Feind liege.

Die Deutschen hatten doppelten Grund, einen Zusammenbruch der Zivilverwaltung zu fürchten. Es gab im Reich über sieben Millionen ausländische Zwangsarbeiter; die meisten von ihnen waren gewaltsam deportiert und unmenschlich behandelt worden. Die Furcht war verbreitet, dass sie sich im Augenblick eines Zusammenbruchs zu rächen suchen würden. Die Angst vor der Anarchie wurde durch den verzweifelt Zustand gesteigert, in den die Luftangriffe der Verbündeten die Bevölkerungsmassen der Städte hineintrieben. Mit fortschreitender Zerstörung und damit Zerschlagung der alten Arbeits-, Wohn- und Verkehrs Verhältnisse wurde das Volk in seiner nackten Existenz vom Staat – und somit von der Partei – abhängiger denn je.

Den ganzen Herbst 1944 hindurch arbeitete das deutsche Volk, obwohl die Bomberangriffe der Alliierten schwerer waren als zuvor, mit ungebrochener

Energie an der Beseitigung der Schäden und der Aufrechterhaltung der Wirtschaft des totalen Krieges. Die schrankenlosen Bombenwürfe auf ganze Gebiete der Grossstädte durch die R.A.F. hatten, weit davon entfernt, den deutschen Widerstandswillen zu schwächen, die Wirkung, dass sie die Beweisführung Goebbels' ergänzten und bestätigten, die Alliierten brennten darauf, nicht nur die deutsche Militärmacht, sondern die Lebensmöglichkeit des deutschen Volkes überhaupt zu vernichten. Diese Luftangriffe, so konnte er hinausrufen, waren der Morgenthauplan in Aktion. Die Sache war nun höchst einfach. Der Strom von Waffen und Kriegsmaterial zu den Truppen im Felde durfte um keinen Preis unterbrochen werden; dann blieb die Hoffnung, dass die Westmächte früher oder später die Vergeblichkeit ihres Versuchs, Deutschland zu zerschmettern, einsehen und von ihrer Forderung auf bedingungslose Kapitulation ablassen würden.

Nachdem Hitler die Kampffronten im Westen und im Osten gefestigt und seinen Griff um das deutsche Volk enger geschlossen hatte, war für ihn das dringendste Problem, seinen schwindenden Benzinvorräten aufzuhelfen. Nach dem Verlust der rumänischen Lieferungen war er mehr denn je auf die Raffinerien für synthetischen Treibstoff angewiesen, die sich bereits in erschreckender Weise als ausserordentlich verwundbar erwiesen hatten. Ende August liess die Benzinlage, wie Speer berichtete, «alle Anzeichen einer Katastrophe» erkennen. Als die Raffinerien in der zweiten Septemberwoche die Rohölverfeinerung gerade wieder aufnehmen wollten, wurden die Anlagen neuerlich und mit der Wirkung angegriffen, dass die synthetische Produktion neun Tage völlig ausfiel. Der Ausstoss an Flieger- und Fahrzeugmotorenbenzin betrug in diesem Monat nur 57'400 t, kaum ein Sechstel des Augustverbrauchs. Die Benzinvorräte, die im April eine Million t überstiegen hatten, waren jetzt auf 327'000 t gesunken: den Verbrauch eines Monats vor Beginn des Luftkrieges gegen die Raffinerien. Für September war die Benzinzuteilung an die Streitkräfte um die Hälfte gekürzt worden, und im Oktober wurde sie weiter eingeschränkt. So war die Luftwaffe, obwohl ihr – der absolute deutsche Rekord – im September 3031 einmotorige Jagdmaschinen geliefert worden waren, zur Abwehr der Angriffe auf die Benzinwerke noch weniger imstande als im Sommer.

Damit war für die verbündeten Luftstreitkräfte die Zeit gekommen, ihrerseits einen ‚grossen Schlag‘ zu führen. Seit Frühjahr war die Unterstützung der Invasionsarmeen ihre Hauptaufgabe gewesen und die Kampagne gegen das Öl mehr ein von Spaatz, dem Kommandeur der amerikanischen strategischen Luftstreitkräfte, gefördertes «Privatunternehmen, an dem sich Harris' Bomberkommando nur widerstrebend, aber wirksam beteiligt hatte. Im September nun erteilte das

interalliierte Komitee der Stabschefs Spaatz und Harris zum ersten Mal die Weisung, die Raffinerien als wichtigste Ziele anzugreifen.

Trotzdem wurde im September und im Oktober, gegenüber von mehr als einem Viertel im Juli und im August, weniger als ein Zehntel der gesamten Bombenlast auf Treibstoffwerke abgeworfen. Infolgedessen konnten die Deutschen ihre Raffinerien so weit wiederaufbauen, dass sie im November 96'000 t produzierten. Es war das zwar nur ein Drittel des Aprilausstosses, aber durch strengste Sparmassnahmen ermöglichte es diese Menge Hitler doch, die Vorräte zu schonen und den Tag der Abrechnung in das nächste Jahr hinauszuschieben.

Die Flauheit der Offensive gegen den Treibstoff war vor allem eine Folge des ungünstigen Wetters, das in diesem Jahr unerwartet zeitig eingesetzt hatte und die Hauptraffinerien in Ostdeutschland und der Tschechoslowakei wirksamer schützte, als die Luftwaffe es vermochte. Im Sommer waren diese Anlagen allein von den Amerikanern angefliegen worden, aber obwohl ihre aus grosser Höhe unternommenen Formationsangriffe schweren Schaden angerichtet hatten, war doch selten ein Werk auf länger als zwei bis drei Wochen stillgelegt worden. Es hatte sich gezeigt, dass es wiederholter Angriffe bedurfte, die Raffinerien ständig niederzuhalten, aber das mittlerweile eingetretene Herbstwetter liess dies nicht zu.

Als die Jahreszeit die Tagesoperationen einschränkte, regte das interalliierte Komitee der Stabschefs an, die entfernt liegenden Werke durch das britische Bomberkommando anzugreifen, das stärkere und konzentriertere Schläge zu führen vermochte. Das aber war für Harris nicht annehmbar, der sich zu Beginn der Angriffe auf die Raffinerien «überhaupt gegen» diese Operationen ausgesprochen hatte und noch jetzt an ihrem Wert zweifelte. Er hatte Vorschläge, bestimmte Industrieziele zu bombardieren, schon immer misstrauisch aufgenommen, weil sich, wie er meinte, «die Argumente der Wirtschaftssachverständigen ausnahmslos als trügerisch» herausgestellt hätten. Später musste er zugeben, dass die Experten, soweit es sich um die Öltraffinerien handelte, recht gehabt hatten.

Gegen den Auftrag, die entfernteren Raffinerien anzugreifen, sperrte sich Harris zum Teil deshalb, weil sie ausserhalb des Bereichs der Navigationshilfe durch Radar lagen, vermöge deren seine Kampfflugzeuge so wirksam Ziele im Ruhrgebiet bombardiert hatten. Er wandte ein, Raffinerien wie die in Leuna, Brüx und Pölitz könnten nur auf Sicht genau getroffen werden, das klare Wetter aber, das dazu Voraussetzung sei, begünstige die feindliche Abwehr. Trotz der Benzinknappheit war die Abwehr durch Nachtjäger noch sehr stark, und Harris befürchtete bei Angriffen auf so wichtige, tief in Deutschland liegende Werke schwere

Verluste. Er hielt die Erfolgsaussichten gegenüber den Risiken für zu gering, solange er die deutschen Nachtjäger nicht gezwungen hatte, sich auf mehrere, weit voneinander entfernte Ziele zu verteilen, und glaubte das allein durch Wiederaufnahme seiner Massenüberfälle auf Grossstädte erreichen zu können. So konnte er erst im Dezember dazu gebracht werden, Leuna und Pölitz anzugreifen.

Bis dahin bombardierten die britischen Kampfflugzeuge vor allem das Ruhrgebiet und das Rheinland. Im Oktober warf die R.A.F. doppelt soviel Bomben auf deutsche Städte wie in irgendeinem Monat vorher, aber der der feindlichen Kriegsindustrie zugefügte Schaden erhöhte sich nicht entsprechend. Die wirksamsten Angriffe des Bomberkommandos waren die, die grosse Feuersbrünste hervorriefen wie im Juli 1943 in Hamburg; in Städten aber wie in Köln und Essen war nichts mehr übrig, was hätte brennen können, und die Sprengbomben, die schwere Verwüstungen angerichtet hatten, als die Gebäude noch unversehrt waren, bewirkten jetzt wenig mehr, als dass sie die Trümmer durcheinanderwirbelten. Auch desorganisierten diese Angriffe die Arbeit nicht mehr dermassen wie die Massenüberfälle im Jahre 1943, denn die meisten Arbeiter wohnten jetzt in bombenfesten Bunkern und befestigten Kellern oder waren ausserhalb der Grossstädte untergebracht worden. Das rheinisch-westfälische Industriegebiet war nicht mehr das Hauptarsenal wie in den ersten vier Kriegsjahren, und so wurde die laufende Fertigung von Material und Waffen, ausser von Panzern, von den neuerlichen Überfällen des Bomberkommandos unmittelbar kaum nennenswert betroffen.

Die Grundindustrien hingegen, die die Deutschen nicht hatten verpflanzen können, litten schwer. Die Kohlenförderung und die Stahlerzeugung hatten in den ersten neun Monaten des Jahres 1944 auf einem Stand gehalten werden können, der nur wenig unter dem des vorangegangenen Jahres lag; vom September an jedoch ging er scharf zurück.

Die Hauptursache dieses Rückganges waren die Luftangriffe der Alliierten. Beim Stahl aber kam er «zu spät, auf den Ausstoss von Kriegsmaterial eine entscheidende Wirkung auszuüben». Im September hatten die meisten Rüstungswerke ausserhalb des Ruhrgebiets für den Herbst genug Stahl- und Kohlenreserven; obwohl viele Fabriken nicht die üblichen Wintervorräte anlegen konnten, vermochten sie doch den unmittelbaren Anforderungen des Rüstungsprogramms gerecht zu werden. Ja, das Ruhrgebiet lieferte trotz dem allgemeinen Rückgang nach wie vor die wesentlichen schweren Guss- und Schmiedestücke, hochgradigen Elektro Stahl und Speziallegierungen, die anderwärts nicht in genügender Menge hergestellt werden konnten. Luftangriffe allein konnten diese lebenswichtige Quelle nicht zum Versiegen bringen.

In seiner Weisung vom September hatte das interalliierte Komitee der Stabschefs nächst den Raffinerien das Transportwesen zum Hauptziel der strategi-

schen Luftstreitkräfte erklärt, aber erst im November wurde ein systematischer Plan zur Stilllegung des Bahn- und Kanalnetzes Westdeutschlands ausgearbeitet. Fast während des ganzen Herbstes waren, wie die ‚United States Strategie Bombing Survey‘ berichtet, die Angriffe auf Verkehrslinien zwar ziemlich schwer, aber überwiegend taktischer Art und vor allem gegen die Bahnstrecken gerichtet, über die die Westfront genährt wurde. Das Ruhrgebiet zu isolieren, wurden keine ernstesten Anstalten getroffen.

Die beiden aus dem Ruhrgebiet hinausführenden Kanäle, der Dortmund-Ems-Kanal und der Mittellandkanal, waren, wie Harris sagt, «erstklassige Patentlösungs-Ziele», aber erst im November griff er sie an. Der Verkehr auf diesen Wasserwegen hätte mindestens einen Monat eher stillgelegt werden können. Die Offensive gegen Eisenbahnziele entwickelte sich unter ähnlichen Verzögerungen. Ihre Gegner machten geltend, dass der «rein militärische Verkehr nur einen kleinen Anteil am Gesamtverkehr» habe; selbst wenn die Angriffe die Kapazität des Bahnsystems um zwei Drittel oder drei Viertel verringerten, schnitte dies nur in den nichtmilitärischen Verkehr ein und liesse den wesentlichen militärischen Verkehr unbehindert. Dies Argument war bereits im Falle der französischen Bahnen widerlegt worden.

Die Luftangriffe auf die Städte im Jahre 1943 und im folgenden Winter hatten die Deutschen gezwungen, die Rüstungsindustrien zu dezentralisieren und weitgehend ihre Zuflucht zur Vorfabrikation zu nehmen. Teile für Panzer, Flugzeuge, U-Boote und andere Waffen wurden jetzt überall im Reichsgebiet hergestellt und erst zur Montage an einen Platz zusammengebracht. So waren im Herbst 1944 die verwundbarsten Stellen der deutschen Rüstungswirtschaft nicht die grossen Industriestädte, die Harris so gründlich bombardierte, sondern das Verkehrsnetz, das die zerstreuten Fabriken einerseits mit ihren Kohle- und Rohstoffquellen, andererseits mit den Montagezentren verband. Trotzdem ging der Bahnverkehr von August bis Dezember um die Hälfte, der Wasserverkehr um drei Viertel zurück. Aus den Berichten der Reichsbahn und des Speerschen Ministeriums geht klar hervor, dass die Wehrmacht, wenn die Verkehrslinien schon im Oktober so schwer und konzentriert angegriffen worden wären, wie dann im November, zu einer neuen Offensive nicht hinreichend hätte ausgerüstet werden können.

Obwohl es den strategischen Luftstreitkräften nicht gelang, die nationalsozialistische Kriegsmaschine im Herbst 1944 zum Stillstand zu bringen, zwangen sie doch Speer zu einer Reihe verzweifelter Augenblicksbefehle, die das Gefüge der deutschen Wirtschaft lockerten und ihren schliesslichen Zusammenbruch beschleunigten. Im September, Oktober und November konnte Speer die Rüstungswerke nur dadurch mit Hochdruck arbeiten lassen, dass er die Rohstoffe so, wie sie zuflossen, verbrauchte, Teile vom Vorratslager weg montierte, drastisch ratio-

nalisierte und deutsche wie ausländische Arbeiter bis zur Erschöpfung antrieb. Durch diese Notaushilfen und die Einschränkung der Produktion für den zivilen Bedarf auf das zur blossen Existenz äusserst Notwendige vermochte Speer, den Ausstoss wichtiger Waffen und von Munition auf gleicher Höhe zu halten und in einigen Fällen zu steigern.

Ohne Luftangriffe wäre von den meisten Waffen noch mehr produziert worden. Trotzdem aber sank die Produktion keiner wichtigen Heereswaffe, ausser von Panzern, ernstlich. An Kampfwagen lieferten die Werke von Juni bis August 2'438 Tiger, Panther und Panzer IV, in den nächsten drei Monaten aber fiel die Produktion auf 1764, und von ihnen wurden nur 1'371 an die Wehrmacht geliefert. Der beträchtliche Unterschied zwischen Produktion und Lieferung geht auf die Luftoffensive zurück. Viele Panzer wurden bei Angriffen auf Fabriken und Bahnen zerstört, und noch mehr zeigten mechanische Mängel, eine unvermeidliche Folge der durch die Bomberangriffe hervorgerufenen chaotischen Verhältnisse. Am auffallendsten ist der Rückgang in der Fertigung von Tigerpanzern; sie sank von 106 im Sommer auf 36 im Herbst, vor allem infolge äusserst wirksamer Angriffe der amerikanischen 8. Luftflotte auf das einzige Werk, das diese Panzer herstellte, die Henschelwerke in Kassel. Anfang Dezember hatten diese Angriffe und die von der strategischen Luftoffensive überhaupt hervorgerufene allgemeine Zerrüttung die Deutschen mindestens um zweihundert Tigerpanzer gebracht.

Dieser Rückgang der Panzerproduktion, der in drei Monaten einen ‚Verlust‘ von über tausend Kampfwagen aller Typen bedeutete, wurde durch eine ausserordentliche Zunahme der Fabrikation von Sturmgeschützen zum Teil wettgemacht. Die meisten Montagewerke für Sturmgeschütze lagen in der Tschechoslowakei; ihre Arbeit wurde daher selten durch Luftangriffe unmittelbar unterbrochen. Die Fertigung dieser Waffe stieg von 766 im August auf 1'199 im November. So konnte zwar Hitler die von seinen Panzer-Divisionen in Frankreich verlorenen Kampfwagen noch nicht zur Hälfte ersetzen, wohl aber mit 7,5-cm-Sturmgeschützen ihre Feuerkraft. Zwar war diese Kanone, weil nicht von einem Panzerturm gedeckt, als Abwehrwaffe wirksamer als im Angriff, doch war sie im damaligen Kriegsstadium unschätzbar.

So beachtlich die Herbstzahlen der Waffenproduktion auch waren, genügten sie doch nicht, den laufenden Verschleiss an allen Fronten auszugleichen, von den ungeheueren Verlusten im Sommer ganz abgesehen. Trotzdem bestand Hitler darauf, dass die neuen Waffen zum grössern Teil nicht den unter schwerem Druck stehenden Fronttruppen, sondern den Divisionen zugeteilt wurden, die im Reich neu formiert wurden. Dort bildete und rüstete Himmler, jetzt Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, 25 ‚Volksgranadier‘-Divisionen aus, die aufzustellen

Hitler im September befohlen hatte. Ihre Kader waren ‚ausgebrannte‘ Verbände, die nach den Sommerfeldzügen von der Ostfront und der Westfront zurückgezogen worden waren, um mit den Produkten, menschlichen wie materiellen, der Goebbels'schen «totalen Mobilisation» aufgefüllt zu werden.

Himmler nahm für die ‚Volksgrenadier‘-Divisionen die letzten deutschen Mannesreserven in Anspruch und stellte damit die Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion in Frage. Als Hitler im August entschied, dass eine Viertelmillion junger Männer aus der Industrie für das Heer herauszuziehen sei, erhob Speer Einspruch: «Alle befragten Generäle des Heeres und der Waffen-SS sind, wie ich bei meinem Besuch an der Front feststellen konnte, übereinstimmend der Meinung, dass es *nicht so sehr an Soldaten wie an Waffen mangelt.*» Hitler verschloss sich dem Protest; eine unmittelbare Rückwirkung war nicht zu erwarten, und ihm machte nur der gegenwärtige kritische Augenblick Sorge, dessen Überwindung, wie er glaubte, davon abhing, dass er seine Armeen vor dem Winter wiederaufbaute. Was im Frühjahr wurde, musste sich finden.

Der Mangel an Arbeitskräften wäre nicht so fühlbar gewesen, wenn Speer die zum Waffendienst einberufenen Männer durch Arbeiterinnen hätte ersetzen können. In den ersten fünf Kriegsjahren waren aus sozialpolitischen Gründen in grösserer Anzahl Frauen nicht zu Arbeiten in der Rüstungsindustrie herangezogen worden. In Grossbritannien wurde die Frauendienstpflicht im Jahre 1941 eingeführt, in Deutschland erst 1943, und auch dann noch wurde sie nicht strikt durchgesetzt. Ein Vergleich der Statistiken ergibt, dass die Anzahl der in Arbeit stehenden Frauen von Mai 1939 bis Mai 1944 in Deutschland um 182'000, in Grossbritannien jedoch um 2'283'000 zunahm. Die Anzahl der Industriearbeiterinnen ging in Deutschland in dieser Zeit sogar zurück, während sie sich in Grossbritannien fast um die Hälfte erhöhte; ja, die Deutschen hielten sogar in der Beschäftigung von Hausgehilfinnen nahezu mit anderthalb Millionen den Vorkriegsstand.

Als die Deutschen im Herbst 1944 die unangetastete Reserve an Frauenarbeitskraft dringend brauchten, konnten sie sie nicht mobilisieren, denn nun war der Verwaltungsapparat mit Problemen überlastet, die durch die Luftoffensive entstanden waren: mit der Aufgabe, die Ausgebombten unterzubringen, Bombenschäden in den Fabriken zu beseitigen und die unentbehrlichen Dienste und die Lebensmittelversorgung aufrechtzuerhalten.

Für das deutsche Volk war das Niederdrückendste dieser herbstlichen Prüfung die offenkundige Unfähigkeit der Luftwaffe, den Tagesbombnern mehr als nur symbolischen Widerstand zu bieten. Selbst wenn, was oft geschah, tausend amerikanische Bomber und ebensoviel Jagdmaschinen tief in das Reichsgebiet ein-

flogen, stiegen selten mehr als zweihundert deutsche Jagdflugzeuge auf, sie zu stellen. Im Oktober verfügte die Luftwaffe über die Rekordanzahl von 3'100 Tagesjagdmaschinen, aber das Ausmass ihrer Operationen war beschränkt einmal durch die Benzinknappheit und zum anderen, weil Galland nach wie vor entschlossen war, die Jagdwaffe auf den «Grossen Schlag» vorzubereiten, den er schon im August hatte führen wollen, als Hitler die Jägerreserve über Frankreich opferte. Nach diesem Zusammenbruch hatte Galland Göring davon überzeugen können, dass man die Jagdwaffe nicht in «alltäglichen Operationen in kleinem Rahmen» vergeuden dürfe.

So wurde im Oktober der Einsatz von Jagdflugzeugen über Deutschland stark eingeschränkt, weil der grösste Teil des der Luftwaffe verfügbaren Benzins zur Ausbildung junger Piloten und zu Übungen der Jägergruppen in der Taktik des Massenangriffs verwendet wurde. Ihr Eingreifen war bisher zu oft fehlgeschlagen; Jagdflugzeuge mit so schwerer Bewaffnung, wie sie gegen die Fliegenden Festungen und Liberators erforderlich waren, konnten den Schirm des amerikanischen Jägergeleits nicht durchbrechen; andererseits konnten die Jagdmaschinen, die schnell und manövrierfähig genug waren, dass sie es mit den Mustangs und Thunderbolts aufzunehmen vermochten, nicht mit der Feuerkraft ausgerüstet werden, die es ihnen mit Sicherheit ermöglichte, die amerikanischen Bomber herunterzuholen. Galland war auf die Lösung gekommen, die amerikanischen Verbände mit gleichstarken Formationen anzugreifen, deren Kern schwer bewaffnete, von leichteren und schnelleren Messerschmitts geleitete Focke-Wulf-Maschinen bilden sollten.

Anfang November hatte Galland eine Streitmacht von Jagdflugzeugen ausgebildet und organisiert, wie sie der Anzahl nach so stark Deutschland noch nie besessen hatte, und so viel Benzin angesammelt, dass er 2'500 Maschinen zu einer einzigen Operation einsetzen konnte. Er hoffte, und das nicht unberechtigtweise, mit einem in solcher Stärke unternommenen Angriff den amerikanischen Geleitschirm überwältigen und «bei einem gleichen Verlust von deutschen Jagdmaschineri und 150 Piloten 400 bis 500 Bomber» herunterholen zu können. Derartige Verluste – das Zehnfache der Einbussen, die die Amerikaner durchschnittlich jetzt erlitten – würden, so hoffte Galland, die Moral der Bomberpiloten brechen und sie von weiteren Versuchen, die Öltraffinerien zu erreichen, sicherlich abschrecken.

In Vorbereitung auf den Grossen Schlag hielt Galland zur Erprobung seiner neuen Taktik und Organisation eine Reihe Übungen ab. Eine Übung war auf den 2. November angesetzt. Der Verband war kaum zu ihr aufgestiegen, als eine amerikanische Formation von 680 Bombern und 750 Jagdmaschinen nach Deutschland mit dem Ziel Leuna einflog. So wurde aus dem Manöver wohl oder übel ei-

ne ernste Operation. Die Luftwaffe meldete an diesem Tag den Abschuss von 50 amerikanischen Bombern bei einem Verlust von 120 Jagdflugzeugen, doch war dieses improvisierte Gefecht kaum eine gültige Probe auf Gallands Plan. Nur ein Achtel seiner potentiellen Kräfte war eingesetzt gewesen, und die Möglichkeit, den Angreifer durch das Gewicht der Menge zu überwältigen, hatte nicht bestanden. Gleichviel – zwei Angriffsgruppen von 62 schweren Jagdmaschinen hatten das Abwehrgeleit durchbrochen und 30 Bomber vernichtet.

Wenn irgendetwas, so war der Ausgang dieses Gefechts eine Rechtfertigung der Taktik Gallands, aber Hitler ignorierte die Leistung der Focke-Wulfs und klammerte sich an die Tatsache, dass die 260 Geleitmaschinen nur 20 Abschüsse gemeldet hatten. Das sei, so äusserte er zu seinem Stab, ein «miserables Resultat». Indem er allein von den 260 Messerschmitts ausging und einen rein mathematischen Massstab anlegte, argumentierte er: «260 Jäger setze ich ein und schiesse 20 ab. Wenn ich also 2'600 einsetze, schiesse ich 200 ab... Mit anderen Worten: die Hoffnung, dass man durch Masseneinsatz eine Dezimierung vornimmt, ist überhaupt gar nicht gegeben. Es ist also Wahnsinn, dass man Maschinen dauernd weiterproduziert, nur damit die Luftwaffe mit Zahlen operieren kann.»

Gestützt auf dieses eine zufällige Gefecht und seine daraus gezogenen unlogischen Schlüsse, verbot Hitler den «Grossen Schlag». Es sollte keinen Massenangriff auf die Tagesbomber geben. Den Vorrang erhielt «ohne Rücksicht auf irgendwelche andere Erwägungen» die Produktion von Flak.

Hätte Galland seinen Plan ausführen dürfen, so wäre es zu der grössten und erbittertsten Luftschlacht des Krieges und, mit an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit, zur schliesslichen Vernichtung der Luftwaffe gekommen. Dies war es, was Hitler befürchtete und was ihn bestimmte, Einhalt zu gebieten, denn er brauchte jetzt die Jagdwaffe, die er so oft missbraucht hatte. Auch er wollte sie erhalten wissen, aber zu seinem eigenen «Grossen Schlag», einem mächtigeren und kühneren Schlag nicht gegen die verbündeten Luftstreitkräfte über dem Reichsgebiet, sondern gegen die verbündeten Armeen im Felde.

Welche letzten Folgen die Kampagne dieses Herbstes für höchste Rüstungsproduktion und totale Mobilisation auch haben mochte, ihr unmittelbares Ergebnis war dazu bestimmt, Hitler die Mittel zum Wiederaufbau seiner zertrümmerten Armeen an die Hand zu geben und, das erste Mal seit Juni, zur Schaffung einer strategischen Reserve: der neu aufgestellten 6. SS-Panzer-Armee. Diese ausserordentliche Erholung der Kampfkraft und der strategische Erfolg, dass im Osten wie im Westen die Invasion aufgehalten werden können, brachten Hitler zu der Überzeugung, dass er jetzt möglicherweise einen Kompromissfrieden erlan-

gen würde, wenn er dem einen oder dem andern seiner Gegner einen lähmenden Schlag zu versetzen vermöchte. Aber welchem Gegner? Er war sich bald darüber klar, dass er weder über die Kräfte verfügte, der Roten Armee eine ernste Niederlage beizubringen, noch über den Treibstoff zu einem so tiefen Stoss, dass er Stalin eine seiner wichtigen Rohstoffquellen wegnehmen konnte. Am ehesten, so entschied er, liess sich das Gesetz des Handelns im Westen zurückgewinnen. Hier konnte er mit geringeren Kräften und weniger Treibstoff ein Objekt von entscheidender Bedeutung in die Hand bekommen. Die Briten hielt er nahezu für erschöpft, und von den Amerikanern glaubte er, sie seien an dem Krieg gegen Deutschland nicht wirklich interessiert. Die amerikanischen Truppen, denen es an dem inneren Antrieb und der Hartnäckigkeit der Russen fehle, würden nach einem Rückschlag in widriger Lage bald jeden Kampfgeist verlieren. Sie verdankten ihre bisherigen Erfolge, so glaubte er, allein ihrer Luftherrschaft; würde ihnen erst der Winter die gewohnte Unterstützung aus der Luft unmöglich machen, so würden ihre Kräfte unter der Wucht eines machtvollen Angriffs zusammenbrechen.

Die eingehende Erwägung einer Offensive im Westen führte Hitler unweigerlich in die Ardennen, zum Schauplatz seines grössten Triumphes. Hier konnten die Angriffskräfte im Schutz der dichtbewaldeten Eifel unbemerkt bereitgestellt werden, von hier konnten sie gegen den schwächsterts Abschnitt der interalliierten Front vorbrechen: den Abschnitt zwischen den amerikanischen Schwerpunkten bei Aachen und bei Metz. Ein starker schneller Stoss durch die Ardennen an die Maas öffnete möglicherweise den Weg nach Brüssel und Antwerpen, ehe die amerikanischen Reserven heran waren. War Antwerpen genommen, hatten die Alliierten den einzigen grossen Hafen verloren, der ihnen unversehrt in die Hände gefallen war, und – mehr noch! – die verbündeten Armeen nördlich der Ardennen sassen, mit dem Rücken an die See gedrängt und ohne einen hinreichenden Einschiffungshafen, in der Falle. Mit der Vision eines zweiten Dünkirchen vor Augen war Hitler entschlossen, den Feind diesmal seinem Griff nicht entschlüpfen zu lassen. Unter einer solchen Niederlage, glaubte Hitler, würde die Koalition zerbrechen.

Aus diesen übersteigerten Hoffnungen ging der Plan hervor, den Hitler und Jodl wenige Tage nach dem britischen Rückzug von Arnheim vorzubereiten begannen. Am 8. Oktober legte Jodl den Entwurf zu einer Ende November durch die Ardennen mit dem Ziel Antwerpen zu eröffnenden Offensive vor. Bis dahin, berichtete er, könnten 32 Divisionen versammelt werden: 12 Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen, 2 Fallschirmjäger-Divisionen und 18 Infanterie-Divisionen. Diese, sämtlich ‚Volksgrenadier‘-Divisionen, waren jetzt in Deutschland in der Ausbildung begriffen. Von den Panzerverbänden wurden bereits 6 rechts

des Rheins neu ausgerüstet, und die anderen 6 konnten im Laufe des nächsten Monats zur Auffrischung aus der Front gezogen werden. Diese 12 Divisionen sollten die Stosskeile dreier Armeen bilden: der 6. SS-Panzer-Armee (Dietrich), der 5. Panzer-Armee (v. Manteuffel) und der 7. Armee (Brandenberger). Tausend Jagdflugzeuge und vierhundert Kampfflugzeuge konnten ihren Angriff unterstützen.

Jodl hatte Anweisung, Pläne und Vorbereitungen strengstens geheimzuhalten. Alle vorläufigen Planungsarbeiten durften nur im Führerhauptquartier ausgeführt werden. Niemand durfte mehr erfahren, als er unbedingt wissen musste, und dies nicht eher, als er es spätestens wissen musste, und jeder soweit Eingeweihte musste eine Verpflichtung unterschreiben, die ihm unter Androhung der Todesstrafe Verschwiegenheit auf erlegte.

Während des ganzen Oktober hielt v. Rundstedt die Westfront, ohne dass er auch nur einen Fuss breit wichtigen Geländes hätte aufzugeben oder auf die Reserven zurückzugreifen brauchen, die Hitler für die Ardennen versammelte. Freilich war bisher ausser bei Aachen gegen die westlichen Abwehrstellungen noch kein schwerer Angriff gerichtet worden. Die Amerikaner waren bei Aachen zum Stehen gebracht worden, doch fragte es sich, ob v. Rundstedt ebenso erfolgreich sein würde, wenn, wie zu erwarten war, die Alliierten im November ihre Offensive mit stärkeren Kräften Wiederaufnahmen. Würden sie dann einen Durchbruch erzielen und damit Hitler zwingen, seine Reserven einzusetzen?

Das waren offene Fragen, aber Hitler war voller Zuversicht, und in seiner Hochstimmung missachtete er seine eigenen Geheimhaltungsbefehle, als er am 28. Oktober Goebbels telefonisch zum Geburtstag gratulierte. «Nach zwei Minuten am Telefon kam Goebbels mit strahlendem Gesicht aus dem Nachbarzimmer. Er sagte, Hitler wünsche auch mit seiner Frau zu sprechen. Mit ihr sprach er sogar noch länger. Frau Goebbels kam furchtbar aufgeregt zurück. Sie hatte Tränen in den Augen und sagte zu uns, es bestünden grosse Hoffnungen für die Zukunft. Zu Weihnachten würden sich die Aussichten völlig gewandelt haben.»*

* Rudolf Semler, persönlicher Adjutant Goebbels': ‚Goebbels – the Man next to Hitler‘, London 1948, S. 162 f.

Neunundzwanzigstes Kapitel **Der Stillstand im Herbst**

Die schnelle Erholung der Wehrmacht, die Hitler so ermutigte, zwang Eisenhower, seine strategischen Pläne noch einmal zu überprüfen. Am 18. Oktober hatte er mit Bradley und Montgomery in Brüssel eine Besprechung. Sie ergab die einhellige Auffassung, dass eine neue grosse Anstrengung gemacht werden müsse, vor dem Winter den Rhein zu erreichen und einen starken Brückenkopf zu gewinnen. Aber es war jetzt klar, dass Antwerpen nicht viel früher als Ende November offen sein und jede Herbstoffensive nur über die Normandie, Le Havre und die Kanalhäfen genährt werden konnte. So wiederholte denn Montgomery seine bekannten Argumente, dass es zu einer allgemeinen Offensive an Nachschub fehle und man sich auf die Wegnahme des Ruhrgebietes konzentrieren sollte.

Eisenhower räumte ein, dass das Ruhrgebiet das Hauptziel sein müsse und der Angriff auf das Saargebiet solange nicht vorgetrieben werden solle, bis die Armeen nördlich der Ardennen den Rhein erreicht hätten. Er meinte ferner, dass zur Einnahme des Ruhrgebietes zwei Armeen erforderlich seien, entschied jedoch dahin, dass dies amerikanische Armeen sein sollten und ihr Oberbefehlshaber Bradley. Es war das eine diplomatische Entscheidung. Wenn Patton abermals zurückgehalten werden musste, so war es wichtig, dass dies im Interesse eines amerikanischen, nicht eines britischen Planes, dass es mit Rücksicht auf Bradley, nicht auf Montgomery geschah.

Nach dem Plan, den die Konferenz zeitigte, sollte der Stoss zum Rhein von der amerikanischen 1. und 9. Armee über Aachen geführt werden. Die Offensive sollte Anfang November beginnen. Nach Überschreiten des nächsten Hindernisses, der Roer, sollte die 1. Armee ostwärts auf Köln und Bonn vorstossen und die 9. Armee nach Norden auf Krefeld schwenken. Zur Unterstützung dieser Operationen sollte die britische 2. Armee um den 10. November zum Angriff aus dem Abschnitt Nimwegen antreten, die Deutschen aus dem Reichswald werfen und zwischen Maas und Rhein südwärts vorrücken, so dass die Deutschen durch zusammenlaufende Stösse aus dem untern Rheinland hinausgedrückt werden konnten. So hoffte man auf der einhundert Meilen langen Strecke von Arnheim bis Bonn den Strom zu gewinnen. Darauf sollten ihn die 1. Armee südlich von Köln und die 9. Armee nördlich, von Düsseldorf überschreiten, um durch doppelte Umfassungsbewegung das Ruhrgebiet zu nehmen.

«Für einen Angriff der Streitkräfte Pattons» wurde in Brüssel «kein Datum festgesetzt. Man kam überein, dass die 3. Armee ihren Angriff wiederaufnehmen sollte, ‚wenn die Nachschubverhältnisse es gestatten‘.» Ihre Operationen sollten, so besagte die Weisung Eisenhowers ausdrücklich, «*unterstützender Art*» und «*zeitlich so bemessen sein, dass sie dem Hauptunternehmen im Norden aufs Beste dienen*».

Bradley legte diese Weisung recht frei aus, äusserte er doch zu Patton, «wenn alle Armeen... gleichzeitig angriffen, könnte das den Krieg sehr wohl beenden». Dementsprechend sahen die Befehle, die Bradley am 21. Oktober ausgab, keine zusammengefasste Offensive nördlich der Ardennen vor, sondern einen allgemeinen Vormarsch seiner 3 Armeen, von denen die 1. und die 9. Armee am 5. November und die 3. Armee fünf Tage später zum Angriff antreten sollten.

Bald darauf aber, am 27. Oktober, führten die Deutschen einen starken vorbeugenden Angriff gegen die amerikanische Panzer-Division, die Montgomery zur Verfügung gestellt, den Südabschnitt der britischen Front östlich von Eindhoven besetzt hielt. Der Angriff konnte zwar Ende des Monats abgefangen werden, verzögerte aber die Bereinigung des Raumes südlich der Maas und machte es der 2. Armee unmöglich, für den Angriff auf den Reichswald den Termin des 10. November einzuhalten. Auch konnte nun Montgomery die beiden amerikanischen Divisionen, die ihm Bradley abgetreten hatte, nicht sofort zurückgeben. Sie sollten Anfang November der 1. Armee verfügbar sein; ohne sie die Offensive zu eröffnen, fühlte sich Hodges aber nicht stark genug.

Unter diesen Umständen hätte ein Höchstkommandierender, der die Operationen wirklich unter Kontrolle hatte, eingegriffen, um von dem Rückschlag nicht seinen Plan vereiteln zu lassen. Er hätte Bradley befohlen, Hodges zu verstärken und Montgomery zu unterstützen, damit die Hauptoperation, die Offensive gegen das untere Rheinland, planmässig beginnen könne. Eisenhower unternahm nichts dergleichen. Ebenso wenig rührte sich Bradley. Er war sich nämlich darüber klar, dass Hodges die erforderlichen Kräfte nur auf Kosten Pattons zugeführt werden konnten, hatte sich aber schon immer dagegen gesträubt, der 3. Armee eine Hilfsrolle zuzuweisen. So ermächtigte er am 2. November den, wie er wusste, sprungbereiten Patton anzugreifen, sobald das Wetter es erlaube.

Dass Bradley nichts Eiligeres zu tun hatte, als Patton die Zügel schiessen zu lassen, und dass er dazu neigte, sich mehr auf ihn als auf Hodges zu stützen, spiegelte seine Beziehung zu den beiden. Hodges war ein guter militärischer Fachmann, aber gehemmt und zurückhaltend.

Noch aus einem andern Grund war Hodges gegenüber Patton im Nachteil.

Er war Bradleys Stellvertreter gewesen, Patton aber bis zu jenem unglücklichen Auftritt in Sizilien – er schlug im Lazarett einem Mann, der durch eine krepierende Granate einen Nervenschock erlitten hatte, ins Gesicht – der Vorgesetzte Bradleys. Er war damals Oberbefehlshaber der amerikanischen 7. Armee, in der Bradley ein Korps führte, und galt, weil stark begünstigt, als künftiger Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte bei der Offensive über den Kanal. Ernannt dazu wurde dann aber nicht er, sondern der, wie Eisenhower sagt, «seine Gefühle beherrschende» Bradley. Aber Bradley wurde nie die aus dem Bewusstsein stammende Befangenheit los, dass Patton nicht nur dienstälter war, sondern ihm auch an taktischer Gewandtheit und Erfahrung überlegen sei. Er hatte von den militärischen Fähigkeiten seines früheren Chefs eine sehr hohe Meinung, und so war es nicht verwunderlich, dass er in ihn grösseres Vertrauen setzte als in Hodges, besonders wenn es sich um die Möglichkeit operativer Ausnutzung handelte. Hodges kam von der Infanterie, in Patton lebten Schneid und Vorwärtsdrang des Kavalleristen, der zur Panzerwaffe umgesattelt hatte.

Patton versicherte Bradley, dass er in drei Tagen zur Saar vorstossen und «leicht den Westwall durchbrechen» könne. Mit sechs Infanterie-Divisionen, drei Panzer-Divisionen und zwei Gruppen (d.h. Brigaden) motorisierter Kavallerie zählte die 3. Armee jetzt nahezu eine viertel Million, ihr Gegner, die deutsche 1. Armee, alles in allem nur 86'000 Mann. Von den 8 feindlichen Divisionen waren 7 auf eine Front von 75 Meilen auseinandergezogen; ihre einzige Reserve war die 11. Panzer-Division mit 69 Kampfswagen. Während die deutschen Verbände notwendigerweise defensiv auf die ganze Linie verteilt waren, konnte Patton, der die Luft beherrschte und am Boden reichlich über Beweglichkeit verfügte, an jedem beliebigen Punkt überwältigende Kräfte versammeln. Selbst bei einem unmittelbaren Vergleich war er an Männern mit drei zu eins, an Panzern mit acht zu eins im Vorteil und verfügte über «eine ungeheure Überlegenheit an Artillerie». Durch Mittel, über die Meldungen und Berichte schweigen, hatte er so beträchtliche Munitionsvorräte angesammelt, dass jedes Geschütz das Dreifache der Feuerkraft zum Tragen bringen konnte, die die Deutschen einzusetzen vermochten. Mit solcher Überlegenheit ausgerüstet und mit Hilfe eines vorbereitenden Bombardements von 1'300 Festungen und Liberators gedachte Patton einen schnellen und entscheidenden Durchbruch bis zum Rhein zu erzielen. Den Hauptstoss – aus dem Abschnitt von Nancy nordostwärts zur Saar – sollte das XII. Korps (unter Generalmajor Eddy) führen. Vierundzwanzig Stunden später sollte das XX. Korps (unter Generalmajor Walker) antreten, um Metz einzuschliessen und zu nehmen und so dem linken Flügel der Armee den Weg zum Westwall nördlich der Saar freizumachen.

Patton hatte beschlossen, die Offensive spätestens am 8. November zu eröffnen, aber an den letzten drei Tagen vor dem Termin regnete es fast unaufhörlich. Am 7. November traten die bereits durch die Regenfälle im Oktober angeschwollenen Flüsse, über die sich quer die Front hinstreckte, über die Ufer. Innerhalb von zwei Tagen war «jede Moselbrücke ausser der von Pont-à-Mousson unterbrochen». Die Felder waren aufgeweicht und Bewegungen abseits der Strassen selbst für Kettenfahrzeuge fast unmöglich. Am Abend des 7. November drang Eddy in Patton, «den Angriff wegen des schlechten Wetters und der geschwollenen Flüsse abzublasen». Pattons Antwort war, er solle seinen Nachfolger vorschlagen. Am nächsten Morgen griff Eddy an. Seine Truppen traten bei strömendem Regen ins Gefecht und erhielten erst am späten Nachmittag geringe Unterstützung aus der Luft.

Die 3 Infanterie-Divisionen des XII. Korps, die auf einer Front von 30 Meilen vorgingen, erreichten ihre Tagesziele, kamen aber nur langsam und mühsam vorwärts, und Eddy hatte keine Möglichkeit, seine Panzer loszulassen. Am 9. November versuchten 2 Panzer-Divisionen durchzukommen, mussten aber bald feststellen, dass sie querfeldein nicht zu manövrieren vermochten und die Deutschen alle zur operativen Ausnutzung des Vorstosses in Betracht kommenden Strassen mit tiefen Sperren blockiert hatten. Schlamm und Minenfelder beengten und hemmten den Vormarsch und verschafften den Deutschen Zeit, den amerikanischen Kolonnen ihre schnellen Reserven entgegenzuwerfen.

Dass Pattons Hoffnung auf einen schnellen Durchbruch vereitelt wurde, lag nicht nur am Wetter, sondern auch daran, dass er die Lehren der Normandie missachtet hatte. Dort griffen seinerzeit die Amerikaner bei ihrem ersten Ausbruchversuch auf der ganzen Front an und konnten unter schweren eigenen Verlusten die Deutschen nur ein paar Meilen zurückdrängen. Vor dem zweiten Ausbruchversuch brachte Montgomery Bradley dazu, bei St. Lô auf sehr schmaler Front einen konzentrierten Stoss zu führen. Das Ergebnis dieser Taktik war der Durchbruch, und die Amerikaner nutzten ihn glänzend aus. Aber vor lauter Begeisterung über den Erfolg scheint weder Bradley noch Patton im Gedächtnis behalten zu haben, dass die Voraussetzung zu ihrem Sieg Montgomery geschaffen hatte, indem er auf Schwerpunktbildung bestand.

In Lothringen hatte Balck, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe G, vorausgesehen, dass Patton in allen Abschnitten angreifen werde, und entsprechende Massnahmen getroffen. Die vordersten deutschen Stellungen zogen sich ungefähr vierzig Meilen vor dem Westwall hin, und dieses Polster entbehrlichen Geländes erlaubte Balck die Taktik elastischer Verteidigung, wie sie Ludendorff im Jahre 1917 eingeführt hatte. Die beste Antwort auf diese Taktik war nicht ein zusam-

menhängender Vormarsch auf der ganzen Front, sondern ein Angriff mit zusammengefassten Kräften in einem schmalen Abschnitt und ein tiefer Einbruch. Nach einem solchen Stoss wären die mageren Reserven Balcks nicht imstande gewesen, die amerikanischen Panzer zum Stehen zu bringen.

Die deutsche Front gab nach, brach aber nicht, denn an keiner Stelle warfen sich überwältigende Kräfte gegen sie. Unterdessen war der Umfassungsangriff gegen Metz, ebenfalls auf breiter Front vorgetragen, durch gutgeführte, hartnäckige Abwehr in ähnlicher Weise zum Stehen gebracht worden. Selbst nach einer Woche schwerer Kämpfe war die Stadt noch nicht eingeschlossen.

Bradley hatte gehofft, mit seiner Offensive deutsche Reserven, die sonst möglicherweise gegen die 1. und die 9. Armee eingesetzt werden würden, nach Lothringen abzuziehen. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Rundstedt wusste, dass er es sich leisten konnte, im Saarabschnitt auf den Westwall zurückzugehen, und erwartete die Hauptoffensive nördlich der Ardennen. Deshalb hielt er die Masse seiner Reservekräfte zur Abwehr eines Angriffes aus dem Aachener Abschnitt versammelt. In den Raum südlich der Ardennen verlegte er nur eine Infanterie-Division, und im übrigen musste sich Balck, von einer Panzerkampfgruppe der strategischen Reserven des OKW abgesehen, auf seine eigenen Kräfte verlassen. So hatte Patton am 16. November, obgleich noch immer höchst optimistisch, keinen strategischen Erfolg davongetragen. Wohl aber hatte er ungeheure Munitionsmengen verbraucht, die Hodges und Simpson bald fehlen sollten.

In der langwierigen Schlacht um Aachen waren die Vorräte der amerikanischen 1. Armee stark zusammengeschrumpft, und «in der zweiten Oktoberhälfte wurde», so sagt der Operationsbericht der Armee, «die Munition zu einem besonderen Gegenstand der Sorge». Mitte November hatte sich die Situation gebessert, aber weder die 1. noch die 9. Armee konnte die zu einer langen Operation erforderlichen Reserven ansammeln. Diese Lage war zum Teil deswegen entstanden, weil Patton ohne Rücksicht auf den höheren Bedarf Hodges' dauernd mit seinem «Anteil» an der Gesamttonnage beliefert wurde, und zum Teil infolge des übermässigen Optimismus, der sich im Sommer breitgemacht und ein Nachlassen der Produktion in den Vereinigten Staaten und eine Verlangsamung der Verschiffungen nach Europa bewirkt hatte. Die Munitionskrise wurde so brennend, dass Eisenhower persönlich über den Rundfunk an das amerikanische Volk appellierte, die Produktion zu steigern und die Verschiffungen zu beschleunigen. Die Beschränkungen, die die Krise dem Einsatz von Artillerie auferlegte, machten es besonders erforderlich, Hodges und Simpson durch möglichst starke Luftstreitkräfte zu unterstützen.

Die Offensive sollte zwischen Hürtgenwald und Geilenkirchen von je vier Divisionen der 1. und der 9. Armee auf einer Front von 25 Meilen vorgetragen werden. Die Amerikaner hatten sich in diesem Abschnitt seit Mitte September durch die Hauptbefestigungen des Westwalls vorgekämpft, aber keinen klaren Durchbruch erzielen können, und die Deutschen hatten durch die einmonatige Verteidigung Aachens Zeit gewonnen, östlich der Stadt neue Stellungen anzulegen. Diese Linie zog sich durch den dichten und hügeligen Hürtgenwald, über einen Gürtel von Fabriken und Kohlengruben um Stolberg und dann über offenes Gelände hin, bis sie bei Geilenkirchen wieder auf den eigentlichen Westwall stiess. Einige einbezogene ständige Befestigungen, der Wald im Süden und das Gewirr des Industrieviertels in der Mitte verliehen der neuen Abwehrstellung besondere Stärke.

Dieser enge Abschnitt liess wenig Manövrierfreiheit. Eine Reihe von Minenfeldern schränkte sie überdies ein. Sie waren mit neuartigen Minen dicht übersät, die in Holz- oder Glaskörpern montiert waren und auf die daher die damals gebräuchlichen Elektronensuchgeräte nicht ansprachen. Um diese Minen ausfindig zu machen, mussten die Amerikaner zu der riskanten Aushilfe greifen, mit langen Heugabeln nach ihnen zu tasten. Schliesslich war dieser Abschnitt an der ganzen Westfront der am stärksten besetzte. Hier stand v. Manteuffels 5. Panzer-Armee mit 5 Infanterie-Divisionen sowie mit 2 Panzer-Divisionen und 2 Panzergrenadier-Divisionen als Eingreifreserve dahinter. Sie alle hatten zwar bei Weitem nicht die volle Gefechtsstärke, verfügten aber über bedeutende Artillerie- und Werferunterstützung.

Obwohl die Stärke dieses Abschnitts an Truppen und Befestigungen den Amerikanern durchaus bekannt war, sah Bradleys Plan keine Ablenkungsoperation, ja nicht einmal einen Fesselungsangriff an der langen und dünn besetzten Front gegenüber den Ardennen vor. Er glaubte die Befestigungsanlagen östlich von Aachen mit einem überwältigenden Luft- und Artilleriebombardement zerschlagen und dann «hindurchdampfwalzen» zu können.

Der Zwang, auf gutes Flugwetter zu warten, verzögerte den Beginn der Offensive um fünf Tage. Am 16. November schliesslich wurde sie von 2'500 amerikanischen und britischen Kampfflugzeugen eröffnet. Das Feuer war genau und dicht, aber die Deutschen hatten sich gut eingegraben, erholten sich, wenn auch zunächst stark erschüttert, schnell und kamen völlig kampfbereit aus ihren Dekungen hervor.

Der Verlauf des nun folgenden Bodenangriffs ist in der Geschichte der 9. Armee in einen Satz zusammengefasst: «Der Feind wusste, wie der Angriff vorgetragen werden würde, und er brauchte ihn nur direkt aufzufangen und dem Angreifer so hohe Verluste zuzufügen wie nur nföglich.» Die deutsche Vorpostenlinie war nur dünn besetzt und am ersten Tage an vielen Stellen bald überrannt.

Dann aber musste Stützpunkt für Stützpunkt gestürmt werden, wobei die Panzer nur wenig eingreifen konnten, weil sich die regendurchweichten Felder bald in einen Morast verwandelten und die Artillerie sich wegen Munitionsknappheit zurückhalten musste. Was mit stärkerer und konzentrierterer Artillerieunterstützung vermutlich hätte erreicht werden können, zeigt das Beispiel zweier Divisionen, einer amerikanischen und einer britischen, die die Verteidigungsanlagen des Westwalles bei Geilenkirchen stürmten, wo die amerikanische Front in die britische überging. Der Angriff gewann schnell Boden, weil die Feuerkraft der amerikanischen Artillerie von der britischen Artillerie gesteigert wurde, die, wie der Verfasser der Geschichte der 9. Armee schreibt, «so reichlich mit Munition versehen war, dass sie sich eine weit verschwenderischere Unterstützung erlauben konnte, als die amerikanischen Vorräte es gestatteten».

An der ganzen übrigen Front verwandelten entschlossene Abwehr, wiederholte Gegenangriffe und erneuter Regen den Angriff in einen mühsamen, erbitterten Infanteriekampf schwerster Art.

So standen nach einem schweren Monat, der der amerikanischen Infanterie hohen Blutzoll abverlangt hatte, Bradleys Truppen nur acht Meilen tiefer auf deutschem Boden. Vor ihnen lag die Hochwasser führende Roer, auf deren Ostufer die Wehrmacht eine neue Stellung bezog. Nicht die vorbereiteten Verteidigungsanlagen machten die Stärke dieser Linie aus, sondern das Wasser, das am oberen Flusslauf hinter sieben Talsperrendämmen gestaut war und das die Deutschen nach Gutdünken zu reissender Flut entfesseln konnten. Wurden diese Dämme gesprengt, dann fegte, so schätzten Bradleys Pioniere zutreffend, die Wucht der Flutwelle stromabwärts sämtliche Brücken weg und machte den Fluss mindestens auf eine Woche unüberschreitbar. Hodges hatte bereits zweimal versucht, die Dämme zu nehmen, und die R.A.F. hatte die schwersten Bomben auf sie geworfen, um sie zum Bersten zu bringen – alles vergeblich. Solange die Deutschen am Oberlauf sassen, wagte es Bradley daher nicht, Truppen über die Roer zu werfen. Die Gefahr, dass sie abgeschnitten und vernichtet werden würden, war zu gross.

Zwei Tage nach dem Beginn der Offensive von Aachen her, am 18. November, schloss Patton den Ring um Metz und erneuerte den Angriff gegen die Saar mit gesteigerter Wucht. Am nächsten Tag brach am äussersten Flügel der interalliierten Front, wo die Deutschen die Vogesen hielten, die französische 1. Armee bei Beifort durch die Burgundische Pforte und erreichte nach einem Tagesmarsch von 25 Meilen den Oberrhein und die Vororte von Mülhausen. Der Fronteinbruch an ihrer Südangel schwächte die ganze Vogesenlinie, auf deren Nordflügel bereits die amerikanische 7. Armee starken Druck ausübte. Am 22. November erzwang sich das XV. Korps Haislips den Zugang zur Zaberner Senke und

stiess, fast ohne Widerstand zu finden, mit der französischen 2. Panzer-Division an der Spitze bis Strassburg durch. Dieser glänzende Schlag, der die Verbindung zwischen der 1. und der 19. Armee traf, spaltete die deutsche Front, und auch das Eingreifen der aufgefrischten Panzer-Lehrdivision (die Hitler von seiner strategischen Reserve freigegeben hatte) konnte die Lücke nicht schliessen.

Nun war die Lage der Deutschen in den Vogesen äusserst kritisch. Die Reste der deutschen 19. Armee waren zwischen der amerikanischen 7. Armee bei Strassburg und der französischen 1. Armee bei Mülhausen in dem Frontvorsprung zusammengedrückt, der zum «Kessel von Kolmar» werden sollte. Noch hielten die Deutschen die wichtigsten Höhen der Vogesen, waren aber Flankenangriffen von Norden und Süden entlang der Rheinebene ausgesetzt. Konnte dieser Kessel bereinigt werden, so vermochten die Verbündeten an Oberrhein eine starke Defensivfront herzustellen und beträchtliche freigewordene Kräfte in Räume von grösserer strategischer Bedeutung zu Angriffsoperationen zu überführen. So befahl denn auch Hitler am Tag nach dem Fall Strassburgs der 19. Armee, den Brückenkopf westlich des Rheins um jeden Preis zu halten, und übertrug, um dem Nachdruck zu verleihen, das Oberkommando in diesem Abschnitt Heinrich Himmler.

An demselben Tage suchten Eisenhower und Bradley auf dem Wege zu einer Besprechung mit Devers, dem Oberbefehlshaber der 6. Heeresgruppe, das Hauptquartier der 3. Armee auf. Patton schlug vor, das XV. Korps jetzt von der Linie Zabern – Strassburg nach Norden abzudrehen und mit gegen die Saar einzusetzen statt südwärts gegen den Kessel von Kolmar. Eisenhower lehnte ab, weil er durchaus erkannte, wie wichtig es war, den grossen Kolmarer Brückenkopf zu bereinigen und die Rheinlinie von Strassburg bis Basel zu sichern. Bei der Heeresgruppe aber erklärte Devers, dass «die deutsche 19. Armee als taktische Streitmacht zu bestehen auf gehört» habe; mit den Resten würden die Franzosen leicht fertig werden. Daraufhin genehmigte Eisenhower, *beide* Korps der 7. Armee zur Unterstützung Pattons nach Norden schwenken zu lassen.

Die unmittelbare Folge dieser Entscheidung war, dass die Deutschen in dem Kolmarer Kessel nur noch eine Flanke zu decken brauchten, und zwar gegen eine Armee, die bereits abgekämpft war. So blieben sie im Besitz ihres westrheinischen Brückenkopfes.

Als sich Eisenhower für eine Verstärkung des Druckes auf die Saarfront entschied, leitete ihn die Erwartung, dass eine gemeinsame Offensive der 3. und der 7. Armee «aus dem Nord- und dem Mittelabschnitt beträchtliche deutsche Kräfte auf sich ziehen» würde und «die Stockung an der Roer lösen» könnte. Diese Erwartung erfüllte sich nicht, denn die Offensive gegen die Saar richtete sich gegen

den stärksten Abschnitt des Westwalls, und die Deutschen gingen, als der Druck zunahm, geordnet auf ihre Befestigungsanlagen zurück. Von der Roer wurden keinerlei Reserven abgezogen; im Gegenteil, v. Rundstedt konnte nun darauf dringen, die Panzer-Lehrdivision in die Reserve zurückzuziehen. Anfang Dezember war es Patton klar, dass er, so sehr er auch westlich von Saarbrücken auf den Westwall einhämmerte, über die zu einem entscheidenden Sturmangriff nötigen Mittel, vor allem über die zur Bezwingung dieses Abschnitts erforderlichen Munitionsmengen, nicht vor Ende des Monats verfügen werde.

Als Eisenhower am 20. November vom interalliierten Komitee der Stabschefs eine Änderung der Forderung auf «Bedingungslose Kapitulation verlangte, begründete er dies unter anderem damit, dass «im Westen kein Anzeichen eines nahen moralischen Zusammenbruches der Deutschen» zu bemerken sei. Am 4. Dezember schrieb er Marshall, der Feind sei «in der Lage, unterstützt von Wetter, Hochwasser und aufgeweichtem Boden, auf geraume Zeit eine starke Abwehrfront halten zu können».

Die Strategie Eisenhowers hatte während des ganzen Herbstes im Allgemeinen darauf gezielt, die Rheinlinie zu gewinnen oder, falls dies nicht gelänge, die deutschen Reserven westlich des Rheins zum Kampf zu stellen und zu vernichten, so wie die deutschen Reserven in Frankreich westlich der Seine zum Kampf gestellt und vernichtet worden waren. Die erste gemäss dieser Strategie unternommene Operation, der Stoss auf Brüssel und Antwerpen, hatte zu vollem Erfolg geführt, weil Patton an der Maas stehenbleiben musste, während Hodges und Dempsey in Belgien eindrangen. Alle folgenden Operationen hingegen hatten nicht entscheidend durchgeschlagen, weil keine mit genügend starken Kräften unternommen wurde. In jedem Fall hatte es an Konzentration auf das Hauptziel gefehlt, und in jedem Fall war Enttäuschung die Folge gewesen.

Eisenhower ermass nicht, wie weit seine Strategie durchkreuzt worden war, versicherte er doch Marshall: «Der Wert unserer gegenwärtigen Operationen steht ausser Frage ... Unsere Aufgabe ist, die Angriffe solange fortzusetzen, wie die damit erzielten Ergebnisse so überaus günstig sind, und gleichzeitig für die Zeit guten Wetters eine schwere, mit allen Kräften zu führende Offensive vorzubereiten.» Dieser Auffassung, die es für richtig hielt, bei der Strategie der letzten zwei Monate zu beharren, widersprach Montgomery aufs Entschiedenste. «Er erklärte in einem am 30. November Eisenhower übersandten Brief, die Verbündeten hätten «einen strategischen Rückschlag» erlitten. Sie hätten keines der nach der Brüsseler Besprechung in der Weisung des SHAEF aufgestellten Ziele erreicht und könnten «darauf auch nicht hoffen». Es sei an der Zeit, einen neuen Plan zu fassen und das Prinzip, an so vielen Stellen gleichzeitig anzugreifen, auf-

zugeben. Die zu einem Erfolg nötige Kräftezusammenfassung lasse sich nur durch die Ernennung eines einzigen, unter Eisenhowers allgemeiner Führung die Erdoperationen leitenden Oberbefehlshabers sichern. Abschliessend forderte Montgomery eine neuerliche Besprechung zwischen Eisenhower, Bradley und ihm. Niemand sonst sollte zugegen sein, ausgenommen die Stabschefs, «die zu schweigen haben».

Dass Eisenhower bei diesem Brief, besonders wegen der Forderung am Schluss, beinahe ‚der Kragen platzte‘, ist nicht verwunderlich. Er antwortete mit einer uneingeschränkten Verteidigung seiner Strategie, bestritt, dass die Verbündeten einen «strategischen Rückschlag» erlitten hätten, und machte geltend, dass sie ihre Offensive im September hätten in Fluss halten können, wenn sie (womit Montgomery gemeint war) im Juni und Juli in der Normandie einen tieferen Landekopf und somit eine bessere Nachschubbasis errichtet hätten. Er beabsichtige nicht, Devers' oder Bradleys Operationen einzuschränken, denn sie bereinigten die rechte Flanke und setzten ihn instand, seine Kräfte zu «konzentrieren». Eisenhower stimmte einer neuerlichen Besprechung zu; er werde seinen Stabschef mitbringen und ihn sich frei aussprechen lassen, wenn er es wünsche.

Vor der Zusammenkunft tauschten beide noch einmal Briefe aus, worin jeder versicherte, in seinen Brief sei mehr hineingelesen worden, als er habe sagen wollen, und seinen dringenden Wunsch ausdrückte, unter Meinungsverschiedenheiten über die Kriegführung ihre engen Beziehungen nicht leiden zu lassen. Die Stärke ihres Verhältnisses lag in gegenseitiger Offenheit und, mit den Worten Montgomerys, in Eisenhowers «freundlicher Geduld». Wie unverblümt sie sich auch in ihren Briefen der Kriegszeit äusserten, schrieben sie einander doch stets unter «Lieber Ike' und «Lieber Monty*», und aus allen spricht unverändert aufrichtige Freundschaft. Ein weniger verständnisvoller Vorgesetzter hätte vermutlich in manchem damaligen Schreiben Montgomerys eine Insubordination erblickt. Wenn auch Montgomery im Augenblick der Entscheidung seine Meinung in die stärksten Ausdrücke zu fassen pflegte, so wusste doch Eisenhower und schätzte es, dass der Feldmarschall, war die Entscheidung erst gefallen, seine Befehle buchstäblich ausführen und niemals durch Intrigen eigene Wege zu gehen versuchen werde.

Die Besprechung, um die Montgomery ersucht hatte, fand am 7. Dezember in Maastricht statt. Sie bestätigte die Beschlüsse der Brüsseler Konferenz. Das untere Rheinland sollte durch konvergierende Offensiven von der Roer und vom Reichswald her in die Hand genommen werden, sobald Bradley die Staudämme genommen hatte. Als Termin wurde der 12. Januar bestimmt. Montgomery schlug vor, bis dahin mit dem Nachschub haushälterisch umzugehen und keine Offensivoperationen zu unternehmen. Eisenhower indessen wandte ein, die Alli-

ierten könnten es sich «nicht leisten, stillzusitzen und nichts zu unternehmen, während die Deutschen den Bau ihrer Verteidigungsanlagen und die Ausbildung ihrer Truppen vollendeten». Demgemäss ermächtigte er Patton zu einer neuen Anstrengung, vor Weihnachten das Saargebiet zu nehmen.

Auf dem Wege nach Maastricht kam Eisenhower durch die Ardennen, und es fiel ihm auf, wie schwach besetzt dieser Abschnitt war. Meilenweit war hinter der Front von amerikanischen Truppen, Fahrzeugen und Anlagen wenig zu bemerken. Er hatte über die Exponiertheit dieses Abschnittes, wo in einer Front von 75 Meilen nur 4 Divisionen standen, bereits mit Bradley gesprochen und schnitt, allerdings nicht in Gegenwart Montgomerys, dieses Problem jetzt wieder an. Bradley meinte, er könne die Ardennen nicht unbedingt sichern, ohne die offensiven Massierungen an der Roer und an der Saar zu schwächen. Sollten die Deutschen in den Ardennen angreifen, so könnten sie durch sofortige Gegenangriffe in beide Flanken vor der Maas zum Stehen gebracht werden. Vorsichtshalber habe er in diesen Raum keine wesentlichen Nachschubeinrichtungen gelegt.

Keiner der Teilnehmer an der Maastrichter Besprechung glaubte, dass die Deutschen eine grosse Gegenoffensive zu unternehmen versuchen würden. Sie befürchteten höchstens, der Feind könnte imstande sein, solange eine starke Abwehrfront zu nähren, wie das Wetter – das schlechteste seit fünfzig Jahren – den Verbündeten den Einsatz ihrer überlegenen Luftwaffe und ihrer Panzer unmöglich machte. Es beunruhigte sie die Tatsache, dass die Kampfmoral des Gegners aufgelebt war und er für die Infanterie, von der nach Schätzung der Alliierten wöchentlich 5 bis 6 Divisionen aufgerieben wurden, bisher Ersatz zu beschaffen vermocht hatte. Im vergangenen Monat freilich hatte sich gezeigt, dass sich v. Rundstedts Ersatzquellen schnell erschöpften, waren doch an der Front kärglich ausgerüstete und nur sechs Wochen ausgebildete neue Divisionen aufgetreten.

Die meiste Sorge machte Eisenhower, dass es ihm nicht gelungen war, die neuen deutschen strategischen Panzerreserven zu binden. Man wusste jetzt, dass die vier Divisionen der 6. SS-Panzer-Armee östlich des Rheins neu ausgerüstet und weitere 4, wenn nicht 5 Panzer-Divisionen ebenfalls zur Auffrischung aus der Front gezogen worden waren. Andererseits hatte sich der einzige seit seiner Auffrischung eingesetzte Panzerverband, die Panzer-Lehrdivision, als «jämmerlich mangelhaft ausgebildet und mit ungeprüften Waffen in ungenügender Anzahl ausgerüstet» erwiesen. Nichts sprach dafür, dass sich andere aufgefüllte Divisionen in besserer Verfassung befänden. Feldmarschall v. Rundstedt schien jetzt wirklich den Oberbefehl im Westen in der Hand zu haben. Die deutschen Operationen waren seit seiner Rückberufung im September so erfahren und er-

folgreich geleitet worden, dass der Nachrichtendienst der Verbündeten vermutete, v. Rundstedt sei nicht mehr gezwungen, den «Intuitionen aus der Ferne» zu lauschen.

Anfang Dezember erhob sich die Frage: Wie und wo wird v. Rundstedt die 6. SS-Panzer-Armee einsetzen? Montgomerys Nachrichtenchef Williams hatte sich am 3. Dezember mit diesem Problem befasst und war zu dem Schluss gekommen:

«Es ist unwahrscheinlich, dass v. Rundstedt seine strategische Reserve aufs Spiel setzt, ehe die Alliierten über die Roer vorgehen... oder solange sie dem Feind keine Gelegenheit bieten, sie aus dem Gleichgewicht zu werfen, so dass sich ein unvermittelter Gegenschlag im Hinblick auf die Aussichten der Verbündeten für den Winter bezahlt machen würde. Das letzte ist unwahrscheinlich, denn es verlangt fünf Grundvoraussetzungen, die alle zusammen schwerlich gegeben sind: Erstens: wesentliches Gelände; es bietet sich ihm nirgend welches an, wo er uns schwer treffen könnte. Zu einem Stoss auf Antwerpen, von dem gerüchtweise die Rede ist, reichen seine Mittel nicht aus. Zweitens braucht er schlechtes Wetter, sonst zerschlägt ihm unsere Luftüberlegenheit seinen Aufmarsch; aber eben bei solchem Wetter bliebe sein eigenes Unternehmen stecken. Drittens muss er auf einen kampfmüden Gegner in einer unausgeglichene Front stossen. Viertens benötigt er entsprechende Treibstoff Vorräte ... Fünftens braucht er mehr und bessere Infanterie in günstigerem Gelände und bei besserem Wetter... Wahrscheinlicher scheint daher zu sein, dass v. Rundstedt, wenn er die unbehinderte Leitung der Operationen behält, zuwartet, um unsere Brückenköpfe an der Roer zu zerschlagen, und sich dann wieder defensiv verhält. Er ist neunundsechzig.»

Gleichviel, die Gerüchte über eine grosse Offensive zur Rückgewinnung Antwerpens verstummten nicht, und in den nächsten zwei Wochen gingen beim interalliierten Nachrichtendienst Informationen ein, die darauf deuteten, dass etwas Besonderes im Gange sei. Ein erbeutetes Dokument verriet, dass Hitler persönlich die Aufstellung einer Aufklärungseinheit «zum Einsatz für Sonderaufträge an der Westfront» befohlen hatte. Sie war aus Freiwilligen zusammenzustellen, die «im Einzelkampf völlig ausgebildet» sein und «die englische Sprache und auch die amerikanische Mundart» beherrschen mussten. Für diese Einsatztruppe sollten alle «erbeuteten US-Uniformen, Ausrüstungsstücke, Waffen und Fahrzeuge» eingesandt werden.

Am 10. Dezember meldete der amerikanische Nachrichtendienst, dass aus Holland 5 deutsche Divisionen mit unbekanntem Ziel herausgezogen worden seien; dass der Stab der deutschen 15. Armee von Holland in den Roerabschnitt verlegt worden sei und dort die 5. Panzer-Armee abgelöst habe; dass sich dieses Armee-Oberkommando jetzt in Koblenz befinde, dass zwischen Koblenz und der

luxemburgischen Grenze 3 der aufgefrischten Panzer-Divisionen stünden; und dass mehrere ‚Volksgranadier‘-Divisionen auf der deutschen Seite der Ardennen, in der Eifel, eingetroffen seien.

Diese vom Wind aufgewirbelten Strohhalme kündeten Sturm, aber nichts deutete auf eine Verlegung der 6. SS-Panzer-Armee vom Kölner Raum in die Eifel, und so hielt der Nachrichtendienst der Verbündeten an der Auffassung fest, dass der Sturm vor dem Übergang der Amerikaner über die Roer nicht losbrechen werde. Rundstedt, so schlossen sie, war ein zu guter Soldat und ein zu kluger Mann, als dass er seine strategische Reserve auf ein Spiel setzen würde, das zum Scheitern verurteilt wäre. Der interalliierte Nachrichtendienst beging den Irrtum anzunehmen, die Offensive werde, weil sie fehlschlagen müsse, nicht versucht werden. Aber die deutsche Strategie wurde nicht mehr von rein militärischen Erwägungen bestimmt. Die Entscheidung lag nicht beim Feldmarschall, sondern beim Führer.

Ende Oktober machte Hitler v. Rundstedt und Model mit seinem Plan einer Offensive durch die Ardennen vertraut. Die Marschälle wandten ein, «die verfügbaren Kräfte» seien «für so weitgesteckte Ziele viel zu schwach». Sie lehnten eine Offensive nicht grundsätzlich ab, wollten sie aber darauf beschränkt haben, den Aachener Frontvorsprung zurückzutreiben und den Westwall in diesem einzigen Abschnitt, wo er durchbrochen worden war, wieder zu schliessen. Äusserstenfalls könne man die Verbündeten von der Roer an die Maas zurückwerfen und Lüttich nehmen, die amerikanische Hauptnachschubbasis. Hitler lehnte diesen Vorschlag, den Model «die kleine Lösung» nannte, prompt ab. Eine solche Operation, so glaubte er, würde nur den Tag der Abrechnung hinausschiebern und die Westmächte nicht verhandlungsreif machen.

Der Plan, den anzunehmen v. Rundstedt und Model schliesslich genötigt waren, sah eine Offensive vor, die Mitte Dezember auf der 75 Meilen breiten Front zwischen Monschau und Echternach von 3 Armeen vorgetragen werden sollte. Den Schwerpunkt sollte im Nordabschnitt der Ardennen die 6. SS-Panzer-Armee (Obergruppenführer Dietrich) bilden; sie sollte die Maas bei Huy und Andenne überschreiten und auf Antwerpen stossen. In der Mitte sollte die 5. Panzer-Armee (General v. Manteuffel) über Namur und Dinant einen ergänzenden Stoss auf Brüssel führen, während die 7. Armee (General Brandenberger) zur Deckung der Südflanke von Luxemburg bis Givet eine Infanterielinie entwickeln sollte.

Dieser Plan wurde bis ins Einzelne ausgearbeitet – sogar den Zeitpunkt der Artilleriesvorbereitung hatte Hitler festgelegt – v. Rundstedt übergeben und trug den handschriftlichen Vermerk des Führers: «Darf nicht geändert werden.» Hitler gab darin genaue Anweisungen über die Stossrichtungen und befahl aus-

drücklich, Lüttich südlich zu umgehen. Eine Spezial-Panzer-Brigade unter Skorzeny, dem Mann, der 1943 Mussolini aus der Gefangenschaft befreit und für den Führer manchen anderen gewagten Auftrag ausgeführt hatte, sollte 'Dietrichs Armee die Maasübergänge sichern. Skorzenys Männer trugen amerikanische Uniformen und sollten, sobald Dietrich durchgebrochen war, auf ihren amerikanischen Panzern und Fahrzeugen vorausseilen und, als «Trojanisches Pferd», zwischen Lüttich und Namur die Maasbrücken nehmen. Inzwischen sollten ebenfalls verkleidete Sabotagetrupps durch die amerikanischen Linien sickern und in den rückwärtigen Abschnitten Verwirrung stiften.

Unter Missachtung des Rates seiner Oberbefehlshaber, die ihm die tatsächliche Begrenzung seiner Mittel begreiflich zu machen suchten, plante Hitler die Hauptoffensive durch drei Nebenoperationen zu unterstützen: Am Tag X plus 3 durch einen Angriff von der unteren Roer mit dem Ziel, Maastricht zu nehmen und die Bewegung amerikanischer Reserven aus dem Aachener Frontvorsprung zu unterbinden; am Tag X plus 10 durch einen Angriff aus Nordholland mit dem Ziel, Breda zu nehmen und die Briten zu fesseln; am Tag X plus 15 (gegebenenfalls eher) durch einen doppelten Angriff von der Saar und aus dem Kolmarer Brückenkopf mit dem Ziel, das Nord-Elsass zu nehmen und die Möglichkeiten operativ auszunutzen, die sich ergeben würden, wenn die Amerikaner aus dem Elsass Divisionen in den Ardennenraum abzögen.

Bei einer Schlussbesprechung am 2. Dezember in Berlin, an der teilzunehmen v. Rundstedt ablehnte, trat Model abermals für die «kleine Lösung» ein, und abermals wies Hitler ihn ab mit der Begründung, man könne, sollte die Hauptoperation fehlschlagen, jederzeit zu der «kleinen Lösung» übergehen. Der Verlauf der Ereignisse im November hatte den Führer in seiner Entschlossenheit bestärkt, die Offensive bis Antwerpen vorzutragen. Seine Generale hatten bezweifelt, dass er imstande sein werde, nennenswerte Reserven aufzustellen, aber sie waren aufgestellt und ausgerüstet worden. Sie hatten gewarnt, die Westfront werde zusammenbrechen, wenn sie keine Verstärkungen erhielten, aber die Front hatte ohne nennenswerte Beanspruchung der zu der grossen Offensive bestimmten Kräfte gehalten. Von den «Volksgranadier»-Divisionen waren 4 in die Kämpfe des November hineingezogen worden, und die Auffrischung der 4 Panzer-Divisionen hatte sich verzögert. Andererseits waren infolge gesteigerter Arbeitsleistungen im November 1349 neue und reparierte Panzer und Sturmgeschütze nach dem Westen gegangen, und nahezu eintausend weitere würden vor Weihnachten verfügbar sein.

In der ersten Dezemberwoche hatte Hitler 28 Divisionen für die Offensive in den Ardennen und 6 Divisionen für den Angriff im Elsass versammelt.

Es war das eine weit mächtigere Streitmacht, als er in den letzten beiden Jahren an irgendeiner Kampffront hatte bereits teilen können, doch war sie viel schwächer als die Kräfte, die er im Jahre 1940 zum Stoss an die Maas eingesetzt hatte. Damals trat v. Rundstedts Heeresgruppe zwischen Aachen und Trier mit 44 Divisionen an und war, als sie den Kanal erreichte, auf 71 Divisionen angewachsen. Jetzt, im Jahre 1944, gab es keine Möglichkeit mehr, den Angriff dermassen zu verstärken, aber der Vorteil der Überraschung schien gesichert zu sein wie 1940.

Am 12. Dezember, vier Tage vor dem Beginn der Offensive, wurden alle beteiligten höheren Führer in Rundstedts Hauptquartier berufen. «Dort wurden uns allen», berichtet Bayerlein, der Kommandeur der Panzer-Lehrdivision, «die Waffen und Aktentaschen abgenommen, und dann wurden wir in einem Autobus eine halbe Stunde über Land gefahren. Als der Autobus hielt, wurden wir zwischen einer doppelten Reihe von SS-Leuten in einen tiefen Bunker geführt. Hitler trat ein mit Keitel und Jodl. Er sah alt und gebrochen aus, und seine Hand zitterte, als er von einem langen vorbereiteten Manuskript ablas.» Hitler sprach zwei Stunden lang, und zwei Stunden lang sass die Generale steif da, jeder einen bewaffneten SS-Mann hinter seinem Stuhl, die so grimmig dreinblickten, dass Bayerlein «nicht einmal nach dem Taschentuch zu greifen wagte».

Im Verlauf seiner langen Ansprache gab Hitler das politische Motiv seines militärischen Plans bekannt: «Es gab in der Weltgeschichte niemals Koalitionen, die wie die unserer Gegner aus so heterogenen Elementen mit so völlig auseinanderstrebender Zielsetzung zusammengesetzt waren... Ultrakapitalistische Staaten auf der einen Seite und ultramarxistische Staaten auf der anderen Seite; auf der einen Seite ein absterbendes Weltreich, Grossbritannien, auf der anderen Seite eine auf Erbschaft ausgehende Kolonie, die USA... Jeder der Partner ist in diese Koalition hineingegangen mit der Hoffnung, damit seine politischen Ziele realisieren zu können... die USA mit dem Versuch, England zu beerben; Russland mit dem Versuch, den Balkan zu gewinnen ... die Meerengen zu gewinnen... den Iran zu gewinnen, den Golf von Persien zu gewinnen. England mit dem Versuch, seine Position zu halten, die Mittelmeerposition zu verstärken. Und wer so wie eine Spinne, möchte ich sagen, im Netz sitzend, diese Entwicklung verfolgt, der kann sehen, wie von Stunde zu Stunde sich diese Gegensätze mehr und mehr entwickeln. Wenn hier noch ein paar ganz schwere Schläge erfolgen, so kann es jeden Augenblick passieren, dass diese künstlich aufrechterhaltene gemeinsame Front plötzlich mit einem riesigen Donnerschlag zusammenfällt ... immer unter der Voraussetzung, dass dieser Kampf unter keinen Umständen zu einem Schwächemoment Deutschlands führt.»

Hitler fuhr fort: «Es ist daher wichtig, von Zeit zu Zeit dem Gegner seine Siegeszuversicht zu nehmen.» Dies könne nur erreicht werden durch eine erfolgreiche Offensive. «Entschieden werden die Kriege endgültig durch die Erkenntnis bei dem einen oder dem andern, dass der Krieg als solcher nicht mehr zu gewinnen ist... [Daher] ist es wichtig, dass man keinen Augenblick vorübergehen lässt, um dem Gegner klarzumachen, dass, ganz gleich was er auch tut, er nie auf eine Kapitulation rechnen kann, niemals, niemals.»

Keiner der Generale, die diesen Wortschwall über sich ergehen lassen mussten, glaubte, dass Antwerpen genommen werden könne, schon nicht wegen des Treibstoffmangels. Hitler hatte zwar übergenug Vorräte versprochen, aber was ihnen zugeteilt worden war, reichte kaum hin, sie an die Maas zu bringen. Sie sahen sich darauf angewiesen, amerikanische Lager in die Hand zu bekommen, wussten jedoch infolge des Verbots der Luftaufklärung nicht, wo sich welche befanden. Immerhin glaubten sie, dass sie die Maas erreichen und den Amerikanern eine schwere Niederlage beibringen könnten, vorausgesetzt, das der Kräfteaufmarsch bis zuletzt unbemerkt blieb. Hitler hatte ihnen versichert, dass nach der Vorhersage eines seiner Meteorologen schlechtes Wetter zu erwarten sei, das die Bereitstellung decken werde. Die Besprechung war beendet. Die Generale traten hinaus in die Nacht. Es regnete.

Das Wetter blieb auch die nächsten drei Tage Hitlers Plan günstig. Es beschränkte die Luftaufklärung der Verbündeten, während es die nächtliche Heranführung der deutschen Reserven in die Versammlungsräume in der Eifel nicht ernstlich behinderte. Trotzdem und trotz der schärfsten Geheimhaltungsmassnahmen blieben auf der amerikanischen Seite gewisse Anzeichen nicht un bemerkt, wurden aber in ihrer vollen Bedeutung nicht erkannt, denn die Amerikaner hatten sich, wie Hitler später sagte, «nur noch in den Gedanken ihrer eigenen Offensive hineingelebt».

Dreissigstes Kapitel **Hitlers letztes Spiel**

Am Morgen des 16. Dezember, einem Sonntabend, erhielt Eisenhower einen Brief Montgomerys, der ihn daran erinnerte, dass er, Eisenhower, vor einem Jahr die Wette eingegangen war, der Krieg werde Weihnachten 1944 beendet sein. Eisenhower antwortete, er werde am Weihnachtstag zahlen und nicht eher, denn «schliesslich bleiben mir noch neun Tage». In diesen neun Tagen sollte der Sieg, der schon zum Greifen nahe geschienen hatte, über die dunkeln Ardennen zurückweichen. In diesen neun Tagen sollten die Armeen des Westens in die schwerste Krise gestürzt werden, die sie seit 1940 erlebt hatten.

Die 31 Divisionen der Heeresgruppe Omar Bradleys reichten sich entlang den Westmarken Deutschlands zu einer Front von zweihundert Meilen. Sie standen zum Angriff bereit: 16 Divisionen nördlich der Ardennen in dem vierzig Meilen breiten Abschnitt zwischen Geilenkirchen und Monschau, 10 Divisionen südlich der Ardennen in dem sechzig Meilen breiten Abschnitt gegenüber der Saar. An der einhundert Meilen langen Front zwischen diesen beiden bedeutenden Kräfteversammlungen, in den Ardennen, hatte Bradley 5 Divisionen stehen. Hier schlug Hitler zu.

Die Ardennen sind welliges, von steilen, gewundenen Gebirgsflusstälern durchschnittenes Waldgelände. Viele, aber nur wenige gute Strassen ziehen sich hindurch. Die besten Strassen laufen nach Südwesten. Infolgedessen mussten die Deutschen bei ihren nach Westen und Nordwesten gerichteten Stössen gegen die Struktur des Geländes vordringen, zum grössten Teil auf Nebenstrassen, die den gewundenen Flusstälern folgen oder über Höhen und durch Wälder Dorf mit Dorf verbinden. Die Deutschen hatten selbst im Jahre 1940, als sie kaum auf Widerstand stiessen und bei strahlendem Frühlingswetter die Ardennen nach Südwesten durcheilten, bis zur Maas drei Tage gebraucht.

Angesichts dessen war sich Model darüber klar, dass dieser Feldzug ein Kampf um Strassen und vor allem um Strassenknotenpunkte werden würde. Er zweifelte nicht daran, dass seine Armeen die amerikanische Front durchbrechen würden, denn er wusste genau, welche Einheiten ihm gegenüberstanden. «Diese Einheiten», urteilte einer seiner Nachrichtenoffiziere, «können gegen einen kraftvollen Angriff nur dann starken Widerstand leisten, wenn es dem Feind gelingt, in kurzer Zeit die zu dem Angriff über die Roer bereitgestellten operativen Reser-

ven nach Süden zu werfen. Auf Grund früherer Erfahrungen kann angenommen werden, dass sich der Feind von einem unerwarteten Rückschlag nicht schnell erholen wird.» Das war es, worauf Model baute. Zwar beurteilte er die Möglichkeit, Antwerpen zu nehmen, skeptisch, aber er glaubte bestimmt, mit starken Kräften die Maas erreichen zu können, bevor die Amerikaner genug Reserven heranzuführen vermochten, seine Armeen aufzuhalten.

Im Norden hatte Dietrichs 6. SS-Panzer-Armee die unmittelbare Aufgabe, Monschau und Butgenbach zu nehmen und die nordwestwärts nach Eupen und Verviers führende Strasse zu öffnen, wo 3 Infanterie-Divisionen in der Nordflanke des 1. SS-Panzer-Korps eine Sperre bilden sollten. Gleichzeitig sollten 2 Panzer-Divisionen (die 1. und die 12. SS-Panzer-Division) durch die Pforte von Butgenbach bis Malmedy und Stavelot vorstossen. Westlich von Stavelot sollten die amerikanischen Panzer der Brigade Skorzenys, das «Trojanische Pferd»^z zu den Maasbrücken vorausseilen. Währenddem sollte das 2. SS-Panzer-Korps (die 2. und die 9. SS-Panzer-Division) in Reserve bleiben, um Durchbrüche operativ auszunutzen oder etwaige von Norden geführte amerikanische Gegenangriffe abzuwehren.

In der Mitte waren die entscheidenden Ziele der 5. Panzer-Armee v. Manteuffels die wichtigen Strassenknotenpunkte St. Vith und Bastogne. Östlich von St. Vith hatten sich die Amerikaner entlang der Schneifel in einem Abschnitt des Westwalls verschanzt. Dieser Höhenzug sollte von 2 Infanterie-Divisionen eingeschlossen werden, die dann weiter auf St. Vith vorgehen sollten. Südlich der Schneifel hielten gegnerische Kräfte die Linie der Ur, des Grenzflusses zwischen Deutschland und Luxemburg. Besondere Sturmtruppen von Infanterie und Pionieren hatten hier unter Panzerdeckung die Flussübergänge zu nehmen und für Manteuffels 3 Panzer-Divisionen Brücken zu bauen. Am zweiten Tag sollten die Panzer die Spitze nehmen und westwärts auf Houffalize und Bastogne, dann weiter bei Namur auf die Maas und maasentlang auf Dinant vorstossen.

Im Süden hatten die 4 Infanterie-Divisionen der 7. Armee Brandenbergers den Auftrag, von Vianden bis Echternach den Übergang über Ur und Sauer zu erzwingen und nördlich von Luxemburg und Arlon eine feste Flankensperre zu errichten.

Soweit der Plan. Sein Erfolg hing vor allem davon ab, ob es gelang, den Gegner zu überraschen und in der oberen amerikanischen Führung schnell Verwirrung zu stiften.

Seit September hatte der Ardennenabschnitt geschlummert. Amerikaner wie Deutsche hatten ihn zur Eingewöhnung neuer Divisionen und als Ruhestellung für abgekämpfte Verbände benutzt. Dazu diente er Bradley jetzt noch. Middle-

tons VIII. Korps, das fast den ganzen Abschnitt zu decken hatte, bestand aus 3 Infanterie-Divisionen (der 106. Division, die erst vier Tage in Stellung war, und der 4. und der 28. Division, die im Hürtgenwald zusammen fast neuntausend Mann Verluste erlitten hatten) und einer Panzer-Division, der 9., die verhältnismässig noch wenig Kampferfahrung besass. An dieser Front von neunzig Meilen war Middletons Infanterie so auseinandergezogen, dass er seine Aufklärungskavallerie und ein Kampfkommando der 9. Panzer-Division in die vorderste Linie hatte vorziehen müssen und ihm wenig Reserven geblieben waren. Das einzige stärker besetzte Frontstück war der Abschnitt Monschau – Butgenbach, von wo bereits 2 Divisionen des V. Korps Gerows an die Roertalsperre heranzukommen suchten.

Am 16. Dezember vor Morgengrauen rückten 14 deutsche Infanterie-Divisionen durch die in Nebel gehüllten Eifelwälder gegen die dünn besetzte amerikanische Linie vor. Das Gerumpel der Panzer, Sturmgeschütze und Lastkraftwagen, die mit der Infanterie marschierten, wurde von den V-1-Geschossen überdröhnt, die auf ihrem Weg nach Lüttich und Antwerpen in Salven niedrig über die Truppen hinwegröten und am Nachthimmel eine leuchtende Spur der Richtung zogen, die Models Armeen verfolgen mussten, sollte der Auftrag des Führers erfüllt werden. Um 05.30 Uhr begannen zweitausend Geschütze auf die amerikanischen Stellungen zwischen Monschau und Echternach zu trommeln, und die Infanterie trat hinter der Feuerwand zum Angriff an. Dicht hinter ihr fuhren Panzer-Divisionen heran und hielten sich bereit, Durchbrüche sofort operativ auszunutzen.

In einer der wartenden Panzerkolonnen schrieb ein Untersturmführer der Hitler-Jugend-Division (der 12. SS-Panzer-Division) die Gedanken, die ihn bewegten, in einem Brief an seine Schwester nieder: «Ich schreibe in einer der folgenreicheren Stunden vor dem Angriff, voller Aufregung und Erwartung, was die nächsten Tage bringen werden... Manche glauben an das Leben, aber Leben ist nicht alles! Es genügt zu wissen, dass wir angreifen und den Feind aus unserer Heimat hinauswerfen werden. Es ist eine heilige Aufgabe. Über mir ist das ungeheure Getöse der V 1 und der Artillerie, die Stimme des Krieges.» Auf die Rückseite des Umschlags schrieb er: «Ruth! Ruth! Ruth! Wir marschieren!»

In solcher Stimmung vergeltungshungriger und patriotischer Begeisterung griffen die Deutschen, SS wie Wehrmacht, als die Morgendämmerung den bleiernen Himmel fahl überzog, ihren nichtsahnenden Gegner an.

Das Artilleriefeuer hatte die Amerikaner auf die Beine gebracht, aber wenige erkannten die Bedeutung dieser ungewohnten Aktivität, bis aus dem Morgennebel die deutschen Sturmtruppen auftauchten. Die an der Ur fast auf dreissig Meilen auseinandergezogene 28. Infanterie-Division wurde von 5 Divisionen ange-

griffen und überrannt. Am Abend rollten v. Manteuffels Panzerkolonnen im Licht ihrer Scheinwerfer über die Ur nach Westen mit dem Befehl, den Vormarsch die ganze Nacht hindurch fortzusetzen. In der Schneifel wurden 2 kampf-ungewohnte Regimenter der 106. Infanterie-Division schnell überflügelt; sie hielten stand, wurden aber am nächsten Morgen eingeschlossen. Der Weg nach St. Vith lag offen. Die Operationen entwickelten sich ganz nach Manteuffels Plan.

In der Südflanke indessen gab die amerikanische 4. Division nur wenig Boden preis, und im Norden bereitete das V. Korps Dietrich einen schweren Tag. Der rechte Flügel seiner Armee rannte direkt in die amerikanischen Divisionen hinein, die auf die Roertalsperre vorgingen, und blieb kurz vor Monschau liegen. Der Angriff auf Butgenbach machte nur geringe Fortschritte, obwohl Dietrich zur Verstärkung der stürmenden Infanterie die 12. SS-Panzer-Division in den Kampf warf. Anders verlief der Angriff südlich von Butgenbach. Hier stiess die 1. SS-Panzer-Division auf ein schwaches Relais, eine Kavalleriegruppe, die zwischen dem V. und dem VIII. Korps Verbindung hielt. Die locker entwickelte Gruppe war bald überrannt, und bei Einbruch der Dunkelheit war die Angriffsspitze der 1. SS-Panzer-Division, die Kampfgruppe Peiper, sechs Meilen tief vorgedrungen.

Die Amerikaner in der vordersten Linie wehrten sich tapfer. An der Front des VIII. Korps hatten sie eine starke Übermacht gegen sich, aber in keinem Abschnitt erreichten die Deutschen am ersten Tag alle Ziele. Die im Kampf stehenden amerikanischen Truppen taten ihr Bestes; nicht sie, sondern gewisse höhere Stäbe erkannten nicht völlig, was die Krise verlangte.

Gerow, dem Kommandierenden General des V. Korps, ging als erstem auf, dass da ‚etwas Grosses‘ im Gange war. Um die Mittagszeit bat er bei der 1. Armee um die Genehmigung, seinen Angriff auf die Roerdämme abubrechen und rechtzeitig auf die Höhe bei Butgenbach zurückzugehen. Hodges lehnte beides ab; er erkannte weder die Grösse des Angriffs noch die Tiefe der Durchbrüche weiter südlich in Middletons Abschnitt. Es war das vor allem eine Folge ungenügender Unterrichtung. Die meisten unmittelbar hinter der Front laufenden Fernsprechlinien waren von dem deutschen Vorbereitungsfeuer zerrissen oder von eingesickerten Sabotagegruppen, die in amerikanischen Uniformen staken und Jeeps fuhren, durchschnitten worden. Infolgedessen gingen beim VIII. Generalkommando in Bastogne nur spärliche und verworrene Meldungen ein. Bei Einbruch der Dunkelheit lagen die wenigen Reserven Middletons sämtlich im Kampf oder wurden in die Front gezogen, aber die deutsche Offensive dauerte fast vierundzwanzig Stunden, ehe zu seiner Entlastung weitere Verstärkungen abgingen.

Als am Nachmittag des 16. Dezember die ersten Meldungen über den feindli-

chen Angriff Versailles erreichten, besprachen Eisenhower und Bradley gerade die bevorstehenden amerikanischen Offensiven. Die 1. Armee meldete «geringe Einbrüche' an fünf Stellen einer langen Front, und Eisenhower «war sofort überzeugt, dass es sich um keinen örtlichen Angriff handelte». Bradley hingegen kam zunächst zu dem Schluss, dass man es mit einem ‚Ablenkungsangriff‘ zu tun habe, der bezwecke, «Pattons Vormarsch im Saargebiet zum Stehen zu bringen». Diese Annahme sollte an den beiden nächsten Tagen seine Überlegungen bestimmen. Immerhin beschlossen Eisenhower und Bradley, vorsorglich sofort 2 Panzer-Divisionen, von der 9. Armee die 7. und von der 3. Armee die 10., nach den Ardennen in Marsch zu setzen.

Bradley erwartete, dass Patton protestieren werde. Er tat es auch, und zwar «sehr heftig', schickte aber am frühen Morgen des nächsten Tages die 10. Panzer-Division ab. Freilich gibt Patton mit gewohnter Offenheit zu, er habe «gleichzeitig Eddy angewiesen, die 4. Panzer-Division einzusetzen», damit nicht auch sie auf höheren Befehl nach Norden abgegeben werden müsse. «Dies beweist», fügt er hinzu, «wie wenig ich zu diesem Zeitpunkt den Ernst des feindlichen Angriffs erkannt hatte.» Patton stand damit nicht allein. Die Reserven des SHAEF, die 82. und die 101. Luftlande-Division in Reims, wurden bis zum Abend des zweiten Tages, des 17. Dezember, nicht einmal in Marschbereitschaft gesetzt.

Um diese Zeit war die Angriffsspitze der 6. SS-Panzer-Armee zwanzig Meilen tief in belgisches Gebiet eingedrungen. Als Peipers Kampfgruppe in der Nacht Stavelot erreichte, befand sie sich nur acht Meilen vom Hauptquartier der 1. Armee in Spa entfernt und noch näher einem riesigen Treibstofflager mit über drei Millionen Gallonen Benzin und Öl, das irgendwo zu erbeuten die Deutschen so bemüht waren. Überall sonst im Nordabschnitt jedoch brachte der Tag nichts als Enttäuschungen. In Peipers rechter Flanke hielten die amerikanische 2. und die amerikanische 99. Infanterie-Division die Linie Monschau – Eisenborn und konnten auch von einem Fallschirmjäger-Bataillon, das in der Nacht zum 17. Dezember in ihrem Rücken absprang, nicht zum Weichen gebracht werden. Bei Butgenbach wurden die Anstrengungen der 12. SS-Panzer-Division abermals durchkreuzt; ein Regiment der kampfgewohnten amerikanischen 1. Infanterie-Division marschierte in der Nacht auf derselben Strasse nach Süden, die die deutschen Fallschirmjäger zu sperren versuchten, gewann den Wettlauf um die beherrschende Höhe und hielt sie, bis am nächsten Tag die ganze Division heran war.

Auch bei St. Vith fanden die Deutschen den Weg zum Ziel verlegt, diesmal durch die amerikanische 7. Panzer-Division, die von Brigadegeneral R.W. Hasbrouck befehligt wurde, einem der Truppenführer, die sich in den Ardennen hervortaten. Die Division setzte sich vor Morgengrauen von ihrem Ruheabschnitt

nördlich von Aachen in Marsch. Eines ihrer Kampfkommandos brachte die fünfzig Meilen nach St. Vith bis zum zeitigen Nachmittag hinter sich, die übrigen erreichten den Ort bei Einbruch der Dunkelheit. Das war eine ausserordentliche Leistung, denn Hasbroucks Kolonnen mussten zweimal nach Westen schwenken, um Peipers scharf vorstossenden Panzern auszuweichen*, und die letzte Strecke – gelegentlich mit drohend gesenkten Rohren – gegen die Flut in Verwirrung zurückströmender Einheiten rückwärtiger Dienste und sogar weichender Kampftruppen erzwingen. In der Nacht brachte Hasbrouck seine Streitmacht in lockerer Hufeisenform um St. Vith in Stellung. In den Halbkreis zog er aufgegriffene Reste der Einheiten hinein, die vom ersten Schock überwältigt worden waren, und formierte sie wieder zum Kampf.

St. Vith wurde unter Hasbroucks Führung zu einem Fels der Abwehr, an dem sich die Flut des Angriffs brach und in zwei nach Westen strömende Arme teilte. Der nördliche, dem die 1. SS-Panzer-Division das Bett geöffnet hatte, wurde bald zu einem schmalen, zwanzig Meilen langen, aber nirgendwo über fünf Meilen breiten Kanal. Er blieb auf die dem gewundenen Lauf der Amblève folgende Strasse beschränkt. Auf ihr stiess Peipers Kampfgruppe am 18. Dezember weiter vor, aber es fehlte ihm an Raum zum Manövrieren, und dreimal wurde er durch Brückensprengungen abgelenkt. Er versuchte nun nach Norden durchzukommen, doch wurde jeder Stoss von Kräften pariert, die die 1. Armee aus Truppen ihres Hauptquartiers zusammengerafft und zum Kampf organisiert hatte. Ein Stoss drang bis an den Rand eines der grossen Treibstofflager durch, aber da gebot den Deutschen eine Flammenmauer halt: die Amerikaner hatten eine Strassensperre von Benzinkanistern errichtet, sie entzündet und hielten sie in Brand. Während sich Peiper in dem engen Flusstal hin und her wand, fiel ihm die aus dem Roerabschnitt herangeführte amerikanische 30. Infanterie-Division in die Nordflanke und nahm am Abend Stavelot zurück. Damit war Peipers Nachschublinie durchschnitten, und Dietrich konnte, weil Butgenbach und St. Vith immer noch in amerikanischer Hand waren, nicht schnell genug ausreichende Verstärkungen nach vom werfen, um die Peipersche Gruppe zu entlasten oder den Angriff in Schwung zu halten.

* Eine Einheit dieser Division wurde zum Teil von Peipers SS-Männern überrascht. Ungefähr 160 Amerikaner wurden gefangengenommen und, weil sie die deutschen Panzermannschaften «behindertem, in Linie aufgestellt und mit Maschinengewehren zusammengeschossen. Mindestens 142 fanden den Tod. Die übrigen stellten sich tot, entkamen nachts und berichteten von dem grässlichen «Blutbad von Malmédy». Empört über diese abscheuliche Tat gingen die amerikanischen Reserven, nach Vergeltung dürstend, in den Kampf.

Die Hoffnung der Deutschen auf einen raschen Durchbruch zur Maas war somit vereitelt, aber Hodges wusste dies nicht und hatte auf die durch Peipers alarmierenden Vorstoss geschaffene Drohung bereits reagiert. Die psychologische Wirkung des Angriffs war besonders stark, weil sein Ausmass erst am Vormittag des 18. Dezember erkannt wurde, als sich herausstellte, dass die Deutschen über Stavelot hinaus waren und eine Kolonne sich dem Hauptquartier der 1. Armee in Spa näherte. Es rief dies dort «beträchtliche Bestürzung» hervor. Diesen Eindruck hatte jedenfalls Gavin, der Kommandeur der amerikanischen 82. Luftlande-Division, als er an diesem Vormittag Hodges aufsuchte, um sich Befehle zu holen. Er erfuhr, dass «die Lage südlich und westlich von Stavelot unbekannt» war und man nur wusste, «dass der Feind augenscheinlich die Frontstellungen überrannt hatte. Starke amerikanische Kräfte schienen sich um St. Vith zusammengezogen zu haben». Darüber aber, was im Abschnitt Houffalize – Bastogne vor sich ging, war Hodges völlig ununterrichtet.

Hodges hatte beabsichtigt, die 82. Luftlande-Division bei Houffalize einzusetzen, um die Lücke zwischen St. Vith und Bastogne zu schliessen. Weil es ihm aber an Truppen fehlte, die plötzlich westlich von Stavelot erschienenen deutschen Kolonnen aufzuhalten, befahl er Gavin, sich mit seiner Division um Werbomont festzusetzen. Dadurch verlegte Gavin den Ausgang aus dem nördlichen Kanal, der südliche aber zwischen St. Vith und Bastogne blieb nun weit offen.

Am Morgen des 18. Dezember hatte v. Manteuffel südlich von St. Vith eine zwölf Meilen breite Bresche geschlagen, und durch sie trieb er seine 3 Panzer-Divisionen nach Westen: die 116. auf Houffalize und die 2. und die Panzer-Lehrdivision, die mit einer Infanterie-Division v. Lüttwitzens 47. Panzer-Korps bildeten, auf Bastogne. Vor sich hatten sie nur die Reste des schwachen Panzer-Kampfkommandos, das am vorigen Tag von ihnen zerschlagen worden war. Lüttwitz wusste, dass alles auf Schnelligkeit ankam; nach einer am vorigen Abend aufgefangenen feindlichen Funkmeldung waren von Reims amerikanische Luftlandedivisionen im Anmarsch, wie er vermutete, auf Bastogne, das nur fünfzehn Meilen vor seinen Angriffsspitzen lag.

Ausser Middletons Generalkommando, das bereits Befehl hatte, zurückzugehen, befanden sich an diesem Vormittag in Bastogne keine amerikanischen Kräfte. Versprengte von der 28. Infanterie-Division, die von der Ur zurückfluteten, berichteten «traurige Erlebnisse», die «auf völlige Auflösung der Frontregimenter deuteten». Middleton hatte keine Weisung, Bastogne zu halten, und ob oder welche Verstärkungen unterwegs seien, wusste er bei dem allgemeinen Zusammenbruch der amerikanischen Nachrichtenverbindungen nicht. Tatsächlich waren die zur Verteidigung Bastognes bestimmten nächsten Reserven die

101. Luftlande-Division in dem hundert Meilen südwestlich gelegenen Reims und in Luxemburg, vierzig Meilen südöstlich, das Kampfkommando B [Combat Command B = CCB]. So rückten am 18. Dezember drei Kolonnen aus drei Richtungen auf die Stadt los, die der Schlüssel zur Verteidigung der Süd-Ardennen war.

Zuerst war das Kampfkommando der 10. Panzer-Division am Ziel, das bei Sonnenuntergang eintraf – zur grossen Erleichterung Middletons, waren doch bereits, irrtümlicherweise, deutsche Spähtrupps vom Ostrand Bastognes gemeldet worden. Middleton versäumte keine Zeit und liess das Kampfkommando die drei von Osten und Nordosten in die Stadt führenden Hauptstrassen sperren, in der Hoffnung, die deutschen Panzer bis zum Eintreffen der Luftlandedivision aufzuhalten, die er jetzt auf dem Marsch wusste. Dadurch ermutigt, aber ohne Verbindung mit der 1. Armee, liess sich Middleton unmittelbar von Bradley ermächtigen, die Stadt selbst auf die Gefahr der Einschliessung hin zu verteidigen.

In der Tat hatte v. Lüttwitz die Absicht, Bastogne einzuschliessen, falls er es nicht leicht würde nehmen können. Seine Panzer-Divisionen waren in dieser Nacht keine fünf Meilen mehr von der Stadt entfernt. Die vorderste, die Panzer-Lehrdivision, war zwischen den amerikanischen Sperren durchgekommen, und Bayerlein, ihr Kommandeur, der sich bei der Angriffsspitze befand, hoffte mit einem im Schutz der Dunkelheit unternommenen schnellen Stoss den Preis zu gewinnen. Das wäre ihm möglicherweise gelungen, wenn er nicht dem Rat einiger Zivilisten gefolgt wäre, die vermutlich nicht so freundlich gesinnt waren, wie er meinte. Sie wiesen ihn auf eine abkürzende Nebenstrasse, die sich als eine Schlamm-Mulde erwies. Als der 19. Dezember heraufdämmerte, trennten Bayerlein immer noch zwei Meilen von Bastogne, und er wusste jetzt, dass er in den Flanken amerikanische Panzer hatte und dass die Stadt besetzt war. Die 101. Luftlande-Division war in der Nacht eingetroffen. Kurz vor Tagesanbruch befand sich eines ihrer Regimenter im Kampf mit der Panzer-Lehrdivision.

Manteuffel hatte nicht erwartet, dass die amerikanischen Reserven so schnell herankommen und so aggressiv eingreifen würden, aber er liess sich von seinem strategischen Ziel nicht ablenken. Obwohl den ganzen Dienstag bei Bastogne auf gehalten, nahmen seine Truppen Houffalize in der rechten und Wiltz in der linken Flanke und ermöglichten so die schnelle Einschliessung der Stadt. Am Abend leistete im ganzen Südabschnitt vom ‚Hufeisen‘ um St. Vith bis Diekirchen, in einem nahezu fünfundzwanzig Meilen breiten Raum, die Besatzung von Bastogne den einzigen organisierten Widerstand. Wie gut aber dieser Widerstand organisiert war, sollte v. Manteuffel noch erfahren. Im Augenblick war es seine Aufgabe, weiter nach Westen zu stossen.

Daher wies er v. Lüttwitz an, Bastogne durch Infanterie in Schach halten zu lassen und mit seinen Panzern der Maas zuzustreben, und forderte von Model sofortige Verstärkungen an.

Nach dem Plan Hitlers sollte der Schwerpunkt des Angriffs bei der 6. SS-Panzer-Armee im Norden liegen. Dementsprechend waren die Panzerreserven bereitgestellt worden: 2 SS-Divisionen zur operativen Ausnutzung des Hauptstosses Dietrichs und 3 Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen der Wehrmacht mit der Aufgabe, den Aachener Frontvorsprung anzugreifen, sobald Dietrich die Maas erreicht hatte. Model schlug jetzt vor, diese 5 Divisionen, da Dietrichs Angriff steckengeblieben war, zur Ausnutzung des Durchbruchs v. Manteuffels südlich von St. Vith in den Kampf zu werfen. Aus politischen Gründen jedoch wünschte Hitler, dass die SS den entscheidenden Schlag führe, und bestand darauf, dass die beiden SS-Divisionen im Norden eingesetzt würden, damit Dietrich noch eine Chance erhalte. Die drei Wehrmachtverbände waren das Äusserste, was er für Manteuffel freigeben wollte. Wenn diese Entscheidung Model auch enttäuschen musste, so konnte er nun immerhin erwarten, dass bald eine weit stärkere Panzerstreitmacht zur Maas rollen werde als die Divisionen, die aufzuhalten den Amerikanern bisher nicht gelungen war; und diese machtvolleren Kräfte würden nicht gegen eine organisierte Abwehr vorzugehen haben, sondern durch die weite Bresche, die v. Manteuffel bereits geschlagen hatte, nach Westen eilen.

Als die Offensive in den Ardennen begann, reagierten die Verbündeten mit Erstaunen und Ungläubigkeit. Sie hatten sich so sehr an den Gedanken gewöhnt, die Wehrmacht stehe unmittelbar vor dem Zusammenbruch, dass sie sie einfach nicht mehr für fähig hielten, einen Angriff von dem Ausmass zu führen, wie er sich nach den ersten Meldungen abzeichnete. * Dann aber zerrissen die Nachrichtenverbindungen, und das Gerücht nahm ihre Stelle ein. Deutsche Panzer seien weit hinter der Front erschienen; aus dem Absprung deutscher Fallschirmjäger bei Monschau wurden Luftlandungen an zwei Dutzend Stellen; fast in jeder Stadt von der Grenze bis zur Maas waren angeblich deutsche Saboteure am Werk. Einander widersprechende Meldungen aus einigen Abschnitten und völliges Ausbleiben von Informationen aus den anderen riefen bald im rückwärtigen Gebiet Unsicherheit und Verwirrung hervor, besonders im Hauptquartier der amerikanischen 1. Armee. Am Abend des 18. Dezember musste Hodges gestehen: «Die

* In einer Beurteilung der Feindlage hatte der Chef der Nachrichtenabteilung des Stabes Bradleys, Brigadegeneral E.L. Sibert, am 12. Dezember geschrieben: «Der Zusammenbruch kann schnell und ohne sich anzukündigen herankommen.» Und Montgomery hatte am 15. Dezember in einer Weisung erklärt: «Seine [des Gegners] Lage ist so, dass er grosse Offensivoperationen nicht einleiten kann.»

feindliche Lime lässt sich nicht recht bestimmen, weil die Front im Fluss und ihr Verlauf etwas unklar ist.»

Einer der mit Geschichtsschreibung beauftragten amerikanischen Offiziere, R.E. Merriam, berichtet: «Kommandierende Generale und Oberbefehlshaber konnten sich nicht so viel Informationen verschaffen, dass sie die Stücke des Rätselspiels zu einem Ganzen zusammensetzen vermochten. Zurückgehende Truppen verstopften die Strassen und sperrten an die Front marschierenden Verstärkungen den Weg. Zeitweise wurden Einheiten auf Gerüchte hin, die Deutschen kämen, von völliger Panik ergriffen ...»

Es ist zweifellos wahr, dass es Fälle von Panik gegeben hat und dass einige Truppen rückwärtiger Dienste abrückten, um ihr Gerät zu retten und weil kein Befehl sie erreichte. Viele andere aber richteten sich in ihrem Abschnitt zur Verteidigung ein. So war es eine kleine, zum Betrieb von Sägemühlen eingesetzte Gruppe von Pionieren, die Peipers Panzerkolonne westlich von Stavelot aufhielt und vor ihr zwei Brücken sprengte. Bis zu welchem Grade derlei kleine entschlossene Gruppen, die Brücken zerstörten und auf Anhieb Strassensperren errichteten, den deutschen Vormarsch verzögerten, lässt sich heute nicht abschätzen. Gleichviel, der deutsche Plan, hinter den amerikanischen Linien Verwirrung und Bestürzung hervorzurufen, gelang sogar über Hitlers Erwartung hinaus.

Grossen Anteil daran hatten Skorzenys Einsatzgruppen. Zwar misslang der Plan mit dem «Trojanischen Pferd», aber in den beiden ersten Nächten schlüpfen mehr als vierzig Jeeps mit «amerikanisch sprechendem Deutschen durch die zerbröckelnde Front, und einige erreichten, ehe sie angehalten wurden, tatsächlich die Maas. Bis auf acht gelangten alle diese Sabotagegruppen zur eigenen Truppe zurück, nachdem sie Telefondrähte durchschnitten, Meldefahrer und Verbindungsoffiziere abgefangen, Funktrupps abgeschossen und Verkehrsposten der Militärpolizei niedergestreckt hatten. Ein besonders unverfrorener Deutscher übernahm sogar die Verkehrslenkung und schickte ein amerikanisches Regiment die falsche Strasse hinunter.

Skorzenys Plan wurde von deutschen Soldaten aufgedeckt, die am zweiten Tage in Gefangenschaft geraten waren, aber das verringerte die Wirkung seiner Operationen keineswegs. Im Gegenteil: die von den Amerikanern sofort angeordneten verschärften Sicherheitsvorkehrungen kamen unvermeidlicherweise den Deutschen zugute, denn sie verbreiteten die Furcht vor Einsickerung und Sabotage weiter nach hinten geradeswegs bis Paris. Dort entstand das Gerücht, Skorzeny habe eine Gruppe beauftragt, den Obersten Befehlshaber zu ermorden, und Eisenhower musste es sich zu seinem grossen Verdruss gefallen lassen, dass ihn der Sicherheitsdienst mit einer besonderen Leibgarde umgab.

In solch einer ungewissen, von Gerüchten und falschen Meldungen erfüllten Atmosphäre mussten die Verbündeten ihre Gegenmassnahmen treffen. Und in dieser Lage hielt es Bradley für richtig, seinen anfänglichen Anordnungen keine weiteren folgen zu lassen, sondern die Entwicklung abzuwarten. Er gab Patton keinerlei Weisung zu vorsorglichen Dispositionen, und erst am 18. Dezember, dem dritten Tag des Angriffs, war er hinreichend beunruhigt, die auf den 21. Dezember gegen das Saargebiet anberaumte Offensive der 3. Armee abzublasen. Bisher hatte Patton nur eine Panzer-Division Hodges abgeben müssen; nun sollte er mit stärksten Kräften eingreifen. Patton antwortete, innerhalb von vierundzwanzig Stunden würden 3 Divisionen auf dem Marsch nach Norden sein. Jetzt hielt er nicht mehr zurück. Er sollte ja keine Divisionen hergeben; es bot sich ihm eine Gelegenheit zum Kampf, und nichts war ihm lieber. Auch hatte er in der Fähigkeit, Truppen schnell zum Angriff zu entwickeln, bei den Verbündeten nicht seinesgleichen. Am späten Abend lief ein zweiter Befehl ein; er beorderte ihn zum nächsten Morgen zu einer Besprechung mit Eisenhower, Bradley, Devers und anderen nach Verdun. Patton kam mit einem fertigen Plan zu einem Gegenangriff, den er mit 4 seiner Divisionen und dem VIII. Korps gegen die deutsche Südflanke führen wollte.

Eisenhower schlug mit den ersten Worten den beherrschenden Ton an: «Die gegenwärtige Situation ist als günstige Gelegenheit für uns aufzufassen, nicht als Niederlage. Wir werden an diesem Beratungstisch nur freudige Gesichter sehen.» Darauf Patton: «Sollen sie ruhig bis nach Paris marschieren»; dann könne man «sie abschneiden und erledigen». Eisenhower entgegnete, es dürfe dem Feind «keinesfalls gestattet werden, die Maas zu überschreiten».

Da der Schwerpunkt des deutschen Angriffs gegen Lüttich und Namur gerichtet zu sein schien, war es Eisenhowers operative Taktik, «die Löcher im Norden zu stopfen und von Süden einen zusammengefassten Gegenangriff» in der Richtung auf Bastogne zu führen. Wann ein solcher Gegenangriff beginnen könne? Patton antwortete: «Am 22. Dezember» – eine Versicherung, die, so erzählt er, «einiges Aufsehen hervorrief». Patton enthüllte nun der Versammlung, dass 2 seiner Divisionen bereits auf dem Marsch waren, und legte seinen Plan dar. Eisenhower genehmigte ihn, warnte aber Patton davor, mit verzettelten Kräften oder vorschnell anzugreifen. Er müsse «methodisch und sicher» vorgehen. Darauf legte Eisenhower den grössten Nachdruck, denn er merkte, dass Patton «die Stärke des deutschen Sturmlaufs zunächst nicht zu erfassen schien».

Um Patton die Versammlung genügender Streitkräfte zu ermöglichen, sollte Devers den Ostabschnitt der Saarfront übernehmen. Die 6. Heeresgruppe war je-

doch gegenwärtig nicht in der Lage, wesentliche neue Aufträge zu erfüllen. Noch immer machte der Kolmarer Brückenkopf Devers zu schaffen, und die Front seiner Heeresgruppe war, nachdem sie sich im Zusammenwirken mit Pattons Stoss an die Saar bis zum Westwall vorgeschoben hatte, bereits stark ausgedehnt und exponiert. Infolgedessen ermächtigte ihn Eisenhower, sich notfalls auf die Vogesen zurückzuziehen und selbst Strassburg aufzugeben. Das hatte prompt einen energischen Protest der Franzosen zur Folge.

Am Abend des 19. Dezember wieder in Versailles, musste Eisenhower feststellen, dass die Lage den Tag über sehr viel ernster geworden war. Zwar schienen die Riegel im Norden und im Süden des Durchbruchsraums zu halten, in anderen Abschnitten aber stiess der Feind fast unaufhaltsam nach Westen. Die Lage bei St. Vith war undurchsichtig, doch waren die Deutschen offenbar beiderseits der Stadt beträchtlich vorgedrungen. Im Norden waren ihre Angriffsspitzen kaum noch fünfzehn Meilen von Lüttich entfernt, im Süden hatten sie Houffalize genommen und näherten sich angeblich Laroche, Marche und St. Hubert, fünfzehn Meilen westlich von Bastogne. Es waren keine amerikanischen Kräfte verfügbar, die Einschliessung Bastognes zu verhindern oder die zwanzig Meilen breite Lücke zwischen der 101. Luftlandedivision hier und der 82. Luftlandedivision um Werbomont zu schliessen. Durch dieses Tor marschierten die Deutschen auf den Maasabschnitt Namur – Dinant – Givet los, der praktisch unverteidigt war. Es war damit zu rechnen, dass sie den Fluss in den nächsten vierundzwanzig Stunden erreichen und dass die noch nicht eingesetzten 6 Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen zur operativen Ausnutzung des Durchbruchs jetzt in den Kampf geworfen würden.

Der Ernst der Lage wurde dadurch verschärft, dass Bradley keinerlei Reserven zur Hand hatte, ausgenommen die von der Roer und von der Saar verspätet abgezogenen Divisionen, die aber auch erst in zwei bis drei Tagen völlig entwickelt in den Ardennen stehen konnten. Das SHAEF hatte ausser einer Panzer-Division, die gerade in Le Havre ausgeladen wurde, und 2 Luftlandedivisionen in England keine Reserven; keiner der drei Verbände konnte rechtzeitig in die Krise eingreifen. So befahl Eisenhower, Pionier- und Nachschubeinheiten zum Schutz der Maasbrücken einzusetzen; dass sie einem ernsteren Angriff nicht würden standhalten können, wusste er. Überschritten die Deutschen die Maas, blieb als einzige Reserve, sie aufzuhalten, das britische XXX. Korps, das Montgomery zur Offensive gegen den Reichswald bereitgestellt hatte. Montgomery hatte, wie Eisenhower jetzt erfuhr, unterdessen dieses Korps aus eigenem Entschluss in die mögliche Gefahrenzone zwischen Maas und Brüssel gelegt.

Fast so ernst wie der Mangel an amerikanischen Reserven war der drohende

Zusammenbruch des Befehlsgefüges des Bradleyschen Oberkommandos. Der deutsche Durchbruch hatte die amerikanische Front in zwei gespalten; zwischen Bradleys vorgeschobenem Hauptquartier in Luxemburg und dem jetzt nach Chaudfontaine bei Lüttich verlegten Hauptquartier Hodges' wie zwischen den getrennten Teilen der 1. Armee gab es keine unmittelbare Verbindung mehr. Die noch funktionierenden Verbindungen waren unzureichend und unsicher, denn die besten Telefonlinien, die über Bastogne, waren ausgefallen. Bradley hatte sich geweigert, sein Hauptquartier nach Verdun zu verlegen, weil dies die Moral der Truppen und der Zivilbevölkerung beeinträchtigen würde. Eisenhower drängte nicht darauf, sah aber kommen, dass auch die verbliebenen zuverlässigen Verbindungen zwischen Bradley und Hodges bald ausfallen würden – was tatsächlich bereits geschah – und dass Bradley von Luxemburg aus über die entscheidend wichtigen Operationen im Norden der Ausbuchtung keine wirksame Kontrolle werde ausüben können. Zudem rechnete Eisenhower, der wusste, dass der Feind auf Antwerpen zielte, mit baldigen deutschen Unterstützungsangriffen gegen die Front der Verbündeten zwischen Aachen und der Maasmündung, in welchem Falle der ganze Raum nördlich der Ardennen zu einem einzigen Schlachtfeld werden würde.

Am späten Nachmittag des 19. Dezember legte Bedell Smith im SHAEF Eisenhower nahe, die einzige logische Lösung sei, alle Kräfte nördlich des Durchbruchs dem Befehl eines einzigen Mannes zu unterstellen, und dass nur Montgomery über die nötigen Reserven und die nötige Organisation verfüge, mit der Krise fertigzuwerden. Eisenhower war geneigt zuzustimmen, und ermächtigte Bedell Smith, sofort Montgomery und Bradley auf die Möglichkeit des Kommandowechsels vorzubereiten. Am nächsten Vormittag traf Eisenhower die entsprechende Entscheidung. «Dann», so berichtet «Strong [der Chef der Nachrichtenabteilung des SHAEF], der zugegen war, «rief Eisenhower selber Bradley an, und es ergab sich ein langes und hitziges Gespräch. Wir konnten nicht hören, was Bradley sagte, aber offenbar protestierte er sehr heftig, denn Eisenhower beendete das Gespräch mit den Worten: ‚Nun also, Brad, es ist mein Befehl»

Es war das eine Entscheidung aus reiner operativer Notwendigkeit. Als Eisenhower sie traf, machte er sich nicht klar, wie übel sie von Bradley und seinem Stab, von den amerikanischen Truppen und schliesslich dem amerikanischen Volk vermerkt werden würde. Aber selbst wenn sich Eisenhower die Zeit gelassen hätte, die politischen Folgen in Betracht zu ziehen, hätte er es sich nicht leisten können, davon sein militärisches Urteil beeinflussen zu lassen, und sicherlich hätte er das auch nicht getan. Er wusste, was auf dem Spiele stand.

Der ordnende Eingriff in das interalliierte Befehlsgefüge kam nicht eine Minute zu früh, denn die Schlacht glitt der Führung bereits aus den Händen. Ausser in der nördlichen und der südlichen Flanke des Durchbruchraums gab es keine zusammenhängende Front mehr, und die Operationen der 1. Armee hatten sich zu einer Reihe hinhaltender Einzelaktionen entwickelt. Die zur Wiederherstellung der Front herangeführten Divisionen waren nicht nach einem allgemeinen operativen Plan eingesetzt, sondern eine nach der andern, wie sie herankamen, in den Kampf geworfen worden. Dass die 101. Luftlandedivision im entscheidenden Augenblick in Bastogne eintraf, war reiner Zufall. Sie war «nicht in Voraussicht der sich entwickelnden Schlacht» dorthin in Marsch gesetzt worden, «sondern weil Bastogne ein so vortrefflicher Strassenknotenpunkt war», die Kräfte zu entwickeln. Ähnlich verhielt es sich mit dem Marsch der 7. Panzer-Division nach St. Vith. Dass diese beiden Schlüsselpositionen verteidigt wurden, war dem Entschluss der Ortskommandanten zu verdanken. Hier wie anderwärts kämpften amerikanische Divisionen und Regimenter, wo sie auch standen, als die Schlacht an sie heranbrandete, hartnäckig und gewandt und wichen nicht, obwohl sie nicht wussten, was in ihren Flanken oder im Rücken vor sich ging.

Die Lage verwirrte sich umso mehr, als Hodges ohne klare Weisungen blieb. Seit Beginn der deutschen Offensive hatte er weder Bradley noch einen von dessen höheren Stabsoffizieren zu Gesicht bekommen und nur ganz knappe Befehle erhalten, von denen viele überholt waren, als sie eintrafen. Bradleys Gegenmassnahmen waren weit hinter dem Tempo der Schlacht hinterhergehinkt, und am Abend des 19. Dezember war er nicht mehr in der Lage, sie beeinflussen zu können. Im Süden versuchte der nach Pattons Heranziehung immer noch für einen Abschnitt von neunzig Meilen verantwortliche, bedauernswerte Middleton mutig aber vergeblich, drei getrennte Verbände zu befehligen: die bei St. Vith, die bei Bastogne und die in der Südflanke im Abschnitt Ettelbrück – Echternach. Sie hatten untereinander keine Verbindung und fast keine mit dem Kommandierenden General. Im Norden hatte Bradley seine Kräfte umgruppiert, aber die Armeen in sich nicht so umgebildet, dass sie Hodges instandsetzten, sich auf die Ardennen zu konzentrieren. Die 9. Armee war zu einem Gerippe mit Wasserkopf abgetakelt worden; sie bestand aus 2 Generalkommandos mit 3 Divisionen. Die 4 Generalkommandos der 1. Armee aber versuchten an einer weiten und gebrochenen Front 20 Divisionen zu führen. Während Hodges für seine zerfallende Südflanke nominell verantwortlich war, mühte er sich, gleichzeitig die Nordflanke umzubilden und an der Roer eine Verteidigungsfront zu errichten. Derart verschiedene und zusammenhanglose Aufgaben waren für einen Armeestab zuviel.

Ehe Montgomery am 20. Dezember den Oberbefehl über die 1. und die 9. Armee übernahm, machte er sich mit der Lage in den Ardennen gründlich vertraut, indem er, zwei Tage vorher, seine eigenen Verbindungsoffiziere an die amerikanische Front schickte. Zur Mittagsstunde des 20. Dezember berichteten sie ihm aus erster Hand über alle Frontabschnitte ausser über St.Vith. So war Montgomery, als er eine Stunde später im Hauptquartier der 1. Armee eintraf, über die Entwicklung der Schlacht besser unterrichtet als Hodges selber. Er sah, nach de Guingand, «höchst vergnügt und zuversichtlich aus», indessen war in seinem Auftreten noch etwas mehr als Zuversicht, berichtet doch ein anderer seiner Stabsoffiziere: «Der Feldmarschall schritt in Hodges' Hauptquartier wie Christus in den Tempel, um ihn zu reinigen.»

Von Montgomery zu erwarten, dass er seine Gefühle völlig verberge, wäre vielleicht zuviel verlangt gewesen. Die Wunde war zu tief. In der Stunde des Sieges nach der Schlacht in der Normandie hatten die Amerikaner, so sagte er sich, seine Führung nichtachtend beiseitegeschoben und die Gelegenheit zu einem entscheidenden Triumph der Verbündeten aus der Hand gleiten lassen. Nun inmitten der Niederlage wandten sie sich wieder an ihn, damit er sie aus einer schlimmen Lage herausziehe, die, wie er glaubte, nie hätte eintreten können, wenn ihm der Oberbefehl über sämtliche Erdstreitkräfte gelassen worden wäre. An diesem Mittwochnachmittag machte er sich im Hauptquartier der 1. Armee nicht gerade beliebt; in der Zuversicht seiner Worte schwang ein Ton der Rüge mit.

So kritisch und verworren die Lage auch war, fehlte es doch Hodges und seinem Stab nicht an Entschlossenheit und Angriffsgeist. Erbeutete Dokumente hatten ihnen verraten, dass der Schwerpunkt der deutschen Offensive bei der 6. SS-Panzer-Armee lag, die, so vermuteten sie, den Auftrag habe, die Maas beiderseits Lüttichs unter Umfassung der Stadt zu überschreiten. Dementsprechend erwarteten sie die schwerste Gefahr im Raum zwischen Monschau und Stavelot und planten, diese Ecke unbedingt zu halten, von Werbomont gegen Vielsalm und Houffalize anzugreifen und dem Feind in die Flanke zu stossen, und die immer noch in St. Vith vermuteten Kräfte, von denen man freilich seit drei Tagen nichts mehr gehört hatte, zu entsetzen.

Auch Montgomery glaubte, dass die Deutschen Lüttich als Sprungbrett nach Antwerpen in die Hand bekommen wollten, vermutete ihr unmittelbares Ziel aber weiter westlich. Der britische Nachrichtendienst hatte in Erfahrung gebracht, dass die Luftwaffe beauftragt worden war, die Brücken nördlich von Lüttich anzugreifen, nicht aber die südlich der Stadt. Daraus schloss Montgomery, dass die 6. SS-Panzer-Armee den Übergang über die Maas zwischen Lüttich und Namur anstrebe. Traf dies zu, dann mussten sich die Amerikaner darauf vorbereiten, einem

machtvollen Angriff nordwestlich von Houffalize beiderseits der Ourthe zu begegnen. Montgomery gab die Gefährdung Lüttichs zu, erwartete aber die Entwicklung einer nicht minder schweren Drohung gegen Huy und Namur.

Montgomery schlug daher Hodges vor, seine Abwehrfront westwärts von Stavelot bis Marche zu verlängern und nordwestlich von Marche ein starkes Korps zum Gegenangriff für den Augenblick bereitzustellen, wo die Deutschen ihre vorstossenden Kräfte zu überdehnen beginnen würden. Um der 1. Armee die Verlegung ihres Schwerpunkts nach Westen zu ermöglichen, sollte die 9. Armee die ganze Roerfront übernehmen und das amerikanische VII. Generalkommando (Collins) freimachen, das seine Divisionen in der Front östlich und südöstlich von Aachen belassen und umgebildet werden sollte. Da Hodges keine Reserven zur Hand hatte, schlug Montgomery ferner vor, die 1. Armee aus gewissen exponierten Frontvorsprüngen der Abwehrflanke zurückzunehmen, die Linie zu verkürzen und die dadurch freiwerdenden, bisher defensiv gebundenen Divisionen zum Angriff zu verwenden. Dieser Vorschlag wurde mit Bestürzung aufgenommen. Hodges erhob höflich, aber mit Bestimmtheit Einwendungen, und Montgomery drängte nicht, weil er herausfühlte, dass es die amerikanische Stimmung ernstlich berühren müsste, wenn er seine Autorität auch in diesem Punkte geltend machen würde.

Hodges wurde in seiner Abgeneigtheit gegen jede Preisgabe von Gelände durch einen Brief bestärkt, der eben zu dieser Zeit von Hasbrouck eintraf, dem Kommandeur der 7. Panzer-Division in St. Vith. Daraus erfuhr Hodges zum erstenmal, dass Hasbrouck nicht nur über seine eigene Division verfügte, sondern auch über ein Kampfkommando der 9. Panzer-Division und 2 Regimenten Infanterie. Mit diesen Kräften halte er um St. Vith eine ungefähr fünfundzwanzig Meilen lange ‚Hufeisenlinie‘; er habe aber weder mit andern amerikanischen Einheiten noch mit einem höheren Stabe Fühlung. «Meine rechte Flanke», schrieb Hasbrouck, «ist weit offen... Zwei deutsche Divisionen ... beginnen sie gerade nordwestwärts anzugreifen ... *Möglich*, dass ich sie heute noch hinhalten kann, aber morgen werde ich abgeschnitten sein.»

Dieser Brief bestimmte die unmittelbaren Massnahmen. Montgomery gab seine Einwilligung, die Flankenlinie nicht durch Zurücknahme von Kräften zu verkürzen, sondern durch Vorwärtsdrängen auszugleichen und Hasbrouck zu ersetzen. Dementsprechend befahl Hodges Ridgway, mit seinem jetzt im Raum Werbomont – Grandmenil stehenden XVII. Luftlandekorps über die Salm zu gehen, «die Linie Malmédy – St. Vith – Houffalize wiederherzustellen ... und mit unsern Einheiten in Bastogne Verbindung aufzunehmen». Montgomery bezweifelte, dass Ridgway imstande sein werde, auf diese Weise die Lücke zu schliessen, denn er hatte nur die 82. Luftlandedivision und ein schwaches Kampfkom-

mando der 3. Panzer-Division zur Verfügung, doch war es wichtig, Hasbroucks Kräfte herauszuziehen. Auch hoffte Montgomery, dass eine Angriffsbewegung Ridgways die Bereitstellung des Korps Collins' zu einem gründlicher vorbereiteten Gegenschlag abschirmen werde.

Ridgway handelte sofort. In der Nacht zum 21. Dezember schloss die 82. Luftlandedivision an der Salm auf, vollendete dadurch die Umfassung der angreifenden Kolonne Peipers und stellte mit der Westseite des ‚Hufeisens‘ von St. Vith Verbindung her. Peipers Schicksal war nun besiegelt. Am Morgen jedoch musste Ridgway feststellen, dass eine andere deutsche Streitmacht, zu der die 116. Panzer-Division gehörte, mit einem schnellen Vorstoss im Ourthetal seine Westflanke überflügelt hatte. Seine eigenen Panzer waren zum Stehen gebracht worden, und die Deutschen griffen bereits, tief in seinem Rücken, das dreissig Meilen westlich von St. Vith gelegene Hotton an. Ehe es möglich war, sich mit dieser neuen Drohung auseinanderzusetzen, war St. Vith genommen, und Ridgway sah sich vom 2. SS-Panzer-Korps mit voller Wucht angefallen. Weit davon entfernt, die Lücke zu schliessen, wurde nun die 1. Armee durch rasch aufeinanderfolgende Angriffe zurückgeprellt, die stärker waren als die, die vor sechs Tagen die Front durchstossen hatten.

Diese gegen die ausgedehnte Front der 1. Armee geführten Angriffe wurden von 12 Divisionen, darunter 7 Panzer-Divisionen, vorgetragen. Der erste der am Morgen des 21. Dezember losbrach, richtete sich gegen den Abschnitt Malmédy – Çutgenbach – Monschau und wurde ohne Rücksicht auf Verluste achtundvierzig Stunden hindurch fortgesetzt. Die Deutschen gewannen keinen Boden, aber es bedurfte des grössten Teils von 6 amerikanischen Divisionen – der Hälfte der Armeestärke –, dieses Nordstück der Abwehrflanke zu behaupten, zu einer Zeit, wo Hodges nach Reserven suchte, um seine Westflanke wieder aufzubauen.

Der zweite Angriff traf, nachdem die Amerikaner am Spätnachmittag des 21. Dezember aus St. Vith vertrieben worden waren, mit voller Wucht die Westseite des ‚Hufeisens‘ und zwang Hasbrouck, über die Salm zurückzugehen. Er führte das Manöver glänzend durch, aber die Deutschen hatten damit endlich eine offene Strasse durch St. Vith nach Houffalize und St. Hubert gewonnen. St. Hubert wurde am 23. Dezember von Kräften genommen, die Bastogne umgangen hatten.

Der dritte Angriff, den die 2. und die 9. SS-Panzer-Division gegen die Flanken des jetzt von der 82. Luftlandedivision besetzten Frontvorsprungs von Vielsalm richteten, zwang Montgomery, die Division von der Salm zurückzunehmen und den Deutschen die Strasse St. Vith – Vielsalm – Laroche zu überlassen. Der vierte Angriff mit dem Ziel, diese Route über Marche bis Namur zu verlängern,

wurde vereitelt, aber südwestlich von Marche stiess die 2. Panzer-Division an Rochefort vorbei bis zu dem letzten Höhenrücken vor der Maas. Am Abend des 23. Dezember lagen zwischen Manteuffels Panzern und Dinant nur noch vier Meilen.

In dem Masse, wie die Schlacht an Heftigkeit zunahm, schien es, wie Merriam berichtet, dass «der Versuch, die Lücke zu verstopfen, in ein Ringen darum übergegangen war, den Kampf zu überstehen, da jede der 1. Armee zum Gegenangriff zugeführte Division ... in einen Abwehrkampf zur Verhütung eines neuen deutschen Durchbruchs hineingerissen wurde». Obwohl das Wetter nur geringe Luftunterstützung zuließ, schlugen die amerikanischen Truppen überall zu, wo sie dem Feind einigermassen mit gleicher Stärke entgegentreten konnten. Aber die Überbeanspruchung begann sich bemerkbar zu machen, und Hodges verfügte, nachdem er – am 23. Dezember – das VII. Korps zwischen Ourthe und Maas in Stellung gebracht hatte, über keine Reserven mehr. Die Deutschen hingegen hielten noch Kräfte in der Hinterhand. Die Frage war: wieviel?

Der Chef der Nachrichtenabteilung der 1. Armee, Oberst B.A. Dickson, beantwortete diese Frage dahin, dass die Deutschen in den Ardennen 24 Divisionen eingesetzt hätten und dass 13 Divisionen, darunter 4 Panzer-Divisionen, als Eingreifreserve bereitstünden. Ausserdem seien 9 Reservedivisionen «gemeldet, aber nicht bestätigt» worden. Ein weiteres Dutzend könnte aus Deutschland oder von anderen Fronten herangebracht werden. Wenn auch Hodges diese Ansicht nicht völlig teilte, so genügte doch die Kenntnis, dass die Deutschen wenigstens 6 frische Divisionen gegen die 1. Armee einzusetzen vermochten, ihm die baldigstmögliche Abriegelung des Durchbruchs als dringend geboten erscheinen zu lassen.

In der ganzen Zeit, als Krise auf Krise folgte, lehnte es Montgomery ab, sich durch diese oder jene Entwicklung oder Vorhersage aus dem Konzept bringen zu lassen. Die erneuerten Angriffe waren schwerer und nachhaltiger, als er erwartet hatte, aber er war über den Vormarsch des Gegners nicht beunruhigt, solange die Deutschen nicht in der Richtung Raum gewannen, wo, wie er wusste, ihr unmittelbares Hauptziel lag: auf den Maasabschnitt Lüttich – Namur, über den der direkte Weg nach Antwerpen führte. Es war nicht seine Absicht, seine Kräfte an Versuche zu verschwenden, die Lücke zu schliessen. Er wollte zuerst die Deutschen frontal aufhalten, um sie von ihrem strategischen Marschziel wegzudrücken und zu zwingen, nach Südwesten vorzustossen, wo sie kein Unheil anrichten konnten.

Die Lage wurde, wie Montgomery sie beurteilte, erst gefährlich, wenn es den Deutschen gelang, zwischen Malmédey und Marche durchzubrechen und damit die nach Nordwesten führenden Strassen zu öffnen. In diesem Abschnitt sollte die 1. Armee eine möglichst starke und kräftesparende Sperrstellung einnehmen

und sich südlich dieser Hauptabwehrlinie nicht um jeden Preis festklammern. Dass die Deutschen die Strassen von St Vith über Vielsalm nach Laroche und über Houffalize nach St. Hubert in die Hand bekommen könnten, beunruhigte Montgomery nicht, denn sie führten nach Südwesten, dorthin, wohin er die Deutschen haben wollte. Je weiter sie in dieser Richtung vordrangen, desto verwundbarer mussten ihre Kolonnen werden und desto geringer ihr Vermögen, zu einem Durchbruch nach Nordwesten Kräfte zu massieren. Dass die Deutschen die Maas überschreiten könnten, beunruhigte Montgomery nicht. Seit dem Abend des 21. Dezember hielten starke britische Truppen die Brücken in Namur, Dinant und Givet besetzt, und auf dem Westufer stand das XXX. Korps bereit, Kräften entgegenzutreten, die trotzdem über den Fluss gelangen würden. Seine Kräfte waren ausgeglichen, und er sah den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegen; er brauchte nur Geduld zu haben, und die Deutschen würden sich selbst die Niederlage bereiten.

Montgomery hatte die grössten Schwierigkeiten, Hodges zur Annahme dieser operativen Taktik zu bewegen, und ganz gelang es ihm nie. Sie verlangte ein Mass von Geduld und Zurückhaltung, das den Amerikanern abging. Montgomery näherte sich solchem Problem wissenschaftlich, die Amerikaner in Gefühlsreaktionen. Für sie war die deutsche Wiederkunft in den Ardennen das Pearl Harbour des europäischen Krieges. Nachdem sich die amerikanischen Truppen vom ersten Schreck erholt hatten, brannten sie auf Rache. Weit davon entfernt, unter dem unvorhergesehenen Ansturm zusammenzusacken, wie Hitler erwartet hatte, schlugen sie mit der Kraft und Wut eines jungen Volkes zurück. Sie litten unter Überraschung und Niederlage wie unter einem Schimpf, und ihre instinktive Reaktion darauf war, stehen zu bleiben, wo sie auch stehen mochten, und den Schlag so schnell und hart wie nur möglich zurückzugeben. Nur so konnten nach ihrer Auffassung die Deutschen geworfen werden. Selbstvertrauen und Stolz machten sie jedem «planmässigen Rückzug» durchaus abgeneigt.

Zum ersten Zusammenprall beider Auffassungen kam es gleich nach dem Fall von St. Vith. In der Frühe des 22. Dezember befahl Ridgway Hasbrouck, den Kampf auf dem Ostufer der Salm fortzusetzen; notfalls sollte er sich einigeln und aus der Luft, versorgt werden. Hasbrouck antwortete, dass es dann bald «keine 7. Panzer-Division mehr gäbe». Als Montgomery durch einen seiner Verbindungsoffiziere von dieser Meinungsverschiedenheit erfuhr, unterstützte er Hasbrouck, der dann seinen Verband sicher über die Salm brachte. Montgomerys Eingreifen bewahrte die tapferen Verteidiger von St. Vith vor der Vernichtung und versah Ridgway mit der nötigen Reserve, um der nächsten Krise zu begegnen, die am 23. Dezember entstand, als das II. SS-Panzer-Korps die 82. Luftlandedivision anfiel.

Abermals erhob sich die Frage: stehenbleiben oder zurückgehen? Die Luftlandedivision und ein Panzer-Kampfkombando hielten eine stumpfe Frontausbuchtung, die sieben Meilen in feindlich besetztes Gelände vorsprang. Gavin, der Kommandeur der Division, war sich klar darüber, dass es «hohe Verluste kosten würde und nach der Räumung St. Viths keinen Gewinn brächte, den Frontvorsprung weiter besetzt zu halten, wenn sich von Süden ein starker deutscher Angriff entwickeln und die rechte Flanke der Division bedrohen würde». Am 23. Dezember, als Hasbrouck St. Vith aufgab, legte Montgomery den Amerikanern nahe, die 82. Luftlandedivision auf einen fast unbezwingbaren Höhenzug südlich von Werbomont zurückzuziehen. Wieder erhoben Hodges und Ridgway Einwendungen. Am Abend jedoch durchbrach die 2. SS-Panzer-Division, die entlang der Überlandstrasse Bastogne – Lüttich angriff, die schwachen Abwehrstellungen in Gavins rechter Flanke. Jetzt bestand Montgomery darauf, die Division zurückzunehmen, was aber erst in der Nacht möglich war. Bis dahin hatten die Deutschen ihren Erfolg ausgenutzt und Grandmenil genommen. Es bedurfte aller Reserven Ridgways, den Vorstoss abzdämmen.

Montgomery war der Ansicht, dass es zu dieser Krise nicht hätte kommen können, wenn sich die Luftlandedivision rechtzeitig auf die Hauptlinie abgesetzt hätte. Für ihn war das nur ein taktisches Manöver, für Ridgway hingegen vor allem eine Sache der Ehre und der Kampfmoral seiner Truppen. Selbst Gavin, der wusste, dass es taktisch wesentlich war, den Frontvorsprung aufzugeben, war «um die Haltung der Truppe sehr besorgt... weil die Division in ihrer Geschichte nie einen Rückzug angetreten hatte». Seine Männer, so berichtet er, führten den Befehl aus, «kritisierten ihn aber offen und freimütig und konnten seine Notwendigkeit nicht einsehen».

In seinem Widerstreben gegen eine nicht von feindlichem Druck erzwungene Frontverkürzung liess sich Hodges dazu verleiten, zur Stützung seiner Westflanke die Divisionen zu entwickeln, die zum Gegenangriff hatten eingesetzt werden sollen. Am 24. Dezember schlug ihm deshalb Montgomery vor, mit dem VII. Korps nicht westlich der Ourthe zu sperren, sondern es zurückzudrehen, notfalls bis zur Linie Hotton – Andenne. Diese Linie müsse «um jeden Preis gehalten» werden; keinesfalls aber wollte Montgomery die zum Gegenangriff bestimmten Kräfte in die Abwehrschlacht hineingezogen haben. Als Hodges einwandte, die Nichtbeachtung seiner Flanke würde den Weg zur Maas öffnen und die Flussübergänge von Givet bis Namur entblößen, konnte ihm Montgomery versichern, sie würden sämtlich von starken britischen Truppen gedeckt. Tatsächlich drohten an dieser äussersten Flanke des feindlichen Einbruchs keine Gefahren. Die Deutschen beherrschten nur zwei gute Ost-West-Strassen, und diese

wurden jetzt bei aufklarem dem Wetter schwer aus der Luft angegriffen. Die der Maas zustrebenden Panzerkolonnen waren infolge Treibstoffmangels am Ende ihrer Kräfte. Am Spätnachmittag des 23. Dezember hatten die Amerikaner eine Anfrage der deutschen 2. Panzer-Division bei einer ihrer Einheiten aufgefangen, ob sie im Lauf des Tages Benzin erbeutet habe. Für Montgomery war das die «Schrift an der Wand». Ins Auge gefasst werden müsse, sagte er, der Abschnitt zwischen Salm und Ourthe, wo die Deutschen ersichtlich zu einem wohlgeplanten Angriff Kräfte zusammenzögen, der zum Ziel habe, zwischen Lüttich und Huy zur Maas durchzubrechen. Gegen einen solchen Angriff stand im Augenblick als schnelle Reserve nur die 2. Panzer-Division zur Verfügung.

Hodges hielt das VII. Korps nur äusserst ungern zurück. Unter Druck hatte er zum Ärger von Offizier und Mann in einen «freiwilligen Rückzug» eingewilligt. Jetzt wurde ihm zugemutet, so sagte er sich, den Fehdehandschuh liegen zu lassen, den die Deutschen durch ihren Vorstoss fast bis Dinant Collins vor die Füsse geworfen hatten. Das war zuviel. Mochte Montgomery es «Verweigern einer Flanke» nennen; Collins und seine Männer würden es als «Verweigerung des Kampfes» auffassen. Wieder zeigte sich einem Problem operativer Taktik gegenüber der Gegensatz zwischen Gefühlsreaktion und kriegswissenschaftlichem Prinzip.

Offiziell erteilte Hodges Collins die entsprechende Weisung, aber er befahl ihm nicht, Angriffsbewegungen zu unterlassen, und ermutigte ihn sogar persönlich dazu. Collins zögerte nicht, von dieser Ermächtigung Gebrauch zu machen, bot sich ihm doch eine Gelegenheit, die in die Augen fiel. Sie hatte sich bei Bastogne entwickelt.

Hätten die Deutschen den Wettlauf nach Bastogne gewonnen, so hätte am 19. und 20. Dezember den Panzern v. Manteuffels der Weg nach Dinant und Namur offengelegen; damals standen ausser 2 Pionier-Bataillonen und ein paar Aufklärungsabteilungen motorisierter Kavallerie zwischen Ourthe und Maas keine amerikanischen Kräfte. Die Besetzung von Bastogne hatte sich jedoch dermassen aggressiv verteidigt, dass die Panzer-Lehrdivision und die 2. Panzer-Division drei Tage gebraucht hatten, sich an der Stadt vorbeizuarbeiten, und auch ein anderer Panzerverband, die 116. Panzer-Division, aufgehalten und abgedrängt worden war. Diese Division war am 19. Dezember durch die Lücke zwischen Houffalize und Bastogne vorgedrungen, aber v. Manteuffel hatte sie wieder auf das Ostufer der Ourthe zurücknehmen müssen, um der 2. Panzer-Division Raum zu schaffen, am Nordrand der Igelstellung von Bastogne vorbeizukommen. Die dadurch hervorgerufene Verzögerung und Vermischung der Verbände nahm dem Vormarsch v. Manteuffels viel von seinem Schwung und gab Hodges genug

Zeit, beiderseits der Ourthe bis Marche im Westen zu sperren. Dies wieder zwang v. Manteuffel, weiter westwärts auszuweichen, als er beabsichtigt hatte, und die Folge war eine weitere Verzögerung. In dieser Lage erkannte er die Bedeutung Bastognes.

Nachdem der Versuch fehlgeschlagen war, Bastogne zu stürmen, gingen die Deutschen daran, es zu erdrosseln. Am Morgen des 21. Dezember war die Einschliessungsschlinge um die Stadt gelegt. Als die Deutschen sie aber zuziehen wollten, mussten sie bald feststellen, dass sie einen eisernen Ring zusammenschnüren versuchten. Eine Reihe von Einzelangriffen, die nach einer schwachen, zum Einbruch ausnutzbaren Stelle tasteten, trieb zwar die amerikanischen Vorposten in den Perimeter, vermochte aber nicht in ihn einzudringen. Die von Brigadegeneral A. C. McAuliffe befehligte Besatzung stand fest. Am 22. Dezember forderte v. Lüttwitz sie zur Übergabe auf, andernfalls sie «völlig vernichtet» werden würde. McAuliffe lehnte verächtlich ab.

Ehe die Deutschen zu weiteren Bewegungen gegen Bastogne kamen, geriet ihre Südflanke unter den schweren Druck der 3. Armee, die, wie Patton zugesagt hatte, an demselben Morgen angriff. Die Deutschen waren zwar über die Schnelligkeit verblüfft, mit der Patton seine Divisionen aus dem Saarabschnitt herausgelöst und nach Norden gedreht hatte, überraschend aber kam ihnen der Angriff nicht. Das Funknetz, über das der amerikanische Verkehr gelenkt wurde, hatte ihnen die Bewegungen Pattons rechtzeitig verraten, und sie standen bereit, dem Ansturm zu begegnen. Patton hatte erwartet, mit einem Schwung geradeswegs bis Bastogne stossen und weiter nach St. Vith durchdringen zu können. Bald aber mussten seine Truppen entdecken, dass die Deutschen jeden Anmarschweg mit starken Kräften gesperrt hatten, deren Stellungen wegen des durchschnittenen und waldigen Geländes nicht leicht zu umgehen waren. Eine Panzerkolonne kam westlich der Strasse Arlon – Bastogne bis auf fünf Meilen an den Perimeter heran; dann wurde sie von einem heftigen Gegenangriff zurückgetrieben. Anderwärts brachten zweitägige harte Kämpfe der belagerten Stadt die Entsetzung nur wenig näher.

Der langsame Fortschritt der 3. Armee war für McAuliffe eine Quelle schwerer Sorgen. Seine kärglichen Munitionsvorräte schwanden schnell dahin. Am 23. Dezember hatte seine Artillerie ausser einer Abteilung nur noch zehn Schuss für jede Kanone. «Es ging einfach darum», berichtet Oberst Marshall, «ob der Entsatz herankam, bevor die Munition ausging.» An demselben Tag erlaubte es das Wetter zum erstenmal, die Besatzung aus der Luft zu versorgen. Die Abwürfe genügten zwar nicht, die Munitionskrise zu beheben, versetzten aber die Verteidiger in die rechte Stimmung, dem Ansturm zu begegnen, den der Abend brachte.

Die Deutschen führten ihren bisher schwersten Angriff, zerschlugen die Süd-

ostecke des Kessels und nahmen eine beherrschende Höhe. Einige Panzer brachen bis in die Strassen der Stadt durch, aber die Amerikaner riegelten schnell ab. Am Morgen war die Bresche wieder geschlossen.

Nun war es an den Deutschen, wegen Bastogne beunruhigt zu sein. Model und v. Manteuffel waren sich darüber klar, dass der schnelle Fall der Stadt über den Erfolg des geänderten Planes entschied, den sie am 24. Dezember Hitler vorlegten. Ihre Streitkräfte waren jetzt sechzig Meilen tief in Belgien eingedrungen, doch wussten beide, dass keinerlei Möglichkeit bestand, Antwerpen zu erreichen, und nur geringe Aussicht, die Maas zu überqueren. Die Amerikaner leisteten hartnäckigeren Widerstand, und ihre Reserven waren schneller bewegt worden, als die Deutschen erwartet hatten. Getrogen hatte auch die Hoffnung, grosse Mengen amerikanischen Benzins zu erbeuten, ohne das die Panzer-Divisionen ihren Vormarsch jenseits der Maas nicht würden fortsetzen können. Hitler hatte ihnen Brennstoff für dreihundert Meilen normaler Fahrt versprochen, bekommen aber hatten sie eine Menge, die noch nicht für ein Drittel dieser Strecke reichte, und davon war das meiste auf den schlechten Seitenstrassen draufgegangen, die einzuschlagen die Panzerkolonnen gezwungen worden waren.

Der revidierte Plan war im Grunde nichts anderes als die ‚kleine Lösung‘, die Hitler bereits verworfen hatte. Model schlug vor, an der Maas bei Dinant eine feste Flanke zu errichten und dann nach Norden zu stossen: v. Manteuffel sollte mit 4 Panzer-Divisionen der Wehrmacht zwischen Maas und Ourthe auf Huy vorgehen, Dietrich mit 4 SS-Panzer-Divisionen zwischen Ourthe und Salm in der Richtung auf Lüttich. Dann sollten sie das Ostufer der Maas blankfegen und nach Aachen einschwenken. Gleichzeitig sollte an der unteren Roer eine Offensivstreitmacht zu einem Angriff südwärts auf Maastricht versammelt werden. Durch diese konzentrischen Stösse könne der Aachener Frontvorsprung beseitigt werden. Model wies darauf hin, dass die zu dem Angriff von Norden erforderlichen Kräfte freigesetzt werden könnten, wenn der Führer seinen Plan einer Offensive im Elsass aufgabe, deren Beginn auf den Neujahrstag festgesetzt war.

Hitler lehnte den letzten Vorschlag ab mit der Begründung, die Offensive werde Patton zwingen, die Masse seiner Kräfte, die jetzt Bastogne zu entsetzen drohten, ins Elsass zu überführen. Damit werde der Druck auf die Südflanke der Ardennen nachlassen und Model freie Hand bekommen, zu dem Stoss nach Norden anzusetzen. Obwohl Hitler nicht gewillt war, statt der Antwerpener die Aachener Lösung anzunehmen, genehmigte er den augenblicklichen Plan. Er wusste, dass er nicht nach Antwerpen greifen konnte, solange er nicht den Maasabschnitt Namur-Lüttich in die Hand bekommen hatte. Er stimmte auch zu, dass zunächst Bastogne genommen werden müsse.

Zu dem neuen Angriff auf die belagerte Stadt führte v. Manteuffel eine frische Division heran, die 15. Panzergrenadier-Division, und setzte sie gegen die Nordwestecke an, wo die Abwehrkraft ernstlich noch nicht erkundet worden war. Er hoffte, mit dem Schlag gegen die amerikanische ‚Hintertür‘ auf eine schwache Stelle zu stossen, tatsächlich aber schickte er seine Truppen gegen den stärksten Abschnitt der Igelstellung vor.

Am Weihnachtsabend wussten die Amerikaner in Bastogne, dass ein schwerer Angriff bevorstand. Um Mitternacht war die Front verdächtig ruhig. «Zum erstenmal», erzählt Marshall, «bemächtigte sich der Männer rings um den Perimeter Bangigkeit. Das Ende schien nahe. In dieser Nacht drückte so mancher die Hand seines Kameraden.» Doch welche Zweifel und Befürchtungen auch immer die Amerikaner im Kessel von Bastogne gehabt haben mögen, sie verrieten nichts davon, als die Stunde der Prüfung gekommen war.

Die Deutschen griffen am ersten Weihnachtsfeiertag um 03.00 Uhr an, und ehe der Morgen dämmerte, war deutsche Infanterie nordwestlich von Bastogne drei Meilen tief eingebrochen. Bei Tagesanbruch schlug ein Panzer- und Infanterieangriff eine zweite Bresche. Als aber die deutschen Panzer weiterstossend den Durchbruch ausnutzen wollten, gerieten sie in das Flankenfeuer amerikanischer Panzerzerstörer, die für einen solchen Fall wohlplaciert waren. McAuliffe hatte die deutschen Absichten vorausgesehen. Von den achtzehn durchgebrochenen Panzern wurde jeder ausser Gefecht gesetzt, von der Infanterie entkam nicht ein Mann. Am Vormittag war die amerikanische Front wiederhergestellt. Am nächsten Tag erneuerten die Deutschen den Angriff, aber ehe sie einen wesentlichen Erfolg erzielt hatten, war eine Einsatzkolonne Pattons im Südwesten durch den Einschliessungsring durchgedrungen, und die Belagerung war aufgehoben. Für v. Manteuffel war das eine schwere Niederlage.

Am Weihnachtsmorgen stand die Vorhut der 2. Panzer-Division auf dem Höhenrücken über Dinant und harrete ungeduldig auf Brennstoff und Verstärkung zum letzten abschliessenden Sprung den Westhang der Ardennen hinunter an die Maas, die zu ihnen heraufschimmerte. Schon anderthalb Tage wartete die Kolonne. Ihre Division rang um Marche und Rochefort. Rochefort war jetzt gefallen, nachdem es von einem einzigen amerikanischen Bataillon zwei Nächte und einen Tag heldenmütig verteidigt worden war, und die Masse der 2. Panzer-Division bewegte sich wieder nach Westen. Aber sie marschierte allein. In ihrer linken Flanke konnte die Panzer-Lehrdivision, mit einem Bein an Bastogne gebunden, wo eines ihrer Regimenter eingesetzt war, nicht mit starken Kräften über St. Hubert hinauskommen, und in ihrer rechten Flanke war die 116. Panzer-Division zwischen Marche und Hotton unvermittelt zum Stehen gebracht worden.

Von den Panzerreserven, die Hitler v. Manteuffel zugesagt hatte, war eine Division auf Butgenbach abgezweigt worden, eine andere in den Kampf um Bastogne verwickelt und die dritte, die sich erst Marche näherte, wegen Treibstoffmangels zurückgeblieben.

Gleichviel – v. Manteuffel befahl, unverzüglich weiter auf Dinant vorzudrängen. Am Vormittag meldete sein Aufklärungsbataillon, dass entlang der Maas britische Panzer stünden und es gegen Norden, bei Ciney, zu Zusammenstößen mit amerikanischen Panzern gekommen sei. Aber die Deutschen hatten keine Ahnung, dass die gesamte amerikanische 2. Panzer-Division in überwältigender Stärke auf ihre rechte Flanke zuhielt. General ‚Joe‘ Collins machte von seiner Vollmacht Gebrauch.

Um die Mittagsstunde stiess ein amerikanisches Kampfkommando direkt bis Rochefort und schnitt die herankommenden Verstärkungskolonnen ab; ein anderes umfasste den Wald bei Celles, wo sich die deutsche Vorhut stark verschanzt hatte. Zwei Tage tobte die Schlacht westlich von Rochefort. Die eingeschlossenen Kräfte kämpften darum, ihre Vernichtung abzuwenden, während ihre Division, unterstützt von Einheiten der Panzer-Behrdivision und der 9. Panzer-Division, vergeblich zur Entsetzung der Vorhut durchzubringen suchte. Ohne Treibstoff, mussten sich die eingeschlossenen Deutschen schlagen, wo sie standen, während die Amerikaner über den jetzt hartgefrorenen Boden frei manövrieren konnten, den Wald durchkämmten und die Dörfer durchstreiften, bis jeder Widerstand erstickt war.

Am Abend des 27. Dezember rollten die Streitkräfte, die Dinant hatten nehmen sollen, wieder zurück nach Rochefort hinein, und die Angriffsspitze der 5. Panzer-Armee v. Manteuffels lag zerbrochen im Schnee. Noch einmal hatten die Deutschen die Maas erblickt – ein letztes Mal.

Weihnachten in den Ardennen war kalt und klar. Hitlers Armeen, die voller Begeisterung die belgische Grenze überschritten hatten, wehte der frostige Atem der Niederlage an. Über die Feiertage wichen Wolken und Nebel, die die erste Woche hindurch den deutschen Vormarsch geschirmt hatten, und die Stunde für die verbündeten Luftstreitkräfte war gekommen. Die Deutschen wurden von der plötzlichen Wetteränderung völlig unvorbereitet getroffen. Es kam sie nun teuer zu stehen, dass sie das Risiko auf sich genommen hatten, in dichten Kolonnen bei Tage zu marschieren – und dass sie, wie v. Rundstedt Hitler gegenüber zugab, «eine Flut von überflüssigen Kraftfahrzeugen» mitgenommen hatten. Da ihnen Malmédy und Bastogne verweigert waren, standen den von St. Vith sich westwärts bewegenden Nachschub- und Verstärkungskolonnen nur zwei gute Strassen offen, deren jede sich am Übergang über die Ourthe, die eine bei Laroche, die andere bei Houffalize, zu einem Engpass krümmte. Hier und bei St. Vith selbst wie auch auf den Strassenstrecken dazwischen fanden die verbündeten Flieger Massenziele, wie sie sich seit Falaise und dem deutschen Rückzug über die Seine nicht mehr geboten hatten.

In vier Tagen flogen Amerikaner und Briten 15'000 Einsätze, wobei sie nicht nur den Kolonnenverkehr in den Ardennen angriffen, sondern auch überall im Rheinland Strassen, Bahnen und Flugplätze. Bald waren die deutschen Ausladestationen in der Eifel unbrauchbar gemacht und Models Streitkräfte von weither auf der Strasse herangebrachtem Nachschub abhängig. Hitler hatte der Geheimhaltung wegen angeordnet, alle Hauptvorräte östlich des Rheins anzulegen, jedoch die Zerschlagung des Bahnsystems und des Strassenverkehrs beraubte ihn der Mittel, die zur Nahrung der Offensive nötigen Nachschubmengen nach vorn zu bringen.

Drei Tage vor Weihnachten, als die Deutschen noch auf dem Vormarsch waren, hatte Eisenhower in einem Tagesbefehl gesagt: «Möglicherweise gibt uns der Feind dadurch, dass er aus seinen ständigen Befestigungen vorprescht, die Chance, das grosse Spiel zu seiner schwersten Niederlage gegen ihn zu kehren.» Drei Tage nach Weihnachten schien diese Gelegenheit da zu sein. Nach der Niederlage bei Bastogne, dem Schlag bei Rochefort und der Verwüstung der Nachschublinien hatte die deutsche Offensive ihren Schwung verloren. Bradley, den es drängte, die Schwierigkeiten auf der Feindseite auszunutzen, schlug nun vor,

den Angriff der 3. Armee durch die jetzt als SHAEF-Reserve versammelten 3 Divisionen zu verstärken und mit der 1. Armee unverzüglich einen grossen Angriff gegen die Nordflanke des Frontvorsprungs zu führen.

Eisenhower und Montgomery besprachen diesen Vorschlag am 28. Dezember in Belgien. Der Feldmarschall wandte ein, die 1. Armee sei zu einem erfolgreichen Angriff solange nicht stark genug, wie ihr die Masse der feindlichen Kräfte, darunter 7, wenn nicht 8 Panzer-Divisionen, gegenüberstehe. Ein vorschneller Gegenangriff könnte den Deutschen die Gelegenheit zu einem Durchbruch auf Lüttich in die Hand spielen und würde sicherlich die Amerikaner hohe Verluste kosten, besonders die Infanterie, der es bereits ernstlich an Ersatz fehle. Noch verfügten die Deutschen über beträchtliche Reserven und beabsichtigten, so meinte Montgomery, zweifellos, «mindestens noch einen machtvollen Angriff im Norden» vorzutragen. Seinem Prinzip entsprach, erst diesen Angriff abzuweisen und dann gegen den erschöpften Feind den Gegenschlag zu führen. Er werde britische Divisionen über die Maas heranzuführen, so dass das amerikanische VII. Korps in Reserve bereitgestellt werden könne, «den Deutschen, sobald sie zurückgeworfen sind, auf dem Fusse zu folgen». Eisenhower räumte ein, dass «dieser Plan zu einem grossen Gegenschlag die bestmöglichen Voraussetzungen böte», doch lag ihm sehr daran, dass nicht zu lange gewartet werde. Man beschloss daher, die Gegenoffensive, sollten die Deutschen vorher nicht wieder angreifen, am 3. Januar zu eröffnen. Inzwischen sollte, um den Druck auf die feindliche Südflanke, besonders gegen Bastogne, zu verstärken, die SHAEF-Reserve Patton zugeführt werden.

Die Aufschiebung des Angriffs im Norden wurde von Bradley und Patton äusserst übel vermerkt. Sie sagten sich, Montgomery überlasse die ganze Bürde des Kampfes ihnen; dabei könnte er sofort zur Offensive schreiten, wenn er nur die 4 in Reserve zurückbehaltenen britischen Divisionen einsetzen wollte. Wenn sich Montgomery sträubte, diese Divisionen in den Kampf zu werfen, so deshalb, weil er entschlossen war, eine starke Streitmacht für den Augenblick zur Hand zu haben, wo die deutschen Reserven gebunden wären. Auch wollte er die Verwaltungsschwierigkeiten vermeiden, die sich einstellen mussten, wenn er in einem bereits überfüllten Abschnitt ein britisches Korps in eine amerikanische Armee einschob. Zudem blickte Montgomery weit über die Ardennen hinaus. Die Briten hatten, anders als die Amerikaner, keine frischen Divisionen mehr zu erwarten, und so lag ihm sehr daran, sein XXX. Korps für die kommende Schlacht im Rheinland intakt zu erhalten.

Der Unterschied zwischen Ansicht und Methoden Pattons und Montgomerys

zeigte sich schlagend in ihrer Auffassung von der Bedeutung der Reserven. Patton vertrat den Standpunkt, der Befehlshaber müsse, da der Angriff die beste Verteidigung sei, alle ihm verfügbaren Kräfte möglichst offensiv in den Kampf werfen. Montgomery hingegen glaubte an Wellingtons Regel, wonach Reserven die Grundlage des Sieges sind. Wie in der Normandie und bei El Alamein verfolgte er auch in den Ardennen das Prinzip, die Deutschen sich in verlustreichen Angriffen erschöpfen zu lassen und dann mit frischen, in Reserve bereitgestellten Kräften den Gegenschlag zu führen. Auf die später ihm vorgelegte Frage: «Wann wussten Sie, dass die Schlacht in der Normandie gewonnen war?» antwortete er: «Als ich drei Panzer-Divisionen in Reserve zurücknehmen konnte.»

Während sich Eisenhower und Montgomery in Belgien berieten, versuchte v. Rundstedt, Hitler zu überreden, alle Offensivoperationen einzustellen und seine Armeen herauszuziehen, ehe die Alliierten in voller Stärke zum Gegenangriff schreiten würden. Nicht einmal die «kleine Lösung» sei möglich, weil Nachschub und Verstärkungen nicht in der erforderlichen Masse und nicht schnell genug herangebracht werden könnten. Er schlug dementsprechend vor, Dietrich und v. Manteuffel sollten sich auf eine Verteidigungslinie östlich von Bastogne absetzen und ihre Panzer-Divisionen in Reserve zurückziehen.

Hitler verschmähte diesen Rat. Er war entschlossen, die Offensive gegen die Maas wiederaufzunehmen, sobald er die nächste Phase seines allgemeinen Planes ausgeführt haben würde: den Angriff im Elsass. Am 28. Dezember erklärte Hitler vor Rundstedt und den mit der bevorstehenden Operation im Elsass beauftragten Oberbefehlshabern: «Eine Defensive würde meiner Überzeugung nach für uns auf die Dauer untragbar werden.» Er gab zu, dass der Angriff in den Ardennen «leider nicht zu dem durchschlagenden Erfolg geführt hat, den man hätte erwarten können», machte aber geltend, dass dies so gekommen sei «wegen der schlechten Strassen [und] gewisser Brückenzerstörungen, die nicht so schnell behoben werden konnten». Trotzdem sei «schon jetzt eine ungeheure Entspannung eingetreten. Der Gegner musste seinerseits seine ganzen Angriffspläne aufgeben. Er ist gezwungen worden, sich gänzlich umzugruppieren. Verbände, die abgekämpft waren, muss er wieder hineinwerfen... Die Kritik zu Hause ist enorm... Er muss jetzt schon erklären, es sei nicht daran zu denken, dass der Krieg vor August, vielleicht sogar vor Ende des Jahres entschieden werden kann. Also eine Umwandlung der ganzen Situation, wie man sie sicherlich vor vierzehn Tagen überhaupt nicht für möglich gehalten hätte».

Rundstedt und seine Truppenführer hätten sich, dankbar für das Geleistete, durchaus zufrieden mit dem begnügt, was erreicht worden war, aber Hitlers Ap-

petit auf Angriff, der so lange unbefriedigt hatte bleiben müssen, war jetzt vom Erfolg gereizt. Die Amerikaner, so erklärte er dem Marschall und den Generalen, seien «gezwungen worden, von ihren andern Fronten so etwas wie 50 Prozent» nach den Ardennen abzuziehen. Infolgedessen sei ihre Front im Elsass «ausserordentlich dünn» geworden. Dort «werden wir eine Situation vorfinden, wie wir sie uns nicht besser wünschen können». Der Erfolg dieser neuen Operation werde «automatisch die Drohung gegen die linke Flanke der Hauptoffensive beseitigen, die dann mit neuer Erfolgsaussicht wiederaufgenommen werden» könne. Gemäss diesen Annahmen befahl Hitler, dass Model seine Position in den Ardennen festige und seine Kräfte zu einem weiteren Versuch gruppieren, die Maas zu erreichen. Gleichzeitig sollte er gegen den Frontvorsprung von Bastogne einen neuen, machtvolleren Angriff richten, der, so hoffte Hitler, Patton völlig zu schaffen machen werde, während die jetzt im Saarland und in dem grossen Kolmarer Brückenkopf versammelten Kräfte in das Elsass ausbrächen.

Am Neujahrs tag griffen 8 deutsche Divisionen aus dem Saargebiet nach Süden an, aber diesmal wurden die Amerikaner, so auseinandergezogen ihre Kräfte auch waren, nicht überrascht. Der gegen die Zaberner Senke gerichtete Hauptstoss wurde nach noch keinen zehn Meilen angehalten. Östlich der Vogesen, wo Devers eine Beule in den Westwall getrieben hatte, zog sich – auf ausdrücklichen Befehl Eisenhowers – die 7. Armee vor dem deutschen Stoss in voller Ordnung gewandt zurück. Hitler glaubte nun, er habe den Gegner ins Raufen gebracht, und warf seine Reserven in diesen Abschnitt, musste aber feststellen, dass die Amerikaner ihre Front in der Maginotlinie wieder geschlossen hatten. Der Angriff aus dem Kolmarer Brückenkopf war ähnlich unergiebig – trotz dem persönlichen Eingreifen Heinrich Himmlers, der als Oberbefehlshaber der «Heeresgruppe Oberrhein» die Entdeckung machen musste, dass das ‚Ausrotten‘ sehr viel schwieriger war, wenn sich das dazu ausersehene Opfer zu wehren vermochte.

Der einzige Erfolg Himmlers war die Errichtung eines kleinen Brückenkopfes am Rhein nördlich von Strassburg, der die Amerikaner bestimmte, durch einen Rückzug in der Nordostecke des Elsass die Front zu verkürzen. Eisenhower war zu Beginn der deutschen Offensive geneigt gewesen, auf die Vogesen zurückzugehen, denn er hatte von den Ardennen bis zur Schweizer Grenze keinerlei Reserven. Das hätte aber die Räumung Strassburgs bedeutet, einer Stadt, die den Franzosen so teuer ist, dass ihre kampflöse Aufgabe eine schwere politische Krise hervorgerufen hätte. De Gaulle erhob Vorstellungen, und so erhielt Devers Befehl, Strassburg um jeden Preis zu halten. Dies geschah, und die deutsche Offensive wurde zum Stehen gebracht, ohne dass amerikanische Streitkräfte aus

dem Hauptkampfraum hatten abgezogen werden müssen. Zu spät wurde Hitler klar, dass die an ein vorschnelles Abenteuer vergeudet Divisionen anderswo zu besserem Zweck hätten verwendet werden können.

Anfang Januar griffen 6 Divisionen der Armee Pattons von Süden an mit dem Ziel, die Bastogner Ausbuchtung zu erweitern und sie tiefer in die deutsche Flanke hineinzutreiben. So wurde der Dorn im Fleisch des Gegners zu einem Messer, und als Patton das Messer in der Wunde umdrehte, sah sich Hitler gezwungen, darauf stärker zu antworten, als in seinem Plan gelegen hatte. Von der OKW-Reserve wurden 3 frische Infanterie-Divisionen herangeführt, und Dietrich musste 4 Panzer-Divisionen an v. Manteuffel abgeben. Sie hatten den Auftrag, Bastogne zu nehmen und eine unbezwingliche Südflanke zu errichten.

Den ganzen 3. und 4. Januar über waren die amerikanischen Stellungen rund um Bastogne einer Reihe schwerer Angriffe ausgesetzt, zu denen die Einheiten von 8 Divisionen gut zusammenwirkten. Die Schlacht, die sich daraus entwickelte, war die erbitterteste der ganzen Offensive und die verlustreichste, besonders für die neuen unerfahrenen amerikanischen Divisionen, die westlich von Bastogne einzusetzen Patton gezwungen war, um die Stadt von dem auf sie ausgeübten Druck zu entlasten. Am 5. Januar begann der deutsche Ansturm nachzulassen. Jeder Gedanke an eine Eroberung Bastognes wurde aufgegeben, denn die Truppen, die damit beauftragt worden waren, wurden jetzt dringend gebraucht, die Gegenoffensive der Verbündeten abzuwehren, die zwei Tage vorher Montgomery gegen die Nordflanke der Ausbuchtung eröffnet hatte.

Dieser Angriff war von Anfang an durch abscheuliches Wetter beeinträchtigt, das die Luftoperationen sehr einschränkte und den Deutschen die Ausnutzung der natürlichen Defensivstärke des Ardennengeländes erlaubte. Die Amerikaner wie die Briten, die von Norden und von Westen angriffen, stiessen auf einen Feind, der sich auf den bewaldeten Höhen gut eingegraben hatte und dessen Stellungen eine dichte Schneedecke tarnte. Zu diesem bitteren Winterkampf waren die Deutschen mit ihrer in Russland gewonnenen langen Erfahrung besser ausgebildet und ausgerüstet als der Angreifer, und sie liessen ihn jeden Yard teuer bezahlen. Tiefe Schneewehen behinderten die Infanterie der Alliierten, und die vereisten Strassen beschränkten die Beweglichkeit ihrer Panzer, die überdies durch raffiniert lose in den Schnee gelegte Minen beengt wurden. In fünf Tagen kamen die gegen Houffalize drückenden Amerikaner nur fünf Meilen vorwärts. Dieser an sich geringe Gewinn war aber für Model Grund genug, die Genehmigung zum Rückzug aus den Westardennen zu fordern.

Model hatte von seinen 10 Panzer-Divisionen / Divisionen noch jenseits der

Strasse Bastogne–Houffalize–Lüttich stehen und nur eine gute Strasse in Besitz, sie herauszuziehen. Diese durch Houffalize führende Strasse lag bereits unter Artilleriefeuer; zudem benutzten die Verbündeten einen neuen, durch Radar betätigten Zünder. Er ermöglichte es der Artillerie, mit beispielloser Treffsicherheit und, besonders auf Verkehrsziele wie den Engpass von Houffalize, mit vernichtender Wirkung zu feuern. Am 8. Januar konnte Hitler nicht länger leugnen, dass die meisten seiner übriggebliebenen Panzer eingeschlossen zu werden drohten, und ermächtigte Model, den Raum westlich von Houffalize aufzugeben. Mit diesem zögernd und verspätet gefassten Entschluss gab Hitler zu, dass die Ardennenoffensive fehlgeschlagen war.

Der Hauptgrund des Fehlschlages lag darin, dass Hitler vorausgesetzt hatte, die Wehrmacht könne ihre Leistung von 1940 wiederholen. Sein Plan beruhte auf einer groben Überschätzung der eigenen Stärke und einer womöglich noch größeren Unterschätzung der Stärke der Verbündeten, besonders der amerikanischen Fähigkeit, sich zu fangen und zu erholen.

Die Generalfeldmarschälle befanden sich mit der Leistung, die sie im Herbst auf eigene Verantwortung vollbracht hatten, in einer starken Position, die ihnen wohl erlaubt hätte, darauf zu bestehen, dass die Leitung der Winteroperationen in ihren Händen bleibe. Sie konnten Hitler nicht das Recht abstreiten, politische Ziele zu stecken, und mussten sich also seinem Entschluss fügen, im Westen anzugreifen. Hingegen war es zweifellos ihre Pflicht, selbst auf die Gefahr der Bedrohung ihres Lebens hin zu fordern, dass die zu so hohem Preis aufgebauten Reserven nicht an ein leichtsinniges Spiel vergeudet würden. Sie wussten, dass der Antwerpenér Plan von vornherein zum Misslingen verurteilt war; Hitler verfügte weder über die Kräfte noch über den Treibstoff, Antwerpen zurückzuerobern, ganz zu schweigen von seiner Prahlerei, er werde die verbündeten Armeen nördlich der Ardennen ‚düнкirchen‘.

Von allen Generalen im Westen hatte allein v. Manteuffel den Mut, dem vom Führerhauptquartier mit dem Vermerk ‚Darf nicht geändert werden‘ hinuntergereichten Operationsbefehlen entgegenzutreten. Seine Vorschläge, so berichtet er, wurden «wortlos akzeptiert». Freilich betrafen sie nur taktische Einzelheiten: die Angriffszeit, die Abstimmung des Vorbereitungsfeuers und die Entwicklung der Panzerverbände. Gegen das strategische Konzept des Planes gingen sie nicht an. Die Feldmarschälle hingegen gaben ihre Einwendungen nur zu Protokoll, aber nichts spricht dafür, dass sie daraus eine Kernfrage gemacht hätten.

Wenn Antwerpen ihrem Zugriff auch entrückt lag, so hätten die Deutschen, nachdem ihnen die Überraschung gelungen war und sie einen klaren Durchbruch hatten erzielen können, doch instande sein müssen, die Maas zu erreichen. Nach

v. Rundstedts Ansicht misslang dies vor allem wegen Hitlers Entschluss, den Hauptstoss mit Dietrichs 6. SS-Panzer-Armee zu führen. Der Feldmarschall hatte vorgeschlagen, mit dem Schwerpunkt in den Mittelardennen anzugreifen, wo die Strasse besser und die Abwehrstellungen schwächer waren. Hitler hatte das abgelehnt. Er glaubte, dass nur die SS-Divisionen fanatisch genug seien, den Erfolg zu erzwingen; auch wollte er um des nationalsozialistischen Prestiges willen ihnen den Siegesruhm sichern. In der Mitte aber konnten die SS-Divisionen nicht eingesetzt werden, denn das Gelingen der Überraschung hing davon ab, ob die Verbündeten zu der Annahme gebracht werden konnten, Dietrichs Armee würde zu einem Gegenangriff im Roerabschnitt bereitgehalten. Deshalb musste die Überführung der Armee auf die letzten drei Nächte verschoben werden, was bedeutete, dass sie nur am Nordflügel eingesetzt werden konnte. «Diese Entscheidung», sagte v. Rundstedt später, «war ein fundamentaler Fehler, der die ganze Offensive um ihr Gleichgewicht brachte», denn weder Dietrich noch seine Truppen seien in der Lage gewesen, ihren Auftrag ausführen zu können. Dieser Fehler wurde verdoppelt, als Hitler darauf bestand, den Nordflügel zu verstärken, obwohl v. Manteuffel und nicht Dietrich die Möglichkeit zu schneller operativer Ausnutzung geschaffen hatte.

Das ist aber nur die eine Seite der Geschichte. Die Vereitelung des Stosses an die Maas ist nicht allein auf Hitler zurückzuführen. In dem zu Beginn der Offensive von Model herausgegebenen Operationsbefehl hiess es: «Rasche Erfolgsausnutzung am ersten Tag wird entscheidend sein. Das erste Ziel ist, für die schnellen Einheiten Bewegungsfreiheit zu gewinnen.» Nun sicherten zwar die Deutschen an Manteuffels Front den Panzern die Möglichkeit zum Manövrieren, die operative Ausnutzung jedoch wurde durch die Hartnäckigkeit der amerikanischen Infanterie beschränkt, die die vorspringenden Flankenecken des Durchbruchraums hielt, durch die Findigkeit kleiner Nachhuten, die den Panzervormarsch verzögerten, und durch die schnelle Bewegung der Reserven nach St. Vith und Bastogne. Diese Faktoren waren es, die dem Eröffnungsangriff den Stachel nahmen. Überdies gab die Haltung der amerikanischen Fronttruppe dem interalliierten Oberkommando Zeit, sich vom Überraschungsschock zu erholen. Ehe die Deutschen ihre Kräfte neugruppieren konnten und den Schwung zu entwickeln vermochten, der nötig war, sie an die Maas zu tragen, hatte Montgomery im Norden die Front wiederhergestellt und war Patton von Süden zum Gegenangriff angetreten.

Als Montgomery den Oberbefehl übernahm, hatten die Deutschen noch eine sehr gute Chance, mit starken Kräften zur Maas durchzustossen, aber sie schwand bald infolge der durchgreifenden und geduldigen Massnahmen, mit de-

nen der Feldmarschall in die von ihm vorgefundene chaotische Lage klärend und festigend eingriff. Bradley, Patton und die andern amerikanischen Generale glaubten, er verhalte sich zu abwartend und übervorsichtig. Möglich, dass Montgomery die Zähigkeit der amerikanischen Truppen und ihre Wendigkeit unterschätzt und ihre ungewöhnliche Fähigkeit nicht gewürdigt hat, nach einem schweren Rückschlag sofort wieder zur Offensive überzugehen, doch ist in Betracht zu ziehen, dass die Deutschen zwischen Ourthe und Maas freie Bahn gehabt hätten, wenn Montgomery die Verwicklung der 1. Armee in einen Zermürbungskampf östlich der Ourthe zugelassen hätte. Montgomerys Beitrag war, dass er eine Reihe von Einzelaktionen in eine zusammenhängende, nach einem klaren Plan durchzuschlagende Schlacht verwandelte. Es war die zeitige Verlegung des britischen XXX. Korps in den Raum zwischen Lüttich und Brüssel, was den verbündeten Armeen das Gleichgewicht zurückgab und der Nordflanke ihre endliche Tiefe verlied; es war die Zurücknahme der 1. Armee aus den exponierteren Stellungen, was den Amerikanern ermöglichte, eine feste, die Strasse nach Namur sperrende Abwehrfront zu errichten; und es war Montgomerys Weigerung, einzelne und verfrühte Gegenangriffe zu führen, was die Amerikaner instand setzte, die Reserven zu versammeln.

So wertvoll Montgomerys Beisteuer war, es wäre der Sache der Alliierten dienlicher gewesen, wenn nicht er selber das Augenmerk darauf gelenkt hätte. Auf einer Pressekonferenz am 7. Januar gab der Marschall einen Rückblick, der seinen eigenen Anteil an der Schlacht stark hervorhob. Er schilderte, wie die Deutschen eine Lage herbeigeführt hätten, die «so aussah, als könnte sie schlimm werden», und fuhr fort: «Sobald ich sah, was vorging, sorgte ich durch bestimmte Massnahmen dafür, dass die Deutschen, sollten sie an die Maas gelangen, sicherlich nicht über den Fluss kämen ... es waren reine Vorbeugungsmassnahmen, das heisst, ich dachte voraus.» In diesem Ton ging es weiter, und dabei gebrauchte er einige unglückliche Redewendungen. Als die Krise eintrat, sagte er, «wurden nationale Rücksichten über Bord geworfen» – eine Erklärung, die nach amerikanischer Ansicht besagen sollte, dass Eisenhower in der Stunde der Gefahr den besten Mann gerufen habe. Seine erste Aufgabe sei gewesen, «das Schlachtfeld in Ordnung zu bringen». Die Operation sei eine «der interessantesten und heikelsten» gewesen, die er «jemals in die Hand genommen» habe. In der schriftlichen Darstellung, die er an die Korrespondenten ausgab, sprach er mit warmer und aufrichtiger Hochachtung von Eisenhower und den amerikanischen Truppen, erwähnte aber Bradley mit keinem Wort.

Kränkend wirkte überdies eine Stelle, die ausser dem Zusammenhang einen Eindruck hervorrief, den Montgomery bestimmt nicht hatte erwecken wollen.

Sie lautete: «Ich verwendete alle verfügbaren Kräfte der britischen Heeresgruppe; diese Kräfte wurden nach und nach in Bewegung gesetzt, und zwar so, dass sie den amerikanischen Verkehrslinien nicht in die Quere kamen. Schliesslich wurden sie mit einem Schlag in den Kampf geworfen, und heute fechten britische Divisionen unmittelbar an der rechten Flanke der amerikanischen 1. Armee.» Bradley erblickte in dieser Feststellung eine bösartige Irreführung und den Versuch, für die britische Armee einen Erfolgsanteil über Gebühr zu beanspruchen. Montgomery jedoch erhob, als er dies äusserte, überhaupt keinen Anspruch, sondern verteidigte sich gegen die Beschuldigung, er habe die Amerikaner eine unbillige Bürde tragen lassen, und setzte auseinander, weshalb er die britischen Truppen nicht eher einsetzen können. Er deutete nicht einmal an, dass sie die Lage gerettet hätten. Im Gegenteil, er erklärte vor den Pressevertretern, dass die Deutschen angehalten worden seien, ehe die britischen Divisionen eingesetzt waren. Gleichviel, in Bradleys Hauptquartier wurde Montgomerys Erklärung der Sinn beigelegt, er beanspruche nicht nur einen persönlichen Triumph, sondern auch einen britischen Sieg.*

Eisenhower bemerkt zu dieser Pressekonferenz: «Ich bezweifle, dass sich Montgomery jemals klar darüber geworden ist, wie tief gekränkt einige amerikanische Befehlshaber waren. Sie glaubten, er habe sie herabgesetzt.»

Bradley schmälert in seinem Buch – ‚A Soldier’s Story‘ – zunächst Montgomerys Leistung in der Normandie. Was Arnheim betrifft, so räumt er zwar ein, dass der Plan dieses Durchbruchs «einer der phantasiestärksten des Krieges» gewesen sei, aber er macht dieses Zugeständnis nicht, ohne ihm eine Note der Geringschätzung zu geben: «Wäre der fromme Abstinenzler Montgomery mit einem Schwips in SHAEF hineingeschwankt, hätte ich nicht erstaunter sein können, als ich es angesichts des kühnen Unternehmens war, das er vorschlug.» Bei der Erörterung der Schlacht in den Ardennen äussert sich Bradley mit Recht kritisch über die umstrittene Pressekonferenz und über die englischen Zeitungen, die den Feldmarschall als «Heiligen Georg» geschildert hatten, «der kam, das amerikanische Kommando vor Unheil zu bewahren». Weit davon entfernt, zuzu-

* Nach dem Kriege schrieb Bradley (a. a. O., S. 485): «Als uns Montgomerys Erklärung über die B.B. C. erreichte, brach mein empfindlicher Stab in Entrüstung aus.» Bradley berichtet getreulich über die Reaktion seiner Stabsoffiziere, verrät aber nicht die wahre Quelle ihrer Kenntnis von Montgomerys Erklärung. Meine Funkmeldung an die B.B.C. wurde in Deutschland aufgefangen, so umgeschrieben, dass sie eine antiamerikanische Tendenz erhielt, und dann vom Arnheimer Sender ausgestrahlt, der sich damals in der Hand Goebbels’ befand. In Bradleys Hauptquartier empfangen, wurde diese Sendung irrtümlicherweise für eine Übertragung der B.B.C. gehalten, und dieser entstellte Text war es, der die Empörung hervorrief.

geben, dass die Lage irgendwann gefährlich gewesen sei, behauptet Bradley nun aber nicht nur, die amerikanische Führung habe «den Durchbruch auf gehalten ..., ehe Montgomery auf dem Schauplatz erschien», sondern darüber hinaus, sie «hätte den Feind in der Mitte abzwicken können», wenn nur Montgomery nicht den Gegenangriff der 1. Armee verzögert hätte, bis er «mit seinen feierlich-pedantischen Vorbereitungen fertig war». Diese Behauptung findet in den Tatsachen keine Stütze. Die Deutschen richteten ihre schwersten Angriffe gegen die Nordflanke nach dem Kommandowechsel, und hätte Eisenhower von Montgomery verlangt, den Gegenangriff, wie Bradley wünschte, vor Weihnachten zu führen, wäre die geringe Offensivkraft, über die zu diesem Zeitpunkt die 1. Armee verfügte, verbraucht worden, als die Deutschen noch stark waren.

Damals zügelte Bradley im Interesse der Einigkeit der Verbündeten seinen Unwillen, im Interesse seiner Truppen aber fühlte er sich zu einer öffentlichen Erwiderung verpflichtet. Am 9. Januar übergab er der Presse eine feste und würdige Erklärung, worin er Montgomerys «wichtigen Beitrag» anerkannte, seine eigene Operationsführung rechtfertigte und sich bemühte, das Prinzip zu verteidigen, dem er vor Beginn der deutschen Offensive gefolgt war. Er gab zu, dass «der tatsächliche Zeitpunkt des Angriffs und seine Stärke ein wenig überraschend kamen», und fuhr fort: «Der Aufmarsch der deutschen Kräfte in der kölnischen Ebene war einige Wochen vor Beginn des Angriffs beobachtet worden, und ich und mein Stab hatten die Möglichkeit eines deutschen Angriffs durch die Ardennen gründlich studiert. Wenn wir die Ardennenlinie locker besetzt liessen, so übernahmen wir zugunsten einer Verstärkung unserer Stösse im Norden und im Süden ein wohlwogeneres Risiko; mit anderen Worten: statt unsere überschüssigen Divisionen in den ruhigen Ardennen zu verwenden, setzten wir sie in andern Abschnitten zum Angriff ein.»

Da eben dies den Deutschen die Gelegenheit zu ihrer Offensive verschaffte, müssen Bradleys Argumente näher betrachtet werden. Die Gründe für die Übernahme des Risikos in den Ardennen waren solange stichhaltig, wie Bradleys offensive Kräftezusammenziehungen die Deutschen zur Beibehaltung defensiver Gegenkonzentrationen zwangen. In der ersten Dezemberwoche jedoch war der amerikanische Hauptangriff zum Stillstand gekommen. Damit hatte der Gegner freie Hand, seine Reserven offensiv in den Ardennen einzusetzen, wusste er doch, dass die Amerikaner sich nicht über die Roer wagen konnten, solange die Talsperre in deutschem Besitz war. Nicht nur Bradley, auch Eisenhower hat geltend gemacht, dass der Ardennenabschnitt nicht stärker hätte besetzt werden können, ohne die Vortriebskraft an beiden Flügeln der amerikanischen Front ernstlich zu schwächen. Das trifft zu, soweit Pattons Angriff in Betracht kommt, der

zu Weihnachten wieder aufgenommen werden sollte, nicht aber beabsichtigte Bradley, seine Armeen im Norden vor der zweiten Januarwoche über die Roer vorzuschicken. So hatte die Zusammenballung amerikanischer Kräfte in dem Aachener Frontvorsprung Mitte Dezember weder taktisch noch strategisch einen Sinn. Zur Wegnahme der Roertalsperre war sie gewiss nicht nötig. Am 16. Dezember standen um Aachen 4 Divisionen in Reserve. Von ihnen hätten 2 sehr wohl ebenso in den Ardennen ausruhen können. Dort entwickelt, hätten sie der Heeresgruppe Bradleys das Gleichgewicht bewahrt, bis er fertig war, den Stoss auf Köln zu erneuern. Wenn Bradley tatsächlich ein «wohlerwogenes Risiko» auf sich nahm, dann muss es befremden, dass weder er noch Eisenhower noch irgendein Mitglied ihrer Stäbe davon jemals etwas zu Montgomery geäußert hat; und noch mehr muss es dann befremden, dass Bradley keinen Plan für den Fall bereit hatte, einem etwaigen deutschen Gegenschlag in den Ardennen zu begegnen, und dass er so langsam reagierte, als das Risiko Wirklichkeit wurde. Zwar trifft es zu, dass Bradley am ersten Abend von den Flankenarmeen 2 Panzer-Divisionen in Marsch setzte. Aber die deutsche Offensive war anderthalb Tage im Fortschreiten, bevor er die SHAEF-Reserve heranzog, die ihm Eisenhower zur Verfügung gestellt hatte; zwei Tage, bevor er Patton anwies, seine fällige Offensive abzublasen; und drei Tage, bevor er zur Verstärkung der Kräfte in den Ardennen Divisionen von der Roerfront abzuziehen begann. Und sogar noch nach vier Tagen hatte er keinen allgemeinen Plan hervorgebracht, um die Lage unter seine Kontrolle zu bekommen.

Bradley war ein fähiger Taktiker, weniger zuständig war er im Bereich der Strategie. In der Normandie hatte er sich an der Spitze der 1. Armee als entschlossener und findiger Führer erwiesen, aber weder damals noch später scheint er die Bedeutung von Konzentration und Gleichgewicht der Kräfte erkannt zu haben. Er war in der Leitung von Operationen solange erfolgreich, wie ein anderer die Schlacht als Ganzes überblickte und lenkte, für die Ausgewogenheit der Kräfte sorgte, den Feind in eine verletzliche Position manövrierte und dann den zu dem entscheidenden Schlag nötigen Schwerpunkt bildete.

Nachdem Bradley aus dem Rahmen des Oberkommandos Montgomerys herausgetreten war und seine eigene Heeresgruppe übernommen hatte, liess er die innere Sicherheit vermissen, die er in der Normandie gezeigt hatte. Obwohl er im Herbst über den machtvollsten Heeresverband der Westfront verfügte – im November über 30 Divisionen –, gelang es ihm nicht, den Deutschen eine ernste Niederlage beizubringen, vor allem deshalb nicht, weil er den Feind immer direkt angegangen und somit seine Anstrengungen gegen mehrere Abschnitte gleichzei-

tig gerichtet hatte. Infolgedessen vermochte er nie Stärke gegen Schwäche zu konzentrieren, wie er es unter Montgomerys Führung zum Ausbruch aus dem Landekopf getan hatte. Die Lage, die Bradleys Streitkräfte mit ihrem Vormarsch quer durch Frankreich so glänzend ausnutzten, war strategisch von Montgomery herbeigeführt worden – und von Hitler. Nachdem sie jedoch Bradley unter Einsatz aller seiner Mittel ausgenutzt hatte, war er, bis sich die Deutschen in den Ardennen erschöpft hatten, nicht imstande, sich selbst eine neue Möglichkeit zum Schlagen zu schaffen. Vorher aber hatte seine Politik des «wohlerwogenen Risikos» dem Feind die Chance gegeben, das Gesetz des Handelns an sich zu reißen, und zwar tat Hitler dies, indem er ein «nichterwogenes Risiko» auf sich nahm.

Mit der ihm eigentümlichen Grossherzigkeit erklärte Eisenhower später: «Sollten es Geschichtsschreiber verurteilen, dass ihm [dem Feind] diese Chance gegeben wurde, so sollten sie ihr Urteil allein gegen mich richten.» Damit hat Eisenhower zuviel Schuld auf sich genommen. Er hatte die in den Ardennen drohende Gefahr gefühlt und Bradley rechtzeitig gewarnt, dabei aber seine Autorität nicht geltend gemacht, weil es in der amerikanischen Armee nicht üblich war, die Truppenführer unter fester Kontrolle zu halten.

Wohl aber hatte Eisenhower von Beginn der deutschen Offensive an bewiesen, dass er die Lage schneller und sicherer erfasste als irgendein anderer amerikanischer General, und entscheidend eingegriffen. Vielleicht offenbarte Eisenhower zu keiner andern Zeit seiner militärischen Laufbahn so deutlich den hohen Rang seiner Vorzüge wie damals in den Ardennen.

Die Folgen der verlustreichen deutschen Niederlage zeigten sich im Osten eher als im Westen. Es waren die Russen, denen Hitlers Vergeudung der deutschen schnellen Reserven unmittelbar zugute kam.

An dem Weihnachtsabend der Ardennenoffensive versuchte Guderian abermals, Hitler die Grösse der im Osten sich abzeichnenden Gefahr begreiflich zu machen, und schlug vor, die Offensive in den Ardennen aufzugeben und die meisten der dort eingesetzten Panzer-Divisionen sofort an die Ostfront zu überführen. Durch den Stoss zur Maas seien die Pläne der Alliierten zerrissen worden und man habe im Westen schon jetzt eine wertvolle Atempause gewonnen. Die dringendste Aufgabe sei nun, in Polen starke schnelle Reserven zu versammeln, ehe die Russen die Offensive an der Weichsel wieder aufnehmen würden. «Mein Hinweis», berichtet Guderian, «dass das Ruhrgebiet durch die Bomberangriffe der Westmächte bereits stillgelegt sei ... dass hingegen das oberschlesische Industriegebiet noch voll arbeiten könne, dass der Schwerpunkt der deutschen Rüstung bereits im Osten läge, dass der Verlust Oberschlesiens den Krieg in wenigen Wochen zum Erliegen bringen müsse – alles das half nichts.» Hitler schlug

es ab, vom Westen Kräfte nach dem Osten zu überführen. Soweit er sich wegen der Ostfront überhaupt besorgt zeigte, lag ihm mehr daran, die in Budapest belagerten 150'000 Mann zu entsetzen, als die schwer bedrohte polnische Front zu verstärken. Über Guderians Kopf hinweg transportierte er ein SS-Panzer-Korps aus dem Warschauer Raum nach Ungarn ab. So beschwor Hitler in der Hoffnung auf Sieg im Westen und auf Konsolidierung an der Donau Vernichtung an der Weichsel herauf.

Vier Tage später, vor der Offensive im Elsass, erklärte Hitler vor Rundstedt und anderen Oberbefehlshabern: «Wenn es jetzt ... in Ungarn nicht gut geht, so müssen Sie wissen, dass wir selbstverständlich nicht überall gleich stark sein können ... Infolge des Verrats unserer lieben Verbündeten sind wir leider gezwungen, uns allmählich auf einen engeren Sperrkreis oder Bannkreis zurückzuziehen. Man darf nicht vergessen, dass wir auch heute noch ein Gebiet... verteidigen, das wesentlich grösser ist, als Deutschland jemals war, und dass wir zweitens über eine Wehrmacht verfügen, die auch heute ohne Zweifel an sich genommen die stärkste ist, die es auf der Erde gibt.»

Zu dieser Zeit hatte Hitler allein in der Wehrmacht sieben Millionen Mann. Insgesamt, die SS eingerechnet, standen 260 deutsche Divisionen im Feld, doppelt soviel wie im Mai 1940. Zu unmittelbarer Verteidigung des Reichsgebietes eingesetzt, hätten diese Divisionen gegen die andrängenden Invasionsarmeen einen lange währenden und vielleicht erfolgreichen Widerstand leisten können. Sie waren jedoch, grossenteils weit jenseits der deutschen Grenzen, auf ungeheuer ausgedehnte Fronten auseinandergezogen, so dass Hitler weder im Westen noch im Osten Streitkräfte von der Schlagkraft versammeln konnte, wie sie 1940 Frankreich überwältigt hatten und 1941 tief in Russland eingedrungen waren. Diese Zersplitterung war die unmittelbare Folge der unverrückbaren Entschlossenheit Hitlers, sich an Gebiete zu klammern, die sein Vermögen, den Einfall in das Reich zu verhüten, eher schwächten als stärkten. Seine Hartnäckigkeit in diesem Punkte war nicht nur vom ‚Eroberer-Komplex‘ eingegeben, sondern auch von dem Glauben, dass Briten und Amerikaner doch noch gezwungen werden könnten, von ihrer Forderung nach bedingungsloser Kapitulation zu lassen – vorausgesetzt, dass er ihre Armeen schlagen oder wenigstens am Westwall anhalten und dann seine neuen Luft- und Seewaffen einsetzen könnte, deren Herstellung nach so vielen vergeblichen Anläufen und Verzögerungen nun endlich in einer Menge begonnen hatte, die seine Hoffnungen belebte.

Das war der Grund, weshalb er sich an die Abschussrampen in Westholland klammerte, von wo die V-2-Waffen gegen London und Antwerpen lanciert wur-

den; an die Bauxitgruben in Ungarn und in Kroatien, die ihm das Aluminium für die Düsenflugzeuge lieferten; und an die Flottenbasen in Dänemark und Norwegen, von wo gegen den interalliierten Seeverkehr zu operieren die neuen Elektro-U-Boote sich anschickten.

Die Bedeutung, die Hitler diesen U-Boot-Stützpunkten beimass, spiegelte die steigende Macht Dönitzens, der schnell der einflussreichste seiner Berater wurde. Früher hatten sich Hitler und Dönitz nur zwei- oder dreimal monatlich besprochen, vom Jahresbeginn 1945 an aber berieten sie fast täglich. Dönitz war jetzt der einzige hohe, wirklich fähige und erfahrene Offizier, dessen Beziehungen zum Führer auf gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger Bewunderung beruhten. Dieses Verhältnis sollte auf die deutsche Strategie, besonders im Osten, noch tief einwirken.

Hart und scharfsinnig, war Dönitz, wie Goebbels beobachtet hat, «ein sehr kalter und realistischer Rechner», doch war er wie so viele andere dem Bann der magnetischen Persönlichkeit Hitlers verfallen, «seiner ungeheuren suggestiven Kraft», wie er in Nürnberg sagte. Dönitz war nicht Mitglied der Partei, konnte es als aktiver Offizier nicht sein, ging aber in der Forderung, dass sich die bewaffneten Kräfte mit der nationalsozialistischen Bewegung verbunden zu fühlen hätten, weiter als irgendein anderer hoher Offizier in Heer und Marine. Mit wenigen Ausnahmen waren die Generale bestrebt gewesen, die Tradition zu bewahren, dass sich der aktive Offizier von der Politik fernzuhalten habe. Nicht so Dönitz. In einer seiner Weisungen sagte er: «Man muss das gesamte Offizierkorps von vornherein so einstellen, dass es sich für den nationalsozialistischen Staat in seiner Geschlossenheit mitverantwortlich fühlt. Der Offizier ist der Exponent des Staates; das Geschwätz, der Offizier ist unpolitisch, istbarer Unsinn.»

Bei alledem war Dönitz kein Schmeichler; er bekam es fertig, auf seinem Gebiet einen Grad von Unabhängigkeit zu wahren, wie sie gleichzeitig kein deutscher General genoss. Er hatte gewagt, Hitler in derselben Sache zu widersprechen, die zum Rücktritt Raeders führte, nämlich der launischen Entscheidung des Führers, die Hochseeflotte wegen ihres Versagens im Gefecht gegen einen Geleitzug in der Arktis stillzulegen. Hitler hatte erwartet, dass Dönitz als Befehlshaber der U-Boote diesen Entschluss begrüßen werde, nachdem aber der Grosadmiral, im Januar 1943, den Oberbefehl über die Marine übernommen hatte, arbeitete er gegen die Entscheidung und bewirkte durch Takt und Geduld ihre Aufhebung. Von nun an behandelte ihn Hitler, wie Dönitz fand, «ausgesprochen achtungsvoll*», und nahm seinen Rat, wie aus den Niederschriften über ihre Besprechungen hervorgeht, nicht nur in Angelegenheiten der Seekriegführung an, sondern auch in allgemeinen Fragen militärischer und politischer Strategie.

Dönitz konnte seine Unabhängigkeit behaupten, weil Hitler die Fachtüchtigkeit des Admirals seit Langem schätzte und weil er in ihm die Zähigkeit, Härte und Findigkeit antraf, die, wie er meinte, so vielen seiner Generale fehlten. Weil er Dönitz vertraute und vom Unterwasserkrieg nichts verstand, hatte sich Hitler niemals in die Leitung der laufenden Operationen der U-Boote eingemischt, wie er das in fast jedem andern Bereich der Kriegführung zu tun pflegte. Infolgedessen hatte Dönitz auch nie unter den unvernünftigen und demütigenden Eingriffen zu leiden, die zwischen Hitler und seinen Truppenführern so bittere Konflikte hervorriefen. Als Dönitz über die Gründe der wiederholten Rückschläge, die seine U-Boote 1943 erlitten hatten, offen berichtete, hörte ihn Hitler mit überraschender Duldsamkeit an und nahm technische Entschuldigungen für Fehlschläge hin, die bei weniger begünstigten Oberbefehlshabern die Entlassung zur Folge gehabt hätten.

Der Einfluss, den Dönitz nach wie vor ausübte, war umso bemerkenswerter, als sich die Position der Mitglieder des Hitlerschen Hofes mehr oder weniger nach der Stärke des betreffenden ‚Privatreichs‘ und danach stufte, in welchem Masse die jeweilige Privatdomäne zur Macht des Führers beitragen konnte. Während im Jahre 1944 Görings politische Autorität mit dem Niedergang der Luftwaffe sank, stieg die des Grossadmirals, obwohl seine U-Boote geringere Erfolge hatten und schwerere Verluste erlitten als in jeder andern Periode des Krieges. Die Ausnahmestellung, deren Dönitz sich erfreute, erklärt sich vor allem aus der Erfindung des Elektro-U-Bootes, mit dem er Hitler die Möglichkeit bieten konnte, durch eine umwälzende Waffe im Seekrieg das Gesetz des Handelns zurückzugewinnen.

Das Tauchboot hatte Hitler stets besonders fasziniert, vielleicht weil es seine nihilistische Sucht nach Vernichtung befriedigte. Durch die letzte technische Entwicklung aber erhielt es in seinen Augen eine neue Bedeutung. Hitler war von Natur revolutionär und aggressiv. Diese Eigenschaften waren es, die ihn zum Herrn Europas gemacht hatten. Daher schob er angesichts einer Niederlage jeden Rat beiseite, der strategische Defensive oder politisches Kompromiss befahl, und suchte das Schicksal durch revolutionäre Angriffsaushilfen zu wenden. Darin fand er in Dönitz einen wahlverwandten Geist.

Hitler bewahrte seinen Glauben an Dönitz, obwohl sich der Einsatz der neuen U-Boote lange verzögerte. Weit davon entfernt, dass er sie, wie er erst gehofft hatte, vor der Invasion bereit gehabt hätte, verfügte Dönitz selbst Anfang 1945 noch über kein einziges operationsfähiges Boot. Bis dahin hatten infolge der Desorganisation der Produktion durch die Bomberangriffe statt der 245 geplanten Boote nur 128 gebaut werden können. Weil es aber sechs Monate in Anspruch nahm, ein neues Boot in Dienst zu stellen und einzufahren, war es unmöglich, vor

dem Frühjahr mit einer wirklichen Unterwasseroffensive zu beginnen. Der Grossadmiral kann kaum geglaubt haben, dass seine U-Boote in diesem Kriegsstadium die deutsche Lage entscheidend zu bessern vermöchten, doch dies zugeben hätte geheissen, den eigenen Einfluss untergraben. Anzunehmen, dass Dönitz sich als möglichen Nachfolger Hitlers sah, liegt kein Grund vor. Gleichviel, er war entschlossen, seine Machtstellung zu behaupten, und dazu musste er in Hitler die Hoffnung wachhalten, dass die Flotte noch einen grossen Sieg erringen könne – eine Illusion, die sich aber nur solange nähren liess, wie Deutschland die erforderlichen Werften, Übungsgewässer und Operationsbasen verblieben. Diese Zusammenhänge waren der Hintergrund der Besprechung, die am 3. Januar 1945 in Hitlers Hauptquartier stattfand.

Dönitz trug vor, dass mit dem Schnorchel ausgerüstete herkömmliche Tauchboote selbst in Gewässern, wo deutsche U-Boote vor mehr als drei Jahren zur Einstellung der Operationen gezwungen worden seien, Erfolge zu erzielen vermöchten, besonders in britischen Gewässern. Umso grössere Erfolge seien zu erwarten, wenn erst die umwälzend neuen Typen eingesetzt werden könnten. Die Bekämpfung dieser U-Boote in See sei wegen ihrer Fähigkeit, getaucht zu bleiben, sehr schwierig, und natürlich vor allem deshalb, weil ihre Unterwassergeschwindigkeit (15 km) die Fahrgeschwindigkeit der meisten feindlichen Handelsschiffe und Geleitschiffe übertreffe. Daher müsse «schon in allernächster Zeit, noch vor dem ersten Auftreten der neuen U-Boots-Typen, mit starken Gegenmassnahmen gerechnet werden». Diese würden sich «wegen der geringen Bekämpfungsmöglichkeiten der U-Boote in See im Hinblick auf ihr Verschwinden von der Wasseroberfläche zwangsläufig gegen die U-Boots-Stützpunkte und Werften und auch gegen die Ein- und Auslaufwege der U-Boote richten... Die Sorgen um die Durchführung des neuen U-Boots-Krieges» lägen «also nicht bei den Operationen in See, sondern ausschliesslich bei der Bedrohung der Heimatbasis durch die feindliche Luftwaffe». Die Alliierten träfen bereits Vorbeugungsmassnahmen, indem sie die Montagewerften in Nordwestdeutschland bombardierten und die seichten Gewässer der westlichen Ostsee verminten. Infolgedessen sei jetzt die mittlere Ostsee von entscheidender Bedeutung. Sie sei für die verbündeten Luftstreitkräfte schwerer erreichbar und tiefer, so dass abgeworfene Minen nicht gefährlich werden könnten. Also müsse die Wehrmacht sowohl den kurländischen Kessel in Westlettland als auch Memel, Ostpreussen und die Danziger Bucht halten. Hitler stimmte dem völlig zu.

Drei Tage vor dieser Besprechung hatte Guderian vorgeschlagen, Kurland und Memel über See zu räumen, die Truppen aus der Ostpreussen deckenden Frontausbuchtung zurückzuziehen, alle Kräfte zur Verteidigung auf der zwischen der

Danziger Bucht und den Karpaten kürzestmöglichen Linie zusammenzufassen und in Mittelpolen zur Abwehr der bevorstehenden Offensive der Roten Armee Reserven anzusammeln. Hitler lehnte ab. So blieb es dabei, dass ungefähr vierzig deutsche Divisionen – nahezu ein Drittel der gegen die Rote Armee eingesetzten Kräfte – die von Königsberg nordwärts sich erstreckende Ostseeküste hielten. Sie trugen damit zur Verteidigung des Reichsgebietes tatsächlich nichts bei und dienten nur dazu, Dönitzens Einfluss zu wahren und den Führer in seiner Täuschung zu erhalten.

Am 9. Januar – einen Tag nachdem Hitler v. Rundstedt ermächtigt hatte, die Westardennen zu räumen – traf Guderian nach einer Besichtigungsfahrt an die Ostfront in Hitlers Hauptquartier bei Frankfurt ein. Er berichtete, dass die Russen riesige Kräfte zum Angriff bereitgestellt hätten und die deutschen Truppen nicht imstande sein würden, sie aufzuhalten. Abermals drang er in Hitler, eine Reihe drastischer Rückzüge auszuführen, Italien und Norwegen, den Balkan und das Baltikum aufzugeben und alle auftreibbaren Reserven zu versammeln, um die Russen aus Deutschland herauszuhalten.

Guderian hatte allen Grund, wegen der Verfassung der den Russen gegenüberstehenden Kräfte tief beunruhigt zu sein, waren sie doch seit Hitlers Vorbereitungen auf die Ardennenoffensive nur wenig verstärkt worden. Im letzten Vierteljahr 1944 hatte Hitler 23 neue Infanterie-Divisionen der Volksgrenadierklasse aufgestellt. Davon hatte v. Rundstedt 18 erhalten. Im Westen war ein Dutzend Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen wesentlich aufgefrischt worden, aber die Panzerverbände im Osten hatten nicht einmal genug Ersatz bekommen, die laufenden Verluste auszugleichen. Im November und Dezember 1944 waren nach den Meldungen des OKH v. Rundstedt 2'299 neue oder wiederhergestellte Panzer und Sturmgeschütze zugeteilt worden, aber nur 921 Guderian für die Ostfront, und zwar zum grössten Teil leichte Kampfwagen. Ähnlich verhielt es sich mit der Luftwaffe. Ende Dezember 1944 waren über zwei Drittel ihrer Flugzeuge gegen die britischamerikanischen Luftstreitkräfte eingesetzt.

Die Westalliierten fesselten jetzt 100 deutsche Divisionen unmittelbar, 76 im Westen und 24 in Italien. Weitere 27 waren in den abseitigen strategischen Räumen gebunden, 10 in Jugoslawien und 17 in Skandinavien. So standen an der Ostfront, wo Hitler zu Beginn des Einbruchs in die Normandie 157 Divisionen einsetzen konnte, jetzt nur 133 Divisionen, kaum die Hälfte seiner Erdstreitkräfte. Zu all dem waren diese Kräfte nicht so verteilt, dass sie der Masse der Roten Armee, die Stalin in Polen versammelt hatte, den wirksamsten Widerstand hätten leisten können. Am Nordflügel, in Kurland und Memel, standen abgeschnitten und mit dem Rücken an der Ostsee 30 Divisionen; am Südflügel, das

Erdöl und den Bauxit Ungarns deckend und die Strasse nach Wien sperrend, 28 Divisionen, darunter die Hälfte der Panzer Guderians.

Keine dieser Heeresgruppen war in der Lage, auf die Entscheidungsschlacht einwirken zu können, die, wie Guderian voraussah, zwischen Karpaten und Ostsee geschlagen werden musste. In diesem Raum, in Polen und Ostpreussen, hatte die Wehrmacht an einer Front von 600 Meilen nur 75 Divisionen stehen mit der Aufgabe, den Vormarsch der Roten Armee von Warschau nach Berlin zu verhindern. Von allen Fronten, die Hitler zu halten versuchte, war diese die militärisch verletzlichste und die politisch gefährlichste, und doch schlug eben hier das Stärkeverhältnis kräftig zugunsten der Russen aus. Hier hatte Hitler weniger Divisionen eingesetzt als an der ungefähr ebenso langen Front zwischen Schweizer Grenze und Nordsee, und zwar weit schwächere Divisionen als im Westen. Dabei stützte sich die Linie im Osten auf keinerlei ständiges Befestigungssystem wie den Westwall, noch sperrten den Weg der Roten Armee, die sich schon im Herbst 1944 an der Weichsel wesentliche Brückenköpfe gesichert hatte, so starke natürliche Hindernisse wie die Maas und der Rhein. Schliesslich waren die russischen Streitkräfte in Polen und Ostpreussen doppelt so stark wie die der Westalliierten in Frankreich, Holland und Belgien.

Hitler verschloss vor diesen Tatsachen die Augen. «Er hatte», sagt Guderian, «ein besonderes Weltbild, und jede Tatsache musste sich diesem Phantasiebild anpassen. Die Welt hatte so zu sein, wie er sie sah; tatsächlich aber war es das Bild einer nicht existierenden Welt.» Nur noch wenige wagten jetzt Hitler die Wahrheit zu sagen; sein Gemüt war von Befürchtungen und Phantasien so verzerrt, dass er die Wahrheit, selbst wenn er sie zu hören bekam, nicht zu ermassen und zu beurteilen vermochte. Bei einer Besprechung mit seinem Stab am 9. Januar erklärte er, die Wehrmacht habe «im Osten 3'000 Panzer und Sturmgeschütze, und die Russen besässen nicht die zu einem Durchbruch erforderliche dreifache Stärke.» Am nächsten Tage gab er, nach einer Besprechung mit Guderian, bekannt, die 6. Panzer-Armee sei aus den Ardennen herauszuziehen und aufzufrischen, habe jedoch zur Verfügung v. Rundstedts zu bleiben. Der Westen müsse den Vorrang haben, «damit wir dort die Initiative behalten». Weder werde die Ostfront verstärkt werden, noch werde er fortan irgendwelche Rückzüge zulassen: «Ich kriege immer einen Horror, wenn ich so etwas höre, dass man sich irgendwo absetzen muss, um ‚operieren‘ zu können. Das kenne ich seit zwei Jahren, das hat immer verheerend gewirkt.» Aber diese ‚verheerenden‘ Wirkungen sollten zu einem Nichts verblassen, verglichen mit dem Unheil, das sich vorbereitete, ihn zu verschlingen, und das umso katastrophaler hereinbrach, als er sich geweigert hatte, Raum preiszugeben, solange es noch Zeit war.

Am Vormittag des 12. Januar brach Konjews Heeresgruppe aus ihrem Brückenkopf an der oberen Weichsel zwischen Krakau und Sandomir hervor. Die grösste Sowjetoffensive des Krieges hatte begonnen. Schnell durchstießen die Russen auf dem hartgefrorenen Boden der südpolnischen Ebene die dünnen, nur von schwachen Reserven gestützten Abwehrlinien. Das war der erste Schlag. Stalin hatte zu diesem entscheidenden Angriff in Polen und Ostpreussen 180 Divisionen versammelt, die an den Schwerpunkten den Deutschen an Männern und Panzern nicht nur dreifach, sondern sechsfach überlegen waren. Vier Tage darauf begab sich Hitler nach Berlin zurück, in die Ruinen der Hauptstadt, die er nicht mehr verlassen sollte. Dort in der Reichskanzlei schlug er seinen Gefechtsstand auf, um die letzte Abwehrschlacht zur Verteidigung des Reichs zu leiten – um seinen Willen der Welt entgegenzustellen.

An einem der nächsten Tage suchte er, anscheinend die Augen noch immer vor dem Schicksal verschliessend, das über seine Armeen in Polen hereingebrochen war, die Familie Goebbels zum Tee auf – das erstmal wieder nach fünf Jahren. Goebbels' Adjutant, Rudolf Semmler, hat in seinem Tagebuch über den Empfang lebendig berichtet:

«16 Uhr 30 fuhr Hitlers Wagen vor. Goebbels grüsste fast militärisch mit lang ausgestrecktem Arm. Die Kinder machten ihre Knickse und Hitler wunderte sich, wie gross sie alle geworden seien. Er überreichte Frau Goebbels ein bescheidenes Maiglöckchensträusschen und entschuldigte sich damit, dass der Doktor ja alle Blumenläden in Berlin geschlossen habe.

Goebbels stellte nacheinander seine zufällig anwesenden Mitarbeiter vor. Ich wechselte heute zum ersten Mal einen Händedruck mit Hitler. In Begleitung Hitlers befanden sich ein Adjutant, der Diener und 6 SS-Offiziere als persönlicher Schutz.

Der Diener trug Hitler eine Aktentasche nach, auf der mit weisser Farbe ein grosses F gemalt war. Man sah aus der Tasche eine Thermosflasche herausragen. Ich erfuhr, dass Hitler zu dieser Einladung Tee und Gebäck selbst mitgebracht habe.

Der Tee dauerte anderthalb Stunden. Wir durften nicht mit dabei sein. Nur die Familie Goebbels, Hitler, sein Adjutant und Dr. Naumann sassen im mittleren Salon zusammen.

Abends hörte ich von Frau Goebbels, dass sich Hitler im Goebbels'schen Familienkreise sehr wohl gefühlt habe. Er sei froh gewesen, einen halben Nachmittag lang seinem grauen Klosterleben entronnen zu sein, und habe versprochen, bald wieder zu kommen. Die Hälfte der Unterhaltung habe Hitler selbst bestritten mit der Schilderung von Berliner Bauplänen und Erinnerungen aus dem Jahr 1932. Beim Abendessen zeigten sich Goebbels und seine Frau furchtbar stolz über den heutigen Besuch.

Zu Görings würde er nicht gehen, sagte Frau Goebbels.»

Die russische Winteroffensive kam, als frisch herangeführte Truppen den Angriff weiter vortrugen, schnell in Schwung. Schukow ging beiderseits von Warschau über die Weichsel, schnitt die Stadt ab und nahm sie am 17. Januar vom Rücken her. Weiter nördlich durchbrach Rokossowski die Narewlinie und drängte nordwestwärts zur Danziger Bucht. Diesmal kam es zu keiner Schlacht bei Tannenberg; während Rokossowski tief hinter die ostpreussischen Abwehrstellungen stiess, überrannte sie Tschernjakowskis Heeresgruppe in direktem Ansturm. Binnen einer Woche war die ganze Ostfront in ein kochendes Schlachtfeld verwandelt und hatten die jetzt nach Westen sich wälzenden russischen Panzer hundert Meilen zurückgelegt.

Die von Hitler zu starrer Verteidigung gezwungenen deutschen Kräfte wurden entweder überrannt, wo sie standen, oder in kleine Gruppen zersplittert, die sich in befestigten, von den Russen beiseite gelassenen Städten zu halten versuchten. Für Guderians Reserven war es ein Ding der Unmöglichkeit, einer so riesigen Offensive an einer so ausgedehnten Front Einhalt zu tun. Seine schnellen Reserven waren zum grössten Teil durch die vergeblichen Versuche, Budapest zu entsetzen, in Ungarn gebunden, und den 12 Panzer-Divisionen in Polen und Ostpreussen fehlte es zu Gegenbewegungen an dem nötigen Brennstoff. Ja sie hatten nicht einmal zu einer wirksamen hinhaltenden Verteidigung genug Benzin und waren somit ausserstande, eine an so vielen Stellen durchbrochene Front wieder zu schliessen.

Am 22. Januar endlich genehmigte Hitler, der nun verzweifelt Reserven aufzutreiben suchte, die Räumung Memels, doch weigerte er sich noch immer, Kurland aufzugeben, weil ihn Dönitz auch jetzt noch, am Tage vorher, «an Hand einer Seekarte der mittleren Ostsee mit eingetragenen grundminensicheren Seegebieten nochmals auf die entscheidende Bedeutung der Danziger Bucht für die Aufrechterhaltung des Seekrieges (einzige U-Boots-Übungsgebiete)» hingewiesen und betont hatte, «dass der Verlust dieses Raumes den U-Boot-Krieg lahmlegen» würde. Als ob das überhaupt noch gezählt hätte! Den Vorschlag des Oberbefehlshabers der Marine, «die U-Boots-Lehr-Division Gotenhafen [Gdingen] in Stärke von etwa 900 Unteroffizieren und 600 Mann an der Landfront zum Schutz Danzigs einzusetzen», lehnte Hitler ab. Zur Verstärkung der Landfront befahl er, nun es zu spät war, die sofortige Überführung der 6. SS-Panzer-Armee vom Westen nach dem Osten. Aber selbst er musste zugeben: «Es hat gar keinen Sinn, dass man sich in etwas hineinhypnotisiert und sagt: Ich brauche es hier, folglich muss es auch so kommen. Letzten Endes muss ich mit den Dingen rechnen, wie sie sind. Der Aufmarsch einer wirklich beachtlichen Kraft vom Westen ist einmal vor 6 bis 8 Wochen nicht denkbar.»

Zu dieser Zeit hatte Deutschland den Vorteil der inneren Linie verloren. Die verbündeten Luftstreitkräfte hatten der Wehrmacht die strategische Beweglichkeit genommen. Die deutschen Eisenbahnen bewältigten nur noch ein Drittel des Verkehrs, mit dem sie noch vor einem halben Jahr fertig geworden waren. Die grosse Autobahn, die vom Rhein quer durch Deutschland zur Oder führte, war intakt, aber strategisch nutzlos, weil es zu weiten Strassenmärschen im Verband an Treibstoff fehlte. Hitler hatte damit geprahlt, dass diese militärischen Überlandstrassen es Deutschland ermöglichen würden, seine inneren Verkehrslinien auszunutzen und in einer Krise wie dieser die Gegner nacheinander zu schlagen. Nun aber waren es die Alliierten, denen das Autobahnnetz die Bewegungen erleichterte. Überdies war es für die Sache der Verbündeten ein Glück, dass Hitler die in die Autobahnen gesteckten Arbeitskräfte und Beton- und Stahlmengen nicht zum Bau eines zweiten Grenzwalles im Osten verwendet hatte.

Die ganze zweite Januarhälfte hindurch kamen die Russen mit Riesenschritten vorwärts. Im Norden erreichte Rokossowski die Danziger Bucht, und die 25 in Ostpreussen stehenden Divisionen waren dem Untergang geweiht. Im Süden brach Konjew nach der Einnahme Krakaus in Oberschlesien ein und schlug sich bis 'Breslau durch. Damit standen die Russen in dem einzigen der in Hitlers Gewalt befindlich gewesenen Industriegebiete, dem die Bomber der Verbündeten nicht ihren Stempel aufgeprägt hatten. Nach dem Rückgang der Ruhrkohlenförderung waren die schlesischen Bergwerke Deutschlands Hauptkohlenquelle geworden. Im Dezember 1944 hatten sie 60 Prozent der Gesamtförderung geliefert. Der Verlust dieser Zechen zu einer Zeit, wo Eisenbahn, Kraftwerke und Rüstungsfabriken für keine zwei Wochen mehr Vorräte hatten, schuf, wie Speer erklärte, «eine untragbare Lage». Infolge des Verlustes Oberschlesiens könne er nur ein Viertel der Kohle und ein Sechstel des Stahls zur Verfügung stellen, die Januar 1944 produziert worden seien. Ausserdem begannen die Russen mit ihrem Einbruch in Schlesien Werke und Fabriken zu überrennen, die Hitler aus dem Bereich der Bomberangriffe von Westdeutschland hierher verlegt hatte. Darunter befanden sich drei neue Raffinerien für synthetischen Treibstoff, die soeben die Produktion aufgenommen hatten!

Während Konjew und Rokossowski die deutschen Flanken eindrückten, rollte Schukow nach Belieben durch Mittelpolen. In zwei Wochen brachte er beiderseits der Strasse Warschau – Berlin 220 Meilen hinter sich. Am 27. Januar überschritt er die Grenze und stand keine hundert Meilen mehr vor der Reichshauptstadt. An diesem Tage wurde der Berliner Volkssturm, Goebbels' Heimattruppe, an die Ostfront geworfen, wo Himmler, jetzt Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe Weichsel, an der Oder eine neue Front zu bilden suchte.

Am Abend desselben Tages erörterte Hitler mit Göring und Jodl die möglichen politischen Rückwirkungen des Sowjetsieges:

Hitler: «Glauben Sie, dass die Engländer immer noch mit innerer Begeisterung der ganzen russischen Entwicklung zusehen?»

Jodl: «Nein, das bestimmt nicht. Die Pläne waren ja ganz anders. Man wird das vielleicht erst später in vollem Ausmass erkennen.»

Göring: «Es ist doch nicht an dem [dass sie damit gerechnet haben], dass wir sie keinen Schritt hereinlassen und im Westen wie verrückt halten und der Russe immer mehr in Deutschland eindringt.»

Hitler «... dann beginnt in England natürlich die Angst... Ich habe befohlen, dass ihnen jetzt eine Sache zugespielt wird, nämlich die Meldung, dass die [Russen] 200'000 Mann von uns aufstellen unter Führung von deutschen Offizieren, völlig kommunistisch infiziert, dass sie die dann losmarschieren lassen wollen... Das ist etwas, was auf sie wirkt, wie wenn man da mit einer Schusterahle hineinsticht.»

Göring: «Die sind in den Krieg eingetreten, dass wir nicht nach Osten kommen, aber nicht, damit der Osten bis an den Atlantik kommt.»

Dieses Gespräch stärkte in den Teilnehmern die grosse Hoffnung, dass mit jedem Schritt der Russen näher an Berlin heran die Westmächte einen Schritt näher zu einem Kompromiss gebracht würden, und Göring sprach aus, woran sich die deutschen Machthaber klammerten:

«Wenn das so weitergeht, werden wir in ein paar Tagen ein Telegramm [vom Westen] kriegen.»

Zu derselben Stunde waren Roosevelt und Churchill auf dem Wege nach Jalta zur Konferenz mit Stalin.

Zweiunddreissigstes Kapitel **Stalins grösster Sieg**

Es war durchaus kein Zufall, dass die Konferenz von Jalta mit dem grossartigen Sieg der Roten Armee in Polen zusammenfiel. Den Zeitpunkt für die Konferenz hatte Stalin bestimmt. Vorgeschlagen hatte sie Roosevelt, und zwar kurz nach seiner Wiederwahl zum Präsidenten; ihm war sehr daran gelegen gewesen, nun möglichst bald eine Zusammenkunft der Grossen Drei herbeizuführen. Hopkins hatte die Sache Anfang November bei Andrej Gromyko, dem russischen Botschafter in Washington, zur Sprache gebracht. Gromykos Antwort war gewesen, Stalin könne die Sowjetunion nicht verlassen, weil er persönlich die militärischen Operationen leite. Daraufhin hatte Hopkins angeregt, die Konferenz auf der Krim abzuhalten.

Dass eine solche Konferenz dringend nötig war, stand ausser Frage. «Es gab», wie Hopkins später schrieb, «keinerlei feste Vereinbarung darüber, was mit Deutschland zu geschehen habe, wenn es einmal besiegt war... Es war durchaus denkbar, dass Deutschland plötzlich zusammenbrach und wir ohne Pläne oder bindende Abmachungen dastanden.» Zudem waren noch andere, kaum minder dringende Fragen zu beantworten. Roosevelt wollte möglichst «bald ein Abkommen über den genauen Termin des Eintritts der Sowjets in den Krieg gegen Japan und über das Ausmass der russischen Beteiligung unter Dach und Fach bringen. Ebenso eifrig strebte er an, in unmittelbarem Gespräch mit Churchill und Stalin die mit seinem Entwurf einer Weltfriedensorganisation zusammenhängenden Probleme zu lösen, die auf der Viermächtekonferenz in Dumbarton Oaks offen geblieben waren, darunter als bedeutendstes die umstrittene Frage des Vetorechts im Sicherheitsrat, das Russland für die Grossmächte gefordert hatte. Schliesslich war es wichtig, dass sich die Verbündeten schleunigst über die Zukunft Polens einigten.

Diese Angelegenheit war im Dezember äusserst dringend geworden, besonders für Grossbritannien, das ja in Erfüllung seiner Polen gegebenen Garantie in den Krieg gegen Hitler eingetreten war. Churchill hatte sich öffentlich verbürgt, «die Wiederherstellung eines starken, freien, unabhängigen und souveränen Polens» zu sichern, und sich mit diesem Ziel vor Augen über ein Jahr lang bemüht, die Sowjetunion und die in London ansässige polnische Exilregierung miteinander auszusöhnen. Am 15. Dezember 1944 jedoch musste der Premierminister im Unterhaus bekanntgeben, dass diese Verhandlungen zusammengebrochen wa-

ren, vor allem weil es die Polen nicht über sich bringen konnten, die von Stalin als künftige russisch-polnische Grenze geforderte Curzonlinie zu akzeptieren, die 1919 vom Obersten interalliierten Rat als ethnographisch gerecht anerkannt worden war. Nach Churchills Meinung überschritt die russische Forderung «nicht die Grenzen des Vernünftigen und Billigen», weil «Russland ein Recht» habe, «sich gegen künftige Angriffe von Westen zu sichern». Träte Polen, so erklärte Churchill, seine Ostgebiete ab, so gewönne es «ganz Ostpreussen westlich und südlich der Festung Königsberg» mit Danzig. Überdies stünde es, «so weit dies von Russland und Grossbritannien abhängt, den Polen frei, sich auf Kosten Deutschlands nach Westen auszudehnen».

Die Weigerung der Londoner Polen, diese Gebietsregelung anzunehmen, hatte den Russen bereits den Vorwand geliefert, die Wiederaufnahme von Beziehungen mit der Exilregierung abzulehnen und in Lublin ein «Nationales Befreiungskomitee» einzusetzen, das von Kreaturen des Kremls beherrscht wurde. Damit war die schwerste Gefahr heraufgestiegen, dass das einseitige Vorgehen Russlands die Zukunft Polens bestimmen werde. Deshalb drängte Churchill jetzt die Polen, «mit der Sowjetregierung über die Ostgrenze eine Übereinkunft herbeizuführen, ehe der Vormarsch der russischen Armeen durch den grössten Teil Polens Tatsache wird».

Der Appell war vergeblich. Ende November trat der polnische Ministerpräsident Stanislaw Mikolajczyk zurück, und es schwand die letzte Chance, durch unmittelbare Verhandlungen ein russisch-polnisches Abkommen zu erreichen. Mikolajczyk hatte sich im Oktober in Moskau nach einer stürmischen Konferenz mit Stalin und Churchill bereit erklärt, die Curzonlinie anzunehmen, wenn die Erdölfelder der Karpaten und das alte polnische Lemberg bei Polen blieben. Es gelang ihm aber nicht, zu diesem Lösungsvorschlag die Unterstützung seiner Ministerkollegen zu gewinnen, und er legte sein Amt nieder. Die verbleibende Gruppe war jedem Kompromiss unzugänglich. Gleichwohl hofften Churchill und Roosevelt, besonders der Präsident, immer noch, bei ihrer nächsten Zusammenkunft mit Stalin durch direkte Besprechungen mit ihm einen Ausweg aus der Sackgasse zu finden. Churchill erklärte vor dem Unterhaus, er und der Aussenminister seien bereit, «sich zu jeder beliebigen Zeit, unter welchen Umständen immer, an jeden beliebigen Ort zu begeben, um die führenden Männer unserer beiden Alliierten zu treffen».

Am Tag nach dieser Erklärung begann die deutsche Offensive in den Ardennen, und eine Woche später drangen Hitlers Armeen anscheinend unaufhaltsam heftig gegen die Maas vor. Da nun auf einmal traf in Washington die Nachricht ein, Marschall Stalin sei bereit, sich Ende Januar mit dem Präsidenten und dem Premierminister in Jalta auf der Krim zu treffen.

Es besteht kein Grund zu der Annahme, dass Stalin Hitlers Offensive im Westen habe kommen sehen und deshalb seine Antwort an Roosevelt bis zu einem Augenblick aufgeschoben habe, wo die Alliierten in grösster Verlegenheit waren. Wohl aber hat die Geschichte der Kriegs- und Nachkriegsdiplomatie deutlich gezeigt, dass die Russen internationale Konferenzen als Gelegenheit betrachten, Situationen anerkennen zu lassen, die sie durch Machtanwendung geschaffen haben. Da nun also Stalin mehr auf Macht als auf Gerechtigkeit sann, lag ihm solange nicht an einer Konferenz mit dem Westen, wie er sich nicht die denkbar stärkste militärische Position gesichert hatte, die zu gewinnen seine Armeen imstande schienen.

Als Roosevelt im Herbst 1944 eine Zusammenkunft vorschlug, standen die Russen an der Weichsel und somit weiter von Berlin entfernt als die im Rheinland stehenden britisch-amerikanischen Armeen, und es schien dem russischen Oberkommando äusserst zweifelhaft, ob es die Offensive weiter durch Polen werde vortragen können. Die russischen Besorgnisse deswegen waren so stark, dass Stalin im Oktober 1944 bei einem Besuch Churchills in Moskau lebhaft dafür eintrat, die in Italien stehenden verbündeten Armeen über die Adria durch Jugoslawien in der Richtung auf Wien vorstossen zu lassen. Bisher hatte sich Stalin jedem Plan für Erdoperationen der Westalliierten auf dem Balkan unbedingt widersetzt. Sein damaliger Vorschlag kann also nur von der Hoffnung diktiert gewesen sein, dass ein Eingreifen britisch-amerikanischer Streitkräfte in Jugoslawien die deutschen Divisionen, die damals gerade vom Südbalkan nach Ungarn zurückgenommen wurden, binden und womöglich sogar deutsche Reserven aus Polen auf sich ziehen würde. Stalin hätte diese Operation kaum vorgeschlagen, wenn er nicht angenommen hätte, dass sie seinen eigenen Vormarsch auf Wien und Berlin beschleunigen würden.

Die Sommeroffensive war für die Rote Armee sehr verlustreich gewesen. Jedenfalls befürchtete Schukow, er habe die äusserste Grenze seines Vormarsches nach Westen erreicht. Nach dem Krieg gab Schukow zu: «Als wir Warschau erreicht hatten, wussten wir nicht, wie wir über die Weichsel kommen sollten, wenn nicht vor unserer Front wesentliche deutsche Kräfte abgezogen würden.» Dass dies geschehen werde, war kaum zu hoffen. Im Gegenteil, das russische Oberkommando war – laut Schukow – überzeugt, dass Hitler in seinem fanatischen Hass gegen den Kommunismus alle verfügbaren Kräfte gegen die Rote Armee aufbringen und dafür die Entblössung anderer Fronten in Kauf nehmen werde. Die Russen nahmen an, dass Hitler, vor die Wahl gestellt, eher ‚den Westen hereinliesse‘ als den Osten. Das war durchaus logisch gedacht, nicht nur wegen des historischen Gegensatzes zwischen Deutschen und Slawen: Ostdeutschland war die Hochburg

der preussischen Militärkaste und war neuerdings infolge der Luftangriffe auf Westdeutschland zum Zentrum der deutschen Rüstungsindustrie geworden.

Mit einem Schlage änderten sich die militärischen und politischen Aussichten Russlands völlig. Dass Hitler seine sämtlichen strategischen Reserven im Westen gebunden hatte, sicherte der Roten Armee den Erfolg einer Fortführung ihrer Offensive durch Polen. So konnte Stalin, als er kurz vor Weihnachten an Roosevelt kabelte, mit gutem Grund annehmen, dass er zu Beginn der Konferenz im Besitz Warschaws und mindestens des grössten Teils Westpolens sein werde. Damit nicht genug, ging er sofort daran, seine militärische Position durch ein politisches Manöver zu stärken, das bezweckte, seine westlichen Verbündeten vor vollendete Tatsachen zu stellen. Am 30. Dezember sagten Roosevelt und Churchill ihr Erscheinen in Jalta für Anfang Februar zu. Am nächsten Tag proklamierte sich das Lubliner Komitee zur «Provisorischen Regierung des Befreiten Demokratischen Polens». In der ersten Januarwoche erhielt diese Marionettenregierung die diplomatische Anerkennung der Sowjetunion. Der rechtmässigen polnischen Regierung in London hatte sie der Kreml verweigert.

Auch Stalin kann kaum erwartet haben, dass die kommenden Ereignisse das Gewicht der Macht so schnell und so weit zu seinen Gunsten verschieben würden, wie es nun geschah. Während in der zweiten Januarhälfte die Russen, Trümmer deutscher Armeen vor sich herschwemmend, durch Polen fetzen und über die Reichsgrenzen hinwegfluteten, stiessen die Amerikaner in den Ardennen auf so hartnäckigen und erfahrenen Widerstand, wie sie ihn seit der Landung nicht mehr erlebt hatten. Der Zangenangriff der 1. und der 3. amerikanischen Armee hatte sich bei Houffalize geschlossen, aber es war nicht gelungen, die Masse der in den Westardennen stehenden deutschen Truppen abzuschneiden. Vielmehr ging die Wehrmacht nach wie vor in ständigen Rückzugsgefechten langsam auf den Westwall zurück. Es wurde Februar, ehe die Amerikaner die Linie wiedergewannen, die sie bereits vor sechs Wochen gehalten hatten.

Am 4. Februar nahmen die Amerikaner die erste der Roertalsperren, auf die sie im Angriff gewesen waren, als die Deutschen ihre Gegenoffensive begannen. Jetzt erst waren die Westmächte in der Lage, ihren so lange verzögerten Angriff auf das Rheinland eröffnen zu können, doch standen sie nicht näher an Berlin als im September 1944 oder, der Entfernung nach, im September 1939. Bis auf den Roerabschnitt war der Westwall noch intakt. Und nach dem Westwall musste noch der Rhein bezwungen werden. Da Eisenhowers Pioniere damals der Ansicht waren, dass ein breiter Übergang über den Niederrhein nicht vor Mai möglich sei, bestand wenig Aussicht, Berlin von Westen zu nehmen.

Ganz anders sah es an der Ostfront aus. Malinowski hatte die deutschen Anstrengungen, Budapest zu entsetzen, vereitelt und stand 80 Meilen vor Wien; Konjew, der Breslau eingeschlossen und mehrere Brückenköpfe an der Oder gesichert hatte, 120 Meilen vor Prag; und Schukow, der bei Küstrin die Oder erreicht hatte, 45 Meilen vor Berlin. Alle Hauptstädte Osteuropas waren im Besitz der Roten Armee, und die drei grossen Hauptstädte Mitteleuropas lagen in ihrer unmittelbaren Reichweite.

Auf dem Wege zur Krim trafen sich Roosevelt und Churchill auf Malta, um eine kurze Vorbesprechung über die Tagesordnung für Jalta abzuhalten und jene Angelegenheiten zu besprechen, die seit der Konferenz von Quebec, der letzten Zusammenkunft der beiden Staatsmänner, in das britisch-amerikanische Verhältnis eine gewisse Schärfe hineingetragen hatten. Churchill hoffte, dass aus einer gründlichen Aussprache hierüber eine gemeinsame Politik hervorgehen werde, mit der sie, gemeinsam auftretend, die überlegene Stärke der Position Stalins auszugleichen vermöchten. Es zeigte sich jedoch, dass Roosevelt mehr denn je bestrebt war, solche Bindungen und bei den Russen jeden Eindruck zu vermeiden, der bei ihnen den Verdacht erwecken könnte, sie hätten es mit einem anglo-amerikanischen Bund zu tun. Er betrachtete sich als den ‚guten Nachbarn aller Welt‘, den unabhängigen Schiedsrichter, dessen Aufgabe es sei, zwischen Churchill und Stalin gutes Einvernehmen zu erhalten und zu verhüten, dass die «Einheit der Grossen Drei» unter britisch-russischen Rivalitäten einen Riss erleide. Zu ihrer Bestürzung musste die britische Delegation im Verlauf der Vorkonferenzen feststellen, dass ihre amerikanischen Kollegen den britischen Nachkriegszielen misstrauischer gegenüberstanden als den russischen. So erstaunlich diese Tatsache heute scheinen mag, ihre Erkenntnis ist wesentlich zum Verständnis dessen, was in Jalta geschah.

Das amerikanische Misstrauen gegen England wurzelt in der Geschichte. Seit 1776 haben die Amerikaner ein tiefes Vorurteil gegen den «Kolonialismus» in sich wachgehalten. Sie haben immer zu der Auffassung geneigt, dass die Unabhängigkeit, die ihnen so hohen Wohlstand gebracht hat, das Leben anderer, nicht so glücklicher Völker ebenso verwandeln würde. Ohne den Verdiensten der Kolonialmächte oder besonderen Fällen mit ihren besonderen Schwierigkeiten Beachtung zu schenken, sind sie beharrlich für baldige Selbstverwaltung aller unabhängigen Völker eingetreten, vor allem aber derer, die noch unter der Herrschaft der britischen Krone standen; ist doch für die Amerikaner wegen ihrer Vergangenheit Grossbritannien das Symbol für den Imperialismus schlechthin geblieben. Wenn sie auch der britischen Kolonialpolitik einräumen, fortschrittlicher und humaner zu sein als jede andere, so ändert das nichts an ihrer Überzeu-

gung, dass jede Kolonialherrschaft ihrem Wesen nach von Übel, also auch gut regierten Imperien das Schlechte eigentümlich sei.

Diese Überzeugung lockerte keineswegs die Knüpfungen gemeinsamen Erbes und gemeinsamer Interessen, die im Wesentlichen die Einheit der englisch sprechenden Welt bewahrt haben, noch schwächte sie die Bande fast familiärer gegenseitiger Zuneigung. Vielmehr handelt es sich hier gleichsam um den Fall des aufgeklärten Sohnes, der den eigensinnigen Vater zu reformieren sucht. Als Grossbritannien 1940 in Gefahr war, von einem noch düsteren Imperialismus erdrückt zu werden, da trat das amerikanische Volk unter Roosevelts Führung freudig und hochherzig zu seiner Rettung an und lieh ihm materielle Hilfe und moralische Stärkung, und das nicht aus blossem Eigennutz, sondern weil ihm trotz allem Grossbritannien als das europäische Hauptbollwerk der Freiheit und der letzte unbezwungene europäische Treuhänder der westlichen Zivilisation ins Bewusstsein trat. Indessen, immer stand die amerikanische Hilfsbereitschaft unter einem Vorbehalt. Roosevelt war entschlossen, den Sturz Englands zu verhüten, ebenso entschlossen aber, nicht zuzulassen, dass amerikanische Mittel und Kräfte dazu verwendet würden, das Britische Empire künstlich am Leben zu erhalten.

Roosevelts ‚Sturmlauf‘ gegen das Kolonialsystem begann mit der Atlantik-Charta. Der erste Entwurf stammt von Churchill. Der Premierminister hatte sich um die Festsetzung der Prinzipien bemüht, die die demokratischen Nationen in ihrem Kampf gegen den deutschen Angreifer und bei der Schaffung des europäischen Friedens leiten sollten. Am 9. September 1941 erklärte er im Unterhaus: «Bei der Atlantik-Zusammenkunft hatten wir die Wiederherstellung der Unabhängigkeit .. der Staaten im Sinn ..., die jetzt unter dem Nazijoch gebeugt sind.» Dies, darauf bestand er, sei ein Problem, «das völlig zu trennen ist von der allmählichen Entwicklung jener Gebiete und Völker zur Selbstverwaltung, die der britischen Krone Treue schulden».

Roosevelt hingegen machte solche Unterscheidungen nicht. Während der Konferenz, die zur Verkündung der Atlantik-Charta führte, sagte er zu Churchill: «Ich glaube nicht, dass wir einen Krieg gegen die faschistische Sklaverei führen können, ohne gleichzeitig darauf hinzuwirken, dass überall in der Welt die Völker von einer rückständigen Kolonialpolitik befreit werden ... Die Fortdauer irgendeines Despotismus ist mit dem Frieden unvereinbar. Der Bau des Friedens verlangt Gleichheit aller Völker und wird sie auch erreichen. Gleichheit der Völker aber schliesst völlig freien Wettbewerb im Welthandel ein.» So dachte er nicht nur an die besetzten europäischen Länder, sondern auch an alle Kolonialvölker, als er dem Entwurf Churchills die Erklärung hinzufügte, er und der Premierminister wünschten, es sollten «die Völker Souveränitätsrechte und Selbst-

verwaltung zurückerhalten, denen sie gewaltsam genommen worden sind». Darüber hinaus schob er einen Artikel ein, der sich unverhüllt gegen das Abkommen von Ottawa richtete, gegen das System von Vorzugszöllen unter den Dominions. Der Artikel besagte, Roosevelt und Churchill würden sich bemühen, «ohne Diskriminierung dahin zu wirken, dass alle Staaten, grosse wie kleine, Sieger wie Besiegte, unter gleichen Bedingungen zum Handel und zu den Rohstoffen der Welt Zugang erhalten». Churchill merkte natürlich, worauf das zielte, und verlangte, dass die Worte «ohne Diskriminierung» durch die Wendung ersetzt würden: «unter gebührender Berücksichtigung bestehender Verpflichtungen».

Als fünf Monate später der Rahmenvertrag zu den amerikanisch-britischen Leih- und Pachtabkommen unterzeichnet wurde, machte Roosevelt die Hilfe der Vereinigten Staaten von der Einwilligung Grossbritanniens abhängig, nach dem Kriege «alle Formen der Diskriminierung im internationalen Handel zu beseitigen und Zolltarife und Handelsschranken herabzusetzen». Cordell Hull, der Urheber dieser Klausel, berichtet: «Ein paar Tories im britischen Kabinett ... betrachteten das Leih- und Pachtabkommen ... als einen Versuch, in die britische imperiale Souveränität einzugreifen.» Selbstverständlich war es auch ein solcher Versuch.

Hull spricht sich in seinen Memoiren über die Absichten des Präsidenten ungeschminkt aus: «Wir hatten von der Zukunft des britischen Kolonialreiches ganz bestimmte Vorstellungen, in denen wir mit den Briten nicht übereinstimmten. Man könnte einwenden, die Zukunft dieses Reiches sei nicht unsere Angelegenheit gewesen; aber wir sagten uns, dass abhängige Völker, wenn sie nicht in ihren Bestrebungen zur Selbstverwaltung unterstützt würden und sie schliesslich nicht auch erhielten ..., dauernde Konfliktherde bilden würden.» Weder Hull noch Roosevelt war von der britischen Auslegung zufriedengestellt, dass «innerhalb des Britischen Commonwealth' die Selbstverwaltung herbeigeführt werden solle.

Die Eroberung fast aller britischen, französischen und holländischen fernöstlichen Kolonien durch die Japaner bestärkte Roosevelt in seiner Entschlossenheit, die Atlantik-Charta auch auf die Kolonialgebiete anzuwenden. Die drei Mächte waren nicht imstande gewesen, diese ihre Besitzungen zu verteidigen. Ihre direkte oder indirekte Befreiung war nur von der Militärmacht der Vereinigten Staaten zu erwarten. Das stärkte Roosevelts Position ausserordentlich. Es eröffnete ihm die Möglichkeit, auf der Verpflichtung zu bestehen, diesen Kolonien Selbstverwaltung und endlich volle Unabhängigkeit zu gewähren, widrigenfalls sie nicht zurückgegeben werden würden.

Dass dies Roosevelts Politik war, steht ausser Zweifel. Bei Edens Besuch im Washington im März 1943 machte ihm der Präsident laut einer damaligen Auf-

zeichnung Hopkins' klar, «er wüschte sich nicht im Voraus darauf festzulegen, dass alle fernöstlichen Kolonien an die Länder zurückfallen würden, die sie vor dem Krieg besessen oder kontrolliert haben».

Später in demselben Jahr suchte Königin Wilhelmina den Präsidenten auf. Roosevelt sprach mit ihr über die Zukunft Niederländisch-Ostindiens, machte sie darauf aufmerksam, dass es «amerikanische Waffen sein würden, die die holländischen Kolonien von den Japanern befreien», und erlangte das Versprechen, ihnen «den Status eines gleichberechtigten Dominions mit Selbstverwaltung zu garantieren».

Aus Churchill jedoch konnte der Präsident eine solche Zusicherung über britische Besitzungen nicht herausholen, obwohl er die Frage bei jeder wichtigeren Zusammenkunft anschnitt. Einmal erhielt er von ihm, im Privatgespräch, zur Antwort: «Mir scheint, Herr Präsident, Sie wollen das britische Weltreich abschaffen.» Öffentlich erklärte er: «Ich bin nicht des Königs Premierminister geworden, um bei der Auflösung des Britischen Empire zu präsidieren.» Wenige von denen, die diese –am Amtssitz des Lord Mayor abgegebene – Erklärung Churchills anhörten, waren sich darüber klar, dass sie sich vor allem direkt gegen den Mann richteten, den er mit Stolz als «den grössten amerikanischen Freund» anerkannte, «den wir jemals gehabt haben, und als den grössten Freiheitskämpfer, der jemals aus der Neuen Welt der Alten Welt Hilfe und Beistand gebracht hat».

Churchills herausfordernde Haltung beirrte Roosevelt keineswegs; er bemühte sich nach wie vor, seine Politik durchzusetzen. Er hatte die Errichtung einer internationalen Organisation zur Erhaltung des Friedens zu einer Herzenssache gemacht. Umso entschlossener war er, die Welt vom ‚Kolonialismus‘ zu erlösen. Seine Vorstellungen von der Sache waren höchst einfach, beinahe naiv, und – nicht immer richtig.

Zu Roosevelts Traumbild vom Frieden gehörte nicht nur das Ende des Kolonialsystems, sondern auch die Beseitigung alles dessen, was er als wesentliche Begleiterscheinungen auf fasste: von Einflussphären und regional ausgleichenden Mächtegruppierungen.

Churchill teilte solchen Idealismus nicht. Er wusste aus der langen europäischen Geschichte, dass die Nationen der Versuchung, ihr Gebiet zu erweitern, nicht so leicht erliegen, wenn ihr Ehrgeiz von einem vernünftigen Gleichgewicht der Kräfte gedämpft wird, und dass ein solches Gleichgewicht nur durch Bündnisse und «sonstige Vorkehrungen» gewahrt werden kann. Churchill war keineswegs antirussisch, aber schon im Oktober 1942 hatte er die Ansicht niedergelegt, dass es «ein grenzenloses Unheil» wäre, «wenn russische Barbarei Kultur und Freiheit der alten europäischen Staaten überzöge». Auf der Konferenz von Tehe-

ran war er sich dieser Gefahr unmittelbar bewusst geworden; ihm war jetzt klar, dass die Sowjetunion in einer überragenden Machtstellung aus dem Krieg hervorgehen werde, die sich nur durch ein starkes Britisches Empire, eine feste anglo-amerikanische Allianz und eine europäische Union aufwiegen lasse.

Tief beunruhigt, ja mit Schrecken sah Churchill die Gefahr heraufziehen, dass die Russen weit nach Mittel- und Südosteuropa vordringen würden. Es war das einer der Hauptgründe, weshalb er sich unermüdlich für jene Operationen auf dem Balkan einsetzte, die von Roosevelt und seinen Stabschefs so beharrlich und entschieden abgelehnt wurden. Als er seine Absicht durchkreuzt sah, den Russen militärisch zuvorzukommen, versuchte er es, um sie wenigstens abzdämmen, mit einer politischen Übereinkunft direkt mit dem Kreml. Im Frühsommer 1944, zu einer Zeit, wo die Rote Armee noch nicht auf dem Balkan Fuss gefasst hatte, schlug Churchill – ohne Wissen Roosevelts – Stalin vor, die Sowjetunion solle Rumänien und Bulgarien, Grossbritannien Griechenland und Jugoslawien ‚überwachen‘. Als man in Washington von dieser geheimen britischen Annäherung an Moskau erfuhr, war die Verärgerung beträchtlich. Hull verurteilte Churchills Konzept entschieden; es laufe auf «eine Aufteilung des Balkans in Einflussphären» hinaus. Churchill entgegnete, er schlage keineswegs eine Aufteilung des Balkans vor; schliesslich aber müsse doch bei der Wiederherstellung einer geordneten Zivilverwaltung irgendjemand die Sache in die Hand nehmen, und das sollte zweckmässigerweise der Macht zufallen, die in dem betreffenden Land schon für die militärischen Operationen verantwortlich gewesen sei. Das Argument befriedigte Roosevelt keineswegs. Immerhin stimmte er einem dreimonatigen Versuch zu unter der Voraussetzung, dass er nur der Lösung der unmittelbaren Probleme diene und der Nachkriegsregelung nicht vorgreife.

Der Argwohn der Amerikaner gegen Churchills Absichten vertiefte sich, als der Premierminister bei seinem Moskauer Besuch im Oktober 1944 die Vereinbarungen mit dem Kreml «erweiterte und den Grad des Einflusses, den Grossbritannien und Russland in den einzelnen Balkanländern jeweils haben sollten, sogar prozentual festsetzte». Jede Grossmacht legte dieses Abkommen nach ihrer Weise aus. Die Russen erblickten darin eine formelle Anerkennung ihrer Vorherrschaft und Interessen im Donaubecken. Für die Briten bedeutete es, dass sie die im Donauraum geschaffenen vollendeten Tatsachen als solche hinnahmen. Im übrigen waren sie froh, sich wenigstens ein gewisses Recht gewahrt zu haben, in den Angelegenheiten der Donaustaaten mitzureden. Jedenfalls handelte es sich für Churchill nicht um eine Aufteilung des Balkans zwischen Grossbritannien und Russland. Es ging ihm darum, zu verhüten, dass die Sowjetunion ihre Ein-

flusssphäre auf die ganze Halbinsel ausdehnte. Die Amerikaner jedoch sahen in dem Abkommen einen Verrat an der Atlantikcharta, finstere Machenschaften im Dienst imperialistischer britischer Bestrebungen, und sprachen – im Aussenministerium – von ‚Churchiavellismus‘.

Einer weit schwereren Belastung wurde das britisch-amerikanische Verhältnis gegen Ende des Jahres wegen der Entwicklung im Mittelmeergebiet ausgesetzt. Dort trugen kraft interalliiierter Vereinbarung die politische Hauptverantwortung die Briten. Nach dem Rücktritt des Kabinetts Bonomi Ende November liess London Rom wissen, dass es keine italienische Regierung akzeptieren könnte, der Graf Sforza als Ministerpräsident oder als Aussenminister angehören würde. Churchill sah in ihm, nicht ganz zu Unrecht, einen vertrauensunwürdigen Ränkeschmied. Aber Sforza hatte eine lange Vergangenheit als Gegner des Faschismus und war in den Vereinigten Staaten, wo er die ganze Zeit des Regimes Mussolinis gelebt hatte, hochgeachtet. Als Churchills Wink nach Rom in Washington bekannt wurde, brach in der amerikanischen Presse ein Proteststurm los, und Edward Stettinius, der vor Kurzem Cordell Hull im Aussenamt abgelöst hatte, sah sich genötigt, öffentlich von der britischen Politik abzurücken.

Churchill war über diese öffentliche Zurechtweisung entrüstet und machte in einem freimütigen Kabeltelegramm an Roosevelt seinem Herzen Luft. Besonders empörte ihn die in der Erklärung Stettinius' enthaltene Wendung, das Prinzip der Nichteinmischung «gilt in einem womöglich noch höheren Grade gegenüber Regierungen befreiter Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen». Dies wurde in London zutreffend als eine kaum verschleierte Anspielung auf Griechenland auf gefasst. Dort hatten britische Truppen eingesetzt werden müssen, um den Sturz der anerkannten Regierung durch kommunistische Partisanen zu verhüten, die in Athen eingedrungen waren. Da die Briten, woran Churchill das Parlament erinnerte, «mit amerikanischem und russischem Einverständnis und auf Ersuchen der aus allen Parteien zusammengesetzten Regierung» in Griechenland Truppen unterhielten, konnten sie nicht «Athen der Anarchie und dem Elend preisgeben, denen eine auf Mord gegründete Tyrannei folgen würde».

Gleichviel, der Einsatz britischer Truppen gegen die griechischen Kommunisten, die noch vor Kurzem gegen die Deutschen gekämpft hatten, rief auf beiden Seiten des Atlantik tiefstes Unbehagen hervor, und Churchill war von nun an daheim und draussen der erbittertsten Kritik ausgesetzt, die ihm jemals während des ganzen Krieges widerfahren war.

In Washington gingen die Wellen der Entrüstung so hoch, dass Admiral King – der nie eine Gelegenheit vorübergehen liess, dem Hauptverbündeten seines Landes Verlegenheiten zu bereiten – den Kommandanten der amerikanischen

Seestreitkräfte im Mittelmeer befehl, «keinem amerikanischen LST [Landungsschiff für Panzer] den Einsatz zu Versorgungstransporten nach Griechenland zu erlauben». Churchill hielt, von diesem Befehl mit Recht aufgebracht, mit seiner Empörung auch diesmal nicht hinterm Berge. Jetzt erst griff Hopkins ein, und der Befehl wurde widerrufen. Weitere Kontroversen wurden mit scharfen Kabeltelegrammen über den Atlantik ausgetragen. Die Folge war, dass «die Beziehungen zwischen dem Weissen Haus und Downing Street gespannter waren als je zuvor». In Washington sah man die englische Politik so an: «Churchills altbekannte Vorliebe für die konstitutionelle Monarchie diktierte eine Politik, die gegen den Volkswillen gerichtet war.»

Die Lage entspannte sich, als Churchill und Eden am Weihnachtstag nach Athen flogen, einen Waffenstillstand herbeiführten, die Bestellung des Erzbischofs Damaskinos zum Regenten erreichten und die Versicherung abgaben, dass der König nur zurückkommen werde, «wenn sich eine Volksabstimmung für seine Rückkehr ausspricht». Churchill konnte mit dieser Regelung zufrieden sein. Den wahren Grund seiner Genugtuung freilich durfte er öffentlich nicht erkennen lassen: er hatte Griechenland vor dem Schicksal bewahrt, ein Sowjetsatellit zu werden. Bei der Begegnung auf Malta allerdings sagte er Stettinius offen ins Gesicht: «Wenn in Griechenland keine britischen Truppen gestanden hätten, wären die griechischen Kommunisten an die Macht gelangt.» Grossbritannien aber trage die «ausdrückliche Verantwortung dafür, dies nicht zuzulassen». Es scheint nicht so, als habe dies Argument auf Stettinius Eindruck gemacht. Jedenfalls blieb die amerikanische Delegation überzeugt, Churchill habe in die inneren Angelegenheiten Griechenlands eingegriffen, um dem Britischen Empire für die Zeit nach dem Kriege Vorteile zu sichern.

Am Vorabend der Konferenz von Jalta war das eine höchst tragische Situation. Misstrauen und Zwietracht gingen so weit, dass Roosevelt und einige seiner engsten Mitarbeiter allem Anschein nach schliesslich der Meinung waren, Weltfrieden und Unabhängigkeit der kleinen Nationen würden in Zukunft nicht von Russland und dem internationalen Kommunismus bedroht sein, sondern von den alten Kolonialmächten, vor allem von Grossbritannien. Für diese seltsame Urteilsverwirrung gibt es nur eine Erklärung: Roosevelt glaubte damals nicht im Geringsten, Stalin strebe irgendwelche imperialistischen Ziele an. In seinen Augen gab es zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten keinen Widerstreit wesentlicher nationaler Interessen; Russen und Amerikaner hatten ja, wie er es sah, so viel Gemeinsames, dass sie gewiss bereitwillig Schulter an Schulter für Frieden und Freiheit arbeiten würden, wenn nur ihre Führer zu einem wirklichen Gedankenaustausch Gelegenheit fänden. Sein Vertrauen zu Stalin und zu seiner eigenen Fähigkeit, die Sowjetunion für dauernd zu gemeinsamem Wirken zu ge-

winnen, war noch ungebrochen, obwohl ihm die unglückliche Entwicklung der russischpolnischen Beziehungen im vergangenen Jahr hinreichenden Grund hätte geben können, an seinem persönlichen Einfluss auf Stalin und der Biederkeit der Nachkriegsabsichten Russlands zu zweifeln.

Seit der Konferenz von Teheran hatte sich Roosevelt dreimal direkt an Stalin gewandt, um ihn zu einem vernünftigen Übereinkommen mit der polnischen Exilregierung zu bewegen. Stalin hatte nicht die geringste Neigung gezeigt, die Anwendung der Prinzipien der Atlantik-Charta auf Polen zuzulassen. Trotzdem blieb Roosevelts Vertrauen unerschüttert. Jedenfalls berichtet Mikolajczyk, dessen Glaubwürdigkeit anzuzweifeln kein Grund vorliegt, Roosevelt habe im Juni 1944 in Washington zu ihm gesagt: «Stalin ist ein Realist. Wir dürfen bei der Beurteilung russischen Vorgehens nicht ausser Acht lassen, dass das Sowjetregime in der Pflege internationaler Beziehungen erst zwei Jahre Erfahrung hinter sich hat. Eines steht für mich fest: Stalin ist kein Imperialist.» Roosevelt setzte dann Mikolajczyk auseinander, dass er wegen des Wahljahres zur polnischen Frage noch nicht öffentlich habe Stellung nehmen können. Nach der Konferenz von Teheran hatte Roosevelt geäußert, Stalin lasse am Beratungstisch mit sich reden.

Vielleicht die bündigste Erklärung für die Haltung Roosevelts findet sich in einer Aufzeichnung, die Hopkins sechs Monate nach Jalta machte: «Wir wissen oder glauben jedenfalls, dass die russischen Interessen, soweit wir sie zu überblicken vermögen, keinen Anlass zu grösseren Differenzen mit unserer Aussenpolitik bieten. Wir sind, so meinen wir, aus wirtschaftlichen Gründen voneinander abhängig. Wir finden, dass sich mit den Russen persönlich gut verhandeln lässt. Zweifellos haben die Russen das amerikanische Volk gern. Sie schätzen die Vereinigten Staaten. Sie haben zu den Vereinigten Staaten mehr Vertrauen als zu irgendeiner anderen Macht in der Welt... Vor allem: es liegt ihnen daran, die freundschaftlichen Beziehungen zu uns aufrechtzuerhalten ... Sie sind beharrliche, entschlossene Leute, die genau so denken wie wir.»

Eisenhower pflichtete dieser Ansicht bei: «In seinen kraftvollen Instinkten, in seiner Freude am Lachen, seiner Kameradschaftlichkeit und seinem gesunden, geraden Blick für die Alltagswirklichkeit scheint mir der gewöhnliche Russe auffallend dem zu ähneln, was man bei uns einen ‚Durchschnittsamerikaner‘ nennt.»

Die Feststellung, dass beide Völker frei von politischer Erbsünde seien, ist typisch amerikanisch. Dass dies auf keines der beiden Völker zutrifft, tat nichts zur Sache. Entscheidend war: es wurde geglaubt, und zwar nicht nur von Eisenhower, sondern auch von vielen Amerikanern, von denen man mehr Vertrautheit mit der eigenen Geschichte hätte erwarten sollen. Derselbe Glaube wohnte der

Auffassung inne, mit der Roosevelt an die Probleme heranging, die in Jalta warteten. In seinen Augen war Grossbritannien eine imperialistische Macht mit dem kolonialen Brandmal, Russland nicht. Das war mitentscheidend für Roosevelts Bereitwilligkeit, der Sowjetunion in Europa und in Asien Konzessionen zu machen, um Stalins Eintritt in den pazifischen Krieg zu sichern.

Für Roosevelts Entschluss, die russische Hilfe gegen Japan in Anspruch zu nehmen, geben seine Vertrauten zwei Gründe an. Der Chef seines persönlichen Stabes, Admiral Leahy, meint, der Präsident sei von dem Glauben beseelt gewesen, dass «die Teilnahme der Sowjets an den Operationen im Fernen Osten die ernsthafteste russische Mitwirkung an der Verwirklichung seines Traumes von einer vereinten, friedlichen Welt sichern würde». Andererseits berichtet Stettinius: «Unsere führenden Militärs übten auf den Präsidenten einen mächtigen Druck aus, Russland in den fernöstlichen Krieg zu bringen. Die Atombombe war damals noch eine unbekannte Grösse, und unser Rückschlag in den Ardennen war allen in frischer Erinnerung. Noch hatten wir nicht den Rhein überschritten. Niemand wusste, wie lange der europäische Krieg dauern und welche Verluste er noch fordern werde.» Die amerikanischen Stabschefs hätten Roosevelt darauf hingewiesen, dass «die Eroberung Japans ohne Russland die Vereinigten Staaten eine Million Verluste kosten» und der pazifische Krieg sich bis 1947 hinziehen könnte.

Hauptsächlich Marshall vertrat diese Ansicht. Dabei waren Roosevelts militärische Ratgeber keineswegs einhellig der Meinung, dass es nötig sein werde, die japanischen Mutterinseln zu besetzen. Leahy berichtet, dass im Juli 1944 sowohl McArthur als auch Nimitz (die beiden unmittelbar verantwortlichen Oberbefehlshaber) in Pearl Harbour dem Präsidenten erklärt hätten, «Japan könne durch den Einsatz von See- und Luftstreitkräften ohne die Besetzung des japanischen Mutterlandes zur Annahme unserer Kapitulationsbedingungen gezwungen werden». Danach, Ende Oktober, erlitt die japanische Flotte in der Schlacht um die Leyte-Bucht eine so vernichtende Niederlage, dass Leahy geraume Zeit vor der Konferenz von Jalta zu der Ansicht kam, der Krieg gegen Japan habe «ein Stadium erreicht, wo die japanische Niederlage nur noch eine Frage der Zeit und der Zermürbung war». Das war auch die Auffassung des Chefs des Stabes der Luftwaffe, Arnold, dessen Superfestungen Japan bereits von Inselflugplätzen aus bombardierten. Man war kaum noch auf Luftstützpunkte in den pazifischen Provinzen Russlands angewiesen, auch legte Arnold nach dem unglücklichen Experiment des ‚Pendelbombens‘ in Europa auf Möglichkeiten, die ihm vielleicht auf dem asiatischen Festland zugesagt werden würden, keinen grossen Wert. Trotzdem behielten die Ratschläge Marshalls und Kings die Oberhand.

Die Befürworter russischen Eingreifens im Fernen Osten liessen sich wesentlich von ihren Schätzungen über das Mass der Hilfe leiten, das die Vereinigten Staaten in ihrem Krieg gegen Japan von Grossbritannien erhalten würden –oder annehmen sollten. Tatsächlich waren alle fernöstlichen Streitkräfte Britanniens und des Empire unter Lord Louis Mountbattens Südostasiatischem Kommando [SEAC = South-East Asia Command] zu Operationen in Burma und dann in Malaya und auf Sumatra eingesetzt. Es entsprach das geographischen wie politischen Erfordernissen. In Washington aber vermutete man dahinter, dass Churchill mehr an einer Wiedergewinnung der verlorenen britischen Kolonien als daran gelegen sei, zu einer möglichst baldigen Niederlage Japans beizutragen. So kam es den amerikanischen Stabschefs – und den britischen nicht minder – höchst überraschend, als sich der Premierminister im September 1944 in Quebec unvermittelt erbot, einen grossen Teil des britischen Bomberkommandos und die Masse der britischen Schlachtflotte in den mittleren Pazifik zu entsenden. Roosevelt griff das Angebot sofort auf. Als es aber auf der nächsten Sitzung des Interalliierten Komitees der Stabschefs zur Sprache kam, «brach» – dies die Worte Arnolds – «die Hölle los», und King «erklärte hitzig, er wolle damit nicht das geringste zu tun haben». Er wurde, wie der Chef des britischen Admiralstabes, Cunningham, berichtet, von Leahy scharf zur Ordnung gerufen und «gab schliesslich nach, aber äusserst widerwillig».

Bei Marshall und Arnold war von Kings Englandfeindlichkeit nicht die Spur zu bemerken. Gleichwohl hatten die amerikanischen Stabschefs ihren britischen Kameraden niemals gestattet, bei der Führung des pazifischen Krieges mitzureden. Sie waren auf eine stärkere Teilnahme britischer Streitkräfte an den fernöstlichen Operationen auch keineswegs versessen; sie besorgten, die Briten könnten daraus das Recht ableiten, den Besitz von Gebieten des japanischen Reichs oder die Treuhänderschaft über sie zu beanspruchen. Darüber hinaus rieten sie dem Präsidenten: «Die von unseren Streitkräften eroberten-Mandatsinseln im Pazifik sollten unter der Souveränität der Vereinigten Staaten bleiben und nicht der Treuhänderschaft der Vereinten Nationen ausgeliefert werden.» Getreu seinen Grundsätzen verwarf Roosevelt diesen Vorschlag, dieselben Prinzipien aber machten ihn gegen die Operationen der Briten und der Franzosen in Südostasien argwöhnisch.

Roosevelt war entschlossen, Indochina nicht an Frankreich zurückfallen zu lassen, und hatte es daher abgelehnt, der Beglaubigung einer französischen Militärmission beim SEAC zuzustimmen. Er war zwar bereit, den Holländern die Rückkehr nach Niederländisch-Indien zu gestatten, weil ihm Königin Wilhelmina versprochen hatte, diesen Besitzungen die Selbstverwaltung zu gewähren,

aber er hatte die feste Absicht, dafür zu sorgen, dass amerikanische Streitkräfte die Insel eroberten, damit er in der Lage sei, die Einhaltung jener Zusage zu erzwingen. Dementsprechend wurde in den Raum künftiger britischer Operationen als einzige holländische Besitzung Sumatra einbezogen, aber auch nur wegen des geographischen Zusammenhanges dieser Insel mit Malaya. Doch das ist noch nicht alles. Auf MacArthurs Empfehlung hin beschlossen die amerikanischen Stabschefs, nach der Rückeroberung Niederländisch-Indiens keinesfalls eine britische militärische Kontrolle über die Inseln zuzulassen. «Die britischen Absichten waren nicht genau bekannt», sagt Leahy, «aber nach früheren Erfahrungen musste man gewärtig sein, dass es, wenn sie holländisches Gebiet unter ihre Kontrolle bekämen, schwierig werden könnte, sie daraus wieder wegzukriegen.» Roosevelt scheint diese Meinung geteilt zu haben.

Gewiss wurde Roosevelt bei seinem Bestreben, die Hilfe Stalins zu erkaufen, hauptsächlich von seinem Wunsch geleitet, Menschenleben zu sparen. Im Licht der vielen Zeugnisse über seine Beweggründe jedoch muss um der historischen Wahrheit willen hinzugefügt werden, dass ihn auch die Hoffnung bestimmte, das Eingreifen Russlands werde es den Vereinigten Staaten ermöglichen, den entscheidenden Schlag gegen Japan zu führen und es zur Übergabe zu zwingen, bevor die Briten, die Franzosen oder die Holländer von ihren Kolonien wieder Besitz ergreifen könnten.

Wie sich nachher zeigte, waren die Amerikaner imstande, diesen Zweck ohne russische Intervention zu erreichen. Nach der Kapitulationserklärung der Japaner untersagte MacArthur, der alle Übergabevorkehrungen koordinierte, Mountbatten, in Südostasien örtliche Kapitulationen entgegenzunehmen, oder vor der Unterzeichnung der Gesamtkapitulation in Tokio in japanisch besetzte Gebiete Streitkräfte zur Entsetzung oder zur Wiederbesetzung zu entsenden. Da die Kapitulationsunterzeichnung in Tokio nicht vor zwölf Tagen zu erwarten war, beachtete Mountbatten den Befehl nicht, soweit es sich um Gebote der Barmherzigkeit handelte. Seine Meldung hierüber sagt: «Wenn nicht unverzüglich Vorräte und Personal geschickt worden wären, hätte das mir auf erlegte Zuwarten von zwölf Tagen an jedem Tag den Tod einer viel grösseren Anzahl Kriegsgefangener zur Folge gehabt.»

Die Weisungen über die Bewegung von Flotten- und Landstreitkräften wurden beachtet, obwohl die Truppen bereits in See waren und die Briten in die demütigende Lage gebracht wurden, ihre eigenen Kolonien nicht eher besetzen zu dürfen, als bis das japanische Oberkommando vor einem amerikanischen General auf einem amerikanischen Schlachtschiff in der Bucht von Tokio in aller Form kapituliert hatte.

Die Vollsitzungen der Konferenz von Jalta wurden im Palast Liwadia abgehalten, einem Lustschloss der Romanows, das weit auf das Schwarze Meer hinausblickt. Es hat den Besitzer gewechselt, aber die neuen Herren unterschieden sich von den alten merklich nur darin, dass sie noch mächtiger waren und in ihrem ehrgeizigen Streben, die Russland von seinen Herrschern zugesprochene imperiale Sendung zu erfüllen, brutaler vorgehen.

Auf der Eröffnungssitzung am Sonntag, dem 4. Februar, machte Stalin eine ebenso taktische wie taktvolle Geste. Wie in Teheran schlug er vor, Roosevelt den Vorsitz zu übertragen, und brachte dadurch auch diesmal den Präsidenten schon zu Anfang halb auf seine Seite. Es zeigte sich jedoch, dass Stalin nicht so bald geneigt war, der Leitung des Vorsitzenden zu folgen, am allerwenigsten den Gedanken des Lieblingsplanes des Präsidenten, eine auf der Anerkennung der Souveränitätsrechte aller Nationen beruhende Weltfriedensorganisation zu gründen. Kaum war das Thema zur Sprache gebracht, da erklärte, wie Stettinius berichtet, Stalin mit aller Deutlichkeit rund heraus, «dass nur die drei Grossmächte, die ja auch die Last des Krieges getragen hätten, den Frieden sichern könnten». Churchill sprach für die ganze westliche Welt, als er entgegnete: «Der Adler sollte die kleinen Vögel ruhig singen lassen und nicht danach fragen, weswegen sie singen.» Als sich am Abend Stettinius und Eden über die Aussichten des UNO-Planes unterhielten, waren sie einhellig der Meinung: «Es scheint mehr auf ein Dreimächtebündnis zuzutreiben als auf sonst irgendetwas.»

Roosevelt musste wohl spüren, dass der Zeitpunkt nicht günstig war, die Frage der Weltfriedensorganisation weiter zu erörtern. Er eröffnete die zweite Vollsitzung mit einer Aussprache über die Zukunft Deutschlands. Auf der Moskauer Aussenministerkonferenz im November 1943 war beschlossen worden, Deutschland völlig zu entwaffnen und ihm Reparationen für den Sachschaden aufzuerlegen, den es der Sowjetunion und anderen verbündeten Ländern zugefügt hatte. Auch die Frage einer Aufteilung Deutschlands war damals wie auch in Teheran schon erörtert worden, freilich ohne dass man zu einer Entscheidung gelangt wäre. Es hatte aber als ausgemacht gegolten, dass die drei Mächte das Land besetzen würden. Erst im November 1944 hatte man sich auf die Abgrenzung der Zonen und die gemeinsame Verwaltung Berlins geeinigt. In Jalta nun bekräftigten die «Grossen Drei» ihre Entschlossenheit, den Krieg bis zur «Bedingungslosen Kapitulation fortzuführen, und zum erstenmal berieten russische, britische und amerikanische Stabschefs über die erforderlichen Massnahmen, Hitler endgültig zu schlagen. Darüber jedoch, was nach dem Kriege mit Deutschland geschehen solle, herrschte keine solche Einmütigkeit. Bald stellte sich heraus, dass vor allem in den Fragen der Zergliederung Deutschlands, der Höhe der Repara-

tionen und der Teilnahme Frankreichs an der Besetzung die Ansichten zwischen Briten und Russen beträchtlich auseinandergingen.

Die Russen meinten, drei Besatzungsmächte genügen. Was die Zukunft Deutschlands betrifft, so beantragten sie, die Zerlegung Deutschlands in eine Anzahl von Einzelstaaten und die Einführung einer entsprechenden Erklärung in die Kapitulationsbestimmungen zu beschliessen, ferner die Demontage von vier Fünfteln der Schwerindustrie und Reparationsleistungen in Gütern im Werte von zwanzig Milliarden Dollar, wovon die Hälfte der Sowjetunion zufließen sollte.

Churchill erkannte sofort, dass eine Annahme dieser Vorschläge Deutschland zu politischer Ohnmacht und völliger wirtschaftlicher Verarmung verurteilen würde. Er war zwar entschlossen, dafür zu sorgen, dass Deutschland nicht noch einmal den Frieden Europas stören könnte, doch wollte er es als einen Faktor im Gleichgewicht der Kräfte erhalten und deshalb nicht völlig neutralisiert wissen. Daher schien es ihm unklug, das Reich aufzuteilen, es sei denn, die Sowjetunion stimme der Bildung einer starken Donauföderation zu. Das aber hatten Stalin und Roosevelt bereits abgelehnt. Churchill war auch gegen zu hohe Reparationen, wollte er doch eine Wiederholung der Ereignisse nach dem Ersten Weltkrieg verhüten, als Deutschlands wirtschaftlicher Zusammenbruch nur durch Unterstützung der Weltmächte abgewendet werden konnte. Schliesslich wünschte der Premierminister, dass Frankreich sowohl an der Besetzung als auch an der Verwaltung Deutschlands gleichmässig beteiligt werde. Es ging ihm dabei um eine zweite europäische Stimme im Interalliierten Kontrollrat. Er legte darauf umso mehr Wert, als Roosevelt erklärte, die amerikanischen Truppen würden «spätestens nach zwei Jahren» aus Europa zurückgezogen werden. Worauf Churchill bemerkte: «Grossbritannien wird allein nicht stark genug sein, die östlichen Zugänge zum Kanal zu sichern.» Von wem er eine Bedrohung befürchtete, gab er nicht zu erkennen.

Als sich die Diskussion der deutschen Fragen auf den Vollsitzungen und bei den Besprechungen der Aussenminister lebhaft entwickelte, suchten Roosevelt und Stettinius einen vermittelnden Standpunkt einzunehmen und zu behaupten. Das Ergebnis war, dass nun drei Auffassungen hervortraten. Stalin wünschte, dass die Konferenz die Teilung bindend beschliesse und sie in den Übergabebedingungen festlege; Churchill wollte keinerlei Bindung eingehen; Roosevelt empfahl, die Zerstückelung Deutschlands in die Kapitulationsbestimmungen aufzunehmen, ohne dass sich die Verbündeten auf diese Politik festlegen würden. Zur Frage der Reparationen verlangte Stalin, ihre allgemeine Bemessung auf zwanzig Milliarden ausdrücklich in das Protokoll aufzunehmen; Churchill widersetzte sich jeder Erwähnung irgendeiner Zahl selbst in einem geheimen Do-

kument; Roosevelt empfahl, die zwanzig Milliarden «als Diskussionsbasis» anzunehmen. Was endlich die Besetzung betrifft, so bestand Churchill darauf, Frankreich sowohl eine Zone als auch einen Sitz in der Kontrollkommission zuzuerkennen; Stalin lehnte beides ab; Roosevelt schlug vor, Frankreich eine Zone zu geben, es aber nicht in den Kontrollrat aufzunehmen.

Prinzipiell stimmte Roosevelt in allen diesen Fragen mit Churchill überein (wenn auch nicht in allen Gründen, die den Premier leiteten), in der offenen Diskussion jedoch spielte er den ehrlichen Makler. Er war weder an der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts der Kräfte interessiert, noch kümmerte ihn sonderlich die nicht zutage liegende, eigentliche Bedeutung des deutschen Problems. Für ihn war Deutschland keine Angelegenheit für sich, sondern nur ein Tauschobjekt auf dem weiteren Felde der Interessen, die ihn beherrschten: ihm lag vor allem daran, Stalin zur Mitwirkung an der internationalen Friedensorganisation und zum Eintritt in den Krieg gegen Japan zu gewinnen.

Sicherlich war Roosevelt als dem Vorsitzenden der Konferenz gewissermaßen die Rolle des Schiedsrichters aufgedrängt worden. Zweifellos aber war ihm dieses Amt sehr willkommen, weil es ihm grössere Handlungsfreiheit gewährte und die Möglichkeit bot, Bindungen auszuweichen, bis er die aufeinanderprallenden Meinungen der anderen gehört hatte. An dieser Auffassung der Vermittlerrolle hielt Roosevelt entschlossen fest. Das hatte zweierlei zur Folge. Einerseits blieb die Vertretung dessen, was in Wirklichkeit anglo-amerikanische Auffassung war, sehr zu Churchills Verdruss den Briten überlassen; andererseits «überschätzten die Sowjetführer das äusserste Mass der Grosszügigkeit des Präsidenten und seiner Bereitwilligkeit, in Prinzipienfragen Kompromisse einzugehen».

Das deutsche Problem war noch ungelöst, als Roosevelt in der dritten Vollsitzung am 6. Februar das Thema der Weltfriedensorganisation wieder aufgriff und Stettinius ersuchte, über die auf der Konferenz von Dumbarton Oaks diskutierten Fragen einen Überblick zu geben. Dort hatten sich Amerikaner, Briten, Chinesen und Russen auf Grundsätze und Zweck der künftigen Vereinten Nationen und die Bildung einer Generalversammlung, eines Sicherheitsrates und verschiedener anderer Organe der UN geeinigt. Die Einmütigkeit hatte jedoch ein jähes Ende gefunden, als der russische Delegierte, Gromyko, beantragte, jeder der sechzehn Republiken der Sowjetunion einen Sitz in der Generalversammlung einzuräumen, und überdies für die Grossmächte das Recht forderte, im Sicherheitsrat gegen jeden Antrag ausser gegen solche in Verfahrensfragen das Veto einzulegen.

Später ist Roosevelt vorgeworfen worden, er habe in der Frage des Vetorechts

in Jalta nachgegeben, um mit dieser Konzession Stalin zum Eintritt in die Vereinten Nationen zu bewegen. Dem ist nicht so. Grundsätzlich war das Vetorecht nie umstritten. Keine der Grossmächte war bereit, sich und ihre Interessen vorbehaltlos dem Urteil einer internationalen Sicherheitsorganisation zu unterwerfen. Alle waren sich darüber einig, dass bei jeder grossen Entscheidung zum Zweck der Wahrung des Friedens einschliesslich sämtlicher wirtschaftlicher und militärischer Zwangsmassnahmen unter den ständigen Ratsmitgliedern volle Einmütigkeit herrschen müsse. Diese Voraussetzung war unvermeidlich. Der Präsident, vom Schatten Wilsons verfolgt, bestand auf dem Vetorecht, weil er wusste, dass der Senat der Vereinigten Staaten die Verfügungsgewalt über amerikanische Streitkräfte niemals an eine internationale Körperschaft abtreten werde. Ebenso verhielt sich Churchill. Er werde, so sagte er in Jalta, «niemals zugeben, dass die tapsigen Finger von vierzig bis fünfzig Nationen im Leben des Britischen Empire herumstochern».

Wenn also auch Grossbritannien und Amerika auf das Recht zum Veto gegen eine internationale ‚Polizeiaktion‘ unbedingt Wert legten, so hatten sie doch keineswegs die Absicht, die Redefreiheit zu beschneiden und den kleinen Nationen die Möglichkeit zu nehmen, im Sicherheitsrat begründete Klagen vorzubringen. Im Dumbarton Oaks aber hatte Gromyko diese Ansicht heftig zurückgewiesen und Stettinius erklärt: «Der russische Standpunkt zum Vetorecht im Rat wird sich niemals ändern!» Trotzdem arbeitete Roosevelt eine Kompromissformel aus und übersandte sie Stalin und Churchill. Sie erkannte die Notwendigkeit der Einstimmigkeit in Fällen an, die die Anwendung von Sanktionen forderten, bestimmte aber für die Behandlung von Streitigkeiten, die sich friedlich beilegen liessen, dass ein Ratsmitglied, wenn es selber streitende Partei sei, sich der Stimme zu enthalten habe und das Vetorecht nicht ausüben dürfe.

In Jalta nun legte Stettinius bei seinem Rückblick diese Formel noch einmal dar. Churchill erklärte, dass Grossbritannien sie annehme. Demgegenüber unterstrich Stalin abermals nachdrücklich die Bedeutung der Einstimmigkeit. Auf diese allein komme es an, denn das wirkliche Problem sei, die Einigkeit der Grossmächte zu erhalten und eine Satzung auszuarbeiten, die diesen Zweck erreiche. «Die künftige Gefahr», sagte er, «liegt in der Möglichkeit von Konflikten zwischen uns.» Darauf entschuldigte er sich beim Präsidenten, dass er sich über die Kompromissformel noch kein Urteil habe bilden können. Er habe «noch keine Möglichkeit gefunden, diese Frage im Einzelnen zu studieren». In demselben Atemzuge gab er eine wesentliche Analyse der Verwicklungen und Folgen, die Roosevelts Formel haben könnte.

Stettinius war nach dieser Aussprache wieder zuversichtlicher. Er meinte, Stalin habe zum erstenmal die amerikanische Auffassung verstanden. Byrnes hinge-

gen sagte sich, dass die Russen «an der Organisation der Vereinten Nationen nicht sonderlich interessiert» seien, und Leahy vermochte sich «nur schwer vorzustellen, auf welcher Grundlage ein Übereinkommen erreicht werden könnte». Bei der Zusammenkunft der Aussenminister am nächsten Morgen weigerte sich Molotow, das Abstimmungsverfahren des Sicherheitsrates überhaupt zu diskutieren.

Roosevelt liess also diesen Gegenstand zunächst fallen und brachte die polnische Frage zur Sprache. Er erklärte sich bereit, die Curzonlinie anzunehmen, wandte sich aber mit dem Wunsch an Stalin, dem Vorschlag zuzustimmen, dass Lemberg und die umliegenden Ölfelder bei Polen belassen würden. Dann jedoch, so berichtet Stettinius, «wies er darauf hin, dass er diesen Vorschlag mehr zur Erwägung gebe als dass er darauf bestehe». Tatsächlich führte Roosevelt denn auch als Hauptargument ins Feld, eine Annahme seines Vorschlages würde auf die amerikanische öffentliche Meinung «heilsam wirken» – eine Begründung, die kaum geeignet war, auf den Sowjetdiktator Eindruck zu machen. Dabei war der Präsident von seinen Fachberatern darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Ölfelder für die polnische Wirtschaft wesentlich seien. Gleichwohl machte Roosevelt von diesem Argument keinen Gebrauch.

Churchill hatte sich bereits auf die Curzonlinie festgelegt, doch erklärte er, wenn Stalin den Vorschlag annehme, Lemberg und die Ölfelder den Polen zu lassen, so wäre das «eine grosszügige Geste», die «von Britannien begrüsst und bewundert werden würde». Mehr noch freilich als an der Grenzziehung sei er an der Souveränität und Unabhängigkeit Polens interessiert; für Grossbritannien, das für die polnische Sache so schwere Risiken auf sich genommen habe, sei das eine Frage der Ehre.

Stalins Antwort war eine mit leidenschaftlicher Erregung vorgetragene Rede: «Für das russische Volk ist Polen eine Frage nicht nur der Ehre, sondern auch der Sicherheit. Immer wieder ist Polen im Laufe der Geschichte der Korridor gewesen, durch den der Feind in Russland eingedrungen ist. Russland ist an einem starken und mächtigen Polen interessiert, das in der Lage ist, die Tür zu diesem Korridor aus eigener Kraft zu schliessen.» Was die Grenzfrage betreffe, so müsse die Sowjetunion Lemberg behalten. Sie denke nicht daran, irgendeine andere Lösung anzunehmen als «die Linie Curzons und Clemenceaus. Sie brächten uns sonst in Schande! Denn was meinen Sie, würden wohl die Weissrussen und die Ukrainer sagen? Ich bin dafür, die polnische Grenze bis an die Neisse vorzuschieben.»

Ebenso unzugänglich war Stalin der Anregung Roosevelts, die neue polnische Regierung aus Mitgliedern der fünf grössten Parteien einschliesslich von Vertretern der Londoner Exilregierung zu bilden. Er traue den Londoner Polen nicht,

war Stalins Antwort, und werde keine Regierung anerkennen als die bereits in Lublin gebildete. «Wir verlangen Ordnung und wünschen nicht, dass man uns in den Rücken schießt.»

Churchill trat Stalin nachdrücklich entgegen. Grossbritannien könne das Lubliner Komitee nicht hinnehmen, weil es höchstens ein Drittel der Nation vertrete. Auch könne es eine Verlegung der polnischen Grenze bis zur Neisse nicht zugehen, was tatsächlich bedeuten würde, dass Polen ganz Schlesien bekäme. «Es wäre ein Jammer, die polnische Gans so mit deutschem Futter vollzustopfen, dass sie an Verdauungsstörungen eingeht.»

Nach diesen Missklängen vertagte Roosevelt die Sitzung. Noch am Abend aber richtete er an Stalin ein versöhnlich gehaltenes Schreiben. Er wiederholte, dass Amerika das Lubliner Komitee ablehne, fügte jedoch hinzu: 5, Die Vereinigten Staaten werden niemals irgendeine provisorische Regierung in Polen irgendwie unterstützen, die Ihren Interessen feindlich gesinnt ist.» Roosevelt mag diesen Brief als einen vermittelnden Schritt betrachtet haben, in Wahrheit gab er seine eigene Unabhängigkeit preis, indem er in dem Schreiben weiter versicherte: «Ich bin entschlossen, es zwischen uns und der Sowjetunion niemals zum Bruch kommen zu lassen.»

Am Nachmittag des folgenden Tages, des 7. Februar, setzten sich die Grossen Drei wieder zusammen. Stalin bestätigte den Empfang des Roosevelt'schen Briefes, fügte aber hinzu, seine Antwort sei noch nicht fertig, sie werde zur Stunde noch in die Maschine geschrieben. Er schlage vor, unterdessen die internationale Friedensorganisation zu besprechen. Roosevelt stimmte zu, und sofort nahm Molotow das Wort und erklärte, die Sowjetunion schätze sich «glücklich, den ungeteilten amerikanischen Vorschlag» über die Abstimmung im Sicherheitsrat annehmen zu können. Sie beharre auch nicht darauf, dass alle sechzehn Sowjetrepubliken Mitglieder der UN würden. Die Sowjetunion gäbe sich zufrieden, wenn der Ukraine und Weissrussland je ein Sitz zugebilligt würde. Churchill konnte dieser Forderung nicht widersprechen, weil man bereits übereingekommen war, jedem der vier Dominions und Indien einen Sitz in der Generalversammlung einzuräumen. Roosevelt stimmte zwar nicht sofort zu, meinte aber zu Stettinius, er «glaube nicht, dass der russische Vorschlag unvernünftig» sei.

Er und auch Churchill waren von der unvermittelten Bereitschaft Stalins, den Vereinten Nationen beizutreten, freudig überrascht, hatte er doch, so sagten sie sich, gerade in den beiden für die Vereinten Nationen lebenswichtigen Fragen, in denen er bisher unbeugsam geschienen hatte, beträchtliche Konzessionen gemacht.

Roosevelt sah seine Auffassung noch bekräftigt, als Stalin die Teilnahme der Sowjetunion an der Tagung der Vereinten Nationen zusagte, die für April nach

San Francisco einberufen war. Er erblickte in diesen Konzessionen eine Bürgschaft für Stalins ehrliche Absichten. Damals war ja nicht vorauszusehen, dass die Sowjetunion, wie sie es dann Jahr für Jahr tat, das Vetorecht dazu missbrauchen werde, Debatten und Beschlüsse aufzuhalten und sogar in Verfahrensfragen einzugreifen. An jenem Nachmittag schien es, als habe die britisch-amerikanische Diplomatie einen bedeutenden Sieg errungen.

In der kurzen Vertagungspause nach dieser Aussprache über die Vereinten Nationen herrschte unter den Westdelegierten die Meinung vor, dass die Konzessionen Stalins einen entscheidenden Umschwung bedeuteten. Betrachtet man jedoch diese Konzessionen im Zusammenhang mit dem, was dann kam, so enthüllen sie sich als ein taktisches Manöver zu dem Zweck, die Westdelegierten für Stalins polnischen Plan empfänglicher zu machen. Gleich nach Eröffnung der Sitzung, während die Delegationen des Westens noch vor lauter Eifer freundschaftlichen Wohlwollens glühten, ergriff Molotow abermals das Wort, diesmal, um Stalins polnischen Plan vorzutragen. Er besagte, nur in formgerechter Fassung, dasselbe, was Stalin am Tag vorher so ungestüm gefordert hatte. Bloss ein einziger Punkt deutete so etwas wie Bereitwilligkeit an, der westlichen Auffassung entgegenzukommen: die Erklärung, die gegenwärtige provisorische Regierung, das Lubliner Komitee also, könne um «einige demokratische Führer aus polnischen Emigrantenkreisen» erweitert werden. Da die Russen sich sogar weigerten, Mikolajczyk, den Führer der Bauernpartei, als ‚Demokraten‘ anzuerkennen, war dieses Zugeständnis so gut wie wertlos.

Stalins asiatische Ziele enthüllten sich am folgenden Nachmittag, als er mit Roosevelt eine private Aussprache über den Eintritt der Sowjetunion in den Krieg gegen Japan hatte. Die Unterredung wurde im strikten Rahmen unmittelbarer russisch-amerikanischer Beziehungen und geheim geführt. Ausser den beiden Dolmetschern waren nur noch Molotow und der amerikanische Botschafter in Moskau, Averell Harriman, zugegen.

Churchill war auf Wunsch des Präsidenten ferngeblieben. Auch als die Stabschefs die Verhandlungen nach der militärisch-technischen Seite fortführten, nahmen die Briten nicht teil. Selbst in seiner eigenen Umgebung verhielt sich Roosevelt äusserst verschwiegen. Nicht einmal Stettinius wurde ins Vertrauen gezogen. Auf seine Frage, ob denn nicht das Aussenamt vertreten sein sollte, erwiderte Roosevelt, das Problem sei «vor allem militärischer Art... und bleibe am besten auf die rein militärische Ebene beschränkt». Das war eine ausweichende Antwort. Das Hauptthema in Jalta war der politische Preis.

Das erste Versprechen, nach der Niederlage Deutschlands in den Krieg gegen

Japan einzutreten, hatte Stalin im Oktober 1943 abgegeben. Er hatte dies Angebot Cordell Hull gemacht, und zwar, wie dieser berichtet, «völlig freiwillig ... und ohne Bedingungen». In Teheran, einen Monat später, hatte Stalin das Angebot wiederholt, gleichsam als eine Art Gegenleistung für die zweite Front und die Leih- und Pachtlieferungen. Trotzdem sagte damals Roosevelt aus freien Stücken zu, Russlands Rechte an dem mandschurischen Hafen Dairen wiederherzustellen und ihm Zugang zu eisfreien Gewässern zu sichern. Stalin, der gemerkt hatte, dass der Präsident ein ‚weicher‘ Partner war, machte flugs aus dieser Geste seinen Preis. Die paradoxe Folge war, dass die Forderungen der Sowjets in dem Masse zunahmen, wie das tatsächliche amerikanische Bedürfnis nach russischer Unterstützung im fernöstlichen Krieg schwand.

Was bei jener schicksalsschweren Unterredung, die am Nachmittag des 8. Februar im Schloss Liwadia hinter verschlossenen Türen stattfand, im Einzelnen besprochen wurde, ist niemals bekannt geworden. Keiner der Teilnehmer hat sich öffentlich darüber geäußert, und die Berichte, die Leahy, Sherwood und Stettinius darüber gegeben haben, stammen, wenn auch von massgebender, so doch aus zweiter Hand. Die Entscheidungen jedoch, die in der Geheimsitzung getroffen wurden, enthüllten sich nur allzu deutlich in den Bedingungen des Abkommens, das hernach von Stalin, Roosevelt und Churchill unterzeichnet wurde. Die Übereinkunft sah vor, dass die Sowjetunion «zwei bis drei Monate nach der deutschen Kapitulation» unter den folgenden Bedingungen «in den Krieg gegen Japan eintreten wird»: Aufrechterhaltung des «Status quo in der Äusseren Mongolei»; die Kurilen «sind an die Sowjetunion abzutreten»; die Rechte, die Russland nach seiner Niederlage im Krieg mit Japan 1904 verloren hatte, seien wiederherzustellen. Somit sollte Russland Südsachalin, den «internationalen Hafen von Dairen und den Flottenstützpunkt Port Arthur zurückerhalten. Darüber hinaus sollten, während andererseits die Rückkehr der Mandschurei unter die «volle Souveränität» Chinas festgelegt war, die mandschurischen Haupteisenbahnlinsen «zu gemeinsamer Verwaltung ... einer sowjetisch-chinesischen Gesellschaft» übertragen werden, deren Aufgabe es sein sollte, «die besonderen Interessen der Sowjetunion» zu schützen. Stalin hingegen hatte sich ausser zum Eintritt in den pazifischen Krieg schriftlich zu keinem Zugeständnis verpflichtet.

Als die russischen Bedingungen auf einer der folgenden Plenarsitzungen erwähnt wurden, gab es, wie Leahy berichtet, darüber «kaum eine Diskussion und keinerlei Auseinandersetzung». Stalin erklärte freundlich: «Ich wünsche nichts weiter, als dass Russland zurückbekommt, was die Japaner ihm genommen haben.» Und Roosevelt antwortete: «Mir scheint das ein sehr vernünftiger Vorschlag zu sein. Unsere Verbündeten wollen nur zurückhaben, was ihnen wegge-

nommen worden ist.» Churchill muss dem ein wenig skeptisch zugehört haben. Er kann nicht vergessen haben, was Roosevelt einmal zu ihm gesagt hatte: «Win-
ston ... Sie haben vierhundert Jahre Eroberungsinstinkt im Blut und können eben
nicht begreifen, dass sich ein Land nicht irgendwo Gebiete aneignet, wenn es sie
haben kann. Eine neue Aera der Weltgeschichte ist angebrochen, und Sie werden
sich ihr wohl oder übel anpassen müssen.»

Wenn auch nicht die Amerikaner, so hätten doch die Briten wissen sollen, dass
Stalins Begründung auch nicht im Geringsten alle seine Ansprüche rechtfertigte.
Die Kurilen hatten niemals zu Russland gehört. Was Stalin in der Mandschurei
zurückverlangte, war nichts anderes, als jene ‚Rechte‘, vermöge deren Russland
im neunzehnten Jahrhundert in dieser chinesischen Provinz eine Herrschaft aus-
übte, die tief in die Souveränität Chinas einschneidet. Sie beruhen auf keinem fe-
steren Grund als jene exterritorialen Privilegien, auf die die Vereinigten Staaten,
Grossbritannien und andere Mächte im Jahre 1943 verzichtet hatten, und zwar
auf Betreiben Roosevelts und gemäss seinem Tschiang Kai-schek gegebenen feier-
lichen Versprechen, die Unabhängigkeit Chinas wiederherzustellen und zu
achten. Die Hinnahme des ‚Status quo‘ in der Äusseren Mongolei endlich, die
Moskau durch emsige Machenschaften aus ihrem Treue Verhältnis zu Tschung-
king weggelockt hatte, bedeutete die Anerkennung der russischen statt der chi-
nesischen Oberherrschaft in diesem Lande. Kurzum: kraft dieses Abkommens
übernahm Russland mit britischer und amerikanischer Zustimmung das politi-
sche Erbe Japans in der Mandschurei und damit auch in Nordchina.

Die Frage, was mit Korea nach dem Kriege zu geschehen habe, wurde in Jalta
bloss gestreift. Stalin wollte nur wissen, ob das Land von fremden Truppen be-
setzt werden solle. Auf Roosevelts Antwort, das sei nicht beabsichtigt, «stimmte
er beifällig zu». Zweifellos dachte er weit voraus.

Als die russischen Bedingungen in ihrem vollen Ausmass im Kreis der briti-
schen Delegation bekannt wurden, griff unter den Beratern Churchills tiefe Be-
sorgnis Platz. Stalin war keinerlei weitere Bindungen eingegangen, von seinen
Forderungen aber hatte die wichtigsten das verbündete China zu erfüllen, nicht
Japan. Und da sollten der Präsident und der Premierminister durch ihre Unter-
schriften erklären: «Diese Ansprüche der Sowjetunion werden nach der Nieder-
lage Japans unzweifelhaft erfüllt werden!» Mehr noch: Stalin bestand darauf, aus
Sicherheitsgründen die chinesische Regierung erst dann überhaupt zu unterrich-
ten, wenn die Sowjetunion angriffsbereit sei. Roosevelt hatte es auf sich genom-
men, rechtzeitig die Einwilligung Tschiang Kai-scheks einzuholen. Aber, wie
Sherwood zu bedenken gibt: «Hätte China es abgelehnt, den sowjetischen An-

sprüchen stattzugeben, dann hätten sich vermutlich die Vereinigten Staaten und Grossbritannien genötigt gesehen, es zur Zustimmung zu zwingen.» Einigen Mitgliedern der britischen Delegation schien es unvereinbar, dass Roosevelt in Churchill drang, eine ‚Geste des guten Willens‘ zu machen und Hongkong an China abzutreten, andererseits aber Stalin wesentliche Konzessionen in der Mandschurei versprach, und das, ohne China auch nur zu konsultieren. Von den Amerikanern würdigte mindestens Leahy diese Bedenken. Er berichtet, Roosevelt gewarnt zu haben: «Herr Präsident, Sie werden Ihren Standpunkt in der Sache Hongkongs aufgeben müssen, wenn Sie den Russen halb Dairen geben.»

Eden tat alles, Churchill von der Unterzeichnung des zwischen Roosevelt und Stalin getroffenen Abkommens zurückzuhalten. Churchill erwiderte, er müsse unterzeichnen; er habe das Gefühl, dass «die fernöstliche Stellung des Britischen Empire auf dem Spiel steht». Er hatte guten Grund, das zu befürchten. Er war von den Verhandlungen über den Krieg gegen Japan ausgeschlossen worden, und es war durchaus möglich, dass man ihn ebensowenig zu den künftigen Diskussionen über den Fernen Osten zulies, wenn er sich jetzt nicht auf die Seite Amerikas stellte.

Von allen in Jalta erzielten Vereinbarungen ist die über den Fernen Osten die strittigste und am wenigsten vertretbare. Dabei spricht nichts dafür, dass die Konzessionen, die Stalin erhielt, einem widerstrebenden Roosevelt abgerungen worden wären. Sherwood berichtet, der Präsident sei «sogar schon vor der Konferenz von Teheran bereit» gewesen, «die Berechtigung der meisten, wenn nicht aller Sowjetansprüche im Fernen Osten» anzuerkennen. Daran ändert nichts, dass Roosevelt nach der Meinung Sherwoods «die letzte, feste Verpflichtung nicht eingegangen wäre», wenn er nicht «übermüdet gewesen wäre und weitere Auseinandersetzungen nicht unbedingt hätte vermeiden wollen». Stettinius weicht von dieser Ansicht ab: «Das fernöstliche Abkommen war sorgfältig ausgearbeitet und keine in Jalta getroffene Blitzentscheidung.» Er bemüht sich, die Konzessionen mit der Frage zu rechtfertigen: «Hat denn schliesslich die Sowjetunion, von den Kurilen vielleicht abgesehen, in Jalta etwas bekommen, was sie sich nicht ebenso gut ohne Vereinbarung hätte nehmen können?»

Diese Frage geht an dem vorbei, worauf es in Wirklichkeit ankommt. Sie müsste lauten: Hat die Sowjetunion in Jalta etwas bekommen, was sie sich ohne flagrante Verletzung der grundlegenden Prinzipien der Atlantik-Charta und der Vereinten Nationen, zu denen sie sich bekannt hatte, nicht hätte nehmen können? Für die Welt und ihre Zukunft war nicht entscheidend, was Stalin genommen hätte oder hätte nehmen können, sondern was zu nehmen er das Recht erhielt.

Die Kapitulation des Präsidenten in dieser Frage ist umso unbegreiflicher, als

er damit eben die Grundsätze opferte, um deren Unantastbarkeit er bei allen seinen Verhandlungen mit Churchill und Stalin gerungen hatte. Nie war er von dem Standpunkt abgewichen, er werde keine Nachkriegsbindungen eingehen, die den Friedensverträgen vorgreifen würden; immer hatte er es abgelehnt, Einflussphären anzuerkennen, Gebietsänderungen zu billigen, es sei denn, sie kämen durch unmittelbare Vereinbarung zustande, oder der Übertragung von Kolonien ausser an eine internationale Treuhänderschaft zuzustimmen. Jetzt aber hatte er mit dem Abkommen über den Eintritt Russlands in den pazifischen Krieg sowohl seine Vermittlungsposition als auch seine Verhandlungsposition angesichts der Probleme geschwächt, die sich aus dem Krieg gegen Deutschland erhoben. Er konnte nun nicht mehr gut die Unabhängigkeit Polens verteidigen, nun er einmal, ohne die Chinesen zu fragen und unter Bruch seiner 1943 in Kairo Tschiang Kai-schek gegebenen Versprechens, der Verletzung der chinesischen Souveränität zugestimmt hatte. Er konnte nun nicht mehr wirkungsvoll gegen die Schaffung einer russischen Einflussphäre auf dem Balkan protestieren, hatte er doch den Russen die Äussere Mongolei und die Mandschurei als Einflussphäre zugestanden. Nachdem er seine Grundsätze in Asien verlassen hatte, konnte er nicht erwarten, dass er ihre Anwendung in Europa durchzusetzen vermöge, jedenfalls nicht gegen einen Realisten wie Stalin.

Die Aufzeichnungen der Konferenzteilnehmer vermitteln den Eindruck, dass die Besprechungen am Donnerstagnachmittag über den russischen Anteil am pazifischen Krieg den entscheidenden Umschwung der Verhandlungen herbeiführten. Stalin scheint sich darüber sofort klar gewesen zu sein. Kaum hatte er die Konzessionen erlangt, die ihm die Kontrolle Chinas ermöglichten, ging er sofort dazu über, den strategischen Vorsprung, den seine Armeen in Europa gewonnen hatten, politisch zu sichern. Er vermochte jetzt seine europäischen Forderungen nachdrücklicher vorwärtszutreiben, konnte er doch die Gefühle der Erkenntlichkeit und die Impulse zur Zusammenarbeit weidlich ausnutzen, die er unter den amerikanischen und, in geringerer Masse, den britischen Delegierten durch seine Bereitwilligkeit hervorgerufen hatte, zur Niederlage Japans beizutragen und an der internationalen Friedensorganisation mitzuwirken.

Bei den nun wiederauf genommenen Verhandlungen über Polen, denen in den letzten vier Tagen jede Sitzung gewidmet war, setzten die Russen fast in jedem Punkt ihren Willen durch. Die Curzon-Linie wurde angenommen, aber der Vorschlag Roosevelts, den Polen Lemberg zu lassen, war in der Versenkung verschwunden. Was jedoch die polnische Westgrenze betrifft, so drang Stalin nicht mehr auf die Festlegung der von ihm zuerst genannten Linie. Er war sich darüber klar geworden, dass weder Churchill noch Roosevelt über die Oder hinausgehen

würden. So stimmte er bereitwillig dem Vorschlag zu: «Die endgültige Festlegung der polnischen Westgrenze wird der Friedenskonferenz überlassen bleiben.»

Viel langwieriger und verwickelter waren die Verhandlungen über die künftige polnische Regierung. Die Auseinandersetzungen gingen im Wesentlichen darum, dass sich die Westmächte für die Bildung einer völlig neuen, «alle demokratischen und antifaschistischen Kräfte» vertretenden Regierung einsetzten, während die Russen beantragten, das Lubliner Komitee nur zu erweitern, und zwar so, dass die Kommunisten in der Mehrheit blieben. Churchill und Eden kämpften vier Tage dagegen an: Grossbritannien könne die Anerkennung der Londoner Exilregierung nur dann zurückziehen, wenn «auf beiden Seiten unter gleichen Bedingungen ... ein ganz neuer Anfang gemacht» würde. Die Briten forderten auch, dass die Regierung provisorisch sein und verpflichtet werden solle, «sobald wie möglich allgemeine, freie und geheime Wahlen abzuhalten», die von den Botschaftern der drei Grossmächte zu überwachen seien.

Die Russen stimmten der Abhaltung freier Wahlen zu, und Molotow teilte Roosevelt mit, sie könnten «innerhalb eines Monats» stattfinden. Den Antrag auf Überwachung der Wahlen jedoch wies er brüsk zurück; sie «wäre eine Beleidigung des Stolzes und der Unabhängigkeit eines freien Volkes»! Eden gab nicht nach; er befürchtete, dass unüberwachte Wahlen Theater sein würden. In der Schlussitzung der Aussenminister aber teilte Stettinius den Verzicht des Präsidenten auf die Überwachung der Wahlen mit. Er erklärte, dass «dem Präsidenten sehr daran liege, zu einer Übereinkunft zu gelangen, und dass er, um die Sache zu beschleunigen, zu dieser Konzession bereit sei». Was die Bildung einer neuen polnischen Regierung betrifft, so einigten sich die drei Aussenminister schliesslich auf die Kompromissformel: «Die gegenwärtig in Polen arbeitende provisorische Regierung soll auf breiterer demokratischer Basis umgebildet werden. Dazu sollen demokratische Führer aus Polen und im Ausland sich aufhaltende Polen mit herangezogen werden.» Zu diesem Zweck sollten polnische Führer aller nichtfaschistischen Parteien zu Beratungen mit Molotow und den Botschaftern der beiden angelsächsischen Mächte in Moskau Zusammentreffen.

Nach der Annahme dieser Formel in der Vollsitzung am 10. Februar waren die Westdelegierten mit wenigen Ausnahmen überzeugt, eine, wie Sherwood sagt, «anständige und gerechte Lösung» erzielt zu haben.

Diese schönen Redensarten sollten sich als weniger bedeutend erweisen als die Sätze der polnischen Formel, die so elastisch gefasst war, dass sie den Russen reichlich Spielraum zum Manövrieren liess. Sicherlich hegte Roosevelt deswegen auch einige Zweifel, denn er pflichtete Leahy bei, als dieser bemerkte: «Herr

Präsident, das ist so elastisch, dass es die Russen von Jalta bis Washington dehnen können, ohne es formell zu brechen.» Entscheidend war, dass sich die Briten und die Amerikaner anfangs geweigert hatten, das Lubliner Komitee irgendwie anzuerkennen, nun aber in dem betreffenden Kommuniqué seine Bezeichnung als «gegenwärtige provisorische Regierung Polens» zugelassen hatten. Überdies hatten sie, obwohl sie vorher die Bildung einer völlig neuen Regierung verlangt hatten, den Worten zugestimmt: «Die gegenwärtig in Polen arbeitende provisorische Regierung soll ... umgebildet werden.» Der einzige merkliche Unterschied zwischen dieser Formel und der ursprünglichen Forderung Stalins lag darin, dass das Wort ‚erweitert‘ gegen das Wort ‚umgebildet‘ ausgetauscht worden war.

Nachdem Stalin die Sicherung alles dessen erreicht hatte, was er in Polen anstrebte, machte er zur Frage der Besetzung Deutschlands eine versöhnliche Geste. Als Roosevelt erklärte, er meine jetzt, man sollte Frankreich nicht nur einen Sitz im Kontrollrat, sondern auch eine Besatzungszone zugestehen, antwortete er einfach: «Ich bin einverstanden.» Sobald es sich aber um unmittelbare russische Interessen und Aktivposten handelte wie bei den Reparationen, blieb Stalin ebenso hartnäckig im Ablehnen wie beharrlich im Fordern. Über die Ausbeutung deutscher Arbeitskraft verweigerte er als über ein Recht der Sowjetunion überhaupt jede Aussprache. Andererseits verlangte er ein festes Abkommen über die Höhe der «Reparationen in Sachleistungen». Immer und immer wieder kam der eine oder der andere russische Delegierte auf die ursprünglichen zwanzig Milliarden Dollar zurück.

Die Amerikaner waren geneigt, darauf einzugehen, besonders als Stalin persönlich eingriff, und die Aufnahme dieser Zahl in das Protokoll zuzulassen. Diesmal aber blieben die Engländer hart. Eden machte geltend, die Fähigkeit Deutschlands zu Reparationsleistungen lasse sich nicht bemessen, solange nicht feststehe, wieviel die Bomben und die allgemeinen Kriegszerstörungen von der deutschen Wirtschaft übriggelassen hätten. Die Festsetzung der wirklichen Summe sei Sache der Reparationskommission, die zu bilden man ja beschlossen habe. Im Protokoll von Jalta sollten nur die leitenden Prinzipien für diese Kommission niedergelegt werden. Ferner solle in das Protokoll die folgende ausdrückliche Erklärung aufgenommen werden: «Bei der Festsetzung der Reparationssumme ist den nötigen Vorkehrungen für die Aufteilung Deutschlands in Zonen Rechnung zu tragen, ferner den Erfordernissen der Besatzungstruppen und dem Bedarf Deutschlands an ausländischen Devisen aus eigenem Export zur Bezahlung der laufenden Einfuhren.» Die Briten wollten in aller Form festgestellt haben, dass «die deutsche Industriekapazität nicht bis zu einem Grad ver-

mindert wird, bei dem die wirtschaftliche Existenz des Landes gefährdet wäre». Die Russen könnten nicht einerseits zehn Jahre hindurch grosse jährliche Lieferungen aus der laufenden Produktion erwarten und andererseits einen Abbau der deutschen Produktionskapazität in dem von ihnen geforderten Ausmass verlangen. Diese beiden Absichten seien miteinander unvereinbar – wie sich dann später auch herausstellte. Roosevelt und Stettinius konnten sich den erdrückenden Argumenten Edens nicht entziehen, hielten aber doch die russische Zahl nicht für unvernünftig, wozu offenbar ihr starkes Mitgefühl mit den schrecklichen Leiden des russischen Volkes wesentlich beitrug.

Auch das beutete Stalin aus. Auf der vorletzten Vollsitzung schilderte er sichtlich bewegt die ungeheueren mutwilligen Zerstörungen, die die Deutschen in Russland angerichtet hatten, und plädierte für entsprechende Entschädigung. Zur Antwort verlas Churchill ein Telegramm des britischen Kriegskabinetts, das damit gegen die zwanzig Milliarden als eine die deutsche Leistungsfähigkeit weit übersteigende Summe Einspruch erhob. Man schien in eine Sackgasse geraten zu sein. Die Russen wollten die britischen Argumente, die Briten die russische Zahl nicht anerkennen, auch nicht als ‚Diskussionsbasis‘. Jetzt griff Roosevelt vermittelnd ein und schlug vor, das ganze Problem der Moskauer Reparationskonferenz zu überlassen. Churchill und Stalin erklärten sich einverstanden. Damit aber war die Sache nicht zu Ende.

Unterdessen nämlich hatte Hopkins eine kurze Notiz geschrieben und Roosevelt hingeschoben. Darauf stand: «Herr Präsident, die Russen haben auf dieser Konferenz in so vielem nachgegeben, dass man sie, meine ich, jetzt nicht allein lassen dürfte. Sollen die Briten ruhig ablehnen, wenn sie durchaus wollen – und sich in Moskau weiter herumstreiten.» Am Nachmittag verstärkte er diese Rede mit einer weiteren Notiz. Sie lautete: «Herr Präsident! Soeben sagte mir Gromyko, der Marschall habe den Eindruck gewonnen, dass Sie Ed [Eden] in der Sache der Reparationen unterstützt haben – und dass Sie für die Briten Partei ergriffen haben – und er sei darüber beunruhigt. Vielleicht können Sie später mit ihm privat sprechen, Harry.» Stettinius berichtet, dass der Präsident Hopkins' Rat befolgt und am Abend Stalin versichert habe, «er stimme mit der britischen Absicht, überhaupt keine Zahlen zu erwähnen, nicht überein». Nach dem Abendessen attackierte Stalin den Premierminister von Neuem: er gehe nicht gern nach Moskau zurück, um dem Sowjetvolk zu eröffnen, dass es wegen der britischen Opposition keine angemessenen Reparationen erhalte. Die doppelte Wirkung des hartnäckigen Drängens Stalins und des Eingreifens Roosevelts offenbarte sich am nächsten Morgen, als das Protokoll unterzeichnet wurde. Es enthielt den Passus:

«Die Sowjetdelegierten und die amerikanischen Delegierten haben sich dahin geeinigt», dass die Reparationskommission «bei ihrer Untersuchung von dem Vorschlag der Sowjetregierung, die Gesamtsumme auf 20 Milliarden Dollar festzusetzen und davon 50 Prozent der UdSSR zuzuteilen, als der Diskussionsbasis ausgehen soll.» Die britische Auffassung, «es sollte keine Zahl genannt werden», war zwar vermerkt, doch bedeutete das praktisch nichts. Wie immer auch von einschränkenden Sätzen verbrämt – die Zahl stand da! Und unter ihr standen die Namen der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten.

An jenem letzten Sonntagmorgen im Schloss Liwadia ahnten weder Amerikaner noch Briten, dass das soeben unter gegenseitigen Versicherungen des Vertrauens und guten Willens feierlich unterzeichnete geheime Protokoll und das über die Konferenz in die Welt hinausgeschickte gemeinsame öffentliche Kommuniqué sehr bald von ihrem sowjetischen Verbündeten verdreht und verletzt werden würden, und dass sich Stalin auf diesen Weg begeben sollte, noch bevor der Premierminister und der Präsident Zeit gefunden hatten, ihren Parlamenten über die Konferenz zu berichten, auf der, wie sie beide versicherten, die Grossmächte «einer denn je» gewesen seien.

Am 27. Februar erklärte Churchill im Unterhaus: «Ich habe von der Krim ... den Eindruck mitgebracht, dass Marschall Stalin und die Sowjetführer mit den westlichen Demokratien in ehrenhafter Freundschaft auf gleichem Fusse zusammenzuleben wünschen. Ebenso bin ich überzeugt, dass ihr Wort bürgt. Ich lehne es unbedingt ab, mich hier auf eine Diskussion über die russische Vertrauenswürdigkeit einzulassen.» An demselben Abend stellte Molotows Vertreter, Andrej Wyschinski, die in Jalta beschlossene Erklärung über das befreite Europa völlig missachtend, in Bukarest König Michael ein auf zwei Stunden befristetes Ultimatum. Es forderte die Entlassung des rumänischen Ministerpräsidenten, General Radescu, dessen Regierung aus allen Parteien gebildet war.

Vier Tage später sprach Roosevelt zum Kongress und erklärte: «Die Krim-Konferenz ... bedeutet – und hatte auch bedeuten sollen – das Ende der Politik einseitiger Handlungen, der Sonderbündnisse, der Einflussphären und des Gleichgewichts der Kräfte wie all der andern Aushilfsmittel, die jahrhundertlang angewandt worden sind und immer versagt haben ...»

Dreiunddreissigstes Kapitel **Der Zusammenbruch**

Mit dem von den drei Mächten in Jalta gefassten Beschluss, an der Forderung auf bedingungslose Kapitulation festzuhalten, war es so gut wie sicher geworden, dass der Krieg gegen Deutschland nicht eher enden werde, als bis sich die Armeen des Westens und des Ostens im Herzen Europas die Hand gereicht hatten. Ein paar Wochen oder auch Monate konnte sich die Wehrmacht vielleicht noch gegen die sich schliessenden Zangenbacken stemmen, aber Hitlers Armeen waren der völligen Erschöpfung nahe. Es war möglich, dass sie sich noch eine Weile aus den verbliebenen Waffen-, Munitions- und Brennstofflagern versorgen konnten, doch war an deren Wiederauffüllung durch eine von schleichender Paralyse bereits gelähmte Rüstungsindustrie kaum zu denken. Oberschlesien befand sich zum grössten Teil in russischer Hand. Das Ruhrrevier lag in Trümmern. Im Februar 1945 waren dort Kohlenförderung und Stahlproduktion auf ein Fünftel der Menge des Sommers 1944 zurückgegangen, und auch davon konnte wegen der Zerschlagung des Systems der Schienen- und Wassertransportwege nur ein kleiner Teil zu den materialhungrigen Werken in Mittel- und Süddeutschland gebracht werden. Wenn trotzdem an Waffen und Kriegsmaterial immer noch knapp die Hälfte der Produktion des vergangenen Sommers hergestellt werden konnte, so nur durch Montage noch vorrätiger Teile und den Verbrauch von Vorratslagern.

Die schwache Möglichkeit, dass die neuen Luft- und Seewaffen die Entscheidung der Erdschlacht hinausschieben würden, war geschwunden. Noch redete Hitler zu Speer davon, die Entwicklung der Düsenjäger werde «den ganzen Kriegsverlauf entscheidend beeinflussen», aber im Februar wurden nur 283 Me 262 gebaut, und die Flugplätze, von denen die Düsenjäger operierten, waren wegen der ausserordentlichen Länge ihrer Startbahnen so leicht ausfindig zu machen, dass sie, kaum in Gebrauch genommen, schwer gebombt wurden. Auch V-Waffen waren zu wenig hergestellt worden, als dass sie an der Lage etwas hätten ändern können. Den ganzen Winter hindurch hatte Hitler damit den Hafen von Antwerpen stillzulegen versucht, um die Frühjahrsoffensive der Verbündeten zu verzögern, aber bei einem monatlichen Ausstoss von 1'500 V 1 und 600 V 2 konnten die Deutschen kein Feuer nähren, das genügend breit und dicht gewesen wäre, ständig sämtliche Docks unter Beschuss zu halten, wodurch allein der Ha-

fen hätte zum Erliegen gebracht werden können. Selbst nachdem 5'000 V-Bomben auf Antwerpen und die Umgebung niedergegangen waren, waren die Docks und die andern Hafeneinrichtungen alles in allem nicht schwerer beschädigt als nach einem herkömmlichen Angriff von hundert Kampfflugzeugen.

Die Hoffnung, dem Aufmarsch der Alliierten durch irgendein Wunder auf der See Halt gebieten zu können, war ebenfalls verblasst. Von 126 abgenommenen Elektro-U-Booten hatten Mitte Februar nur 2 zu Operationen eingesetzt werden können; die Möglichkeit aber, die übrigen in Dienst zu stellen, hatte sich seit dem Vormarsch der Roten Armee nach Memel und zur Danziger Bucht beträchtlich verringert. Noch konnten neue Boote in der mittleren Ostsee eingefahren werden, aber ihre Operationsstützpunkte lagen durchaus im Bereich der britisch-amerikanischen Luftstreitkräfte. Mochte Dönitz nach wie vor Hitler erzählen, dass «durch das Verschwinden des U-Boots unter Wasser eine grundsätzliche Umwälzung in den Begriffen der Seekriegführung eingetreten» sei, und dass «die gesamten Mittel des Seekriegs, auf denen die Seeherrschaft auf den Meeren» beruhe, «durch diese neuen Eigenschaften der U-Boote umgangen und ausgeschaltet» würden, die neuen U-Boote konnten niemals in ausreichender Stärke eingesetzt werden. Zwar waren am 15. Februar 450 U-Boote aller Typen im Dienst («die höchste U-Boot-Zahl», sagte Dönitz, «die Deutschland je besessen» habe), aber der Seekrieg hatte keine strategische Bedeutung mehr. Gleichviel, der Einfluss Dönitzens war so stark und der Mangel an Lenkung und Koordination in der deutschen Kriegswirtschaft so gross, dass sich damals nicht weniger als 114 U-Boote im Bau befanden, weit mehr, als mit ausgebildeten Besatzungen bemannen zu können die Flotte hoffen durfte.

Die Schwierigkeiten, die dem operativen Einsatz der Düsenjäger und Elektro-U-Boote entgegenstanden, wurden vom interalliierten Oberkommando nicht völlig erkannt. Man hielt es für mehr als wahrscheinlich, dass Hitler im Lauf des Frühjahrs in der Luft und zur See die Initiative wenigstens vorübergehend zurückerlangen und es ihm gelingen werde, auf dem Lande bis zum Herbst auszuhalten. Doch war da eine Seite des technischwissenschaftlichen Krieges, derentwegen sich die Alliierten keine Sorgen machten: sie wussten jetzt, dass die Deutschen der Atombombe nicht auf der Spur waren.

Im Sommer 1941 hatten britische Forscher Churchill darauf hingewiesen, es liege «im Bereich der Möglichkeit, dass noch vor Kriegsende eine Atombombe hergestellt würde». Ein Jahr später war die Forschung, besonders in Grossbritannien, so weit fortgeschritten, dass Churchill und Roosevelt beschlossen, schleunigst die Entwicklung und möglichst die Herstellung einer Atombombe aufzunehmen. Die Alliierten «durften nicht», wie Churchill später sagte, «das tödliche

Risiko auf sich nehmen, auf diesem schrecklichen Gebiet überrundet zu werden».

Ende 1943 hatten die Verbündeten allen Grund zu der Befürchtung, dass die Deutschen diesen Wettlauf gewinnen würden. Ein Deutscher, Otto Hahn, hatte das Prinzip der Atomspaltung gefunden, und die erste Veröffentlichung über die Theorie des Kettenreaktionsmeilers war aus Deutschland gekommen. So waren die Amerikaner, als es ihnen Ende 1942 glückte, in einem Uranmeiler eine Kettenreaktion herbeizuführen, wie ihre britischen Kollegen überzeugt, dass die deutschen Forschungen mindestens ebensoweit gediehen sein müssten. Das spornte nicht nur die Forschung auf der Seite der Alliierten an, sondern auch ihre Spionage in Deutschland.

Erst im August 1944 jedoch, als Eisenhowers Armeen Paris erreichten, stiess man auf das erste verlässliche Zeugnis über die Entwicklung der deutschen Atomforschung. Eine amerikanische Gruppe wissenschaftlicher Spezialisten (unter dem Decknamen ‚Alsos‘ bekannt) entdeckte eine wichtige Spur. Sie fand heraus, dass einer der führenden deutschen Kernphysiker, Professor Fleischmann, an der Strassburger Universität gearbeitet hatte. Einige Wochen darauf wurde in den Philipswerken in Eindhoven festgestellt, dass dort die Strassburger Universität vor Kurzem einiges neues Gerät zur Atomforschung angefordert hatte. So wurden denn nach der Einnahme Nimwegens sofort drei Flaschen mit Rheinwasser zur Analyse nach Washington geschickt. Man nahm nämlich an, dass die Deutschen, wenn sie bereits einen Uraniummeiler hätten, das Kühlwasser aus dem Rhein oder einem seiner Nebenflüsse herleiten würden und deren Wasser dann eine gewisse Radioaktivität zeigen müsse. Mit den drei Flaschen Rheinwasser schickte die Gruppe ‚Alsos‘ auch ein Flasche französischen Weins mit dem Vermerk: «Ebenfalls auf Aktivität zu prüfen.» Die Antwort aus Washington lautete: «Wasser negativ. Wein zeigt Aktivität. Schickt mehr davon. Action.»

Obwohl die Probe, auf die es hier ankam, negativ ausgegangen war, blieb Strassburg für die Forschergruppe ein wichtiger Platz. Als die Stadt im November 1944 durch einen schnellen Überraschungsschlag fiel, folgten Männer der ‚Alsos‘-Gruppe unmittelbar den einrückenden Kolonnen. In der Universität fanden sie nichts, dann aber entdeckten sie das kernphysikalische Laboratorium in einem Flügel des Lazarets und die gesuchten Physiker in der Maskerade von Militärärzten.

Fleischmann und seine Mitarbeiter waren nicht sehr mittheilsam, aber ihr Laboratorium warf reiche Beute an Dokumenten ab. Der Professor, in Aufzeichnungen nach bester deutscher Tradition peinlich genau, hatte von seinen Gesprächen mit anderen deutschen Kernphysikern und über ihre besonderen Forschungen jede Einzelheit vermerkt. So verfügte die ‚Alsos‘-Gruppe über genug Unter-

lagen, nach Washington berichten zu können: «Deutschland hat keine Atombombe und wird wahrscheinlich in naher Zukunft auch keine haben.» Der Leiter der Gruppe, Professor Samuel Goudsmit, berichtete später: «Soweit sich deutsche Forscher damit befassten, befand sich die ganze Sache noch im akademischen Stadium ... Ihre Arbeiten am Meiler staken noch in den Anfängen. Eine Kettenreaktion hervorzurufen, war ihnen noch nicht gelungen ... *Kurzum sie waren so weit, wie wir 1940, als wir die Arbeiten an der Atombombe in grossem Massstab überhaupt noch nicht aufgenommen hatten.*»

Demnach bestand im Februar 1945 keine Möglichkeit mehr, dass ein Wunder der Forschung Deutschland vor der militärischen Niederlage bewahren werde. Auch war Hitler jeder Grund zu der Spekulation entzogen, an die er sich am Vorabend von Jalta geklammert hatte, der russische Vormarsch nach Ostdeutschland hinein werde die Alliierten dazu bringen, einen Sonderfrieden zu erwägen. Die Wahrscheinlichkeit eines endlichen Bruches zwischen Ost und West und eines entsprechenden politischen Kompromisses mit Deutschland war so gut wie entschwunden. Trotzdem weigerte sich Hitler immer noch, die Kapitulation in Betracht zu ziehen. Er bekundete seine Unnachgiebigkeit, indem er jetzt erwog, aus der Genfer Konvention auszutreten. Vor allem, meinte er, wäre damit den immer häufigeren Kapitulationen im Felde ein Riegel vorgeschoben: «Wenn ich aber jedem klarmache, dass ich die feindlichen Gefangenen rücksichtslos behandle ohne Rücksicht auf Repressalien, wird sich mancher [Deutsche] überlegen, ob er ohne Weiteres überläuft.» Als Dönitz einwandte, die Nachteile würden die Vorteile überwiegen, liess es Hitler bei der Drohung bewenden. Aber dieselbe erbarmungslose Härte, von der sie eingegeben worden war, bestimmte nach wie vor seine Kampfführung.

Wenn auch Hitler immer noch daran dachte, beide Fronten zu halten, so sah er sich jetzt doch gezwungen, der Ostfront den Vorrang zu geben. Wegen der unmittelbaren Bedrohung Berlins hatte Hitler die Westfront bereits um mehr als die Hälfte ihrer Panzer-Divisionen entblösst und teilte praktisch die gesamte Neufertigung der Panzerwerke und alle Kampfswagen, die die Reparaturwerkstätten verliessen, der Ostfront zu. Dabei setzte er voraus, dass die Westalliierten mindestens zwei Monate brauchen würden, sich von der Schlacht in den Ardennen zu erholen. Allein im Februar gingen nicht weniger als 1'675 neue oder reparierte Panzer und Sturmgeschütze nach dem Osten, an die Westfront hingegen in derselben Zeit nur 67. Durch diese drastische Neuverteilung hoffte Hitler die Oderfront zu stabilisieren, ehe die britisch-amerikanischen Armeen ihre Offensive zum Rhein erneuern könnten. Abermals verfiel er in den Fehler, die Amerikaner zu unterschätzen.

Erst im Februar erkannte das interalliierte Oberkommando völlig, zu welcher Schwächung der Westfront die Lage im Osten Hitler zwang. Aber Eisenhower hatte unverzüglich die neuen Operationen auf Grund der Annahme geplant, dass «ein weiterer grosser, auf breiter Front offensiv geführter Feldzug Hitler-Deutschland den Fangstoss versetzen» werde. Nachdem er die feindliche Winteroffensive abgeschlagen hatte, beabsichtigte er nicht, die eigenen Angriffsoperationen erst im Frühjahr wiederaufzunehmen. Die Amerikaner waren keineswegs, wie Hitler glaubte, infolge des anfänglichen schweren Rückschlags in den Ardennen noch immer desorganisiert und in ihrem Kampfgeist geschwächt. Im Gegenteil, sie waren aus der harten Prüfung mit wiedergewonnenem Selbstvertrauen hervorgegangen, und frische Divisionen, die, wöchentlich eine, direkt aus den Vereinigten Staaten eingetroffen waren, hatten die in der Schlacht in den Ardennen erlittenen Verluste ausgeglichen. Auch herrschte nun keine Munitionsknappheit mehr wie im Herbst.

Eisenhowers Plan für die Schlacht um das Rheinland war vom Gang der Operationen bestimmt, die er für den Feldzug jenseits des Rheins ins Auge gefasst hatte. Den Hauptstoss in das Reich sollte Montgomery führen, und zwar «vom Niederrhein und nördlich des Ruhrgebiets in die norddeutsche Tiefebene», weil diese Stossrichtung «das geeignetste Gelände zu schnell beweglichem Operieren» und «die beste Möglichkeit bot, den Deutschen baldigst die lebenswichtige Ruhrindustrie zu verweigern». Gleichzeitig jedoch sollte Bradley aus dem Raum Mainz – Frankfurt einen ergänzenden Angriff nordostwärts auf Kassel unternehmen, um «eine doppelte massive Umfassung des Ruhrgebiets herbeizuführen», und dem sollte «ein starker Stoss zur Vereinigung mit den Russen folgen». Waren alle zu diesen beiden Operationen erforderlichen Kräfte und Mittel gesichert, sollte Devers in Süddeutschland eine unterstützende Anstrengung machen, doch hatte man dem, als der Plan entworfen wurde, keinerlei grosse Bedeutung beigegeben.

Eisenhower konnte für den Feldzug über den Rhein mit 85 Divisionen rechnen, zu zwei Dritteln amerikanischen. Davon wollte er 35 Divisionen zu der Hauptoffensive nördlich des rheinisch-westfälischen Industriegebiets einsetzen und 25 zu dem Stoss Frankfurt – Kassel. So blieben ihm 25 Divisionen, um die Rheinabschnitte Karlsruhe – Basel und Bonn – Bingen zu halten, die zu einem breiten Übergang keine guten Möglichkeiten boten. Im SHAEF aber war man der Ansicht, dass Eisenhower die zu dem Stoss auf Kassel erforderlichen Kräfte nicht eher werde versammeln können, als bis er auf der ganzen Stromlänge zum Rhein aufgeschlossen habe. Dem lag die Schätzung zugrunde, dass die Verbündeten, solange die Deutschen grössere Abschnitte auf dem Westufer hielten, die Hälfte ihrer Kräfte brauchen würden, dort den Gegner in Schach zu halten. Infol-

gedessen gelangte Eisenhower zu dem Schluss, es komme «wesentlich darauf an, vor dem Beginn grösserer Operationen östlich des Rheins die Masse der feindlichen Armeen westlich des Flusses zu vernichten». Erst danach, so meinte er, werde er ausreichende Kräfte zur Umfassung des Ruhrreviers versammeln können.

Die britischen Stabschefs erhielten von diesem Plan Anfang Januar Kenntnis, vor Beginn der russischen Offensive in Polen. Der Chef des Empire-Generalstabes, Brooke, wandte ein, Eisenhower werde «zu mehr als einem einzigen machtvollen Angriff über den Rhein niemals genug Kräfte versammeln» können. Da sich das interalliierte Komitee der Stabschefs entschieden habe, den Schwerpunkt auf den Angriff nördlich des Ruhrgebietes zu legen, sollte sich Eisenhower auf diesen Stoss konzentrieren «und in allen andern Frontabschnitten zur Defensive übergehen». Brooke befürchtete, die Bereinigung des ganzen Westufers – wozu gehörte, die Deutschen aus den Hauptbefestigungen des Westwalls im Saarland und in der Eifel hinauszuerwerfen, – würde so viel Kräfte erfordern, dass Eisenhower zu einem durchschlagenden Angriff in die norddeutsche Tiefebene nicht imstande wäre.

Es war das die alte Streitfrage vom Herbst: ein einziger Stoss oder breite Front. Nur sollten diesmal die Ereignisse erweisen, dass Eisenhowers Plan gut und die britischen Befürchtungen grundlos waren. Brookes Kritik war zu der Zeit, wo er sie aussprach, nicht schlecht begründet, hatte aber Ende Januar, als sich das interalliierte Komitee der Stabschefs in Malta zusammensetzte, an Triftigkeit verloren. Inzwischen waren die Deutschen aus den Ardennen vertrieben worden und hatten die Russen die Oder erreicht. Trotzdem widersetzten sich die Briten Eisenhowers Plan nach wie vor. Sie begründeten ihre Haltung rein militärisch. In Wahrheit liessen sie sich auch beträchtlich von politischen Gründen leiten. Sie rechneten mit der Möglichkeit, dass die Rote Armee von der Oder bis zur Elbe und zur Nordsee fegte, während die Briten und Amerikaner noch das Rheinland aufräumten. Deshalb wollten sie unbedingt dafür sorgen, dass die Alliierten möglichst bald fest auf dem rechten Ufer des Niederrheins stünden, um die norddeutschen Häfen und Flottenstützpunkte vor den Russen erreichen zu können. Dies war bei den Operationen in Deutschland fortan eines der Hauptziele der britischen Strategie.

Auf Malta trat der britischen Kritik Bedell Smith entgegen, Eisenhowers Stabschef. Er machte geltend, dass wegen der Grenzen, die dort dem Nachschub gezogen seien, jenseits des Niederrheins höchstens 35 Divisionen versorgt werden könnten. So geringe Kräfte vermöchten aber weder das Ruhrgebiet auszuschalten noch die Wehrmacht entscheidend zu schlagen. Der Angriff von Frankfurt auf Kassel sei zur Umfassung des Ruhrgebietes unentbehrlich, könne jedoch

nicht mit genügender Stärke geführt werden, bevor sich das Westufer des Rheins in der Hand der Verbündeten befinde.

Andererseits versicherte Bedell Smith dem interalliierten Komitee der Stabschefs, Montgomerys Heeresgruppe werde den ersten Vorrang haben und solle, ohne die Säuberung des Rheinlandes abzuwarten, den Rhein sobald wie möglich überschreiten. Diese Zusicherung genügte den Briten nicht, und bei der nun anhebenden Diskussion kam es «zu den heftigsten Meinungsverschiedenheiten und Wortgefechten des ganzen Krieges». Schliesslich konnte Marshall dem Streit ein Ende machen, aber nur dadurch, dass er bis zu der Drohung ging, er würde, sollten die Briten den SHAEF-Plan nicht annehmen, «Eisenhower empfehlen, um seine Entlassung nachzusuchen, da er keine andere Wahl mehr habe».

Indem das interalliierte Komitee der Stabschefs die Strategie Eisenhowers bestätigte, bestätigte es unausgesprochenemassen auch Eisenhowers Kommandosystem. Während der Schlacht in den Ardennen hatte Brooke wieder die Frage aufgeworfen, ob man nicht einen Oberbefehlshaber aller Heeresstreitkräfte ernennen sollte, der unter allgemeiner Überwachung durch den Obersten Befehlshaber die gesamten Erdoperationen zu leiten hätte. Sowohl Marshall als auch Eisenhower waren immer Gegner solch eines Oberkommandos gewesen. Sie hielten es aus Prinzip für ungesund. Wie immer aber der britische Vorschlag theoretisch gerechtfertigt gewesen sein mag, die Sache, der er dienen sollte, wurde von Personen- und Prestigefragen verdunkelt. Die Presse der verbündeten Länder hätte die Schaffung eines Oberkommandos der Landstreitkräfte sicherlich als eine Folge der Erfahrungen gedeutet, die letztthin mit amerikanischer Führung gemacht worden seien. Wäre gar, wie Brooke angeregt hatte, Montgomery ernannt worden, so wäre unter Eisenhowers Generalität eine ‚Revolve‘ so gut wie sicher gewesen.

Angesichts der amerikanischen Opposition brachte Brooke in Malta die Frage nicht unmittelbar zur Sprache, während Churchill den britischen Zweck durch den Vorschlag zu erreichen suchte, den Stellvertretenden Obersten Befehlshaber Tedder durch Alexander zu ersetzen. Alexander war 1943 im Mittelmeerraum Eisenhowers Stellvertreter gewesen, Eisenhower hatte ihm das Kommando über alle Landstreitkräfte übertragen, und sie hatten in voller Harmonie zusammengearbeitet. Churchill nahm daher an, dass Alexander als Stellvertretender Oberster Befehlshaber im SHAEF der geeignete Mann wäre, auf den Gang der Landoperationen im Sinne der britischen Stabschefs einzuwirken. Roosevelt erklärte sich anfangs mit dem Wechsel einverstanden. Dann aber merkten die amerikanischen Stabschefs, worauf Churchill hinauswollte, und erklärten, Alexander würde der Stellvertreter des Obersten Befehlshabers sein und sonst nichts. Damit blieb der Vorschlag auf sich beruhen.

Eisenhower plante, den Rheinfeldzug in drei Phasen zu entwickeln:

Erste Phase: Montgomery besetzt nach Bereinigung des unteren Rheinlandes das linke Rheinufer von Nimwegen bis Düsseldorf durch zusammenlaufende Angriffe der kanadischen 1. Armee vom Reichswald und der amerikanischen 9. Armee von der Roer. Die amerikanische 9. Armee bleibt für den Rheinübergang unter seinem Kommando.

Zweite Phase: Während Montgomery einen geschlossenen Angriff über den Niederrhein vorbereitet, sichert Bradley das Westufer von Düsseldorf bis Koblenz. Zu diesem Zweck treibt die amerikanische 1. Armee ihren linken Flügel bis Köln vor, um dann südostwärts Flanke und Rücken der deutschen Stellungen in der Eifel anzugreifen. Darauf nimmt die amerikanische 3. Armee, ostwärts angreifend, mit einem Stoss von Prüm gegen Koblenz die Offensive auf.

Dritte Phase: Während Montgomery im Sturmangriff den Niederrhein überschreitet, bereinigen die amerikanische 3. und die amerikanische 7. Armee das Dreieck Mosel – Saar – Rhein und sichern für die Streitkräfte, die bei der Zangenoperation auf das Ruhrrevier das Industriegebiet von Süden umfassen sollen, im Abschnitt Mainz – Karlsruhe Übergangsabschnitte.

Marshall stimmte diesem Entwurf vorbehaltlos zu, nicht so Bradley. Wenn man bedenkt, was sich in den Ardennen zugetragen hatte, kann das nicht verwundern. Eisenhowers Plan bedeutete, dass bei den Operationen über den Rhein hinweg der Schwerpunkt bei Montgomerys Streitkräften liegen sollte, dass eine amerikanische Armee unter britischem Kommando bleiben sollte und dass andere amerikanische Armeen zu dem Zweck verhalten sollten, einen Sieg herbeizuführen, der unvermeidlicherweise Montgomery und den Briten zugeschrieben werden würde. Nach dem Plan hatte Bradley nicht nur die Roertalsperren zu nehmen, eine Operation, die er sehr gern vermieden hätte, sondern auch 6 seiner Divisionen an die 9. Armee abzugeben, die Montgomery unterstellt bleiben sollte. Überdies sah der Plan vor, dass die interalliierte 1. Luftlandarmee abermals an Montgomerys Front eingesetzt würde, für den Rheinübergang nämlich, und nicht an seiner, Bradleys, Front.

Anders als Eisenhower sah Bradley den kommenden Feldzug mehr vom amerikanischen Standpunkt als von dem eines Verbündeten. Die Vereinigten Staaten stellten bei Weitem den grössten Teil der Streitkräfte. Folglich musste nach Bradleys Auffassung die Strategie Eisenhowers so angelegt sein, dass amerikanische Truppen unter amerikanischem Befehl die Hauptoffensive führen und den entscheidenden Sieg erringen würden. Dementsprechend schlug Bradley vor, den Schwerpunkt im Rheinland vom Norden nach der Mitte zu verlegen, die 9. Armee wieder seinem Kommando zu unterstellen und die 1. und die 3. Armee in den Ardennen zu einer direkten Offensive südlich an den Roertalsperren vorbei

durch die Eifel zum Rheinabschnitt Köln – Koblenz anzusetzen. Sein Plan schloss auf weite Sicht die stillschweigende Folgerung ein, dass die Offensive nach Mitteldeutschland hinein von vier amerikanischen Armeen vorgetragen werden würde (der 9., der 1., der 3. und der 7. Armee) und Kanadiern, Briten und Franzosen die Rolle verblieb, dieser rein amerikanischen Offensive die Flanken zu decken.

Bradleys Vorschlag setzte sich denselben Einwendungen aus, die Eisenhower gegen den von Brooke und Montgomery vorgebrachten Plan eines einzigen Stosses im Norden erhoben hatte. Hinzu kam, dass nach Bradleys Plan die Masse der verbündeten Streitkräfte gegen das durchschnittenste Gelände des ganzen Rheintals angesetzt werden sollte, wo sich kaum Möglichkeiten zum Übergang angesichts einer organisierten Abwehr boten, die voraussichtlich so lange sehr stark sein würde, wie die Alliierten den Strom anderwärts nicht erreicht hatten. Überdies war in diesem Abschnitt der Nachschubverkehr zu eingeengt, als dass er die Offensive einer Streitmacht hätte nähren können, die stark genug war, den Angriff weit in das rechtsrheinische Gebiet vorzutragen, es sei denn, er würde im Zusammenwirken mit machtvollen Vorstößen aus andern Abschnitten unternommen. Strategisch sprach kaum etwas für Bradleys Plan, und taktisch schloss er einen Frontalangriff auf den damals am stärksten besetzten Abschnitt des Westwalls ein, denn in der Eifel hatten die Deutschen Division gegen Division stehen. Es war jedoch nichts als natürlich, dass sich Bradley sträubte, seine Armeen ausgerechnet jetzt anzuhalten, wo sie die Deutschen gründlich heimgeschickt hatten und darauf brannten, die Berechtigung ihres Siegesanspruchs über jeden Zweifel hinaus zu beweisen. Nicht persönlicher Ehrgeiz trieb Bradley; es ging ihm darum, seinen Truppen Gelegenheit zu geben, sich für den Rückschlag, den sie in den Ardennen erlitten hatten, volle Genugtuung zu verschaffen.

Nach der Ablehnung des Gegenplanes und der Bestätigung des Beschlusses, die 9. Armee unter Montgomerys Oberbefehl zu lassen, setzte Bradley seinen Armeeführern auseinander, das interalliierte Komitee der Stabschefs habe Eisenhower diese Vorkehrung aufgezwungen, und der allgemeine Operationsplan sei ein von Montgomery gefördertes britisches Konzept. Dies war nicht der Fall. Der Plan stammte von Eisenhower und war auch, ehe er auf Malta dem interalliierten Komitee der Stabschefs unterbreitet wurde, fast bis zur letzten Form sein Plan geblieben. In seiner nach dem Kriege verfassten Schilderung des Feldzuges verbessert sich Bradley teilweise selbst, indem er hervorhebt, Marshall habe «dem Komitee der Stabschefs lebhaft vorgeworfen, es wolle einem Heerführer darüber Weisungen erteilen, wie er seinen Auftrag auszuführen habe». Trotzdem beschuldigt er Montgomery in seinem Buch, er habe mit seiner Forderung, ihm die

9. Armee zu lassen, dem amerikanischen Plan, den Angriff aus den Ardennen durch die Eifel fortzusetzen, einen Riegel vorgeschoben. Die Wahrheit ist, dass der drei Phasen vorsehende Plan zur Vernichtung der deutschen Armeen westlich des Rheins unter Eisenhowers Leitung im SHAEF entworfen wurde. Montgomerys taktischer Plan zur Bereinigung des unteren Rheinlandes wurde von Eisenhower nur angenommen, weil er sich seinem strategischen Konzept einfügte. Trotzdem entging auch Eisenhower nicht dem Vorwurf, er habe den Briten nachgegeben und dem interalliierten Komitee der Stabschefs gestattet, den Feldzug von Washington aus zu leiten. Patton erhob diese Vorwürfe ganz offen unter seinen Stabsoffizieren und Kommandeuren.

Ob nun das Grollen der Unzufriedenheit Eisenhower beunruhigt hat oder nicht, seine Entscheidung liess er davon nicht beeinflussen. Er hielt an seinem Plan fest. Er konnte der vollen Unterstützung Marshalls gewiss sein, und sein Selbstvertrauen war stärker als im vergangenen Jahr. In der Normandie hatte er, wie im Mittelmeergebiet, die Leitung der Operationen den Befehlshabern an Ort und Stelle überlassen, und mit der Schlacht um den Landekopf war er so wenig in Fühlung gekommen, dass er Montgomerys Plan nicht ganz erfasste. Im August dann, nach dem unerwartet schnellen fluchtartigen Rückzug der Deutschen, zwangen ihn die Umstände, die Führung der Landstreitkräfte zu übernehmen, obwohl er darauf nicht genügend vorbereitet war, und zu all dem wurde er achtundvierzig Stunden danach infolge jenes Unfalls mit dem Flugzeug auf so lange der Möglichkeit beraubt, die Operationen und seine Truppenführer in die Hand zu bekommen, dass, während er fern der Front zur Unbeweglichkeit verurteilt war, die Gelegenheit zu einem schnellen Sieg dahinschwand. Auch besass er damals zu wenig Erfahrung und Selbstsicherheit, als dass er so eigenwilligen Männern wie Montgomery und Patton seine Ideen hätte aufzwingen können. Sanguinisch von Natur, lieh er den zuversichtlichen Vorhersagen seiner Untergebenen ein allzu offenes Ohr, neigte erst zu dem einen, dann zu dem anderen Plan und versuchte sie mit dem «langfristigen strategischen Konzept» des SHAEF in Einklang zu bringen, das auf die inzwischen entstandene Lage überhaupt nicht mehr anwendbar war. Die Folge waren die Unschlüssigkeiten und Versäumnisse des Herbstes; eine Strategie der Kompromisse und des Optimismus; ein Verfahren, wie es jemand bezeichnet hat, nach dem Grundsatz: ‚Es wird schon klappen.‘ Von Paris bis zu den Ardennen handelte Eisenhower mehr als Koordinator der Heeresstreitkräfte denn als ihr Oberbefehlshaber.

Zwei Wochen vor Beginn der grossen Offensive Hitlers verriet Eisenhower unwissentlich die Grenzen seines strategischen Auffassungsvermögens. Auf ei-

nen kritischen Brief Montgomerys antwortete er: «Ich teile die Ansicht nicht, dass die Dinge seit der Normandie schlecht gelaufen seien, bloss weil nicht alles erreicht worden ist, was wir zu erreichen gehofft haben. Tatsächlich entspricht die gegenwärtige Lage in gewissem Masse der, die so lange in der Normandie geherrscht hat.» Dabei hätten beide Situationen kaum verschiedener sein können. Im Juni und Juli wurden die Voraussetzungen zu einem amerikanischen Durchbruch geschaffen, im Oktober und November die Voraussetzungen zu einem deutschen Durchbruch. Im Sommer wurden die deutschen Panzerreserven zu dauerndem Einsatz gezwungen und aufgerieben, im Herbst wurden sie aus dem Kampf gezogen und aufgefrischt.

In den Ardennen lernte Eisenhower durch Erfahrung, wie notwendig eine feste Führung ist, um die Kräftezusammenfassung zu sichern, und wie notwendig eine zentrale Reserve, um wendig zu bleiben. Jetzt im rheinischen Feldzug wandte er diese Lehren an. So entstand ein umfassender und einheitlicher Plan für die ganze Front und ein Zeitplan, der darauf angelegt war, eine Reihe konzentrierter Angriffe in Gang zu bringen, deren jeder in besonderer Weise zum Ganzen beitrug. Und eben dieser Plan stiess bei den einflussreichsten amerikanischen Truppenführern auf Ablehnung. Aber diesmal erlaubte Eisenhower keine Abweichungen und Ausflüchte. Fest in der Zuversicht ankernd, dass sich sein Plan durch die Schlacht selbst rechtfertigen werde, hielt er dem Sturm der Kritik stand.

Am 8. Februar begann sich Eisenhowers rheinischer Feldzugplan in die Wirklichkeit zu entrollen. An diesem Tage brach das dem kanadischen 1. Armeeoberkommando unterstellte britische XXX. Korps südöstlich von Nimwegen aus dem zusammengepressten Frontvorsprung zwischen Maas und Rhein gegen den Reichswald vor. Dieser Angriff (Operation ‚Veritable‘) wurde nach der gewaltigsten Feuervorbereitung, die es bisher im Westen gegeben hatte, mit übermächtiger Stärke geführt. Das dem Angriff unmittelbar vorangehende Trommelfeuer dauerte fünf eine halbe Stunde, und am ersten Tag verschossen 1034 Geschütze auf eine Front von sieben Meilen, die von einer einzigen deutschen Division besetzt war, über eine halbe Million Granaten. Gegen diese Front warf der Korpskommandeur, General Horrocks, die Masse von 5 Infanterie-Divisionen, die von 3 Panzer-Brigaden und 11 zur Bezwingung von Befestigungen bestimmten Spezialregimentern unterstützt wurden. Hinter diesem massiven Stosskeil hielt er 2 Divisionen zur operativen Ausnutzung bereit, aber sie nach vorn zu bringen, gab es nur zwei Schotterstrassen, und diese führten, zwischen dem Reichswald und den überschwemmten flankierenden Flusstälern, durch schmale Korridore.

Die Befestigungen des Westwalls erstreckten sich ursprünglich nicht so weit nach Norden, aber die Deutschen hatten fünf Monate ungestört Zeit gehabt, die

zur Verteidigung günstigen Geländeeigentümlichkeiten zum Bau von Abwehrstellungen auszunutzen, und überdies die Rheinuferdämme durchstochen und die Polder überflutet. Jenseits des Reichswaldes hatten sie die Städte Goch und Kleve befestigt, und weiter südlich stand ein schnelles Korps von 3 Divisionen bereit, um einem Angriff über die Roer oder die Maas zu begegnen. Das entscheidende Problem für Horrocks war, den Reichswald zu durchstossen und in das untere Rheinland zu gelangen, ehe der Feind seine Reserven nach Norden werfen und den Ausgang aus dem Flaschenhals schliessen konnte.

Zur Zeit der Planung der Operation war der Boden gefroren und trug. Als aber die Angriffsdivisionen bereitgestellt wurden, begann es zu tauen, und als sie dann in den Reichswald eindringen, hatten die Fahrwege begonnen, sich in Schlamm zu verwandeln, während das Hochwasser in den Flanken stieg. Trotzdem durchstiess die Angriffsspitze (die Schottische 15. Division), während die Deutschen noch von der Wut des Trommelfeuers gelähmt waren, den Nordrand des Waldes und erreichte am Nachmittag des zweiten Tages den Aussenbezirk von Kleve. Die Stadt aber war nicht, wie Horrocks gefordert hatte, mit Brandbomben, sondern mit 1384 Tonnen Sprengbomben belegt worden, und in den zerkraterten und trümmerbedeckten Strassen kam der Angriff zum Stehen.

An demselben Abend setzte Horrocks, von Kleve noch ohne Meldung, zwei schnelle Kolonnen der 43. Division von Nimwegen in Marsch mit dem Auftrag, den vermeintlichen Durchbruch auszunutzen. Die einzige Strasse für diese Kolonnen stand teilweise bereits zwei Fuss unter Wasser und war im übrigen von Panzern und Transportfahrzeugen verstopft, die auf die überschwemmten Felder nicht ausweichen konnten. Der Befehl war, wie Horrocks selber bald erkannte, ein sehr schwerer Missgriff. Die Schottische Division verfügte noch über starke Kräfte, ja eine ihrer Brigaden war noch gar nicht eingesetzt, und eine weitere Division zu entwickeln fehlte es an Raum. Bei dem Versuch, die schnellen Kolonnen bei Dunkelheit und Regen nach vorn durchzubekommen, vermischten sich Einheiten der beiden Verbände unentwirrbar. Die verstopfte Strasse und die Trümmer in Kleve verursachten ein solches Durcheinander und verzögerten die Fortführung des Angriffs so, dass die Deutschen die Besatzung verstärken konnten, bevor sich die Angriffstruppe einen Weg durch die Stadt zu bahnen oder sie zu umgehen vermochte. Erst am 11. Februar war Kleve und erst am 13. Februar der Reichswald vom Feind frei. Bis dahin aber hatten die Deutschen zwei Panzer-Divisionen und zwei Fallschirmjäger-Divisionen herangebracht, die den Ausbruch vereitelten.

Die deutsche Führung konnte gegen den Angriff aus dem Reichswald starke

Kräfte zusammenfassen, weil sie im Augenblick keinen amerikanischen Angriff über die Roer zu befürchten brauchte. Montgomery hatte in der Hoffnung, den Gegner zu fassen, wenn er seine Reserven nach Norden führte, die Absicht gehabt, die Offensive der amerikanischen 9. Armee (Operation ‚Grenade‘) am 10. Februar zu beginnen, achtundvierzig Stunden nach Eröffnung der Operation ‚Veritable‘. Am 9. Februar jedoch, als die Amerikaner den letzten der Roerstaudämme erreichten, hatten die Deutschen die Ablaufeinrichtungen zerstört und damit bewirkt, dass das Hochwasser des Flusses unter zwei Wochen nicht zurückging. Die Amerikaner waren somit gezwungen, die Operation ‚Grenade‘ zu verschieben, wussten aber nun wenigstens, dass der Gegner, wenn sich erst das Hochwasser verlaufen hatte, sie nicht mehr mit der Überflutungsdrohung an der Roer aufhalten konnte.

Im SHAEF und anderen interalliierten Hauptquartieren herrschte die Meinung vor, dass die Deutschen nun rechtzeitig in voller Ordnung hinter den Rhein zurückgehen würden, um diese mächtige Wasserschanke so gut auszunutzen wie nur möglich. Entschloss sich der Feind, meinte Montgomery, auf dem linken Ufer stehen zu bleiben und zu kämpfen, so beginge er «einen groben Schnitzer». Für Rundstedt jedoch stand ein Rückzug in diesem Stadium des Krieges ausser Frage, nicht nur, weil Hitler darauf bestand, jeden Fussbreit deutschen Bodens zu verteidigen, sondern auch weil der Rhein der lebenswichtige Verkehrsweg zwischen dem Ruhrgebiet und der Rüstungsindustrie im übrigen Deutschland war. Neben dem Rhein als Verteidigungsstellung boten sich Westwall, Roer und Maas als Abwehrlinie an, weder aber gab es in Anbetracht des Zustandes der Eisenbahnen einen Ersatz für den Rhein als Transportweg, noch konnte, nachdem Oberschlesien so gut wie verlorengegangen war, das Ruhrrevier als Quelle für Kohle und Fertigstahl im Geringsten entbehrt werden. So stand Hitlers Strategie im Westen unter dem Zwang des russischen Vormarsches im Osten und der Luftangriffe der Alliierten auf das Reichsgebiet.

Genötigt, die Schlacht weitere vierzehn Tage allein fortzuführen, gewannen Briten und Kanadier nur langsam Boden und wurden in einen äusserst grimmigen Kampf verstrickt. Aber er war, wie die Fesselungskämpfe in der Normandie, nicht umsonst. Während die amerikanische 1. und die amerikanische 9. Armee gezwungen waren, hinter der hochgehenden Roer untätig zu warten, wurden an einer Front, die von einer Division besetzt gewesen war, 9 deutsche Divisionen in die Schlacht hineingerissen. In diesen vierzehn Tagen schweren Ringens zog die kanadische 1. Armee die Reserven auf sich, die v. Rundstedt in der kölnischen Ebene aufzustellen sich gemüht hatte.

Am 23. Februar gegen Morgen begannen 4 Divisionen der 9. Armee und 2 der

1. Armee die Roer zu überschreiten. Da das Hochwasser noch nicht völlig wieder zurückgegangen war, kam der Angriff, vor dem sich die Deutschen noch sicher gewöhnt hatten, einigermaßen überraschend. Am ersten Tag verloren Simpsons 4 Divisionen noch keine hundert Mann an Gefallenen. Am Abend des zweiten Tages hatten seine Pioniere neunzehn Brücken geschlagen, darunter sieben für Panzer. Durch schnelles Nachführen von Verstärkungen vermochte Simpson nachhaltig zu drängen, und am 28. Februar hatten seine Kampfswagen freie Bahn. Zwei Tage darauf erreichte sein rechter Flügel südlich von Düsseldorf den Rhein, und am 3. März nahm sein linker Flügel nördlich von Venlo mit der kanadischen Armee Verbindung auf.

Nun waren 15 deutsche Divisionen westlich des Rheins in einen Schraubstock gepresst und der Vernichtung ausgesetzt, wenn sie nicht sofort herausgezogen wurden. Dies aber verbot Hitler. Er untersagte kategorisch, auch nur einen Mann oder eine Kanone ohne seine Genehmigung über den Strom zurückzulassen, und befahl, zwischen Krefeld und Wesel, um jeden Preis, einen Brückenkopf zu halten, um den Transport von Kohle und Stahl von Duisburg über den Dortmund-Ems-Kanal nach Mitteldeutschland zu sichern. Auch in der Eifel und im Saargebiet verbot Hitler jedes Zurückgehen. Als v. Rundstedt dies in der Hoffnung, seine Armeen für die Verteidigung der Rheinlinie intakt zu halten, vorsichtig anregte, bemerkte Hitler zu Jodl: «Er soll sich jedenfalls so lange an den Westwall anklammern, als es überhaupt menschenmöglich ist.» Während einerseits jeder Halt westlich des Flusses bis zum letzten Augenblick behauptet werden musste, wurde für den Fall, dass sich die Alliierten einer Brücke bemächtigten, der verantwortliche Kommandeur mit Erschiessen bedroht. Der Versuch, diesen beiden miteinander unvereinbaren Befehlen gerecht zu werden, trug die ständige Möglichkeit katastrophaler Ereignisse in sich.

In der Nacht zum 3. März gelang es einer amerikanischen Kolonne, die ihre Panzer als deutsche maskiert hatte, gegenüber von Düsseldorf durch die zerbröckelnden deutschen Linien zu schlüpfen und hinter ihnen zehn Meilen vorzudringen. Beim Morgengrauen hatten sie bei Oberkassel den Rhein vor sich, aber das anbrechende Tageslicht enthüllte ihre Verkleidung. Die Alarmsirenen heulten, und als die Panzer in voller Fahrt die Brücke zu nehmen versuchten, brach sie vor ihnen zusammen. Ähnlich erging es einige Stunden später einer andern Kolonne bei Ürdingen, nur handelten diesmal die Deutschen etwas langsamer. Die Panzer waren schon auf der Brücke, als die Sprengladungen losgingen. Hitler akzeptierte mit seinen Befehlen ein schweres Risiko.

Während Montgomery den letzten Widerstand im unteren Rheinland zer-

schlug und das Sprungbrett zum Übergang nördlich des Ruhrgebietes sicherte, gewann Bradleys Angriff an Tempo und Stärke. Am 5. März erreichte das Nordkorps der 1. Armee Köln und blickte über einen brückenlosen Strom. An demselben Tage drehten die übrigen Verbände der Armee nach Südosten ein, um den Deutschen in der Eifel in Flanke und Rücken zu fallen, während die 3. Armee frontal angriff. Unter dem doppelten Ansturm brachen die feindlichen Stellungen zusammen. Pattons Panzer durchquerten die Südeifel und erreichten, nachdem sie in drei Tagen 56 Meilen zurückgelegt hatten, nahe der Moselmündung den Rhein. Bis zu diesem Tag, dem 7. März, war von Koblenz bis Duisburg ein Dutzend Brücken in den Strom gesunken. Jeder weitere Versuch, sich einer Brücke im Handstreich zu bemächtigen, war vereitelt.

An demselben Tage bewegte sich, ungefähr fünfundzwanzig Meilen weiter stromabwärts, die amerikanische 9. Panzer-Division – einer der Verbände, die in den Ardennen vernichtet zu haben die Deutschen behaupteten – als Marschspitze der 1. Armee entlang dem Nordrand der 'Eifel in der Richtung auf die Stadt Remagen dem Rhein zu. Die Dörfer, durch die sie kamen, waren mit weissen Fahnen drapiert, und die einzigen Streitkräfte, auf die sie stiessen, waren Truppen auf der Flucht aus dem fast völlig eingeschlossenen Hochland der Eifel. Am zeitigen Nachmittag erreichten die amerikanischen Spitzen den letzten Höhenzug vor Remagen und sahen, als sie ihn überschritten, zu ihrem grössten Erstaunen die Ludendorff-Eisenbahnbrücke anscheinend unversehrt vor sich liegen. Ein motorisierter Zug raste die Höhe hinunter und hinein in die von Versprengten wimmelnde Stadt. Um 15.15 Uhr berichtete ein Gefangener, die Brücke solle um 16.00 Uhr gesprengt werden. Um 15.50 Uhr erreichten die Amerikaner die Uferstrasse und rasten auf den Brückenkopf los. Während Pioniere jedes Zündkabel durchschnitten, das sie erspähen konnten, eilte Infanterie hinüber. Eine schwache Sprengladung ging los, dann eine andere. Die Brücke erzitterte, aber der Zünder der Hauptladung versagte, und ehe die Verteidiger einen neuen einsetzen konnten, waren sie überwältigt. Verstärkungen ergossen sich hinüber, sicherten einen schmalen Brückenkopf und kämmteten die gegenüberliegenden Höhen ab, um die Flak zum Schweigen zu bringen. Vor Einbruch der Dunkelheit war der Rhein nicht mehr unberührt. Die Amerikaner hatten in die letzte Sperre im Westen ein Bresche gelegt.

Mehrere Stunden später hatte Bradley in seinem vorgeschobenen Hauptquartier in Namur eine Besprechung mit dem Gehilfen des Chefs des Eisenhower'schen Operationsstabes, Brigadegeneral H. R. ('Pinky') Bull. Sie besprachen den ‚Diebstahlsvorschlag‘, wie Bradley es nannte, 3, wenn nicht 4 Divisionen zu dem Angriff der 7. Armee im Saargebiet, der nächsten Phase des Dreiphasenplans Ei-

senhowers, an Devers abzugeben. Das Telefon klingelte. Hodges, der Oberbefehlshaber der 1. Armee, rief an und meldete die Wegnahme der Remagener Brücke.

In spontanem Überschwang schrie Bradley ins Telefon zurück: «Donnerwetter, Courtney, das wird hinhauen!» Er wies Hodges an, den Brückenkopf sofort mit starken Kräften auszubauen, wandte sich Bull zu und sagte: «So, Pink, da schwimmen eure Felle weg.» Während Bull protestierte: «Sie gehen nicht irgendwo hinunter nach Remagen; es passt nicht in den Plan», rief Bradley Eisenhower an, der prompt antwortete: «Nehmen Sie, was Sie brauchen, und gehen Sie hinüber – aber sorgen Sie dafür, dass der Brückenkopf auch hält.»

Am nächsten Tag jedoch erhielt Bradley vom SHAEF den Befehl, bei Remagen nicht mehr als 4 Divisionen einzusetzen. Dieser Befehl liess ihn befürchten, die Ausnutzung des Erfolges der 1. Armee könnte dem Plan zuliebe beschränkt werden. Montgomery hatte mit der 9. Armee bereits 12 amerikanische Divisionen bekommen und weitere 10 waren zu Operationen nördlich des Ruhrgebietes bestimmt, denn Eisenhower hatte dem interalliierten Komitee der Stabschefs mitgeteilt, dass er zu dem Nordvormarsch vom Rhein zur Elbe 35 Divisionen einsetzen werde. Bradley sagte sich, dass die Mehrzahl der zusätzlichen Divisionen er werde stellen müssen. Da er bereits an Devers Truppen hatte abgeben müssen, sah er von seinen Armeen immer mehr weggeschnitzelt. Zwar wusste Bradley, dass Eisenhower plante, das Ruhrgebiet durch eine doppelte Umfassung zu nehmen, und zu dem südlichen Umfassungsstoss 25 Divisionen vorgesehen hatte, aber er befürchtete, dass seine Armeen nach Erfüllung der Forderungen Montgomerys und Devers' nicht mehr stark genug sein würden, die Hauptrolle zu spielen, die sie verdient hätten.

Gemäss der von Bedell Smith auf Malta gegebenen Zusicherung sollte Montgomery, ohne die Eroberung des ganzen Rheinlandes abzuwarten, den Strom überschreiten, sobald er bereit war. Bradley wusste, dass dies am 24. März der Fall sein werde und dass der Sturmangriff im Norden mit voller Unterstützung durch Luftlandedivisionen, Amphibienpanzer, Landungsfahrzeuge der Flotte und strategische Bomber unternommen werden würde. Am Erfolg Montgomerys war nicht zu zweifeln, und es war anzunehmen, dass zu seiner operativen Ausnutzung amerikanische Reserven eingesetzt werden würden. Nach Bradleys Meinung kam es da umso mehr darauf an, weitere Brückenköpfe über den Rhein zu treiben, ehe Montgomery in der Lage war, die zusätzlichen amerikanischen Divisionen anzufordern, die Eisenhower ihm zuzuteilen beabsichtigte. Er fürchtete, Hodges werde den unerwarteten Glücksfall von Remagen nicht ausnutzen

dürfen, bevor Patton im Abschnitt Mainz-Mannheim Übergänge gesichert hatte. Bei einer Besprechung am 9. März entdeckte er beiden seine Besorgnisse. «Wir alle sagten uns», schrieb Patton später, «dass es darauf ankam, die 1. und die 3. Armee so stark zu engagieren, dass sich Montgomerys Plan, die meisten Divisionen der Westfront, amerikanische wie britische, unter seinem Befehl zu einem Angriff auf die Ruhrebene einzusetzen, nicht ausführen liess und die 1. und die 3. Armee nicht abseits stehengelassen wurden.»

Die Anmarschwege zu dem Rheinabschnitt Mainz-Mannheim-Karlsruhe wurden durch die Verteidigungsanlagen im Saarland und in der Pfalz versperrt. Nach dem SHAEF-Plan sollten diese Befestigungen frontal genommen werden, wobei die amerikanische 7. Armee aus dem Elsass nach Norden den Hauptangriff führen sollte, dabei unterstützt von einem aus Luxemburg ostwärts vorstossenden Korps der 3. Armee. Dieser Plan war noch in Kraft, aber Pattons schneller Vorstoss zum Rhein bei Koblenz hatte die ganze Nordflanke der deutschen 1. Armee entblösst, der jede Rückzugsbewegung untersagt worden war und die immer noch den Westwall an der Saarfront besetzt hielt. Gedeckt war ihre Flanke jetzt nur noch von natürlichen Schranken: der Mosel und dem Hunsrück. Bradley und Patton spürten die Gelegenheit, die sich ihnen damit bot, und beschlossen, mit der 3. Armee nicht nur aus Luxemburg, sondern auch über die untere Mosel anzugreifen und tief in die feindlichen rückwärtigen Verbindungen hineinzustossen. Der Hunsrück ist so klüftig wie die Eifel, ja es führen noch weniger gute Strassen hindurch, aber wenn Patton seine Panzer auch über die Schranke dieser Höhenzüge zu werfen vermochte, konnte er vermutlich zwischen Mainz und Mannheim zum Rhein stossen und ihn vielleicht überschreiten, ehe Montgomery zu seinem Angriff im Norden fertig war. Gelang dies, dann war Bradleys Position günstig genug zu der Forderung, Montgomery keine amerikanischen Divisionen mehr zuzuteilen.

Eisenhower hatte zwar Bradley von einer Entwicklung des Remagener Brückenkopfes zurückgehalten, doch waren ihm Zweifel gekommen, ob es wirklich ratsam sei, weitere amerikanische Truppen dem Oberbefehl Montgomerys zu unterstellen. In der 9. Armee verbreitete sich Missstimmung, ja sie wurde aufsässig. Montgomery hatte in der ersten, am 21. Januar zu seinem Angriffsplan herausgegebenen Weisung bestimmt, dass sämtliche Sturmtruppen, einschliesslich eines amerikanischen Korps, von Dempseys 2. Armeekommando befehligt werden sollten. «Die 9. Armee», so berichtet der Verfasser ihrer Geschichte, «war einfach paff», als sie diese Weisung erhielt. «Nach der Weisung des Feldmarschalls war General Simpsons Oberkommando an dem Sturmangriff in keiner Weise mehr beteiligt.»

Die Empörung der 9. Armee war völlig begründet. Wie immer Montgomerys

Plan technisch zu rechtfertigen gewesen sein mag, die Lage verlangte kaum ein Beharren auf orthodoxen militärischen Prinzipien. Sich so zu verhalten war unklug. Montgomery konnte geltend machen, dass es bei einem Angriff auf so schmaler Front wahrscheinlich schon zu Anfang Verwirrung gäbe, wenn zwei Armee-Oberkommandos für die Operationen verantwortlich wären, aber diese Erwägung hatte wenig zu sagen, verglichen mit dem Groll, den der Ausschluss des amerikanischen Armee-Oberkommandos von der Führung seines Verbandes bei den Angriffsoperationen hervorrufen musste. Die Amerikaner waren seit den Ardennen überempfindlich, und es war nicht unlogisch, dass sie in Montgomerys Plan ein nachwirkendes Urteil über die Fähigkeit ihrer höheren Führung erblickten. Womöglich noch schlimmer war, dass sie glaubten, Montgomery wolle den Rheinübergang vor der Welt als ein britisches Unternehmen und somit einen britischen Sieg erscheinen lassen. Diese Verdächtigung verriet freilich wenig Kenntnis von Montgomerys militärischer Art. Immer war sein erster Impuls, die Lösung zu treffen, die er ohne Rücksicht auf nationales Prestige, amerikanisches oder britisches, für militärisch richtig hielt. Er wachte zu eifersüchtig über sein persönliches Ansehen, war ein zu selbstbewusster Berufsoffizier, als dass er sich anders hätte verhalten können. Bei einem Feldherrn war das eine Tugend, bei einem Führer verbündeter Truppen ein schweres Handikap.

Simpson protestierte, und Montgomery gab eine neue Weisung heraus. Aber der Schaden war nun einmal angerichtet und erhielt neue Nahrung durch einen Streit, der sich im März erhob. Nachdem die 9. Armee zwischen Düsseldorf und Duisburg zum Rhein durchgebrochen war, schlug Simpson vor, die flüssige Lage auszunutzen und ihn über den Strom setzen zu lassen. Seine Truppen hatten zwar keine intakte Brücke nehmen können, waren aber so schnell vorgestossen, dass die Deutschen keine Zeit gefunden hatten, das Ostufer mit starken Kräften zu besetzen. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass Simpson mit Leichtigkeit über den Strom gekommen wäre. Seine Truppen wären dann aber auf die Mitte des Ruhrgebietes getroffen. Nach Eisenhowers Plan jedoch sollte sich Montgomery nicht in dieses Industriedickicht hineinziehen lassen, das leicht eine ganze Armee verschlingen konnte. Deshalb hielt Montgomery Simpson zurück, verriet damit aber, dass er nicht erkannt hatte, wie nahe die Deutschen dem Zusammenbruch waren. Montgomerys Prinzip, auf straffe Kontrolle und sorgliche Ausgewogenheit der Kräfte zu dringen, war in der Normandie und in den Ardennen, als der Feind noch zurückzuschlagen vermochte, von unschätzbarem Wert gewesen. Damals war die Unbeugsamkeit, mit der er den geplanten Zweck verfolgte, eine Quelle der Stärke. Jetzt war sie eine Schwäche. Der Meister des wohl vorbereite-

ten, konzentrierten Angriffs und der «regulären Schlacht» schien nicht zu begreifen, dass amerikanische «Regellosigkeit und Improvisation, wie gefährlich auch immer, wenn der Feind stark war, jetzt Ungeheuern Gewinn abwerfen konnten. Ein Übergang über den Rhein aus dem Stegreif, noch dazu an der «falschen» Stelle, hätte Montgomerys Pläne möglicherweise gestört, die Pläne des Gegners aber vermutlich zerrissen und zunichte gemacht.

Die Amerikaner konnten in Montgomerys Entscheidung keinen triftigen militärischen Grund sehen, und in verschiedenen Stäben, besonders in Pattons Hauptquartier, wurde ganz offen davon gesprochen, Simpson sei an die Kandare genommen worden, damit die amerikanische Armee nicht die Ehre einheimse, den Rhein als erste überschritten zu haben. Überhaupt würde die amerikanische Initiative unter britischem Kommando in unangemessener Weise eingengt. Als unmittelbar auf die Ablehnung des Vorschlages Simpsons der glänzende Handstreich von Remagen folgte, gab dieses abstechende Beispiel der Kritik an Montgomery abermals neuen Stoff und Bradley den letzten Anstoss, in der Pfalz keck und schnell zu handeln.

Am 14. März überschritt Patton südwestlich von Koblenz die untere Mosel. Innerhalb von zwei Tagen hatten seine Panzer den Hunsrück hinter sich gebracht und waren um das Rheinknie in die Niederung zwischen Mainz und Mannheim geschwenkt. Ausser den Resten einer Panzer-Division hatten sie keinen Feind vor sich, denn fast die gesamte deutsche 1. Armee lag mit Patchs 7. Armee im Kampf. Am 19. März eilte Patton nach Abweisung eines deutschen Gegenangriffs weiter auf den Rhein zu. Wieder spornte ihn eine anfeuernde Warnung Bradleys zur Eile: er werde trotz allem noch Divisionen an Montgomery abgeben müssen, wenn er nicht schnellstens einen Brückenkopf sichere. In vier Tagen war der Rheinübergang Montgomerys fällig. Am Abend des 19. März waren Pattons Panzerspitzen auf zehn Meilen an Mainz und auf sechs Meilen an Worms heran. Den Panzern dicht auf den Fersen folgten Pioniere mit Sturmbooten und Brückengerät. Bradley hatte Patton befohlen, «den Rhein im Anlauf zu nehmen».

Am 21. März waren die Kämpfe in der Pfalz so gut wie abgeschlossen. Die 3. Armee hatte das Westufer von Koblenz bis Mannheim bereinigt; was von deutschen Kräften zurückgewichen war, um den Fluss zu verteidigen, wurde von Patton überflügelt und abgeschnitten oder von Patch überrannt. Der von der Saar vertriebene Rest der 1. Armee Hitlers wurde in einem schrumpfenden Brückenkopf westlich von Karlsruhe aufgerieben. Nur wenige konnten über den Fluss gelangen, bevor Patton wieder zum Schlagen bereit war.

In der Nacht zum 23. März glitten 6 Bataillone der amerikanischen 5. Infante-

rie-Division, vom Feinde fast unbehelligt, bei Oppenheim südlich von Mainz über den Rhein. Die Gesamtverluste, die sie das kostete, waren acht Gefallene und zwanzig Verwundete. Die Überraschung war völlig gelungen. Aber Patton bat Bradley, den Übergang nicht sofort bekanntzugeben, um das deutsche Oberkommando nicht unnötig früh zu alarmieren. Am Abend des 23. März jedoch, als seine Infanterie bereits einen sechs Meilen tiefen und sieben Meilen breiten Brückenkopf hielt und seine Panzer schon auf Pontonbrücken hinüberrollten, rief Patton Bradley an und sagte: «Die Welt soll erfahren, dass es die 3. Armee geschafft hat, ehe Monty zum Übergang angetreten ist.»

Einige Stunden später besprach in Berlin der Führer mit seinem Stab die von Pattons unerwarteter Rheinüberquerung geschaffene Lage. Hitler sagte: «Das Schlimmste ist dieser zweite Brückenkopf hier bei Oppenheim. [Dieser Rheinabschnitt war praktisch ungedeckt.] Läuft von uns irgendeine Panzer-Brigade oder irgendetwas noch ab?» Ein Adjutant antwortete: «Zur Zeit ist kein Verband bereit ... Es stehen lediglich fünf Jagdtiger im Sennelager, die heute oder morgen fertig werden ... Alles andere ist bereits eingesetzt, und es wird im Augenblick mehr nicht fertig.» Diese fünf Jagdtiger waren für Remagen bestimmt, aber Hitler fragte, wann sie frühestens nach Oppenheim abgehen könnten.

So weit war es mit der einst so gewaltigen Wehrmacht gekommen. Der Mann, dessen Panzer-Divisionen Europa und Russland hatten erzittern machen, musste sich jetzt persönlich um den Zustand fünf einsatztauglicher Panzerzerstörer kümmern, die in einer Reparaturwerkstatt des Sennelagers wieder zusammengeflickt wurden.

So verzweifelt Hitler auch war, blieb er doch unerbittlich. Nicht mehr imstande, seine Zerstörungsleidenschaft und seine Rachsucht an seinen Feinden auszulassen, kehrte er sie jetzt gegen sein eigenes Volk.

Am 18. März setzte Speer, nachdem er erfahren hatte, dass Hitler den Krieg der «verbrannten Erde» zu proklamieren beabsichtigte, mit einem offenen Protest sein Leben aufs Spiel. Er übergab dem Führer eine Denkschrift, worin er erklärte: «Die feindliche Luftwaffe hat weiter mit Schwerpunkt die Verkehrsanlagen angegriffen. Dadurch sind die Wirtschaftstransporte erheblich abgesunken... Es ist daher in 4–6 Wochen mit dem endgültigen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft mit Sicherheit zu rechnen ... Nach diesem Zusammenbruch kann der Krieg auch militärisch nicht fortgesetzt werden ... Wir in der Führung haben die Verpflichtung, dem Volk in den schweren Stunden, die es erwarten muss, zu helfen. Wir haben uns dabei nüchtern – ohne Rücksicht auf unser Schicksal – die Frage vorzulegen, wie dies auch für eine fernere Zukunft geschehen kann. Wenn der

Gegner das Volk und seine Lebensbasis zerstören will, dann soll er dieses Werk selbst durchführen. Wir müssen alles tun, um dem Volk, wenn vielleicht auch in den primitivsten Formen, bis zuletzt seine Lebensbasis zu erhalten. Es muss sichergestellt werden, dass, wenn der Kampf weiter in das Reichsgebiet vorgetragen wird, niemand berechtigt ist, Industrieanlagen, Kohlenbergwerke, Elektrizitätswerke und andere Versorgungsanlagen sowie Verkehrsanlagen, Binnenschiffahrtsstrassen usw. zu zerstören ... Wir haben kein Recht dazu, in diesem Stadium des Krieges von uns aus Zerstörungen vorzunehmen, die das Leben des Volkes treffen könnten.» Von diesem Appell ungerührt, erliess Hitler am Tag darauf einen Befehl an die Gauleiter und die Reichsverteidigungskommissare, alles zu zerstören, was «sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann». «Den Gauleitern», so erklärte Speer in Nürnberg die Bedeutung dieses Befehls, «war damit befohlen die Zerstörung aller Industrieanlagen, aller wichtigen Elektrizitäts-, Wasser- und Gaswerke usw., aber auch der Lebensmittel- und Bekleidungslager. Ich war mit meinem Weisungsrecht durch diesen Befehl ausdrücklich ausgeschaltet, und alle meine Weisungen zur Erhaltung der Industrien waren aufgehoben. Die militärischen Stellen hatten befohlen: Die Zerstörung aller Brücken, darüber hinaus auch der gesamten Bahnanlagen, der Postanlagen, der Nachrichtenanlagen in der Reichsbahn; aber auch der Wasserstrassen, aller Schiffe, aller Waggons und aller Lokomotiven. Das Ziel war, wie in einem Erlasse steht, das Schaffen einer Verkehrswüste ... Dazu ging am 19.3. 1945 ein scharfer Befehl Hitlers an alle Heeresgruppen und an alle Gauleiter heraus, dass der Kampf ohne Rücksicht auf das eigene Volk zu führen sei.»

Als Speer diesen ungeheuerlichen Befehl sah, begab er sich sofort in die zunächst gefährdeten Gebiete, vor allem das Ruhrrevier, und wirkte auf Model und die örtlichen Befehlshaber, auf Industrieführer und Arbeitervertreter ein, Hitlers Befehl nicht zu beachten und sich jedem Parteifunktionär zu widersetzen, der versuchen sollte, ihn auszuführen. Die Sprengstoffvorräte liess er in Kohlen-schächte versenken und an die wichtigsten Werke Maschinenpistolen austeilen. Am 29. März von der Reise zurück, wurde er sofort zu Hitler befohlen, dem er ins Gesicht sagte, der Krieg sei verloren. Hitler gab ihm vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Speer nutzte sie zu einem Brief an Hitler. Darin stand: «Als ich Ihnen am 18. März meine Schrift übergab, war ich der festen Überzeugung, dass die Folgerungen, die ich aus der gegenwärtigen Lage zur Erhaltung unserer Volkskraft zog, unbedingt Ihre Billigung finden werden ... Sie machten mir jedoch am Abend Ausführungen, aus denen ... klar ... hervorgeht: Wenn der Krieg verloren

geht, wird auch das Volk verloren sein. Dieses Schicksal ist unabwendbar. Es sei nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Im Gegenteil sei es besser, selbst diese Dinge zu zerstören. Denn das Volk hätte sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehöre dann ausschliesslich die Zukunft. Was nach dem Kampf übrigbleibe, seien ohnehin nur die Minderwertigen; denn die Guten seien gefallen. Nach diesen Worten war ich zutiefst erschüttert. Und als ich einen Tag später den Zerstörungsbefehl und kurz danach den scharfen Räumungsbefehl las, sah ich darin den ersten Schritt zur Ausführung dieser Absichten...» Hitler akzeptierte den Brief nicht, gab aber Speer das Weisungsrecht zurück, kraft dessen dieser einen Durchführungsbefehl erliess, der die Umgehung des Zerstörungsbefehls ermöglichte. Hitler aber hatte seinen Vorsatz nicht geändert. Er war entschlossen, seinen Zweck dadurch zu erreichen, dass er die Deutschen im Krieg hielt, bis die Sintflut der Zerstörung über ihre Heime zusammenschlug.

Die Deutschen waren sich des Schicksals bewusst, das jede Stunde über sie hereinbrechen musste, jetzt war es zu spät, den Folgen zu entgehen, die sie heraufbeschworen hatten, als sie sich dem Mann in die Hände lieferten, der die Verkörperung des Bösen war. «Hilflosigkeit verbunden mit Vertrauen», sagt Speer, «erfasste die Nation, als sie ihr unerbittliches Schicksal herannahen sah. Lähmende Furcht ging der ‚Götterdämmerung‘ voran und schlug fast jeden in ihren Bann. Da war ein Hang zur Hoffnung, der sich an die schwächste Möglichkeit klammerte, viel mehr Menschen aber wurden durch die Zerstörung ihrer Städte, den Mangel an Schlaf und das Bangen um das nackte Leben in Fatalismus und Stumpfheit getrieben.»

Die verzweifelte Aufgabe, weiteres Unheil im Westen abzuwehren, war jetzt auf Generalfeldmarschall Albert Kesselring gewälzt, der nach dem Schlag von Remagen v. Rundstedt als Oberbefehlshaber West abgelöst hatte. Kesselring war der Mann, der die italienische Front so hartnäckig und so lange verteidigt hatte, aber das Kommando, das er am 10. März übernahm, war bereits im Zerfall. Um die nächsten vierzehn Tage den Remagener Brückenkopf einzudämmen, musste er alle vorhandenen Reserven zusammenkratzen, und dann war nichts da, den Zusammenbruch in der Pfalz zu verhüten. Am 23. März hatte Hitler über ein Drittel der Streitkräfte verloren, die sechs Wochen vorher an seinen Westgrenzen gestanden hatten; seit Beginn der Offensive gegen den Reichswald waren 293'000 Mann in Gefangenschaft geraten und mindestens 60'000 Mann gefallen oder verwundet worden.

Eisenhowers Dreiphasenplan zur Schlacht im Rheinland hatte jetzt reichen

Lohn getragen. Brooke, sein vornehmster Kritiker, gab das als erster zu. Nach gewonnener Schlacht sagte er zu Eisenhower: «Gott sei Dank, Ike, dass Sie an Ihrem Plan festgehalten haben. Sie hatten völlig recht, und es tut mir leid, dass meine Befürchtungen wegen einer Zersplitterung der Anstrengungen Ihre Bürde noch vermehrt haben.» Trotz dieser hochherzigen Anerkennung hat die taktische Brillanz, mit der Bradley und seine Truppenführer die Gelegenheiten ausnutzten, die Eisenhowers Plan herbeigeführt hatte, mehr oder weniger die Tatsache verdunkelt, dass in Wahrheit eben dieser Plan den Stempel des Sieges trug. Bradleys Vormarsch zum Rhein, der im Herbst fehlgeschlagen war, führte im Frühjahr nicht nur deshalb zum Ziel, weil der Gegner jetzt viel schwächer war, sondern auch weil Eisenhower auf eine Disziplin hielt, die die geplante Terminfolge und Schwerpunktbildung sicherte, woran es vorher gefehlt hatte. In gewissem Sinne jedoch war die Konzentration der Kräfte Bradleys Hitler zu verdanken, denn die Offensive in den Ardennen hatte Patton aus dem Saarland herausgenötigt und die Masse der 3. Armee auf die linke Moselseite gezogen. Im Februar hatte Patton in das Saarland zurückgehen wollen, vielleicht weil er nicht zugeben wollte, dass er die dortigen Befestigungen nicht bezwingen könne. Schliesslich aber zeigte sich eben doch, dass dieser Abschnitt des Westwalls Frontalangriffen so lange widerstand, bis er überflügelt war und auch im Rücken angegriffen wurde.

Wenn auch Pattons Stoss über die untere Mosel und den Hunsrück in sich eine taktische Improvisation war, so war er doch ein unmittelbarer Gewinn des strategischen Planes Eisenhowers. Dadurch, dass Eisenhower zunächst mit dem Schwerpunkt im Norden angriff, während die feindlichen Hauptkräfte Bradley gegenüber an der Mittelfront standen, brachte er die Deutschen aus dem Gleichgewicht und zwang sie, wie er diesen Kampf treffend bezeichnet hat, zu einem «erbitterten Zermübungsmatch». Infolge dieses Angriffs warfen die Deutschen so gut wie alle Panzertruppen, über die sie an der Westfront noch verfügten, in das untere Rheinland. Als Bradley mit dem Angriff durch die Eifel die zweite Phase eröffnete, waren von den 8 Panzerdivisionen v. Rundstedts 6 nördlich von Köln zum Schutz des Ruhrgebietes eingesetzt. Wie in der Normandie hatten die Deutschen, um der Bedrohung ihres rechten Flügels zu begegnen, ihren linken Flügel von Reserven entblösst und einem vernichtenden Schlag ausgesetzt. Pattons Jagd durch die Pfalz war das Gegenstück zu seinem „Endlauf“ südlich des Bocage. Abermals wurde der linke deutsche Flügel zerschlagen, und auch diesmal fehlte es dem Gegner an Reserven, die Flanke zu decken und die Front wiederherzustellen. Und ähnlich wie in der Normandie hatte der rechte deutsche Flügel, fest an die Küste gelehnt, seinen Zusammenhalt und verhältnismässige Stär-

ke bewahrt. Aufgabe der Verbündeten war es nun, durch Bezwingung des unteren Rheins diese Angel herauszubrechen und den Weg zu einer neuen, grösseren Umfassung freizumachen: diesmal nicht zur Umfassung einer Armee wie bei Falaise, sondern einer Heeresgruppe; und nicht zur Umfassung eines Haufens normannischer Dörfer, sondern des grössten Industriegebietes Europas.

Montgomery hatte den Sturmangriff über den unteren Rhein sorgfältig vorbereitet. Seine Armeen standen vor der mächtigsten Wasserschanke Westeuropas. (Der Rhein ist bei Wesel doppelt so breit wie bei Oppenheim.) Der Übergang forderte voraussichtlich, wie Eisenhower gesagt hat, «die grösste und schwierigste amphibische Operation seit der Landung an der normannischen Küste». Als Montgomery im Januar und Februar seine Pläne ausarbeitete, musste er annehmen, dass dieses letzte Bollwerk vor dem Ruhrgebiet hart verteidigt werden würde. So liess denn auch der unverminderte Widerstand, auf den er noch in der ersten Märzwoche im untern Rheinland gestossen war, bei dem Angriff über den Strom hohe Verluste erwarten, wenn der Übergang nicht gründlich vorbereitet und stark unterstützt wurde. Auch hatte Montgomery bei der Planung vorausgesetzt, dass die Deutschen, wenn sie sich westlich des Rheins geschlagen sahen, auf das Ostufer zurückgehen und die Masse ihrer Kräfte seiner Heeresgruppe gegenüber zusammenziehen würden. Deshalb hatte er, um den Kampfraum zu isolieren und die Bewegung deutscher Reserven in die westfälische Ebene zu unterbinden, Vorkehrungen zu umfassenden Sperroperationen der verbündeten Luftstreitkräfte getroffen.

Der Luftangriffsplan wurde aufs Gründlichste ausgeführt – zu gründlich, wie sich dann zeigte, denn die Reserven, die gegen Montgomery hätten herangeführt werden können, waren entweder zur Abriegelung des Remagener Brückenkopfes eingesetzt oder in der Pfalz vernichtet worden. So waren die gegen Montgomerys Front verfügbaren deutschen Kräfte sehr viel geringer, als man erwartet hatte. Auf den dreissig Meilen zwischen Emmerich und dem Ruhrgebiet standen Mitte März 3 Fallschirmjäger-Divisionen und 3 schwache Infanterie-Divisionen und in Reserve 2 abgekämpfte Panzer-Divisionen. So hätte Montgomery, was die feindliche Abwehrstärke betrifft, vermutlich eher angreifen können, aber er hielt es für zwecklos, seine Truppen hinüberzuwerfen, bevor von der unteren Maas genug Gerät zum Bau der vielen Brücken herangeschafft war, die er zur Nahrung eines tiefen und schnellen Vormarsches nach Norddeutschland hinein brauchte. Der Rheinstrom war an seiner Front fünfhundert Yards breit und sein Überflutungsgebiet von dem regenreichen Winter her noch durchweicht. Hier hinüber einen dauernden starken Nachschubverkehr zu sichern, war eine gewaltige Aufgabe. Da

Montgomery ohnedies auf das Brückengerät warten musste, zog er es vor, bis dahin nicht anzutreten und unnötige Verluste zu vermeiden. Auch sagte er sich, dass er, setzte er eher über den Strom und verhielte drüben, bis das gesamte Brückengerät heran wäre, nur den Deutschen eine Atempause verschaffen würde, sich von dem Angriffsstoss zu erholen.

Am 23. März waren dank der erstaunlichen Leistung britischer und amerikanischer Transporttruppen und Pioniere über 250'000 Tonnen Munition, Proviant und Brückengerät am Westufer des Rheins gestapelt. In der Nacht zum 24. März – das Wetter war klar und versprach für Fallschirmabsprünge einen günstigen Morgen – begann der Angriff. Ihm gingen, ganz nach Montgomerys Art, ein verheerendes, auf eine Front von fünfundzwanzig Meilen zusammengefasstes Vorbereitungsgeschütz aus 3'300 Rohren und ein schwerer Luftangriff auf Wesel voraus. Vorher hatte eine britische Kommandobrigade fast unentdeckt den Fluss überquert. Sie drang in die Aussenbezirke Wesels ein, griff an, als die Verteidiger die Schockwirkung des Bombardements noch nicht überwunden hatten, und bemächtigte sich noch in der Nacht des grössten Teils der Stadt. Unterdessen setzten sich 2 britische und 2 amerikanische Divisionen ohne grosse Schwierigkeiten planmässig beiderseits von Wesel fest. Gegen Morgen hatte die Infanterie drei Brückenköpfe gesichert und ging, unterstützt von Amphibienpanzern, die den Fluss durchschwommen hatten, weiter nach Osten vor. An der britischen Front leistete den einzigen nachhaltigen Widerstand ein Bataillon Fallschirmjäger in dem Rheindorf Rees. Es konnte den Ort nahezu drei Tage halten.

Am Vormittag des 24. März wurde der Angriff durch 2 Fallschirmjäger-Divisionen verstärkt, die in Schussweite der auf dem linken Rheinufer stehenden Artillerie mitten unter dem Gegner landeten, so mit einem Schlage den Brückenkopf vertieften und die feindliche Abwehr spalteten. Am Abend standen Montgomerys Truppen sechs Meilen östlich des Rheins. In den nächsten achtundvierzig Stunden wurden der britische und der amerikanische Brückenkopf erweitert und miteinander verbunden. Zu derselben Zeit waren die Pioniere bereits beim Brückenschlagen, und am Abend des 26. März waren zwölf Brücken in Betrieb. Ein Gegenangriff deutscher Panzer wurde abgewiesen. Die Hauptschwierigkeit war jetzt, den Nachschubverkehr durch Wesel in Gang zu bringen, das trotz den kürzlich in Cleve gemachten Erfahrungen ‚überbombt‘ worden war. Zwar schlugen hier die Amerikaner ungewöhnlich schnell zwei Brücken, aber die Trümmer in der Stadt schränkten den Verkehr über sie ein, und die Räumung verzögerte sich, weil sich noch überall einzelne Schützen versteckt hatten, die in den Ruinen auszuheben nicht leicht war.

Montgomery hatte bis zuletzt dazu geneigt, die feindlichen Kräfte zu überschätzen, und damit gerechnet, dass er bis zum Ausbruch aus dem Brückenkopf zwei Wochen zum Aufmarsch genügender Kräfte brauchen werde. Aber der Brückenbau ging so schnell vor sich und die Deutschen waren von der Wucht des Ansturms so erschüttert und zudem so knapp an Reserven, dass sich die Gelegenheit schon am fünften Tage bot. Am Abend des 28. März war der jetzt fünfunddreissig Meilen breite Brückenkopf gegen nachlassenden Widerstand durchschnittlich auf zwanzig Meilen vertieft worden. In der Nacht riss die dünne deutsche Einschliessungskette. Während des Tages hatte amerikanische Luftlandinfanterie zusammen mit einer britischen Panzer-Brigade das Lippetal hinauf einen Abstecher nach Osten gemacht. Die Kolonne traf kaum auf Widerstand, setzte bei Dunkelheit den Vorstoss fort und befand sich gegen Morgen fünfunddreissig Meilen jenseits des Rheins.

Die Deutschen konnten Montgomery nicht mehr hindern, in die westfälische Ebene auszubrechen, und seine Panzer hätten sofort frei losmarschieren können, wenn nicht die Städte, die vor ihrem Weg lagen, unnötig schwer zerbombt worden wären. Um den Übergangsraum ganz sicher abzuriegeln, hatten die verbündeten Luftstreitkräfte auf die meisten Ziele das Dreifache der Bombenlast geworfen, die die Armee angefordert hatte, und damit im Effekt den deutschen Nachhuten genutzt. Gleichviel, sie konnten den 20 Divisionen mit ihren 1'500 Panzern, die Montgomery eine Woche nach dem Übergang auf dem Ostufer versammelt hatte, nicht lange die Stirn bieten. Vor seinem linken Flügel hielten die deutschen Besatzungstruppen Hollands noch stand, während sich die Reste der 1. Fallschirmjäger-Armee anschickten, von Wasserschanke zu Wasserschanke fechtend zurückzugehen, um den Alliierten die norddeutschen Häfen und Flottenstützpunkte streitig zu machen; und vor seinem rechten Flügel behauptete Models Heeresgruppe das Ruhrgebiet mit dem Befehl, es wie eine Festung zu verteidigen. In der Mitte jedoch war die Bahn frei bis zur Elbe. Dementsprechend befahl Montgomery der kanadischen Armee Crerar, nach Norden einzuschwenken, die Deutschen in Westholland abzuschneiden und die friesische Küste zu bereinigen, und Dempsey und Simpson, «mit aller Kraft gegen die Elbelinie zu drängen, um schnell in den Besitz der norddeutschen Ebene zu gelangen». Während des Vormarsches der britischen 2. Armee sollte die amerikanische 9. Armee die Nord- und Ostausgänge aus dem Ruhrgebiet abriegeln und sich mit der rasch von Süden herankommenden amerikanischen 1. Armee vereinigen, um den Kessel zu schliessen.

In der dritten Märzwoche, als Montgomery den Rheinübergang vorbereitete und Patton die Pfalz durchheilte, hatte sich Eisenhower entschlossen, die amerikanischen Divisionen, die ursprünglich zu dem Stoss im Norden mit hatten einge-

setzt werden sollen, in der Mitte der Front stehen zu lassen und verfügbar werdende Reserven der 12. Heeresgruppe zuzuteilen, damit Bradley die Umfassung des Ruhrgebietes schnell vollenden und sich dann ostwärts wenden könne, um den Russen die Hand zu reichen. Er hatte deshalb Bradley ermächtigt, den Remagener Brückenkopf zu erweitern und alle 3 Korps der 1. Armee über den Rhein zu setzen. Am 24. März hatte Hodges das Ostufer des Rheins fast bis Koblenz in der Hand und den Fluss an einem Dutzend Stellen überbrückt. Am Morgen des 25. März zerbrach die 1. Armee den fesselnden Riegel, ging aber nicht, wie die Deutschen erwartet hatten, nach Norden in der Richtung auf das Ruhrgebiet vor, sondern ostwärts das Siegtal hinauf und dann südostwärts gegen die Lahn, um sich mit der 3. Armee zu vereinigen, die inzwischen ihren anfänglichen Brückenkopf südlich von Mainz verbreitert hatte und im Begriff war, zwischen Mainz und Koblenz drei weitere Brückenköpfe zu bilden. Drei Tage lang vermochte Kesselring den Amerikanern die operative Ausnutzung einigermaßen zu verwehren, am 28. März aber vereinigten sich Patton und Hodges bei Giessen und stiessen gemeinsam mit einer grossen Umfassungsbewegung weit östlich des Ruhrgebiets gegen Kassel vor.

Auf der Innenseite des Bogens drehte jetzt Collins' VII. Korps, das ostwärts marschiert war, im Rücken der deutschen Kräfte, die sich noch zwischen Köln und Duisburg an den Rhein klammerten, hart nach Norden ein. An diesem Tage legten amerikanische Panzerkolonnen in der Richtung auf Paderborn, die Wiege der Panzer-Divisionen Hitlers, fünfundfünfzig Meilen zurück. Für achtundvierzig Stunden wurde das berühmte Übungsgelände zum Schlachtfeld, denn Ausbilder und Fachpersonal, Fähnriche und Panzerschützen setzten die Theorie in die Praxis um und bemannten Kanonen und Kampfwagen, wie sie es so oft geübt hatten. Sie kämpften hart und entschlossen. Mit dem Boden, den sie verteidigten, war die Wehrmacht eng verwachsen, und für Model war er entscheidend wichtig. Am 1. April fiel Paderborn, und am Nachmittag vereinigten sich die 1. und die 9. Armee bei Lippestadt. Die Umfassung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes war vollendet. Models gesamte Heeresgruppe, fast eine viertel Million Mann stark, und hunderttausend Mann des Reichs-Flak-Kommandos waren eingeschlossen.

Die Rüstungswerke und Ölraffinerien in diesem Ungeheuern Kessel hätten mehr als genügen können, Models Streitkräfte mit allem zu versorgen, was sie nur brauchten, aber die Industrie- und Verkehrsanlagen des Ruhrreviers waren durch Luftangriffe so zerschlagen, dass es Model inmitten der Rüstungsschmiede an Brennstoff und Munition mangelte. Infolgedessen vermochte er weder aus dem Kessel auszubrechen noch Störungsoperationen gegen den Nachschubverkehr der Verbündeten zu führen. Er konnte das Ruhrgebiet nicht einmal als eine

Festung verteidigen. Unter dem Druck von aussen zerfiel nach und nach ihre Besatzung, zumal da die deutschen Truppen sich sträubten, einen Kampf fortzusetzen, der nur das Ergebnis haben konnte, auf die Bevölkerung des Reviers, die schon so viel hatte ertragen müssen, noch mehr sinnlose Leiden und Zerstörungen zu häufen. Achtzehn Tage wehrte sich Model. Als der letzte Widerstand erloschen war, zog er es vor, sich das Leben zu nehmen, statt nach einer Kapitulation, die der Truppenzahl nach die von Stalingrad übertraf, mit seinen 325'000 Männern den Weg in die Gefangenschaft anzutreten.

Die Bereinigung des Ruhrgebietes beanspruchte 18 amerikanische Divisionen, verzögerte aber nicht den Marsch der übrigen Streitkräfte Eisenhowers zur Elbe. Die Westfront war jetzt weit aufgerissen. Die Einschliessung der Armeen Models hatte eine Bresche von zweihundert Meilen gelegt, die zu schliessen für Kesselring keine Aussicht bestand. Nur noch an den Flügeln vermochte er organisierten Widerstand zu leisten. Sie aber wurden unaufhaltsam nach Süden ins Gebirge und nach Norden in die Häfen zurückgedrängt. Bis Berlin hatte Eisenhower keine vorbereiteten Verteidigungsanlagen und keine Feldarmee mehr vor sich; und weder natürliche Hindernisse, die nicht leicht zu überwinden gewesen wären, noch irgendwelcher sonstiger Widerstand, den seine zur nächsten Offensive bereitstehenden 60 Divisionen nicht ohne Weiteres hätten brechen können, sperrten ihm den Weg. Auch Nachschubschwierigkeiten, wie sie noch den Vormarsch durch Frankreich, Belgien und Holland begrenzt hatten, gab es nicht mehr. Ungeheure Treibstofflager und Vorräte aller Art waren am Rhein angesammelt, und ein riesiger Park von Transportfahrzeugen konnte sie unmittelbar hinter seinen Armeen nach Osten bringen. Die Transportmaschinen der verbündeten Luftstreitkräfte vermochten die Flugplätze östlich des Rheins täglich mit zweitausend Tonnen zu versorgen, und mit Sicherheit konnte damit gerechnet werden, dass in einer Woche die ersten Züge der Alliierten über die neuerbaute Eisenbahnbrücke bei Wesel rollen würden. Kurzum: Eisenhowers Nachschubmittel waren mehr als ausreichend, den Vormarsch seiner Armeen als einer unwiderstehlichen Streitmacht bis Berlin zu nähren.

Auch politisch war der Weg frei. Zwar lag die deutsche Hauptstadt mitten in dem Gebiet, das nach dem Kriege von der Sowjetunion besetzt werden sollte, niemals aber war verlautet, dass die Streitkräfte einer verbündeten Macht bei der Verfolgung des gemeinsamen Feindes nicht die künftige Besatzungszone einer der andern Mächte betreten dürften. Auch gab es keinerlei Vereinbarung, dass die Einnahme Berlins der Roten Armee vorbehalten sei. In Jalta war diese Frage überhaupt nicht zur Sprache gekommen, vielleicht weil sie unter den damaligen Umständen akademisch geschienen hätte.

Seit der Konferenz von Jalta hatte sich die Lage an den beiden Hauptfronten umgekehrt. Während im Westen die deutschen Armeen überwältigt wurden, hatten sie im Osten an der Oder und der Neisse eine neue Abwehrlinie errichten können. Hier behaupteten sie sich auf einer von der Ostsee bis zu der gebirgigen tschechoslowakischen Grenze verlaufenden verhältnismässig kurzen Front, gegen die die Russen solange nicht zum Durchbruch antreten konnten, wie sie den Nachschub verkehr durch das verwüstete Polen nicht organisiert hatten. Ähnlich war die Lage in Ungarn, wo die Deutschen eine feste Linie gehalten hatten und durch Sperrung des Pressburger Korridors immer noch den einzigen Anmarschweg nach Wien verlegten. So war es für Eisenhowers Armeen militärisch keineswegs unmöglich, Berlin und Prag, wenn auch kaum mehr Wien, zu erreichen, ehe die Russen die neue Front durchstossen konnten, die die Deutschen mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung verteidigten.

Die militärische Lage bot die Gelegenheit an, von Westen in Eilmärschen auf Berlin vorzurücken, die politische Lage aber machte es sogar höchst wünschenswert, dass die amerikanischen und britischen Streitkräfte so weit wie möglich nach Mitteleuropa vordrangen. Seit der Konferenz von Jalta war in der Sowjetpolitik ein düsterer Zug, ein unheilrohendes Verhalten sichtbar geworden, das den Westmächten allen Grund gab, mit einer Verletzung oder doch mindestens Missachtung der von Stalin gegebenen Zusicherungen zu rechnen.

Nachdem die Russen den Rumänen ein kommunistisches Regime aufgezwungen hatten, gingen sie offenbar darauf aus, auch die Zusammensetzung der polnischen Regierung zu diktieren. Sie hatten sich in Jalta damit einverstanden erklärt, dass die Lubliner Verwaltung ‚auf breiter demokratischer Grundlage umgebildet‘ werden solle und dass bei der Bildung der neuen ‚Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit‘ Molotow, Averell Harriman und Sir Archibald Clark Kerr, der britische Botschafter in Moskau, als unparteiische, schiedsrichterliche Kommission fungieren und die Führer aller demokratischen polnischen Parteien befragen sollten. Am 2. März jedoch hatte Harriman, der amerikanische Botschafter in Moskau, Roosevelt berichtet, Molotow bestehe neuerlich darauf, dass das Lubliner Komitee nur erweitert würde, dass die Kommissionsmitglieder keine Polen konsultieren dürften, die dem Komitee nicht genehm seien, besonders nicht Mikolajczyk, den bedeutendsten Gemässigten unter den Londoner Polen und einen der polnischen Politiker, die Roosevelt und Churchill nachdrücklich Stalin empfohlen hatten. Da Molotow in allen diesen Fragen völlig unnachgiebig blieb, waren die Moskauer Verhandlungen bald unrettbar festgefahren.

Angesichts dieser Entwicklung drängte Churchill Ende März Roosevelt, un-

mittelbar an Stalin zu appellieren. Der Präsident antwortete, er sei sich «der Gefahren durchaus bewusst, die in dem gegenwärtigen Verlauf der Ereignisse liegen»; er werde eingreifen. Am 1. April übersandte er Stalin eine Botschaft, worin er erklärte: «Ich kann die Besorgnis nicht verhehlen, mit der ich beobachte, dass die Ausführung der von uns in Jalta erzielten politischen Entscheidungen, besonders der über Polen getroffenen, keine Fortschritte macht.» Er wies die Auslegung zurück, die Molotow dem Protokoll jetzt gab, und fügte hinzu: «Jede derartige Lösung, die auf eine schlecht verhüllte Fortdauer der gegenwärtigen Regierung hinausliefe, wäre völlig unannehmbar und müsste bewirken, dass unser Volk das Abkommen von Jalta als einen Fehlschlag ansieht.»

Selbst dieser persönliche Appell führte nicht aus der Sackgasse heraus. Er verringerte auch nicht die Spannung, die infolge anderer Anzeichen der Entschlossenheit Russlands entstanden war, ohne Rücksicht auf die in Jalta gegebenen Zusicherungen seinen eigenen Weg zu gehen, so in der Frage der Rückführung der befreiten Kriegsgefangenen. Hierüber war in Jalta mit der Sowjetunion eine bis ins Einzelne gehende Vereinbarung getroffen worden. Sie gewährte den britisch-amerikanischen Missionen dasselbe Recht, osteuropäische Kriegsgefangenenlager zu betreten, und dieselben Erleichterungen zur Betreuung und Heimführung der befreiten Gefangenen, die den russischen Vertretern im Westen bereits freiwillig eingeräumt worden waren. Die Russen hatten diese Verpflichtung nicht erfüllt. Eine einzige amerikanische Mission hatte in Polen einreisen dürfen, doch war ihr nicht gestattet worden, irgendein Lager zu besuchen und es mit ärztlicher Hilfe, Medikamenten und Lebensmitteln zu versorgen oder die Kranken mit amerikanischen Flugzeugen wegzubringen. Dabei war alles dies in Jalta genau festgelegt worden. Trotz einem Protest, den Roosevelt am 18. März persönlich an Stalin richtete, erhielt kein Beauftragter der Alliierten die Erlaubnis, sich von Odessa nach Westen zu begeben, und Hunderte ehemaliger amerikanischer und britischer Kriegsgefangener, die schliesslich dort eintrafen, hatten den Weg zu Fuss machen müssen.

Stalin persönlich hatte in Jalta Roosevelt die Benutzung bestimmter Flugplätze bei Budapest angeboten. Amerikanischen Offizieren wurde denn auch gestattet, sich einen Überblick zu verschaffen. Darüber hinaus aber erhielten sie nicht die geringste Möglichkeit, von dem Angebot Stalins Gebrauch zu machen. Ähnlich verhielt es sich mit der Vorbereitung amerikanischer Luftstützpunkte in den -russischen fernöstlichen Küstenprovinzen.

Ebensowenig zeigten sich die Russen geneigt, bei der Förderung des Planes mitzuwirken, den Roosevelt als die bedeutendste Errungenschaft der Konferenz von Jalta betrachtete. Stalin hatte versichert, die Sowjetunion werde bei der

Gründung der Weltsicherheitsorganisation eine führende Rolle übernehmen. Mitte März indessen wurde Roosevelt bekannt, dass auf der Konferenz der Vereinten Nationen, die im April in San Francisco zusammentreten sollte, nicht Molotow die russische Delegation führen werde. Am 24. März sprach Roosevelt in einem Kabeltelegramm an Stalin seine tiefe Enttäuschung hierüber aus und erklärte: «Ich fürchte, die Abwesenheit Herrn Molotows wird in der ganzen Welt als ein entsprechender Mangel an Interesse der Sowjetregierung an den hohen Zielen dieser Konferenz ausgelegt werden.» Abermals verhielt sich Stalin ablehnend, und jetzt schien es einigen Mitgliedern des Roosevelt'schen Kabinetts, es sei in Russland «ein Geist» emporgekommen, «der für die bevorstehenden Nachkriegsschwierigkeiten Böses ahnen lässt».

Wie schwer es war, mit den Russen auszukommen, nun sie nicht mehr auf Materialhilfe aus dem Westen angewiesen waren, zeigte sich besonders deutlich bei der selbständigen Kapitulation der deutschen Armeen in Italien. Am 10. März berichtete Alexander, der Wilson als Oberster Befehlshaber des Mittelmeerkriegsschauplatzes nachgefolgt war, dem interalliierten Komitee der Stabschefs, dass Obergruppenführer Karl Wolff, der Führer der SS in Italien, bereit sei, sich mit Vertretern der Alliierten in der Schweiz zu treffen und die Einstellung der Feindseligkeiten an der italienischen Front zu besprechen. Alexander bat um die Ermächtigung, zwei Stabsoffiziere, einen britischen und einen amerikanischen, nach Bern zu entsenden, damit sie Wolff zu Verhandlungen über die Einzelheiten nach Caserta in das interalliierte Hauptquartier brächten. Die amerikanischen Stabschefs waren ohne Weiteres bereit, einzuwilligen, beschlossen dann aber auf Churchills Rat, nichts ohne Konsultation der Russen zu unternehmen. Dementsprechend wurde Harriman beauftragt, bei Molotow anzufragen. Der Sowjet-aussenminister erklärte, er habe gegen die vorgeschlagene Begegnung in Bern nichts einzuwenden, vorausgesetzt, dass drei russische Offiziere daran teilnehmen könnten. Diese Forderung warf ein peinliches Problem auf, denn wenn ein Russe, von dreien ganz zu schweigen, nach Bern ging, schien es schwer, das geheimzuhalten, und es musste damit gerechnet werden, dass die Deutschen es ablehnten, in Besprechungen einzutreten. Deshalb wies das amerikanische Aussenministerium darauf hin, dass die Zusammenkunft in Bern nur dem Zweck diene, die deutschen Abgesandten in Alexanders Hauptquartier zu geleiten, dass alle Verhandlungen dort stattfinden würden und dass in Caserta Sowjetvertreter als Beobachter willkommen wären.

Diese Antwort veranlasste Molotow zu einer scharfen Erwiderung. Die amerikanische Weigerung, Sowjetvertreter in Bern zuzulassen, sei «äusserst überraschend und völlig unverständlich». Und er fügte hinzu: «Die Sowjetregierung

besteht darauf, dass die in Bern bereits begonnenen Verhandlungen abgebrochen werden.» Für Harriman war diese Schroffheit nichts Neues. Er hatte feststellen müssen, dass die Russen seit Jalta zunehmend unzugänglicher und anmassender wurden, und berichtete jetzt nach Washington: «Die arrogante Sprache des Briefes Molotows zeigt, glaube ich, die herrische Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten unverhüllt, die wir vorher nur gergewohnt haben. Ich habe das Gefühl gehabt, dass diese Haltung früher oder später eine für uns unerträgliche Lage schaffen wird.»

Eine solche Lage bildete sich schnell heraus. Gleich wohl wurde Harriman angewiesen, Molotow zu versichern, dass bei der Herstellung des Kontaktes mit Wolff in der Schweiz keine ‚Verhandlungen‘ stattgefunden hätten und dass Wolff es abgelehnt habe, nach Caserta zu kommen, bevor er sich mit Kesselring beraten habe, der gerade von Italien an die Westfront kommandiert worden sei. Diese Versicherung reizte Molotow zu der Beschuldigung, die Vereinigten Staaten und Grossbritannien verhandelten «hinter dem Rücken der Sowjetregierung».

Am 24. März sandte Roosevelt, von der zunehmenden Spannung beunruhigt, ein entschiedenes, aber freundschaftlich gehaltenes Kabeltelegramm an Stalin. Darin hiess es: Wenn «eine Möglichkeit besteht, die Kapitulation feindlicher Truppen zu beschleunigen», wäre es für ihn «völlig unsinnig, die geringste Verzögerung zuzulassen, die unter den amerikanischen Streitkräften weitere und vermeidbare Verluste an Menschenleben zur Folge haben könnte.» Er könne sich daher «nicht bereit erklären, Erkundungen über die Möglichkeit» solch einer örtlichen Kapitulation «einzustellen», da sie «keine politische Bedeutung haben».

Stalins Antwort war die Behauptung, die Deutschen hätten, gedeckt von Verhandlungen mit den Alliierten, drei Divisionen von Italien nach dem Osten überführt. Roosevelt wies demgegenüber darauf hin, diese Truppenverlegung habe Wochen vor irgendeiner Kontaktaufnahme mit Wolff begonnen. Er versicherte auf sein Wort, dass überhaupt keine Übergabeverhandlungen stattgefunden hätten. Aber in seinem nächsten Kabeltelegramm erklärte Stalin rundheraus:

«Meine militärischen Kollegen ... zweifeln nicht daran, dass Verhandlungen stattgefunden und zu einer Vereinbarung mit den Deutschen geführt haben, auf Grund deren der deutsche Kommandeur an der Westfront – Marschall Kesselring – zugestimmt hat, die Front zu öffnen und die anglo-amerikanischen Truppen unbehindert nach Osten marschieren zu lassen, und dass die Anglo-Amerikaner dafür den Deutschen eine Milderung der Friedensbedingungen versprochen haben. Ich glaube, meine Kollegen sind damit der Wahrheit nahe ... Infolge dieses Abkommens haben die Deutschen jetzt tatsächlich den Krieg gegen England und

die Vereinigten Staaten eingestellt. Gleichzeitig führen sie den Krieg mit Russland, dem Verbündeten Englands und der Vereinigten Staaten, weiter.»

Dieses Kabeltelegramm lief auf eine Beschuldigung des Verrats hinaus. Dass eine solche Beschuldigung ausgerechnet gegen Roosevelt gerichtet wurde, muss ihn äusserst bitter angekommen sein, denn eben die Erhaltung der Einigkeit unter den Verbündeten in Krieg und Frieden war der Grundstein seiner Aussenpolitik. Er war es gewesen, der die Flagge der Vereinten Nationen an den Mast genagelt und ihre Entschlossenheit zum Kampf bis zum Ende proklamiert hatte. So wies Roosevelt, obwohl wie immer auf die Bewahrung der Einigkeit unter den Verbündeten bedacht, am 4. April in einem Kabeltelegramm an Stalin dessen Beschuldigungen als völlig unrichtig zurück und fügte hinzu: «Ich kann, offen gesagt, angesichts einer so nichtswürdigen Verdrehung meiner Handlungen oder derer meiner Untergebenen, die mein Vertrauen geniessen, ein Gefühl bitteren Grolls gegen Ihre Informatoren, wer immer sie sein mögen, nicht unterdrücken.»

Churchill bekräftigte die feste Antwort des Präsidenten mit einem eigenen an Stalin gerichteten Protest.

Ehe der März zu Ende ging, hatten die Russen das Abkommen von Jalta in jedem wesentlichen Punkt, in dem es der Probe durch die Tat ausgesetzt wurde, gebrochen oder missachtet. Daher schien es Churchill, die Westmächte sollten bei der Formulierung ihrer Strategie dieser beunruhigenden Entwicklung mehr Rechnung tragen als bisher; die britisch-amerikanischen Armeen sollten alle Anstrengung darauf richten, nach Berlin vorzustossen, um so eine Position zum Aushandeln zu sichern, in der sie auf Erfüllung der von der Sowjetunion eingegangenen Verpflichtungen bestehen könnten.

Um diese Zeit, in der letzten Märzwoche, hatte der mit der Abrundung seiner Pläne für den abschliessenden Feldzug beschäftigte Eisenhower von der Unzugänglichkeit und Feindseligkeit der Sowjets, die in London und Washington so schwere Besorgnisse verursachten, noch keine Ahnung. Soviel er zu wissen glaubte, entwickelten sich die Beziehungen unter den Verbündeten auf der Grundlage freundschaftlichen Zusammenwirkens. Eine politische Weisung hatte er nicht bekommen, und so hatte er beim Entwurf seines strategischen Plans ausschliesslich militärische Umstände in Betracht gezogen. Sein einziges Ziel war, die Niederlage Deutschlands so schnell wie möglich und unter denkbar geringsten Verlusten zu vollenden. Zwar war die Wehrmacht im Felde entscheidend geschlagen, aber Eisenhower erwog jetzt Vorkehrungen gegen eine militärische Entwicklung, deren Möglichkeit er neuerdings ins Auge gefasst hatte. «Nach der Besetzung des Ruhrgebietes», berichtet Eisenhowers Stabschef, «waren wir

überzeugt, dass an Kapitulation nicht zu denken war, solange Hitler lebte. Wir hatten damals das Gefühl, dass wir uns gezwungen sehen könnten, die Reste der deutschen Armee nacheinander zu zerschlagen und möglicherweise schliesslich in dem zerklüfteten Alpengebiet Westösterreichs und Südbayerns, das als Nationales Réduit bekannt ist, einen Nachfeldzug zu führen.»

Tatsächlich gab es Anzeichen dafür, dass Hitler und die führenden Nationalsozialisten planten, sich zu einem letzten Widerstand im Wagnerschen Opernstil auf das Gebirgsbollwerk um Berchtesgaden zurückzuziehen. In der Lagebeurteilung der Nachrichtenabteilung des SHAEF vom 11. März hiess es: «Der beherrschende Zug der deutschen Verteidigungstaktik scheint dahin zu gehen, den Alpenraum zu sichern.» Wie anders liesse sich die hartnäckige Verteidigung Norditaliens erklären, wie anders die Überführung der 6. SS-Panzer-Division an die Donau, wo sie doch an der Oder so dringend gebraucht wurde? «Dieser Alpenraum ist allein wegen seiner Geländebeschaffenheit praktisch uneinnehmbar... Alle Anzeichen deuten darauf hin, dass SS und besonders ausgewählte Einheiten in grosser Anzahl planmässig nach Österreich zurückgezogen werden... und dass sich die wichtigsten Ämter und Persönlichkeiten des Naziregimes im Raum des Reduit bereits niedergelassen haben.»

Die Nachrichtenabteilung des Eisenhower'schen Stabes malte in den düstersten Farben aus, welchen Lauf die Ereignisse nehmen könnten, wenn sich Hitler und seine fanatischsten Anhänger in der Alpenfestung verschanzten: «Verteidigt von der Natur und den wirksamsten der zuletzt erfundenen Geheimwaffen, werden die Mächte, die Deutschland bisher geleitet haben, überdauern und seine Auferstehung vorbereiten; Waffen und Munition werden in bombensicheren Werken hergestellt, Lebensmittel und Ausrüstung in riesigen unterirdischen Höhlen gestapelt werden, und ein besonders ausgewähltes Korps junger Männer wird im Kleinkrieg ausgebildet werden, so dass eine ganze Untergrundarmee aufgestellt und dazu eingesetzt und geführt werden kann, Deutschland von den Besatzungstruppen zu befreien.»

Aus dieser Lagebeurteilung schloss Eisenhower, dass dem ‚Nationalen Réduit‘ gegenwärtig grössere Bedeutung zukomme als Berlin: «Ein militärisches Ziel von grösserer Bedeutung» sei Berlin «nicht mehr» gewesen. Da die an der Oder stehenden Russen von den östlichen Vororten Berlins nur 35 Meilen entfernt waren, schien es in jedem Fall so gut wie sicher, dass sie die Stadt viel eher nehmen würden, als sie zu erreichen die Westalliierten hoffen konnten.

So beschloss Eisenhower, nach der Ausschaltung des Ruhrgebietes die Masse seiner Streitkräfte unter Bradleys Kommando im Kasseler Raum zu versammeln, einen machtvollen Stoss durch Mitteldeutschland mit dem Ziel zu führen, das

Reich in zwei Teile zu spalten, und im Raum Leipzig – Dresden der Roten Armee die Hand zu reichen. Danach beabsichtigte er mit dem linken Flügel nordostwärts nach Hamburg und zur Ostsee zu schwenken und mit dem rechten südostwärts, um an der Donau westlich von Wien auf die Russen zu treffen und sich des Reduits zu bemächtigen, bevor sich die Nazis dort zur Verteidigung einrichten könnten. Bei der Entscheidung, die Hauptanstrengung mit Bradley in der Mitte zu machen und nicht mit Montgomery im Norden, liess sich Eisenhower unmittelbar von dem Urteil beeinflussen, das er sich nach den jüngsten Leistungen der beiden Männer gebildet hatte. «Bradley», äusserte er zu Butcher, «hat nie verhalten und «pausiert, um umzugruppieren’, wenn er eine Gelegenheit zum Vorgehen erblickte.» Er glaubte, Bradley habe sich mit seinem glänzenden taktischen Erfolg im Rheinland als wagemutiger und bei der operativen Ausnutzung gewandter erwiesen als Montgomery, und so sollte er die 9. Armee zurückbekommen, um ihren Marsch zum Siege zu führen.

Am 28. März kablete Eisenhower das Wesentliche seines Planes nach Washington, London und Moskau, das Telegramm nach Moskau mit dem Vermerk: «Stalin persönliche Der Plan und das von Eisenhower gewählte Verfahren, ihn den Russen mitzuteilen, ehe ihn das interallierte Komitee der Stabschefs gebilligt hatte, rief sofort den nachdrücklichsten Protest Churchills hervor. Eisenhower war von der Heftigkeit der Reaktion des Premierministers verblüfft. Seiner Meinung nach war diese Benachrichtigung Moskaus «eine rein militärische Handlung», zu der ihn die nach der Konferenz von Jalta vom interalliierten Komitee der Stabschefs ihm erteilten Weisungen berechtigten. Er war damals ermächtigt worden, sich «in ausschliesslich militärischen Angelegenheiten» mit dem russischen Oberkommando in Verbindung zu setzen, um die «Koordinierung taktischer Operationen» herbeizuführen und sich besonders über das Zusammentreffen der beiden aufeinander zumarschierenden Armeen zu verständigen. Churchill jedoch war der Ansicht, das Kabeltelegramm Eisenhowers gehe über eine taktische Koordinierung, ja über den Bereich der Strategie weit hinaus: in die Grosse Strategie, bis zur Bestimmung von Zielen fundamental politischer Art, die die Gestalt Nachkriegseuropas bestimmen würden. Der Premierminister war, wie Eisenhower berichtet, «sehr enttäuscht und aufgeregt, weil mein Plan nicht vor sah, zuerst Montgomery mit allen Kräften, die ich ihm von amerikanischen Verbänden geben konnte, in einem verzweifelten Versuch nach vorn zu werfen, um Berlin vor den Russen zu erobern».

Churchill wies in seinem – am 29. März telefonisch erhobenen – Protest auf die politische Bedeutung hin, die einer Einnahme Berlins durch Streitkräfte der Westalliierten zukomme. Es gelte das Übergewicht auszugleichen, das durch die

Einnahme Wiens und die Überrennung Österreichs sich zu verschaffen die Rote Armee im Begriff sei. Er setzte Eisenhower auseinander, dass die Sowjetunion als die Macht erschiene, die den entscheidenden Sieg errungen habe, wenn sie jetzt auch noch Berlin in die Hand bekäme, und deutete an, dass dies den Einfluss der demokratischen Mächte im Nachkriegseuropa schwächen und die Macht des Kommunismus erhöhen würde. Churchill zweifelte nicht daran, dass die Russen die politische Bedeutung Berlins durchaus erkannt hätten. Der ungewöhnliche freudige Eifer, mit dem Stalin Eisenhowers Plan zugestimmt und seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, den Hauptstoss ebenfalls in der Richtung auf Dresden zu führen, redete eine deutliche Sprache.

Bei seiner Auseinandersetzung mit Eisenhower und Marshall stützte sich Churchill beharrlich darauf, dass der vom interalliierten Komitee der Stabschefs auf Malta gebilligte strategische Plan vorgesehen hatte, den Hauptstoss mit Montgomerys Armeen im Norden zu führen. Er fragte, weshalb das geändert worden sei. Eisenhower erwiderte, im strategischen Prinzip sei keine Änderung eingetreten, und begründete das in einem am 30. März Marshall gesandten Kabeltelegramm folgendermassen: «Ich habe immer darauf bestanden, dass mit dem Schwerpunkt im Norden in der Operationsphase angegriffen werde, die die Ausschaltung des Ruhrgebiets bringen sollte, aber es war von Anfang an, schon in der Zeit vor dem X-Tag, mein Plan gewesen, die Haupt- und Nebenanstrengungen im Kasseler Raum zu vereinigen und einen machtvollen Stoss nach Osten zu führen.» Er habe vorgesehen, diesen Stoss auf den Raum Leipzig-Dresden anzusetzen, weil sich dort «der grösste Teil der restlichen deutschen Industriekapazität» befinde und «die deutschen Ministerien sich vermutlich dorthin begeben» würden.

Churchill bestritt diese Gründe an sich nicht, hielt sie aber für belanglos. Der Krieg war gewonnen. Worauf es jetzt ankam, das war der Kräfteausgleich nach dem Kriege. Ganz abgesehen von dem politischen Vorteil, der den Russen zufiel, wenn sie Berlin eroberten, befürchtete Churchill, es werde Montgomery, wenn Bradleys Stoss auf Dresden den Vorrang erhielt, an den nötigen Mitteln fehlen, schnell die Ostsee zu erreichen und so zu verhüten, dass sich die Russen der norddeutschen Häfen bemächtigten, einen Ausgang zum Atlantik gewannen und Dänemark ‚befreiten‘.

Eisenhower wich vor diesem Trommelfeuer von Argumenten nicht zurück und wurde dabei von Vorgesetzten wie von Untergebenen getreulich gestützt. Bradley wies ihn darauf hin, dass es die Alliierten «100'000 Mann Verluste kosten könnte», wenn sie es unternähmen, «von der Elbe nach Berlin durchzubrechen», und das sei «für ein Prestigeziel denn doch ein zu hoher Preis». In Anbetracht der Tatsache, dass die deutschen Westarmeen entscheidend geschlagen

waren, scheint das eine unmässig pessimistische Schätzung gewesen zu sein. Aber es waren andere Erwägungen, die Bradley leiteten. Wenn die Alliierten auf Berlin losmarschierten, so hatte den Stoss Montgomery zu führen, und dazu brauchte er nicht nur seine Armeen, sondern auch die 9. Armee und noch ein paar amerikanische Divisionen dazu. In diesem Fall aber musste Bradley die Armee Pattons im Leipziger Raum anhalten und konnte sie nicht nach Süden gegen das «Nationale Réduit» schwenken lassen.

Die amerikanischen Stabschefs reagierten genauso. Dabei hätten sie sich über die ungeheure Bedeutung dessen, was auf dem Spiele stand, weit eher im Klaren sein müssen als Bradley. Sie wussten, wie ernstlich sich die politischen Aussichten seit Jalta verschlechtert hatten. Trotzdem gab Marshall den britischen Stabschefs bekannt, dass er und seine Kollegen sowohl Eisenhowers «strategisches Konzept» als auch «sein Verfahren bei der Benachrichtigung der Russen» völlig billigten. «Die Schlacht um Deutschland», erklärte Marshall, «hat jetzt ein Stadium erreicht, wo es dem Heerführer überlassen bleiben muss, die erforderlichen Massnahmen zu entscheiden. ... *Das einzige Ziel muss jetzt der schnelle und vollständige Sieg sein.*» In einem späteren, am 6. April abgesandten Kabeltelegramm äusserte sich Marshall etwas genauer: «Derartige psychologische und politische Vorteile, wie sie sich aus der möglichen Einnahme Berlins vor den Russen ergäben, dürfen über die gebieterischen militärischen Erwägungen nicht die Oberhand gewinnen, die unserer Ansicht nach die Zerschlagung und Vernichtung der deutschen Streitkräfte verlangen.»

Diese Erklärung stärkte Eisenhowers Position, und er drückte am nächsten Tag in einem Kabeltelegramm an Marshall die Ansicht aus, dass gegen die deutsche Hauptstadt kein Stoss geführt werden sollte, ehe seine Streitkräfte in Mitteldeutschland mit den Russen Verbindung aufgenommen, mit dem linken Flügel die Ostsee erreicht und mit dem rechten Flügel das «Nationale Réduit» überrannt hätten. Immerhin fügte Eisenhower hinzu: «Ich bin der erste, der zugibt, dass ein Krieg um politischer Ziele willen geführt wird. Sollte also das interalliierte Komitee der Stabschefs dahin entscheiden, dass die Bedeutung einer Einnahme Berlins durch uns die rein militärischen Erwägungen auf diesem Kriegsschauplatz überwiege, so würde ich dem meine Pläne und meine Überlegungen sehr gern ohne Weiteres anpassen, um eine solche Operation auszuführen.» Ja, am 8. April äusserte er zu Montgomery: «Wenn sich mir die Gelegenheit bietet, Berlin billig zu kriegen, werde ich es nehmen.»

Um diese Zeit war der Vormarsch der Alliierten zur Elbe in schnellem Fluss. Obwohl Simpson und Hodges die Hälfte ihrer Streitkräfte zur Abriegelung und

Bereinigung des Ruhrgebiets abgezweigt hatten, waren sie unbehindert über die Weser gesetzt und hatten mit Pattons Armee gleichgezogen, die sich von Kassel nach Osten gewandt hatte, während nun die 1. und die 9. Armee die grosse Umfassung vollendeten. Die amerikanischen Spitzen meldeten jetzt: «Ausser Strassensperren kein Widerstand», und Bradley verfügte mit 27 auf der breiten Front von Hannover bis Koburg entwickelten Divisionen über reichliche Kräfte zu dem letzten Stoss, der das Reich spalten sollte.

Am Abend des 11. April erreichte die Panzervorhut der 9. Armee nach einem triumphalen Tagesmarsch von 57 Meilen bei Magdeburg die Elbe. Am nächsten Tag war ein Brückenkopf gesichert. In der Nacht darauf standen Bradleys Truppen nicht mehr als 53 Meilen von der deutschen Hauptstadt entfernt. Dabei war die Elbelinie nur schwach verteidigt. «Damals», schreibt Bradley, «hätten wir wahrscheinlich bis Berlin stossen können, wenn wir gewillt gewesen wären, die Verluste hinzunehmen, die uns Berlin gekostet hätte. Noch hatte Schukow die Oder nicht überschritten, und Berlin lag zwischen unsern Streitkräften fast genau in der Mitte.»

Als die Amerikaner die Elbe erreicht hatten, standen sie tief im Gebiet der künftigen Sowjetzone, und es gab kein politisches oder militärisches Abkommen, das sie hätte hindern können, weiter vorzurücken. Bisher war mit den Russen über keine ‚Stopplinie‘ verhandelt worden. Eisenhower benachrichtigte denn auch Moskau, «beide Armeen sollten den Vormarsch bis unmittelbar vor ihrer Berührung fortsetzen». Angesichts dieser günstigen Entwicklung verdoppelten Churchill und seine Stabschefs ihre Bemühungen, Marshall die Bedeutung Berlins nahezubringen, aber die Amerikaner waren von der vermeintlichen Gefahr eines im «Nationalen Réduit‘ lange sich hinziehenden Widerstandes so beunruhigt, dass Marshall sogar Eisenhower gedrängt hatte, den Hauptstoss nicht auf Dresden, sondern auf München zu führen. Jedenfalls dachte er nicht daran, irgendeine politische Weisung herauszugeben, am allerwenigsten eine Direktive, die verlangt hätte, dass Eisenhower gegen die deutsche Hauptstadt vorrücke. Dabei war es Marshall selber gewesen, der noch vor einer Woche jene Antwort Roosevelts an Stalin mitentworfen hatte, worin von «nichtswürdiger Verdrehung‘ die Rede war.

Sollte Eisenhowers strategischer Plan trotz der völlig unzugänglichen Haltung Marshalls und seiner Kollegen doch noch aus politischen Gründen zugunsten des Stosses auf Berlin geändert werden, so blieb, wie Churchill erkannte, nur übrig, dass Roosevelt diese Entscheidung traf, und zwar sofort. Aber der Präsident war müde und krank; die lange, beschwerliche Reise nach Jalta und die zermürbenden Verhandlungen der Konferenz hatten ihn erschöpft. Auf Anraten seiner Ärzte hatte er sich Ende März zur Erholung nach Warm Springs in Georgia begeben.

Dort erreichte ihn am 1. April eine persönliche Botschaft Churchills über die Bedeutung Berlins. Doch auch ein gesunder Roosevelt hätte sich gesträubt, gegen seine militärischen Berater in einer Frage zu entscheiden, in der sie sich so stark gemacht hatten. Roosevelt war über die Wendung, die die politische Entwicklung genommen hatte, äusserst bekümmert und beunruhigt, besonders wegen des feindseligen Tons der Moskauer Kabeltelegramme über die polnische Regierung und die deutsche Kapitulation in Italien. Gleichwohl war er nicht geneigt, aus diesen Kontroversen eine Kernfrage zu machen, zumal da sich die Berner Unterhandlungen als verfrüht herausgestellt hatten. Er hoffte immer noch, dass sich das freundschaftliche Einvernehmen unter den Verbündeten bis zur Tagung der Vereinten Nationen, die am 25. April beginnen sollte, werde aufrechterhalten lassen und dass dann die Differenzen zwischen den Westmächten und der Sowjetunion geglättet werden könnten.

Am Morgen des 12. April – dem Tage, wo die 9. Armee die Elbe überschritt – setzte Roosevelt zwei Kabeltelegramme auf. Das eine war für Churchill bestimmt, der den Präsidenten darüber konsultiert hatte, was er vor dem Unterhaus über Polen erklären solle. Es besagte:

«Ich würde das allgemeine Sowjetproblem auf das geringstmögliche Mass zurückführen, weil diese Probleme in der einen oder der anderen Form täglich aufzutauchen scheinen und die meisten, wie im Falle der Berner Zusammenkunft, sich in ein Nichts verflüchtigen. Wir müssen jedoch fest sein, und unser Kurs ist soweit richtig.»

Das andere Telegramm ging nach Moskau an Harriman. Wieder verrieten sich Roosevelts Duldsamkeit und sein Glauben, dass er die «Einigkeit der Weltmächte» die unter seiner Führung den Sieg errungen habe, in den Frieden werde hinübertragen können. Harriman erhielt die Weisung:

«Es ist mein Wunsch, dass das Berner Missverständnis als unbedeutender Zwischenfall behandelt werde.»

Dies war die letzte Botschaft aus Roosevelts Hand. Eine Stunde später fiel er, während er einer Porträtmalerin sass, in Ohnmacht. Am Nachmittag starb er.

Am 14. April, zwei Tage nach Roosevelts Tod, meldete Eisenhower dem interalliierten Komitee der Stabschefs: «Mein Plan ist im Wesentlichen, an der Elbe haltzumachen und meine Flanken zu bereinigen.» Dies habe sich, so begründete er das in einer am nächsten Tag erstatteten Meldung, wegen des Nachschubs nötig gemacht: «Es trifft zwar zu, dass wir an der Elbe einen kleinen Brückenkopf genommen haben, doch ist darauf hinzuweisen, dass nur unsere Spitzen an den Fluss heran sind; mit unserer Masse befinden wir uns beträchtlich weiter hinten.» An demselben Tage jedoch wies Simpson Bradley darauf hin, dass er über genug

Nachschub verfüge, bis nach Berlin weiterzumarschieren; er brauche nur entsprechende Verstärkung. Zwar waren vor seiner Front 3 hastig zusammengestellte deutsche Divisionen erschienen und hatten die 9. Armee gezwungen, einen ihrer Übergänge aufzugeben, aber ein anderer Brückenkopf wurde stetig erweitert, und Simpson glaubte, dass er bald werde ausbrechen können.

An den Nachschubschwierigkeiten, von denen Eisenhower in seiner Meldung nach Washington gesprochen hatte, war er zum grossen Teil selbst schuld. Er hatte als seine Absicht bekanntgegeben, einen einzigen starken Stoss zu führen, aber wiederum hatte er zugelassen, dass sich seine Armeen nach vorn auseinanderzogen, und damit seine Schlagkraft verzettelt. Bradleys Streitkräfte hatten sich jetzt auf eine Front von 250 Meilen zerstreut, und er war, selbst wenn er gewollt hätte, nicht mehr imstande, schnell die Verstärkungskräfte zu versammeln, die Simpson brauchte. Von den amerikanischen Divisionen, die vom Rhein ostwärts vorgerückt waren, standen nur 8 nördlich des Harzes auf dem direkten Wege nach Berlin. Südlich des Harzes, wo noch eine vereinzelt deutsche Garnison aushielt, befanden sich, einschliesslich der 7. Armee, 31 amerikanische Divisionen, die zum grössten Teil bereits nach Südosten zur Donau und zum «Nationalen Reduit» schwenkten. Kräfte und Nachschubmittel zu einem weiteren wesentlichen Vorstoss waren verfügbar, nur standen sie, so schien es Churchill und Brooke, im falschen Raum und strebten in die falsche Richtung.

In seiner Meldung an das interalliierte Komitee der Stabschefs, dass er – ausser im Norden, wo Montgomery zur Ostsee vorrücken sollte – an der Elbe haltzumachen beabsichtige, hatte Eisenhower hinzugefügt: «Wenn Sie einverstanden sind, werde ich Marschall Stalin unterrichten.» Die britischen Mitglieder des Komitees waren keineswegs einverstanden, da aber Roosevelt das Argument verworfen hatte, es sei politisch wünschenswert, Berlin vor den Russen zu erreichen, fehlte es Churchill an einem Ansatzpunkt, diese Frage vor dem neuen Präsidenten, Harry S. Truman, wieder aufzuwerfen. Man konnte von Truman, der infolge des tragischen Todes Roosevelts plötzlich ins Präsidentenamt gekommen war, nicht gut erwarten, dass er die Politik umstürzen werde, die sein berühmter Vorgänger noch vor so Kurzem bekräftigt hatte und an der die amerikanischen Stabschefs festhielten. Deshalb fasste Churchill den Präsidenten von der wirtschaftlichen Seite an. Seit Jalta hatte sich immer deutlicher gezeigt, dass die Russen beabsichtigten, ihre Besatzungszone als ein abgeschlossenes Gehege zu behandeln. Da zu der künftigen Sowjetzone die wichtigsten Agrargebiete des Reichs gehörten, war Westdeutschland für die Zeit unmittelbar nach dem Kriege grossem Lebensmittelmangel ausgesetzt, wenn sich nicht die Russen mit dem

freien Verkehr landwirtschaftlicher Produkte über die Zonengrenzen hinweg einverstanden erklärten. So empfahl Churchill am 17. April Truman dringend, die Armeen, wenn nicht nach Berlin, so doch wenigstens so tief wie möglich in die Sowjetzone vorstossen zu lassen und nicht eher zurückzuziehen, als bis Stalin der Zusammenlegung aller Nahrungsmittelquellen zugestimmt habe. Churchill sah voraus, dass andernfalls die Vereinigten Staaten und Grossbritannien die schwere und unwillkommene Last auf sich nehmen müssten, die Bevölkerung Westdeutschlands vor dem Hungertod zu bewahren.

Truman nahm in seiner Antwort den Standpunkt ein, die Alliierten müssten trotz der russischen Wortbrüche ihre Verpflichtungen erfüllen. Ausdrücklich hielt er das Prinzip Roosevelts und Marshalls aufrecht, dass die Strategie ohne Rücksicht auf politische Nachkriegserwägungen zu bestimmen sei: «Die Frage des taktischen Einsatzes der amerikanischen Truppen in Deutschland ist eine militärische. Meiner Meinung nach muss General Eisenhower ein gewisser Spielraum und eine gewisse Machtbefugnis eingeräumt werden.»

Während dieses Telegrammwechsels zwischen Washington und London hatten die Ereignisse an der Ostfront eine neue, dramatische Wendung genommen. Schukow hatte am 16. April die Oder-Neisse-Linie durchbrochen und innerhalb von fünf Tagen die östlichen Aussenbezirke Berlins erreicht; gleichzeitig näherte sich Konjew Dresden. Diese Entwicklung bekräftigte Eisenhower in seinem Entschluss, nicht weiter nach Osten vorzugehen. Er hatte sich schon immer darüber sorgenvolle Gedanken gemacht, dass seine Truppen infolge irgendeines Zwischenfalls mit den Russen zusammengerauten könnten, wenn sich nicht die aufeinander zumarschierenden Armeen an einer mit Sicherheit feststellbaren geographischen Linie trafen. Dazu bot sich die Elbe an, während es östlich des Flusses an einer geeigneten Demarkationslinie fehlte.

So machte denn Eisenhower von der ihm von Truman erteilten Vollmacht Gebrauch und benachrichtigte am 21. April das russische Oberkommando, dass er jetzt, abgesehen von dem Vormarsch auf Lübeck, seine Armeen auf der allgemeinen Linie der Elbe, ihres Nebenflusses Mulde und der gebirgigen Westgrenze der Tschechoslowakei anhalte, und zwar «aus Gründen des Nachschubs». Aber nicht deshalb und auch nicht aus Besorgnis, es könnte zu einem Zusammenstoss mit der Roten Armee kommen, liess er die Gelegenheit fahren, Prag zu befreien. Patton stand bereits an der tschechischen Grenze, aber Eisenhowers Plan sah vor, dass die 3. Armee jetzt parallel zur Grenze und mit der amerikanischen 7. Armee in der rechten Flanke beiderseits der Donau nach Südosten gegen das «Nationale Réduit» vorzugehen hatte.

Am nächsten Tage traten Patton und Patch zu diesem Unternehmen an.

Es sollte sich als eine vergebliche Jagd herausstellen. Weder die Partei noch die Wehrmacht hatte in der sogenannten Alpenfestung irgendwelche Vorbereitungen zu einem verlängerten Widerstand getroffen, und soweit solche Pläne bestanden, waren sie durch die Schnelligkeit des amerikanischen Vormarsches zur Elbe und zum Böhmerwald vereitelt worden. Das ‚Nationale Reduit‘ war ein Phantom.

An einem Abend Anfang April las Goebbels seinem Führer, um ihn zu trösten und aufzurichten, aus beider Lieblingsbuch vor, der «Geschichte Friedrichs des Grossen von Carlyle. Er hatte das Kapitel ausgewählt, das zu hören und seiner Umgebung ans Herz zu legen Hitler nicht müde wurde, das Stück, wo Carlyle erzählt, wie der König in der schwärzesten Stunde des Siebenjährigen Krieges beschloss, seinem Leben durch Gift ein Ende zu machen, sollte sich das Geschick nicht bis zum 15. Februar wenden; dass am 12. Februar die Zarin starb; und wie ihr Tod das Wunder des Hauses Brandenburg zuwege brachte. Bei dieser Stelle, so sagte nachher Goebbels, «standen dem Führer Tränen in den Augen».

Als Goebbels das dem Grafen Schwerin von Krosigk, dem Reichsfinanzminister, schilderte, vertraute er ihm auch an, dass sie nach der Vorlesung zwei Horoskope hätten kommen lassen, die Himmler getreulich aufbewahrt hatte: ein im Jahre 1933 am Tage seiner Ernennung zum Reichskanzler gestelltes Horoskop Hitlers und ein Horoskop der Republik vom 9. November 1918. In seinem Tagebuch schreibt der Graf, dass «beide Horoskope übereinstimmend den Kriegsausbruch 1939, die Siege bis 1941 und dann die Kette der Rückschläge mit den schwersten Schlägen in den ersten Monaten 1945, vor allem in der zweiten Hälfte April, ein Stagnieren bis zum August, in diesem Monat den Frieden, dann drei Jahre lang eine schwere Zeit für Deutschland und von 1948 an wieder den Aufstieg vorausgesagt» hätten.

Am späten Abend des 12. April bombardierte die R.A.F. Berlin und trieb das führende Genie des Reichs in seinen Bunker. Diesmal wurde die Reichskanzlei getroffen und geriet in Brand. Als um Mitternacht entwarnt wurde, lief die Nachricht vom Tode Roosevelts ein. Eine halbe Stunde später rief Goebbels, der soeben von einem Besuch der Ostfront zurückgekommen war, Hitler an und sagte: «Mein Führer, ich beglückwünsche Sie. Ihren grössten Gegner hat das Schicksal niedergestreckt. Gott hat uns nicht ganz verlassen. Zweimal hat er Sie vor ruchlosen Attentaten bewahrt. Der Tod, der Sie 1939 und 1944 nach dem Willen unserer Feinde treffen sollte, hat jetzt unseren gefährlichsten Widersacher abberufen. Ein Wunder ist geschehene Zwischendurch redete Hitler ein paar Worte, die ich* nicht verstehen kann. Dann wieder Goebbels: «Das ist wie der Tod der

* Geschildert von Semler, der zugegen war.

Zarin Elisabeth im Siebenjährigen Krieg'.» Von Hitlers Antwort ist nichts bekannt, aber Goebbels rief, während er den Hörer auflegte und sich in verzückter Begeisterung zu seinen Mitarbeitern umdrehte: «Das ist der Wendepunkt!»

Fortgerissen von wiedererwachtem Selbstvertrauen und Glauben an seine Bestimmung, war Hitler mehr denn je überzeugt, dass die feindliche Koalition vor dem Zusammenbruch stehe. Vor mehreren Tagen hatte Kesselring eine erbeutete Kopie des Plans der Alliierten für die Besetzung des Reichs in das Führerhauptquartier geschickt. Daraus hatte Hitler die Aufteilung in Zonen ersehen, wie sie in Jalta bestätigt worden war. Er wusste also, dass sich die Sowjetzone fast bis nach Braunschweig und Kassel erstrecken sollte. Mit Genugtuung hatte er nun den Vormarsch der Amerikaner an die Elbe verfolgt, in das den Russen zur Besetzung zugesprochene Gebiet.

Am 10. April hatte er entschieden, dass die Wehrmacht, wenn das Reich gespalten werden würde, den Kampf im Norden unter Dönitz und im Süden unter Kesselring fortsetzen sollte. Tatsächlich lief das darauf hinaus, dass sich die Truppen der beiden Kommandos zurückziehen und den Russen wie den Westmächten den Weg freimachen würden, so dass beide Armeen unmittelbar aufeinanderstossen und, so hoffte Hitler, über die Besetzungszonen Zwistigkeiten ausbrechen würden.

Das waren trügerische Wahnideen eines verzweifelten Mannes im letzten Stadium körperlichen und geistigen Verfalls. Hitler hatte die Beanspruchungen der letzten drei Monate nur vermöge seiner Willensstärke und seines fast hypnotischen Einflusses auf seine nächsten Mitarbeiter durchstehen können. Sie alle erzählen ausnahmslos von dem fesselnden Zwang, den seine stumpfen, graublauen Augen ausgeübt hätten und der auch selbstbewusste Männer seinen Launen willfährig gemacht habe. Denen aber, die damals nur gelegentlich mit ihm in Berührung kamen, erschien er als eine bemitleidenswerte Gestalt. Zu ihnen gehört Hauptmann Gerhardt Boldt, Guderians Adjutant, der Hitler das erstmal im Februar 1945 sah, als er ihm von seinem Chef vorgestellt wurde. Er schreibt: «Guderian gibt mir ein Zeichen, ich gehe auf Hitler zu. Langsam, stark vornübergebeugt, kommt er schlurfenden Schrittes auf mich zu. Er streckt mir die rechte Hand entgegen und sieht mich mit einem seltsam durchdringenden Blick an. Sein Händedruck ist schlaff und weich. Sein Kopf wackelt leicht... Sein linker Arm hängt schlaff herunter, und die Hand zittert stark. In seinen Augen liegt ein unbeschreiblich flackernder Glanz, der geradezu unnatürlich wirkt. Sein Gesicht und die Partie um die Augen machen einen verbrauchten, völlig abgespannten Eindruck. Alle seine Bewegungen sind die eines Greises.» Im April beobachtete Boldt fortgeschrittenen Verfall: «Es war jedenfalls offensichtlich, dass nicht nur sein Körper, sondern auch sein Geist immer mehr Spuren einer starken Zerrüt-

tung zeigte. Das Wackeln seines Kopfes und das Zittern seiner linken Hand nahmen zu. Er wurde schwankend und unschlüssig.» Optimismus und Verzweiflung, Lethargie und Raserei rissen Hitler jetzt hin und her.

Als am 20. April, seinem sechsfünfzigsten Geburtstag, die Treuen und die Selbstsüchtigen im Bunker erschienen, um ihm gehorsamst ihre Ergebenheit auszudrücken, wurden sie mit der Versicherung empfangen, die Russen würden «vor Berlin die blutigste ihrer Niederlagen» erleiden. Am nächsten Tage zeichnete sich ab, dass Westalliierte und Russen wahrscheinlich zuerst im Dresdener Raum in Berührung kommen würden. Daraufhin befahl Hitler den Rückzug der zwischen Dresden und Dessau beiderseits der Elbe stehenden Kräfte auf Berlin, um so den erwarteten russisch-amerikanischen Zusammenstoß zu beschleunigen. Als aber zwei Tage später die ersten russischen Granaten im Garten der Reichskanzlei einschlugen, fiel er wieder in Verzweiflung. Ein im Süden der Stadt befohlener Gegenangriff war gescheitert, und die Rote Armee war in die Nordvorstädte eingebrochen. Nun verkündete Hitler, er werde, da Armee und Luftwaffe, SS und Partei versagt und ihn verraten hätten, nicht wie geplant nach Berchtesgaden gehen, sondern in Berlin bleiben und die Verteidigung der Hauptstadt persönlich leiten. Nur so könne sie gerettet werden, wenn nicht, werde er sich erschiessen.

«Wir haben alle ausdrücklich versucht», berichtete Jodl nach der Konferenz dem Chef des Luftwaffenführungsstabes, Koller, «ihn davon abzubringen, und vorgeschlagen, die Truppen vom Westen nach dem Osten zum Kampf einzusetzen. Dann hat er gesagt, dass doch alles auseinandergehe, er könnte das nicht, das sollte dann der Reichsmarschall machen. Auf eine Bemerkung aus dem Kreise, dass kein Soldat mit dem Reichsmarschall kämpfen würde, hat Hitler gesagt: «Was heisst: kämpfen! Da ist nicht mehr viel zu kämpfen, und wenn's aufs Verhandeln ankommt, das kann der Reichsmarschall besser als ich!»

Am nächsten Tag wurde über den Berliner Sender bekanntgegeben, dass Hitler und Goebbels in Berlin bleiben und die Stadt bis zum letzten verteidigen würden. Diese prahlerische Geste war für die Geschichte gedacht, als Beitrag zu der Legende von dem Führer, der sein Reich und sich selbst geopfert habe, um die europäische Zivilisation vor dem Bolschewismus zu retten. Die meisten aber, die ihm so lange gedient hatten, kümmerten sich nicht um Legenden und waren aus Berlin verschwunden oder im Begriff, die Stadt zu verlassen: Göring nach Bayern, Dönitz, Keitel und Jodl, Himmler, Ribbentrop und Speer auf verschiedenen Wegen nach Schleswig-Holstein. Dort wollten sie das unausweichliche Ende Hitlers abwarten, das allein sie von dem Eid entbinden konnte, der sie elf Jahre gefesselt hatte. Mit seiner Weigerung, Berlin mit einem andern Platz zu vertauschen, von wo er noch so etwas wie Operationen und Staatsgeschäfte hätte leiten

können, hatte Hitler tatsächlich abgedankt, aber immer noch fühlten sich ihm Göring, Dönitz und ausser Himmler alle übrigen verpflichtet. Wenn es noch eines Beweises der Macht bedurft hätte, die Hitler auf die seinem Zauber Verfallenen ausübte, so lieferte ihn nun die Tatsache, dass er selbst jetzt, wo er nur noch einem zitternden Gespenst glich, wo alle Hoffnung geschwunden und nichts zu erwarten war als Vernichtung, seine Autorität über sie behielt. Solange er atmete, vermochte keiner von ihnen die Souveränität zu übernehmen, die seinen schwachen Händen entglitt. Er hatte die Entschlusskraft verloren, nicht aber die Kraft, Gehorsam zu erzwingen.

Die den Bunker verlassen hatten, waren nicht so sehr am Schicksal des Führers und des Reichs interessiert wie an der Nachfolgefrage. So wenig hatten sie die wirkliche Lage erkannt, dass sie glaubten, es gebe noch irgendso etwas wie Macht zu erben. Die Hauptanwärter waren Göring und Himmler. Der Reichsmarschall war der designierte Nachfolger, und so sandte er, nachdem er von Koller erfahren hatte, was sich am 22. April im Führerbunker zugetragen hatte, an Hitler ein Telegramm, das begann: «Mein Führer! Genehmigen Sie in Anbetracht Ihrer Entscheidung, in der Festung Berlin auf Ihrem Posten zu bleiben, dass ich gemäss Ihrem Erlass vom 29. Juni 1941 unverzüglich als Ihr Stellvertreter mit voller Handlungsfreiheit daheim und draussen die gesamte Führung des Reichs übernehme?» Hitlers Antwort war, dass er Göring des Verrats anklagte und seine sofortige Verhaftung befahl.

Himmler nahm den Tod Hitlers und seine eigene Nachfolge vorweg und bat am 24. April Bernadotte, die britische und amerikanische Regierung wissen zu lassen, dass er bereit sei, im Westen bedingungslos zu kapitulieren und im Osten den Krieg fortzuführen. Das Angebot wurde summarisch abgelehnt, und am 28. April erklärte Churchill öffentlich: «Es muss betont werden, dass nur die bedingungslose Kapitulation vor allen drei Grossmächten in Erwägung gezogen wird.»

Diese Erklärung und das Bekanntwerden des eigenmächtigen Schrittes Himmlers waren für Hitler ein doppelter Schlag. Vor drei Tagen waren die russische und die amerikanische Armee bei Torgau an der Elbe zusammengetroffen, und in dem ersten (aus neutraler Quelle stammenden) Bericht, der hierüber den Führerbunker erreichte, war, wie Boldt berichtet, behauptet worden, die Russen hätten «die Amerikaner beschuldigt, sie hätten mit ihrem Auftreten in diesem Gebiet die Vereinbarungen von Jalta gebrochen». Das traf nicht zu, Hitler aber, der gierig nach jedem Strohalm griff, äusserte zu seiner Umgebung: «Da haben wir wieder einen schlagenden Beweis für die Uneinigkeit unserer Gegner. Kann nicht

jeden Tag – was sage ich: jede Stunde – zwischen den Bolschewiken und den Angelsachsen über ihre Beute, Deutschland, Krieg ausbrechen?»

Aus Churchills Erklärung jedoch musste Hitler endlich die Gewissheit entnehmen, dass solche Hoffnungen nichtig waren. Womöglich noch bitterer war für ihn, dass auch Himmler – der «treue Heinrich*», wie er ihn zu nennen liebte – ihn verraten hatte. Dies war die allerletzte Enttäuschung, und sie bestimmte die Nachfolge.

In der Nacht setzte Hitler sein politisches Testament auf. Er wies jede Verantwortung für den Krieg von sich und schob sie auf «die massgebenden Kreise der englischen Politik», das Werkzeug des «internationalen Judentums. ... Es werden Jahrhunderte vergehen, aber aus den Ruinen unserer Städte und Kunstdenkmäler wird sich der Hass gegen das letzten Endes verantwortliche Volk immer wieder erneuern... Aus dem Opfer unserer Soldaten und aus meiner eigenen Verbundenheit mit ihnen bis in den Tod wird in der deutschen Geschichte so oder so wieder einmal der Samen aufgehen zur strahlenden Wiedergeburt der nationalsozialistischen Bewegung und damit zur Verwirklichung einer wahren Volksgemeinschaft». Er verkündete seine Absicht «in Berlin zu bleiben und dort aus freien Stücken in dem Augenblick den Tod zu wählen, in dem ich glaube, dass der Sitz des Führers und Kanzlers nicht mehr gehalten werden kann», rief aber dazu auf, «deshalb den Kampf unter keinen Umständen aufzugeben, sondern ihn, ganz gleich wo immer, gegen die Feinde des Vaterlandes weiterzuführen».

Nun wandte er sich den «Verrätern* zu: «Göring und Himmler haben durch geheime Verhandlungen mit dem Feinde, die sie ohne mein Wissen und gegen meinen Willen abhielten... dem Lande und dem gesamten Volk unabsehbaren Schaden zugefügt.» Er verfügte ihren Ausschluss aus der Partei, entkleidete sie aller Rechte und Ämter und bestimmte seinen Nachfolger: Ich «ernenne als Führer der Nation (folgende Mitglieder des Kabinetts): Reichspräsident: Dönitz ... Kriegsminister: Dönitz ... Oberbefehlshaber der Kriegsmarine: Dönitz».

Nach der politischen Entscheidung traf er die private. Er entschloss sich, «jenes Mädchen zur Frau zu nehmen, das nach langen Jahren treuer Freundschaft aus freiem Willen in die schon fast belagerte Stadt hereinkam, um ihr Schicksal mit dem meinen zu teilen». Am Morgen des 29. April schloss er in Gegenwart von Goebbels und Bormann mit Eva Braun die Ehe. Zwölf Jahre hindurch hatte Eva Braun an seinem Hof eine bevorzugte, wenn auch unklare Stellung eingenommen. Dort war sie der Trost seiner Mussestunden gewesen und hatte seine Zerstreuungen geteilt. Es ist kein Zweifel, dass sie einander in Zuneigung ergeben waren. Hitler hatte einmal zu Speer geäußert, Eva Braun sei der einzige Freund, der bis in die letzte, entscheidende Stunde ehrlich zu ihm halten werde. Diese

letzte Stunde kam nun heran, und er war bewegt von ihrer Treue, die in so scharfem Gegensatz zu der Verräterei seiner Paladine, Görings und Himmlers, stand. Dies alles konnte er ihr nur noch damit vergelten, dass er sie aus dem Zwielficht ihrer Stellung heraushob und ihr das Vorrecht verlieh, als sein Weib mit ihm den Opfertod zu sterben. Diese Absicht verkündete er offen in seinem privaten Testament. Es war dieser Atmosphäre des Fatalismus durchaus nicht unangemessen, dass ein leidenschaftsloses Gespräch über die beste Art, sich zu töten, das Hochzeitsmahl begleitete.

Als sechsendreissig Stunden später, am 30. April, die russischen Panzer keine halbe Meile mehr vom Führerbunker entfernt standen, wurde das Testament getreulich erfüllt. Die beiden Toten wurden, wie Hitler verfügt hatte, im Garten der Reichskanzlei verbrannt. Keine Spur ist je von ihnen gefunden worden.

In der Nacht vor Hitlers Selbstmord verliessen drei Kuriere mit Abschriften seines privaten und seines politischen Testaments den Bunker. Keine der Abschriften erreichte ihre Bestimmung. Erst am Nachmittag des 1. Mai erfuhr Dönitz aus einem Telegramm Goebbels' den Tod Hitlers und seine Ernennung zum Nachfolger. Am Abend verbreitete Dönitz die Nachricht über den Rundfunk und erklärte dazu, er werde den Krieg gegen Briten und Amerikaner insoweit fortführen, wie sie ihn am Kampf gegen den Bolschewismus hinderten. Er war sich klar darüber, dass keine Hoffnung auf Verhandlungen über einen Separatfrieden mit den Westmächten bestand, aber er verfolgte die Politik, eine Front im Osten aufrecht zu erhalten, damit sich die Mehrzahl der deutschen Truppen Eisenhower ergeben könnte und nicht als Kriegsgefangene in russische Hände fiele.

Es war schon zu Einzelkapitulationen gekommen, als Hitler noch lebte. Die erste erfolgte nach der vernichtenden Niederlage, die Alexander dort den Deutschen im April beigebracht hatte, in Italien. Am 29. April unterzeichnete Obergruppenführer Wolff, der Urheber des ‚Berner Zwischenfalls‘, als Bevollmächtigter des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Südwest, Generalobersten v. Vietinghoff, in Caserta den Waffenstillstandsvertrag. Am 2. Mai wurden an dieser Front die Kampfhandlungen eingestellt. Unterdessen war, am 30. April, ein deutscher Abgesandter in Stockholm mit dem Auftrag eingetroffen, die Kapitulation des Oberbefehlshabers Nordwest, Feldmarschalls Busch, anzubieten; er sei zur Übergabe bereit, sobald die Briten an der Ostsee stünden und so Schleswig-Holstein und die dänische Halbinsel gegen die Sowjets abgeriegelt hätten. Diese Voraussetzung war schnell erfüllt. Montgomerys Truppen hatten am 29. April bei Lüneburg die Elbe überschritten, und in den ersten zwei Maitagen roll-

ten britische und amerikanische Kolonnen nordwärts nach Lübeck und Wismar. Sie kamen der Roten Armee nur um vierundzwanzig Stunden zuvor.

Am 4. Mai unterzeichneten in Montgomerys vorgeschobenem Hauptquartier in der Lüneburger Heide Admiral v. Friedeburg und andere Vertreter des deutschen Oberkommandos einen Waffenstillstandsvertrag, kraft dessen sich vom nächsten Morgen an alle deutschen Streitkräfte in Nordwestdeutschland, Dänemark, Holland und – Dünkirchen ergaben. Das war entscheidend, weil in dem Gebiet, auf das sich diese Übergabe erstreckte, in der Grenzstadt Flensburg, der neue Führer und das Oberkommando der Wehrmacht ihr letztes Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Die Stunde der allgemeinen bedingungslosen Kapitulation des Dritten Reiches war gekommen, denn Dönitz vereinigte auf seine Person den Obersten Befehlshaber, auf den die Wehrmacht ihre Treuepflicht übertragen konnte, und das Staatsoberhaupt, mit dem die Alliierten verhandeln konnten.

Die noch offene für Nachkriegseuropa wichtige Frage war, wie weit die Rote Armee bis zum Kriegsende nach Westen werde vordringen können. Am 2. Mai hatten die Russen die Eroberung Berlins abgeschlossen, Wien war bereits in ihrer Hand, und von allen mitteleuropäischen Hauptstädten musste nur noch Prag befreit werden. Darauf versessen, das «Nationale Reduit» zu überrennen, hatte Eisenhower die Gelegenheit, in die Tschechoslowakei einzurücken, nicht wahrgenommen und das russische Oberkommando von diesem seinem Entschluss unterrichtet. Anfang Mai jedoch, als wesentliche amerikanische Kräfte untätig entlang der tschechischen Grenze standen, liess er Moskau wissen, er würde, «falls die Lage es verlangt», bis Prag marschieren. Die Gefahr eines Zusammenstosses zwischen amerikanischen und russischen Truppen bestand hier nicht; die Streitkräfte der Roten Armee waren nicht näher als siebzig Meilen an Prag heran, überdies verlegten ihnen deutsche Armeen hartnäckig den Weg. Trotzdem antwortete Stalin prompt, Eisenhowers Truppen sollten «nicht über die Linie Karlsbad – Pilsen – Budweis hinaus vorrücken». Zweifellos hätte Patton Prag mit Leichtigkeit erreichen können, aber als Eisenhower am 4. Mai Bradley ermächtigte, in tschechisches Gebiet einzumarschieren, befahl er ihm auch, die 3. Armee an der von Stalin festgelegten Linie anzuhalten. Am nächsten Tag überschritten die Amerikaner die Grenze. Gleichzeitig erhob sich der tschechische Untergrund gegen die Deutschen und rief über den Prager Sender die Alliierten zu Hilfe. Eisenhower indessen fühlte sich an sein Abkommen mit Stalin gebunden. So wurde die Befreiung der tschechischen Hauptstadt – und der damit verbundene politische Gewinn – den Russen überlassen. Dabei vermochte die Rote Armee auch jetzt noch die deutschen Verteidigungslinien in Ostböhmen bis zur allgemeinen Kapitulation der Wehrmacht nicht zu durchbrechen.

Am Morgen des 7. Mai unterzeichneten in Eisenhowers Hauptquartier in Reims in Gegenwart von Vertretern der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens, der Sowjetunion und Frankreich Jodl und v. Friedeburg im Auftrag Dönitzens die bedingungslose Übergabe aller deutschen Streitkräfte an allen Fronten.

Nachdem Jodl seinen Namen unter das Dokument gesetzt hatte, erhob er sich straff und sagte auf Englisch: «I want to say a word.» Dann erklärte er auf Deutsch: «Mit dieser Unterschrift sind das deutsche Volk und die deutschen Streitkräfte auf Gedeih und Verderb der Hand des Siegers ausgeliefert ... Ich kann in dieser Stunde nur die Hoffnung ausdrücken, dass der Sieger sie mit Grossmut behandeln wird.» Die Antwort war Schweigen.

Iq der Mitternachtsstunde zum 9. Mai endete der Krieg in Europa. Während in den nächsten Tagen überall in den Ländern, die so lange mit Nazi-Deutschland im Kampf gelegen hatten, alle Orte von den Hauptstädten bis zu den kleinsten Weilern von Siegesjubiläum und Freudengeräusch widerhallten, war wenig Raum für Gedanken an die Zukunft und daran, was sie wohl in ihrem Schooss bergen. Die Stimme weiser Voraussicht, die sich über der brodelnden Gärung erhob, wurde kaum gehört. Wie so oft, war es die Stimme Winston Churchills. Am 13. Mai 1945, fast auf den Tag genau fünf Jahre, nachdem er des Königs Erster Minister geworden war, sprach er von London aus über die nun zu lösende Aufgabe: «Wir müssen jetzt auf dem europäischen Kontinent dafür sorgen, dass der einfache und redliche Zweck, zu dem wir in den Krieg eingetreten sind, in den dem Siege folgenden Monaten nicht beiseitegeschoben oder übersehen wird und dass die Wörter ‚Freiheit‘, ‚Demokratie‘ und ‚Befreiung‘ nicht in ihrem wahren Sinn entstellt werden, in dem wir sie verstanden haben. Es brächte wenig Nutzen, die Hitlererben für ihre Verbrechen zu bestrafen, wenn nicht Gesetz und Recht herrschen und wenn totalitäre oder Polizeiregierungen den Platz der deutschen Angreifer einnehmen sollten ... An den Siegern ist es, ihre glühenden Herzen zu prüfen und sich durch Grösse der unermesslichen Kräfte, die in ihre Hand gegeben sind, als würdig zu erweisen.»

Anhang

Wortlaut des letzten Briefes Generalfeldmarschall v. Kluges an Hitler

Oberbefehlshaber West

H. Qu., den 18.8.44

Mein Führer!

Ihre gestern mir durch Feldm. Model übergebene Willensäußerung enthebt mich vom Kommando des Ob. West u. der H.Gr. B. Der ersichtliche Grund ist der Misserfolg der zum Stoss auf Avranches angesetzten Panzerverbände und die dadurch entstandene Unmöglichkeit, die Lücke zum Meer zu schliessen. Meine ‚Schuld‘ als verantwortlicher Führer ist damit festgestellt.

Gestatten Sie, mein Führer, in aller Ehrerbietung hierzu Stellung zu nehmen. Wenn Sie diese Zeilen, die ich über Oberstgr. Sepp Dietrich, den ich als unbestechlichen, tapferen Mann in diesen schweren Wochen kennen und schätzen gelernt habe, Ihnen zukommen lasse, erhalten, bin ich nicht mehr. Ich kann diesen Vorwurf, das Schicksal des Westens durch falsche Massnahmen besiegelt zu haben, nicht tragen, habe auch keine Mittel, mich zu verteidigen. Ich ziehe mithin die Konsequenzen und begeben mich dahin, wo schon Tausende meiner Kameraden sind. Den Tod habe ich nie gefürchtet. Das Leben hat für mich, der ich auch als Kriegsverbrecher auf der Auslieferungsliste stehe, keine Bedeutung mehr.

Zur Schuldfrage selbst lassen Sie mich folgendes sagen:

1. Die Pz. Verbände waren in ihrer Angriffskraft durch die vorangegangenen Kämpfe an sich viel zu schwach, um den Erfolg zu gewähren. Selbst wenn es durch geschicktere Massnahmen gelungen wäre, ihre Stosskraft zu erhöhen, wären sie niemals bis zum Meer gekommen, trotz gewisser ihnen zuzubilligender Anfangserfolge. Die einzige Div., die in ihrer Stosskraft als einigermaßen normal bezeichnet werden konnte, war die 2. Pz.Div. Ihre Erfolge können aber nicht als Massstab für die Beurteilung der anderen Pz.Div. genommen werden.
2. Selbst wenn man unterstellt, dass Avranches erreicht werden konnte, war damit wohl die Lücke geschlossen, aber die Gefahr für die H.Gr. keineswegs gebannt, höchstens zeitlich hinausgeschoben. Ein weiteres Vorstossen unserer Pz.Div. nach Norden, wie befohlen, ein Sichanschliessen der übrigen eigenen Kräfte im Angriff, um so die Gesamtlage entscheidend zu beeinflussen, war *völlig* ausgeschlossen. Jeder, der den tatsächlichen Zustand

der eigenen Truppe, insbesondere den der eigenen Inf.Div. kannte, wird mir ohne Weiteres recht geben. Ihr Befehl, der das forderte, ging mithin von einer Grundlage aus, die nicht bestand. Ich hatte beim Lesen dieses entscheidenden Befehls sofort die Auffassung, dass hier etwas verlangt wird, das vor der Geschichte als eine Operation festgelegt werden sollte, die grossartig und kühn bis zum äussersten, leider aber praktisch nicht durchführbar war und damit die Schuld ohne Weiteres auf den verantwortlichen Heerführer wälzen müsste.

Ich tat alles bis zur Grenze meiner Kraft, um Ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Ich gebe auch zu, dass es besser gewesen wäre, noch einen Tag mit dem Beginn des Angriffs zu warten. Aber grundsätzlich geändert hätte das nichts. Dieses ist meine *felsenfeste* Überzeugung, mit der ich ins Grab gehe, denn die Lage war schon viel zu weit fortgeschritten, um hierzu noch etwas ändern zu können. Es waren bereits zu starke Kräfte in der Südflanke der H.Gr., die auch bei Schliessen der Lücke von Avranches ohne Weiteres durch die Luft versorgt werden konnten, und weiteren Zuzug aus den in die Bretagne hineingeflossenen Kräften erhalten konnten. Die eigentliche eigene Verteidigungsfront war schon so geschwächt, dass ihr Halten auf die Dauer nicht mehr zu erwarten stand, besonders dann nicht, wenn jetzt der Zustrom neuer amerik.-engl. Verbände sich unmittelbar gegen sie richtete und nicht mehr durch die Avrancheslücke nach Süden floss. Wenn ich dem Vorschlag des Pz.Führers und der 7. Armee auf schnelles Zupacken zustimmte, trotz tatsächlicher Bedenken, so geschah es, weil wir alle die Haltekraft der Nordfront dieser Armee genau kannten und ihr nicht mehr viel zutrauten, von der südl. umfassenden Bewegung des Feindes ganz abgesehen. Es kam also darauf an, schnell zu handeln, da auch die Luftlage dazu zwang. Angesichts dieser *L u f t l a g e*, die einen Tageskampf fast gänzlich ausschloss, waren die Aussichten auf den erhofften Erfolg gleichfalls ganz gering. Und das Hochdruckwetter blieb bis auf den heutigen Tag.

Auf Grund dieser Tatsachen bleibe ich bei meiner Behauptung, dass die Erfolgsaussichten nicht gegeben waren, im Gegenteil, die befohlenen Angriffe mussten zwangsläufig die Gesamtlage der Heeresgruppe entscheidend verschlechtern. Und so ist es denn auch gekommen.

3. Das Westtheer ist schliesslich in personeller und materieller Beziehung fast auf sich allein gestellt gewesen. Die Notlage im Osten zwang dazu. Das rapide Absinken der Panzerzahlen aber und das der Pz.-Abwehrwaffen, wie die mangelhafte Ausstattung mit Werfern bei vielen sogenannten bodenständigen Divisionen schuf weiter die Lage, wie sie heute, aufs Äusserste

verschärft durch die Verluste im sogen. Kessel, tatsächlich festgestellt werden muss.

Ich konnte durch mein gespanntes Verhältnis zu dem neuen Chef des Generalstabes, der in mir seinen Feind sieht, an diesen nicht heran, und so fehlten mir die Möglichkeiten, für den Westen die Unterstützung hinsichtlich Panzern zu erhalten, die notwendig war. Das alles war entscheidend für die Entwicklung der Gesamtlage.

Mein Führer, ich glaube für mich in Anspruch nehmen zu dürfen, dass ich das letzte meiner Kraft hergab, um der Lage gerecht zu werden. Zu meinem Zusatzschreiben zu der Denkschrift Feldmarschall Rommels, die ich Ihnen s. Zt. über sandte, wies ich bereits auf die mögliche Entwicklung der Lage hin. Wir beide, Rommel und ich, und wohl alle Führer hier im Westen, die den Kampf mit den das Material beherrschenden Engl.Amerik. kannten, sahen die jetzt eingetretene Entwicklung voraus. Wir sind nicht gehört worden. Unsere Auffassungen waren *nicht* vom Pessimismus diktiert, sondern von der nüchternen Erkenntnis der Dinge. Ich weiss es nicht, ob der überall bewährte Feldmarschall Model die Lage noch meistern wird. Ich wünsche es ihm von Herzen. Sollte es aber nicht der Fall sein und Ihre neuen heissersehnten Kampfmittel, insbes. die der Luftwaffe, nicht durchschlagen, dann, mein Führer, entschliessen Sie sich, den Krieg zu beenden. Das dt. Volk hat so namenlos gelitten, dass es Zeit ist, dem Greuel ein Ende zu machen.

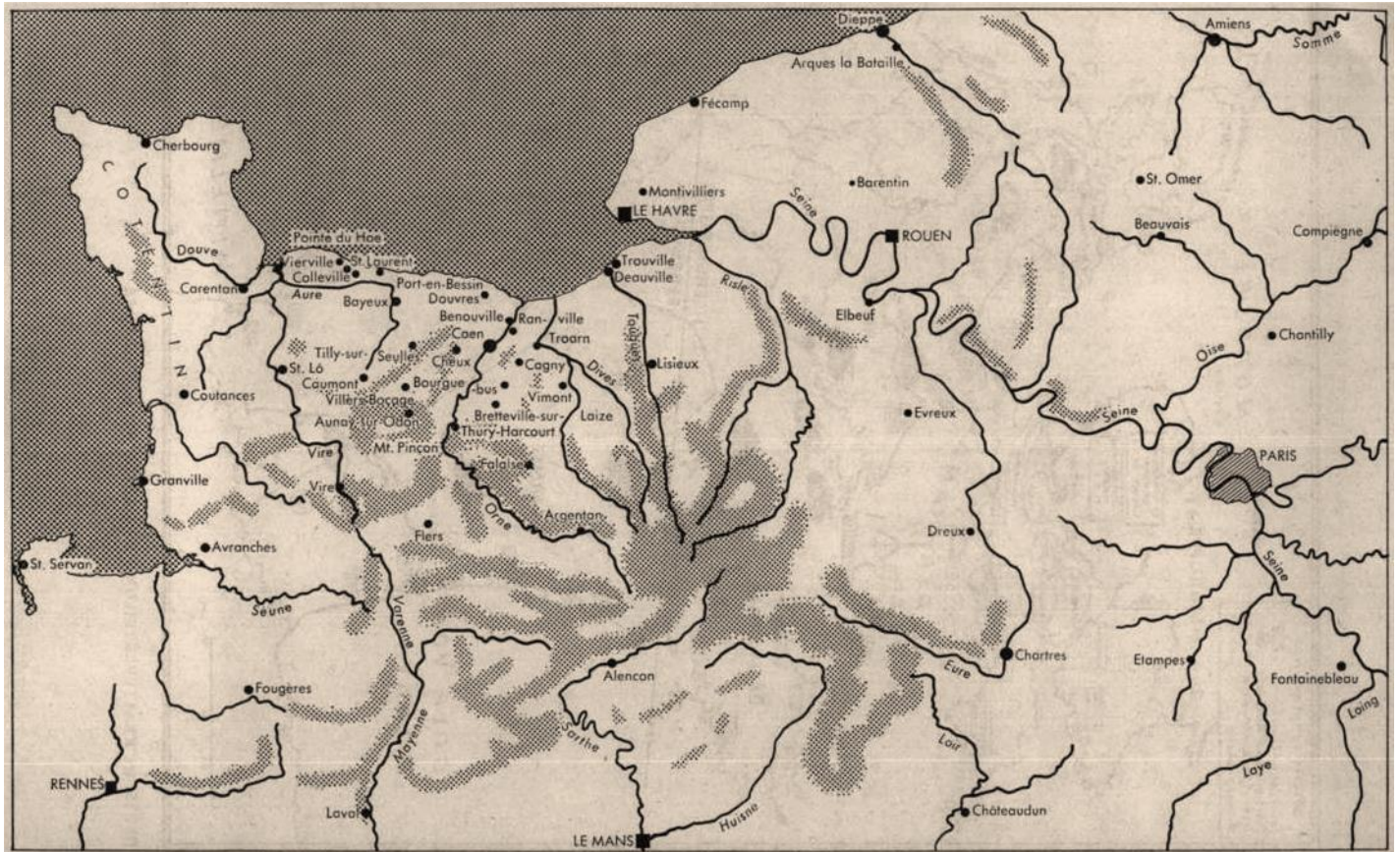
Es muss Wege geben, dieses zu erreichen und vor allem zu erreichen, dass das Reich nicht dem Bolschewismus verfällt. Die Haltung eines Teils der im Osten gefangenen Offiziere ist mir stets ein Rätsel geblieben. Mein Führer, ich habe stets Ihre Grösse, Ihre Haltung in diesem gigantischen Kampf und Ihren eisernen Willen, sich und den Nationalsozialismus zu erhalten, bewundert. Wenn das Schicksal stärker ist als Ihr Wille und Ihr Genie, so ist das Fügung. Sie haben einen ehrlichen, ganz grossen Kampf gekämpft. Die Geschichte wird Ihnen das bescheinigen. Zeigen Sie nun auch die Grösse, die notwendig sein wird, wenn es gilt, einen aussichtslos gewordenen Kampf zu beenden.

Ich scheidet von Ihnen, mein Führer, der ich Ihnen innerlich näherstand, als Sie vielleicht geahnt, in dem Bewusstsein, meine Pflicht bis zum äussersten getan zu haben.

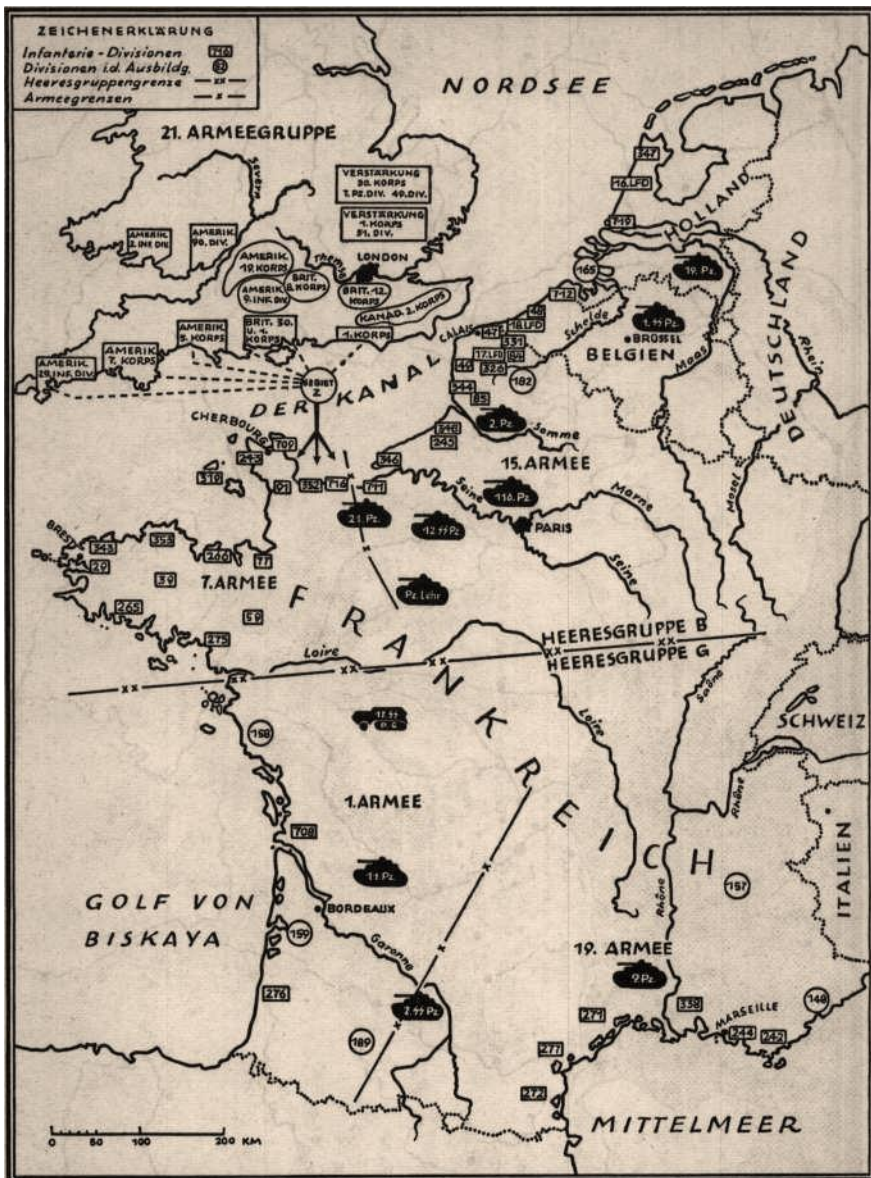
Heil mein Führer!
(gez.) v. Kluge
Generalfeldmarschall

Kartenverzeichnis

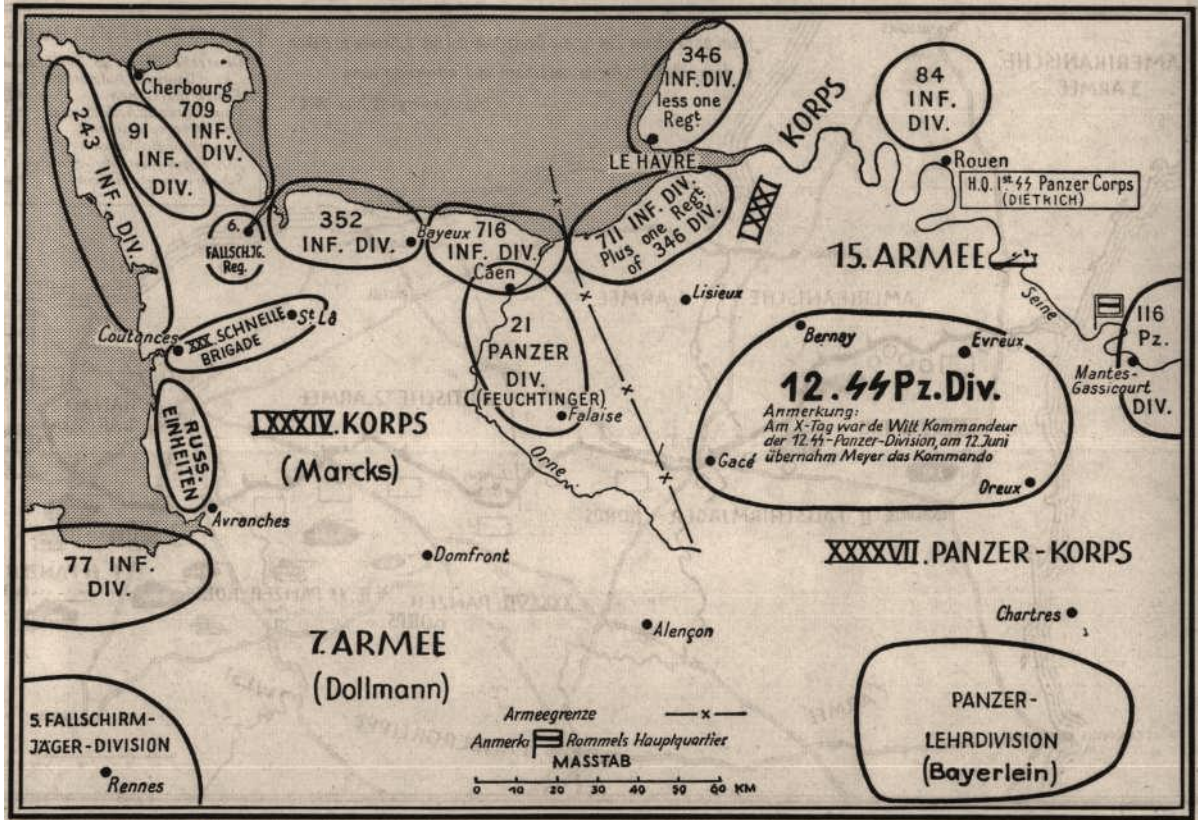
Übersichtskarte: Normandie und Hinterland
Deutsche Kräfteverteilung im Westen am 6. Juni 1944
Normandie, Juni 1944
Deutscher Aufmarsch in der Normandie am 25. Juli 1944
Der Ausbruch aus Avranches und seine operative Ausnutzung Breite Front
oder konzentrierter Stoss?
Die Mittelmeerfront im Sommer 1944
Die Luftlandungen bei Arnheim, 17. September
Der ‚Luftlandekopf‘ bei Nimwegen, 17.-18. September
Omaha: Die Landung
Utah: Am X-Tag
Die britische Landung
Der Gegenangriff bei Mortain, 7.-8. August
Der Kessel von Falaise
Die Schlacht um die belgischen Kanäle
Die Operation Market Garden: Der Plan
Die Ardennen-Offensive: Der Plan
Die Westfront im Herbst 1944
Die Ostfront 1945
Die Schlacht im Rheinland
Dem Ende zu



ÜBERSICHTSKARTE: NORMANDIE UND HINTERLAND



DEUTSCHE KRÄFTEVERTEILUNG IM WESTEN AM 6. JUNI 1944



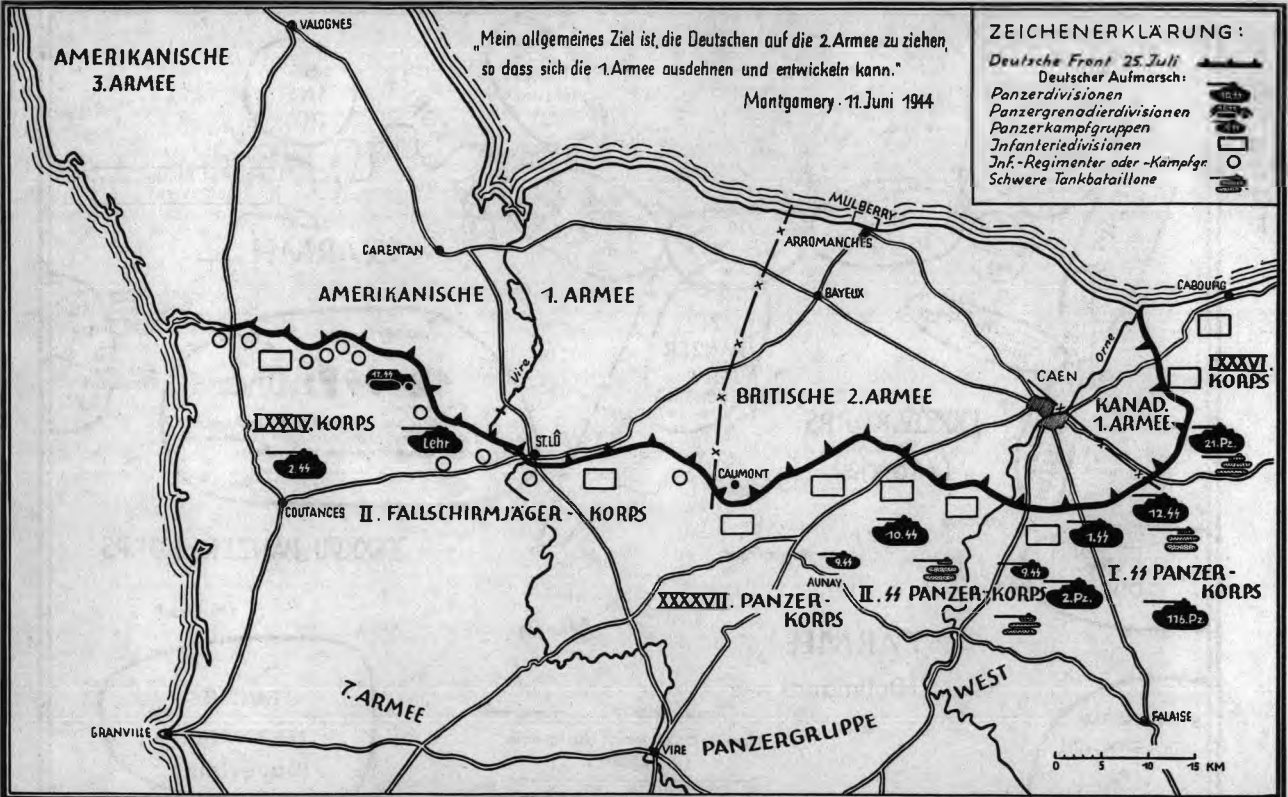
„Mein allgemeines Ziel ist, die Deutschen auf die 2. Armee zu ziehen, so dass sich die 1. Armee ausdehnen und entwickeln kann.“
 Montgomery. 11. Juni 1944

ZEICHENERKLÄRUNG :

Deutsche Front 25. Juli


Deutscher Aufmarsch:

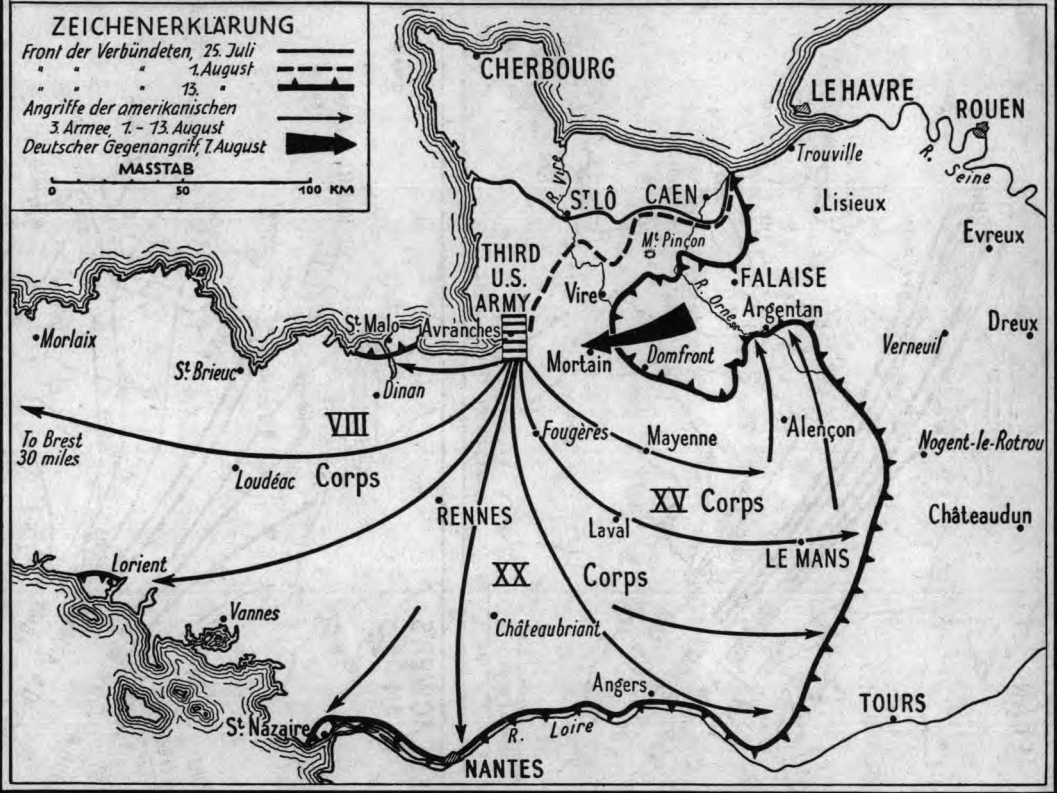
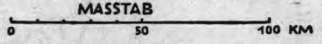
- Panzerdivisionen
- Panzergrenadierdivisionen
- Panzerkampfgruppen
- Infanteriedivisionen
- Inf.-Regimenter oder -Kampfgr.
- Schwere Tankbataillone



DEUTSCHER AUFMARSCH IN DER NORMANDIE AM 25. JULI 1944

ZEICHENERKLÄRUNG

- Front der Verbündeten, 25. Juli 
- 1. August 
- 13. 
- Angriffe der amerikanischen 3. Armee, 1. - 13. August 
- Deutscher Gegenangriff, 7. August 



To Brest
30 miles

VIII

Loudéac Corps

RENNES

XX

Corps

XV Corps

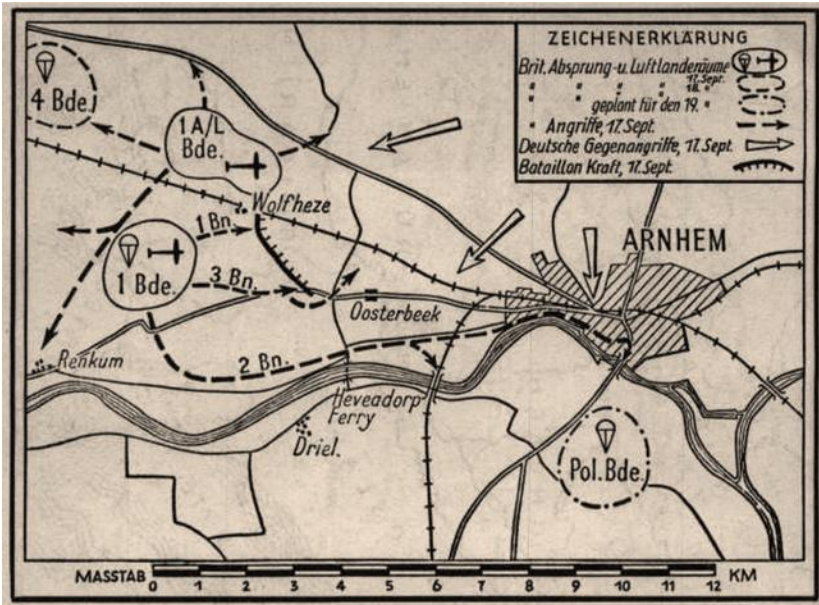
LE MANS

NANTES

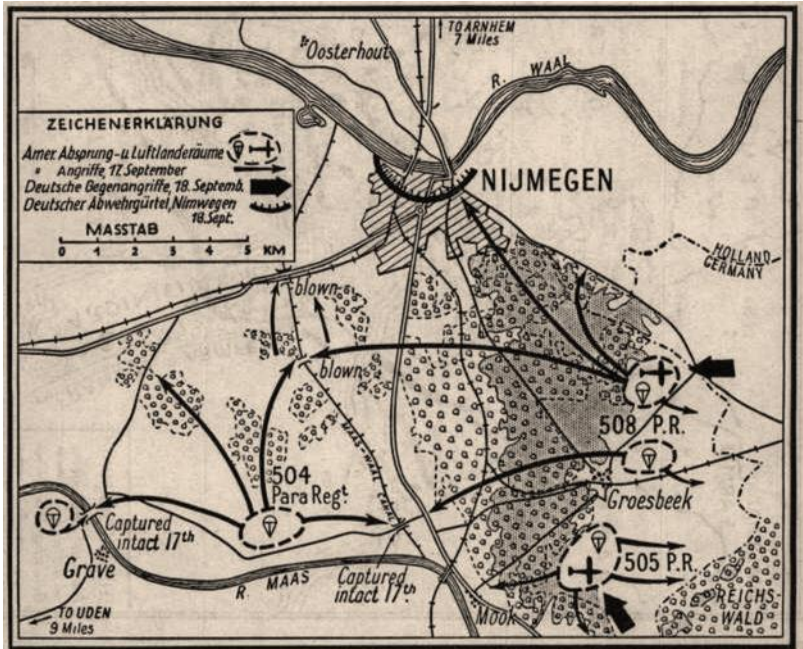
TOURS



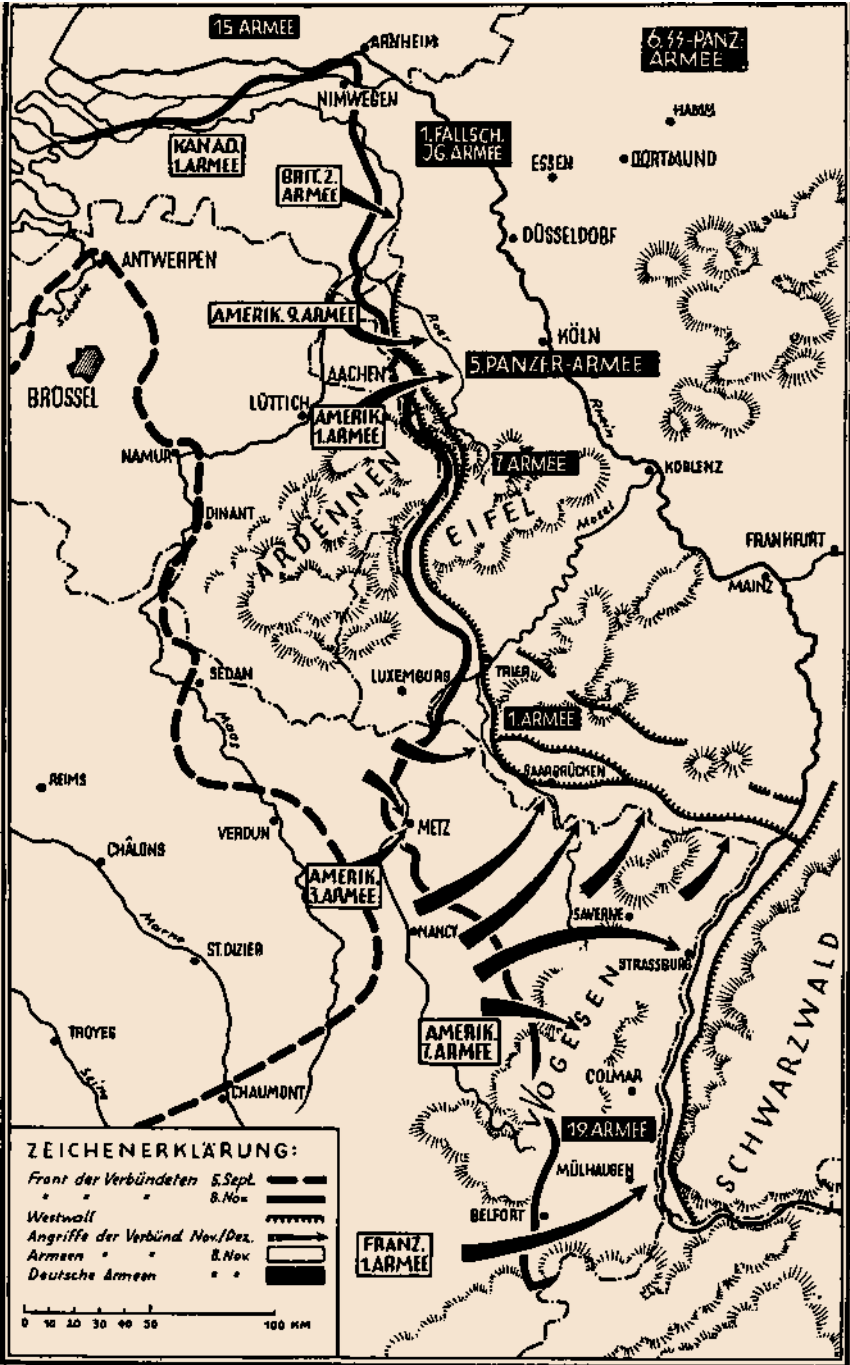
ZEICHENERKLÄRUNG:
Front der Verbündeten
in Italien
Britischer Plan
Amerikan Plan



DIE LUFTLANDUNGEN BEI ARNHEM, 17. SEPTEMBER



DER 'LUFTLANDEKOPF' BEI NIMWEGEN, 17.-18. SEPTEMBER



DIE WESTFRONT IM HERST 1944



DIE OSTFRONT 1945

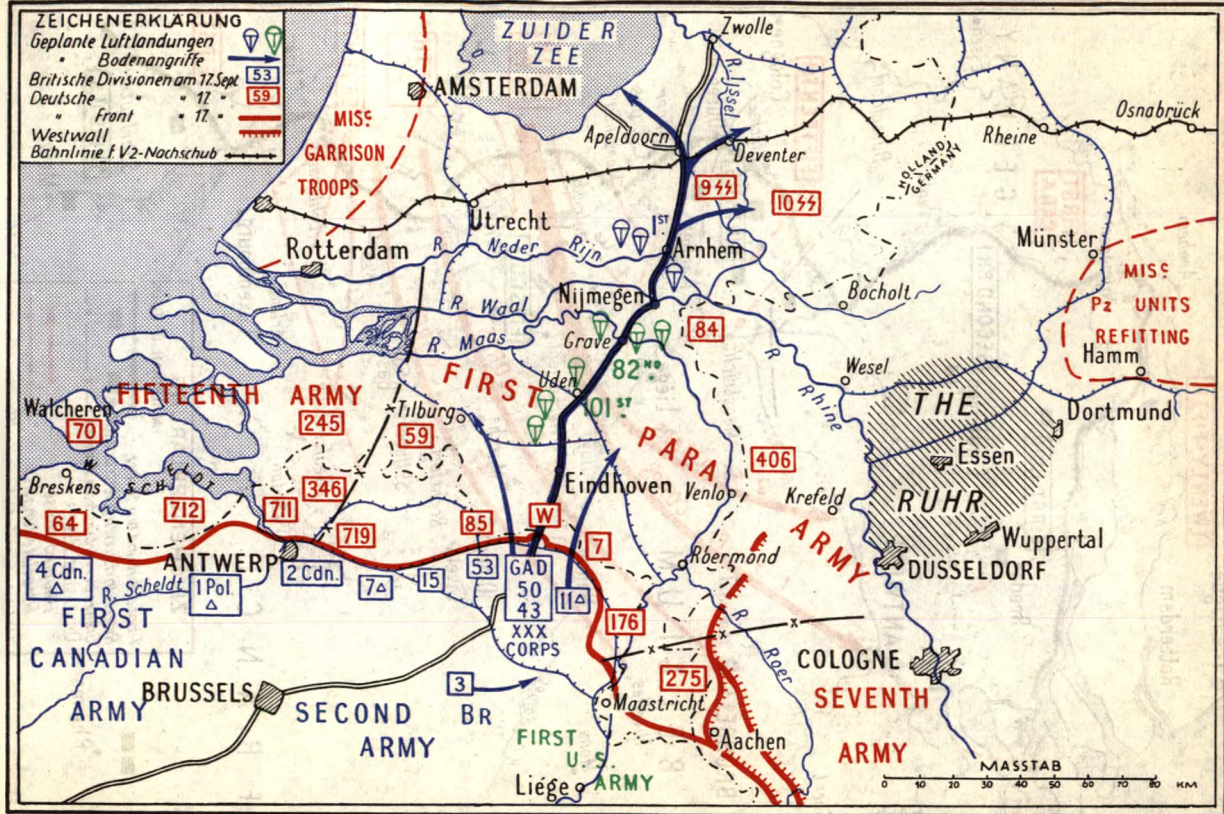


DIE SCHLACHT IM RHEINLAND

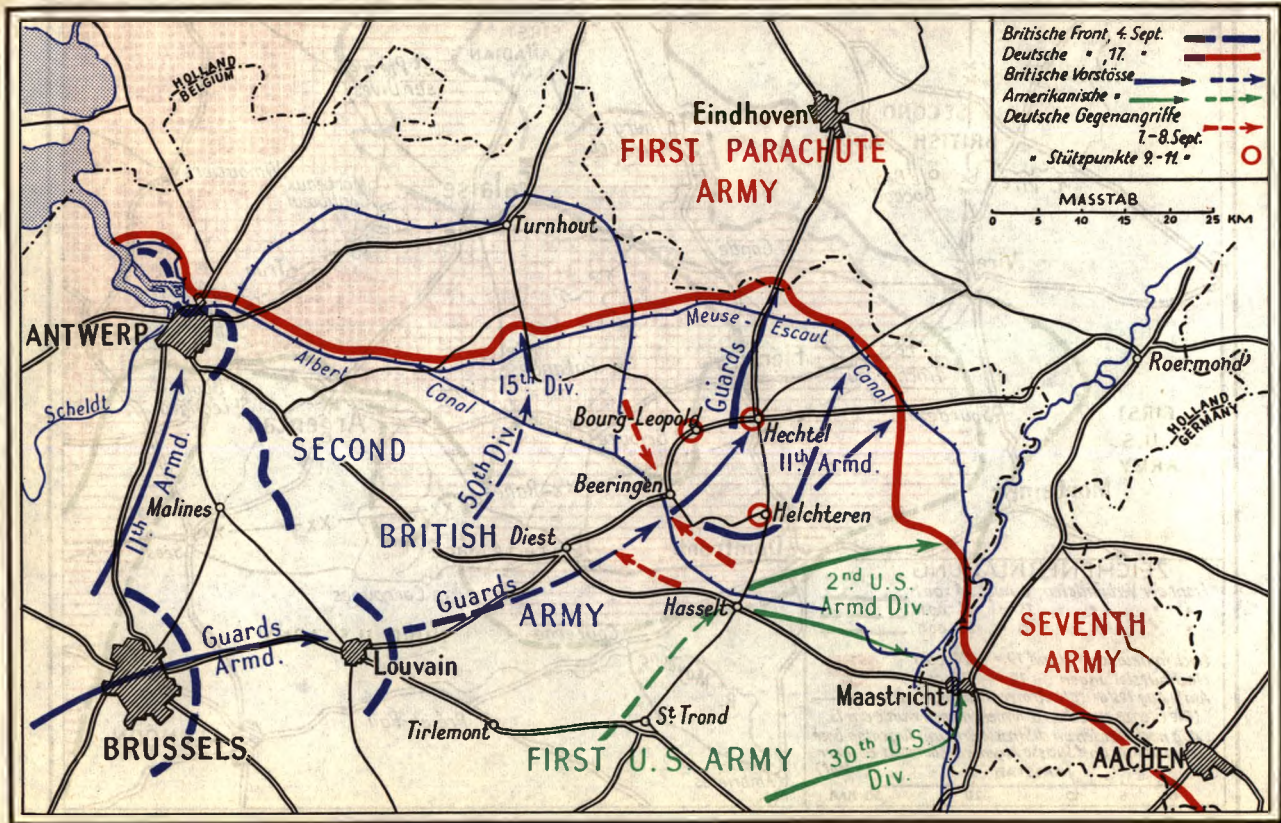




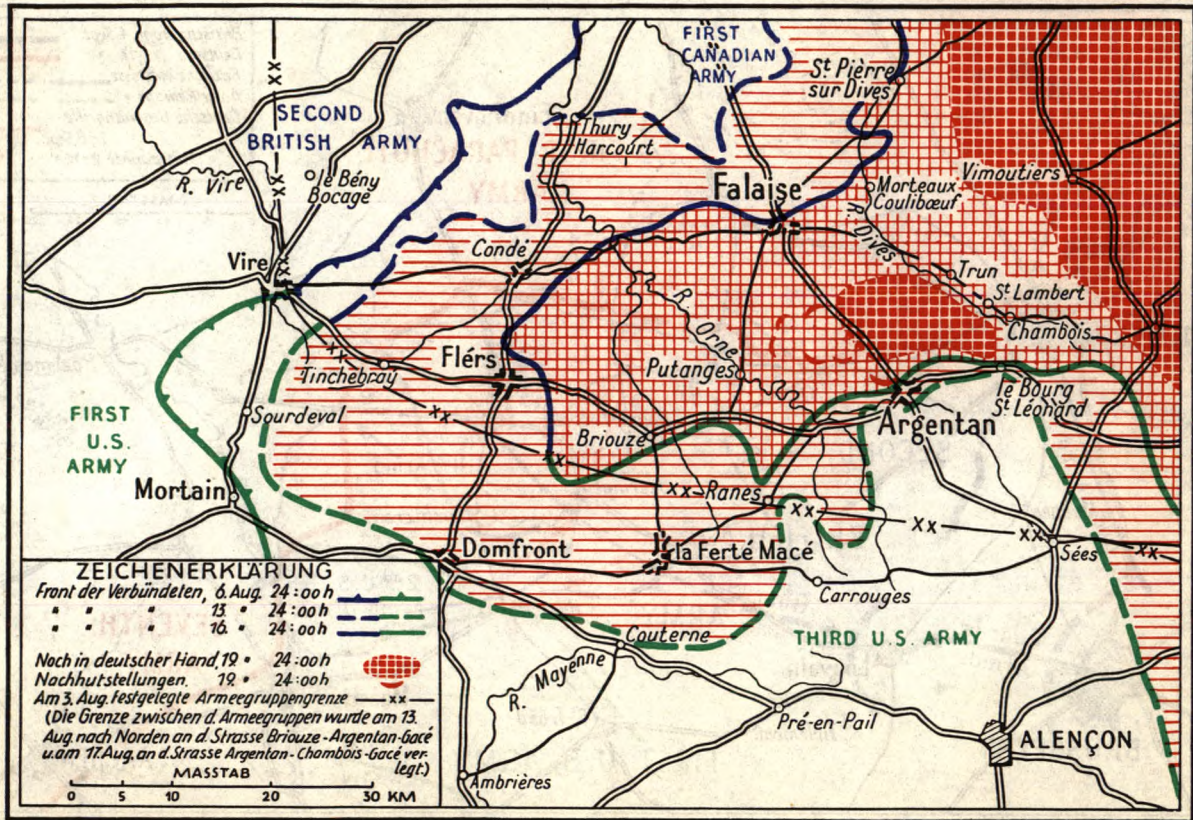
DIE ARDENNEN - OFFENSIVE: DER PLAN



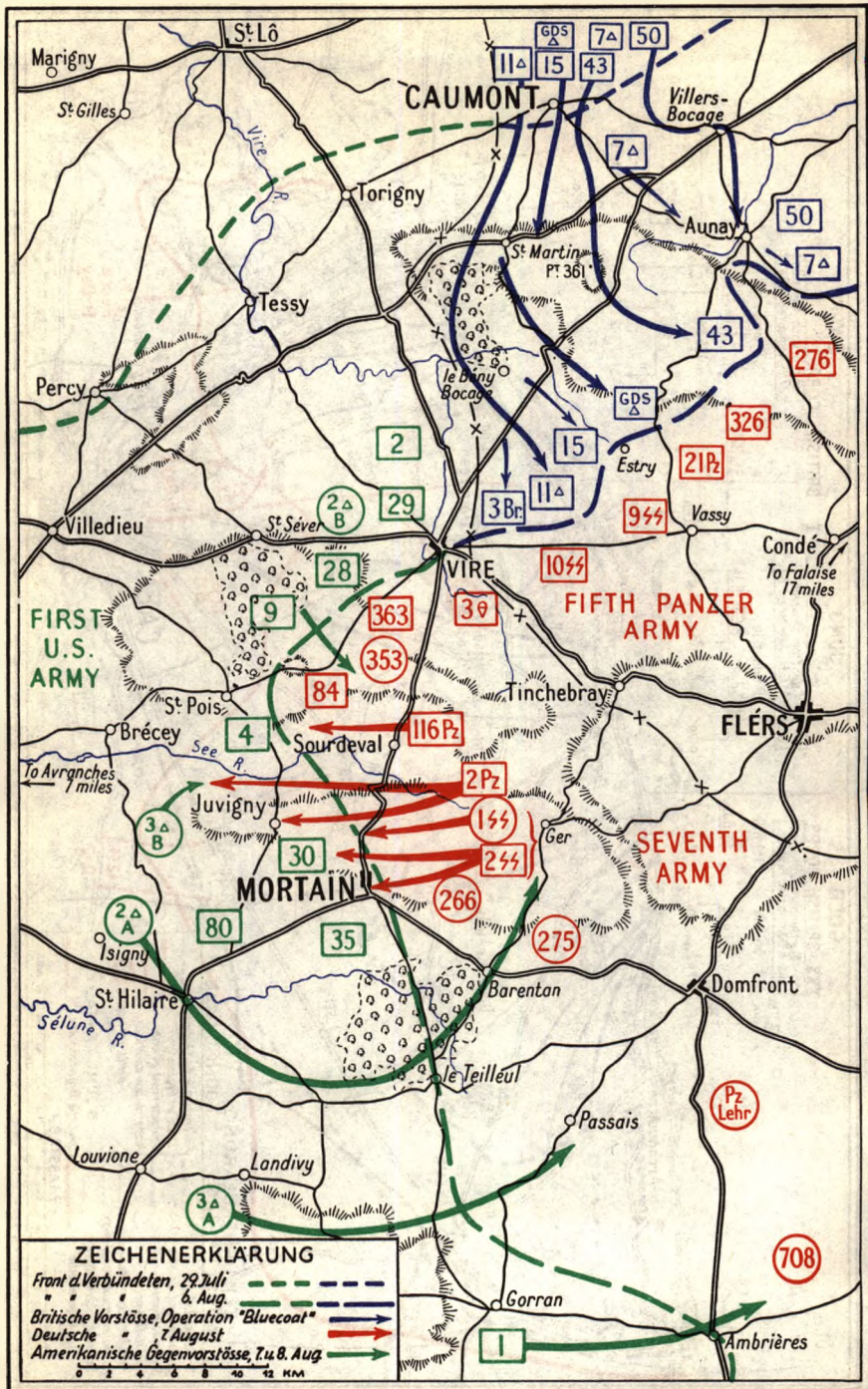
DIE OPERATION MARKET GARDEN: DER PLAN



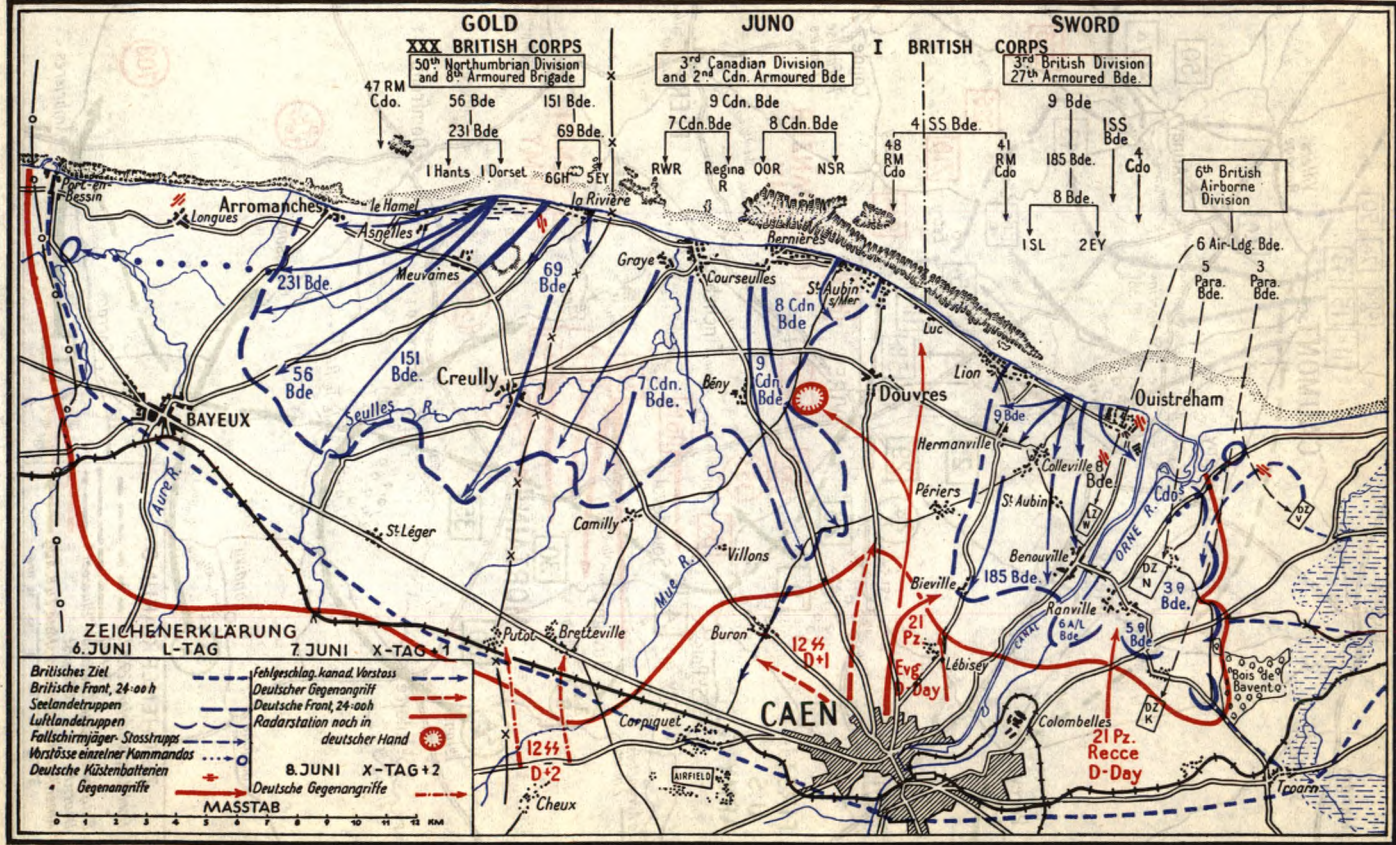
DIE SCHLACHT UM DIE BELGISCHEN KANÄLE



DER KESSEL VON FALAISE



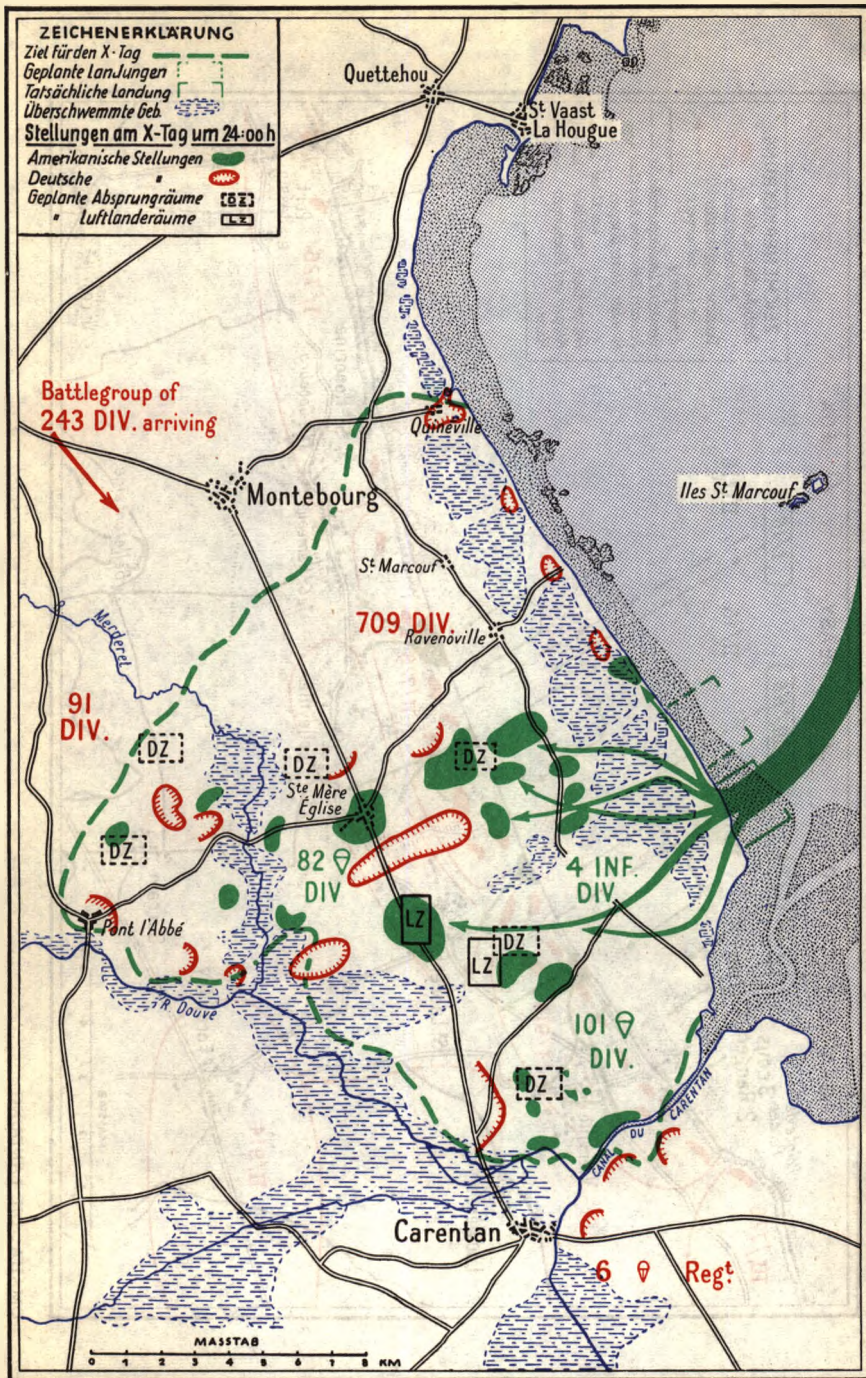
DER GEGENANGRIFF BEI MORTAIN, 7.—8. AUGUST

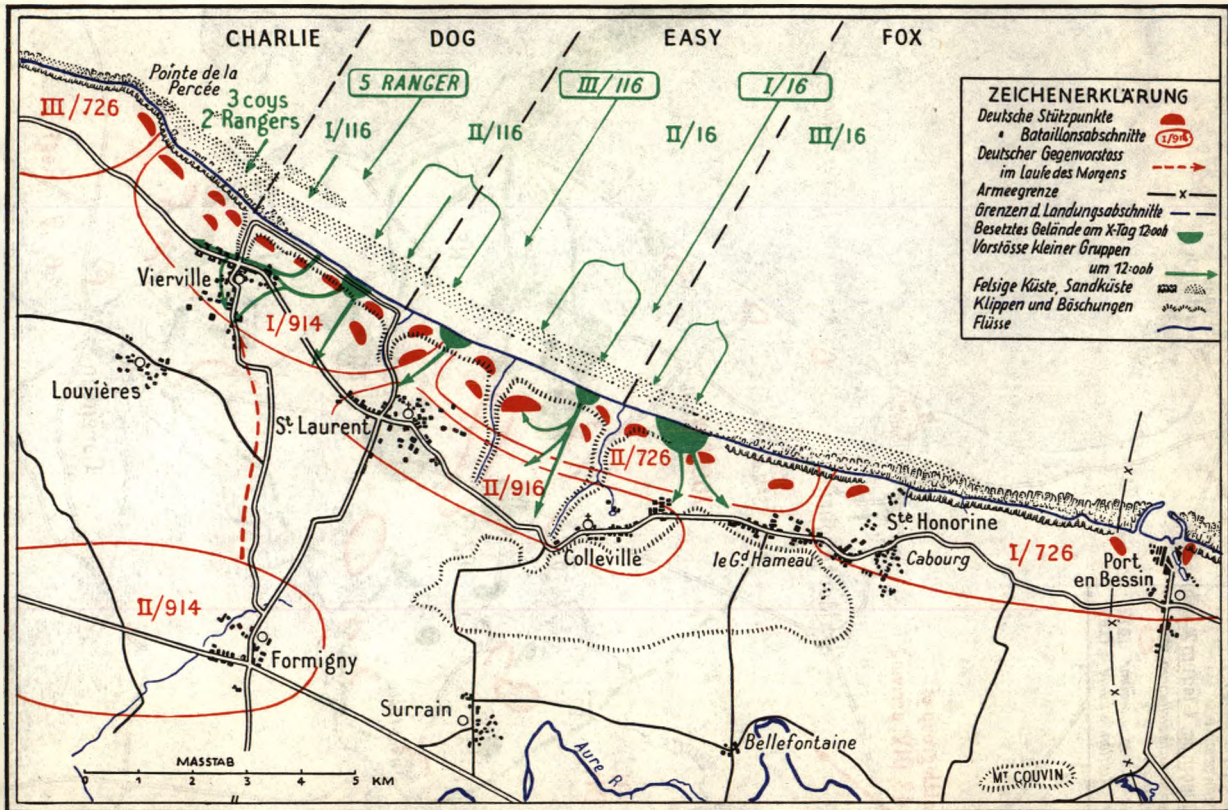


DIE BRITISCHE LANDUNG

ZEICHENERKLÄRUNG

- Ziel für den X-Tag
- Geplante Landungen
- Tatsächliche Landung
- Überschwemmte Geb.
- Stellungen am X-Tag um 24:00h
- Amerikanische Stellungen
- Deutsche
- Geplante Absprungräume
- Luftlanderäume





OMAHA: DIE LANDUNG

Erklärung der in den Karten vorkommenden Bezeichnungen

actual	= <i>tatsächlich</i>
afternoon	= <i>Nachmittag</i>
airborne (forces)	= <i>Luftlande(kräfte) im allgemeinen</i>
airfield	= <i>Flugplatz</i>
airfleet	= <i>Luftflotte</i>
Air-Ldg.Bde.	= <i>Luftlandebrigade</i>
Armd. = armoured	= <i>Panzer (truppe. Panzerwagen = tank)</i>
army	= <i>Armee</i>
Army Group	= <i>Heeresgruppe</i>
arriving	= <i>im Anmarsch</i>
assault	= <i>Sturmangriff</i>
battlegroup	= <i>Kampfgruppe</i>
Bde. (Brigade)	= <i>Brigade</i>
beach	= <i>Strand</i>
blown	= <i>gesprengt</i>
Bn. (Battalion)	= <i>Bataillon</i>
Br. (British)	= <i>britisch</i>
build-up	= <i>Aufmarsch</i>
captured intact	= <i>unversehrt genommen</i>
CDN (Canadian)	= <i>kanadisch</i>
Cdo. (Commando)	= <i>Kommando (gruppe)</i>
Channel	= <i>der Kanal zwischen Frankreich und England</i>
counter attack	= <i>Gegenangriff</i>
Coy. (Company)	= <i>Kompanie</i>
day	= <i>Tag</i>
diversionary threat	= <i>Ablenkungsmanöver durch Angriffs drohung</i>
DZ (Dropping Zone)	= <i>Absprungraum (der Fallschirmjäger)</i>
evening	= <i>Abend</i>
ferry	= <i>Fähre</i>
follow-up	= <i>Zweite Welle, auch zweites Treffen</i>
GDS. (Guards)	= <i>Garde</i>
German	= <i>deutsch</i>
GREN. (Grenadiers)	= <i>Grenadiere</i>
Hill (Hill 195)	= <i>Hügel (Höhe 195)</i>
Highland	= <i>Hochland</i>
51HD	= <i>51. Highland-Division</i>
hrs = hours	= <i>Uhr (Zeitangabe)</i>
Irish	= <i>irisch</i>
less	= <i>abzüglich</i>

LZ (Landing Zone)	= <i>Landraum</i>
main-force	= <i>Hauptmacht, die Masse einer Truppe</i>
misc. (miscellaneous)	= <i>gemischt</i>
night	= <i>Nacht</i>
objective	= <i>Ziel (Operationsziel)</i>
Para = parachute troops	= <i>Fallschirmtruppen</i>
part of	= <i>Teile des</i>
patrol	= <i>Spähtrupp</i>
planned	= <i>vorgesehen, geplant</i>
P.R. (Parachute Regt.)	= <i>Fallschirmjäger-Regt.</i>
Pol (Polish)	= <i>polnisch</i>
R. (river)	= <i>Fluss</i>
R.C.T. (Regimental Combat Team)	= <i>Regimentskampfgruppe</i>
refitting	= <i>Auffrischung (einer Truppe)</i>
R.M. (Royal Marine)	= <i>Kgl. Marine (britisch)</i>
road	= <i>Strasse</i>
Roer Dams	= <i>Talsperrendämme des Flusses Roer</i>
Russian	= <i>russisch</i>
Sc. (Scottish)	= <i>schottisch</i>
S.S. (Special Service)	= <i>Kommando mit Sonderaufgabe</i>
supply	= <i>Nachschub</i>
unit	= <i>Einheit</i>
Vosges	= <i>Vogesen</i>

Ordnungszahlen

first 1.	ninth	9
second 2.	tenth	10.
third 3.	eleventh	11.
fourth 4.	twelfth	12.
fifth 5.	thirteenth	13.
sixth 6.	fourteenth	14.
seventh 7.	fifteenth	15.
eighth 8.		

Englische Masse

1 Meile	= 1,609 km
1 Yard	= 0,914 km
1 FUSS	= 0,30 m
1 Gallone	= 4,545 l

Namenregister

- Alexander, General 169, 434 ff., 440, 445 f., 639, 663, 679
- Antonescu, Rumänischer General und Staatschef 423 f.
- Arnold, General, Chef des U.S.-Luftwaffenstabes 122, 434 f., 615 f.
- Aßmann, Generalstabsoffizier 360
- Badoglio, Marschall von Italien 124 f.
- Bald, General, O. B. der Heeresgruppe G 518, 543 f.
- Baldwin, engl. Ministerpräsident 26
- Barker, Brigadegeneral (brit.) 126, 159
- Bayerlein, Generalleutnant, Kommandeur der Panzerlehrdivision 290, 299, 300, 377 f., 413, 554, 563
- Beaverbrook, Zeitungsmagnat, Minister 32
- von Beck, General der Artillerie, Chef des Generalstabes des Heeres 154 ff., 355 ff., 360, 363
- Bedell-Smith, Generalleutnant, Eisenhowers Stabschef 164 f., 170, 197, 211, 325, 327, 352, 440, 474 f., 568, 638 f., 648
- Berger, Stenograph 360
- Bernadotte, Vertreter des ›Roten Kreuzes‹ 677
- Blaskowitz, Gen. Oberst 180, 518
- Blumentritt, General 71, 181, 217, 238, 322, 336 f., 366, 407, 420, 430, 519
- von Bock, Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B (1942) 11, 13, 74 ff.
- Bodenschatz, General 360
- Boldt, Hauptmann 675 f.
- Bonomi, ital. Ministerpräsident 612
- Bor-Komorowski, poln. General 423
- Bormann, Leiter der Parteikanzlei 152, 678
- Bradley, Generalleutnant (Oberbefehlshaber der amerikanischen 1. Armee) 164, 191, 199, 201, 232, 242, 256, 282, 289, 294, 297, 308 f., 311, 331, 337 f., 342 f., 352, 374 f., 376 f., 381 f., 384 f., 387, 389 f., 401, 405, 413 ff., 419, 444 ff., 449 f., 452 f., 455 f., 465 ff., 470, 475 ff., 479 f., 509, 513 f., 516, 521, 540 ff., 549 f., 556 f., 560, 563, 566 ff., 581 f., 588 ff., 637, 640 f., 647 ff., 651 f., 655, 659, 666 ff., 672, 680
- Brandenberger, dtsh. General 539, 552, 557
- von Brauchitsch, Oberbefehlshaber des Heeres (1942) 12 f., 15, 45, 49, 66, 73, 75 ff.
- Braun, Eva 678
- Brereton, amerik. Generalleutnant 201, 446, 469 f., 508
- Brooke, Chef des Empiregeneralstabes 96 f., 118, 123, 130, 134, 159, 172, 301, 638 f., 655, 672
- Browning, brit. Generalleutnant 481, 484, 494, 507 f.
- Bucknall, Chef des XXX. engl. Armeekorps 200, 291, 299 f., 385
- Bull, amerik. Brigadegeneral 647 f.
- Bullit, U.S.-Botschafter in Moskau 130
- Busch, Generalfeldmarschall 679
- Butcher, Adjutant Eisenhowers 351 f., 473, 667
- Canaris, Admiral, Chef der dtsh. Abwehr 156, 178, 203
- Cass, Brigadekommandeur (brit.) 270
- Chamberlain, brit. Premierminister 27, 258

- von Choltitz, General, Kommandeur
 des LXXXIV. Korps 375, 415 f.
 Churchill, engl. Premierminister 13 f.,
 16 f., 19, 25, 30, 42, 46, 48 f.,
 57 f., 68 f., 71 f., 87 ff., 95 ff.,
 108 f., 111, 113, 118, 121 ff.,
 127 ff., 158 f., 162 ff., 172, 174,
 176, 196, 258, 284, 306, 352 f.,
 432 f., 437, 439 f., 445 f., 523, 528,
 602 ff., 616 ff., 626 ff., 634, 639,
 661 ff., 670 ff., 677 f., 681
 Ciano, Graf, ital. Außenminister 15,
 19, 39, 50 f., 53, 55, 56, 58, 83
 Clark, General, Kommandeur der
 5. U.S.-Armee 439
 Clausewitz 151
 Collins, U.S.-Generalmajor 199, 231,
 311 ff., 317, 319 f., 378, 453, 576,
 659
 Coningham, Luftmarschall
 (brit.) 329 f.
 Creasy, Admiral (brit.) 208
 Crerar, Generalleutnant 397, 522,
 525 f., 658
 Cripps, brit. Botschafter in Moskau
 88 f.
 Crocker, brit. Generalleutnant 200,
 263 ff., 270, 277, 279, 292 f.
 Cunningham, Admiral (brit.) 58, 104,
 106, 182, 440
 Curry, kanad. Major 410
 Curtin, austral. Premierminister 91
 Curzon 622

 Daser, Generalleutnant, Kommandant
 von Antwerpen 528
 Deane, Generalmajor, Chef der amerik.
 Militärmission in Moskau 128
 Dempsey, M. C., Generalleutnant,
 Kommandeur der 2. brit. Armee 200,
 257 ff., 283, 287, 292 ff., 297 f.,
 301 f., 308, 325, 328, 331, 333 ff.,
 338, 340, 342 ff., 375, 382, 384,
 455, 468 ff., 474, 501 f., 510 ff.,
 516, 520, 548, 649, 658
 Devers, amerik. General,
 Oberbefehlshaber der
 6. Heeresgruppe 547, 549, 566 f.,
 584, 637, 648

 Dietrich, SS-Obergruppenführer 273,
 286, 289 f., 293 f., 308, 332 f., 340,
 347, 349, 395, 403, 420, 454, 539,
 553, 557, 559, 561, 564, 578, 583,
 585, 587
 Dill, General, Chef des
 Empiregeneralstabes 70
 Dönitz, Großadmiral 82, 92, 98, 115,
 117 f., 138, 142 f., 152, 302 ff.,
 336, 373, 422, 594 ff., 600, 634,
 636, 675 ff., 681
 Dohnány, Angehöriger des Stabes
 Canaris 156
 Dollmann, Generaloberst,
 Kommandeur der 7. dtsh. Armee
 274, 288, 290, 296, 313 f., 317,
 330 ff.
 Dowding, Luftmarschall 26 ff., 38, 42,
 46, 48

 Eberbach, General, Kommandeur der
 Panzergruppe West (5. P.-Armee)
 353, 392, 400, 402 ff., 454
 Eddy, Generalmajor (U.S.) 452, 479,
 542 f., 560
 Eden, brit. Außenminister 79, 609,
 618, 627, 631
 Eisenhower D., General: 97 ff., 101,
 103, 107, 109, 112, 115, 119,
 123 ff., 134, 162, 164 ff., 169 ff.,
 173, 175 ff., 187, 189, 194 ff., 199,
 203, 205, 207 ff., 210 ff., 232 f.,
 256, 282, 284, 287, 305 f., 310,
 320 f., 325, 327, 341 ff., 346,
 351 ff., 401, 415, 433 ff., 437 ff.,
 449 ff., 456 ff., 465 f., 469 ff.,
 479 f., 505, 509 ff., 520 ff., 525,
 528 f., 540 f., 544, 547 ff., 556,
 560, 565 ff., 582 ff., 588 ff., 606,
 614, 635, 637 ff., 648 f., 654 f.,
 658, 660, 665 ff., 679 ff.
 Erskine, Generalmajor, Kommandeur
 der 7. brit. Panzerdivision 297 ff.,
 350, 385

 Farmbacher, General 313 ff.
 Fellgiebel, General 356 f., 361, 363
 Feuchtinger, General, Kommandeur
 der 21. Panzerdivision 273 ff., 286

- Fleischmann, Professor, Kernphysiker 635
- Franco, span. Staatschef 52 ff., 58 f., 67 f.
- von Friedeburg, Admiral 680 f.
- Fromm, General 357, 359, 361 f., 364, 366
- von Funk, Kommandeur des XLVII. Panzer-Korps 389 f., 400
- Funk, dtsh. Wirtschaftsminister 139
- Gale, brit. Generalmajor, Kommandeur der 6. Luftlandedivision am Tage »X« 222 f., 227 ff., 231, 271, 278
- Galland, Luftwaffengeneral 33, 37, 46, 147 f., 428 f., 536 f.
- de Gaulle, franz. General 53, 584
- Gavin, Verfasser von »Airborne Warfare« 481, 483, 487, 490, 493, 496, 507 f., 513, 575
- Gehrhardt, Kommandeur der 29. U.S.-Division 244, 252
- Gerow, L. T. U.S.-Generalmajor 200, 243, 415, 559
- Goebbels 159, 178, 356, 363 ff., 368, 528 ff., 539, 594, 599, 601, 674 ff., 678 f.
- Goerdeler, früherer OB. von Leipzig 154 ff., 356 ff., 360
- Göring, Hermann 16, 22 ff., 35 ff., 42 ff., 50, 66, 80, 146 ff., 280, 359 f., 368, 370, 441, 461, 536, 595, 600, 602, 676 ff.
- Gort, Lord, General, Befehlshaber der engl. Expeditionsarmee auf dem europäischen Festland 11 f.
- Graciani, ital. Marschall 67
- Graham, Generalmajor (brit.) 259, 471
- Grant, amerik. General (Bürgerkrieg) 114
- Gromyko, russ. Botschafter in Washington 603, 620 f., 631
- Grow, Generalmajor, Kommandeur der 6. U.S.-Panzerdivision 387
- Guderian, General, Chef des Generalstabes des Heeres 369, 592 f., 596 ff., 600, 675
- de Guingand, Generalmajor, Stabschef Montgomerys 292, 329 f., 447 f., 515 f., 570
- Haislip, Generalmajor, Befehlshaber des amerik. 15. Korps 405 f.
- Halder, General, Chef des Generalstabes 12 f., 15, 21, 38, 44, 49, 66, 71, 73 ff., 84, 178
- Halifax, Lord, brit. Außenminister 16
- Hall, Konteradmiral 245, 433
- Harris, Luftmarschall 168, 195, 340, 345, 397, 530 f., 533
- von Hase, General 356
- von Hassel, früherer Botschafter in Rom 357
- Hausser, General der Waffen-SS 330 ff., 339, 375 ff., 383 f., 389, 391 ff., 402, 406, 408 f., 410 f.
- Helldorf, Berliner Polizeipräsident 356
- Hellmich, Generalleutnant 313, 317
- Helmdach, Oberst bei der 7. Armee 316
- Heusinger, Generalleutnant 360
- Hill, Brigadier, Kommandeur der 3. brit. Fallschirmjägerbrigade 229
- Himmler, Reichsführer der SS 80, 156, 178 f., 203, 355, 359 f., 364, 368, 460 f., 501, 534 f., 547, 584, 601, 674, 676 ff.
- Hitler 11 ff., 22 f., 26, 29 ff., 39, 41 ff., 48 ff., 57 ff., 91, 94, 97, 100 ff., 104 ff., 109 f., 112, 116 f., 118, 120, 122, 124 ff., 133 f., 135 ff., 150 ff., 158, 177 ff., 183 f., 187 f., 192 ff., 203, 216, 238, 249, 258, 273, 279, 281, 284 f., 296, 303, 312, 314 ff., 318, 320, 321 ff., 331, 333 ff., 339 f., 354 ff., 373, 375 f., 388 ff., 392, 400, 402 ff., 406 ff., 412, 414 f., 419 ff., 432 ff., 436, 441, 443 f., 457 ff., 466 ff., 480, 489 f., 517 ff., 523, 526, 530 f., 534 ff., 547, 551 ff., 564 f., 574, 578, 580 f., 583 ff., 592 ff., 618 ff., 633 f., 636 f., 642, 645 f., 651 ff., 659, 666, 674 ff.
- Hobart, Generalmajor (brit.) 172 f., 186, 256, 282

- Hodges, Generalleutnant (U.S.) 386, 452, 456, 467, 474 f., 478 f., 509 f., 512 ff., 520 f., 541 f., 544 f., 548, 559, 562, 564, 566, 568 ff., 648, 659, 669
- Höffner, Oberst 197
- Hopkins, Vertreter des amerik. Präsidenten in London (1942) 93, 99, 113, 115, 431, 440, 603, 610, 613 f., 631
- Horrocks, kommandierender General des 30. Korps 393, 453 f., 468, 483, 488 f., 494 ff., 498 f., 500 ff., 507, 643 f.
- Howard, engl. Major 227
- Huebner, Generalmajor der 1. U.S.-Division 244, 250 ff., 254
- Hull, U.S.-Außenminister 122, 132, 431, 528, 609, 611 f., 625
- Ismay, General 128
- Jodl, Chef des Wehrmachtsführungsstabes 66, 72, 81, 126, 135 f., 138, 150, 152, 154, 177, 238, 275, 279, 360, 402, 404, 407, 460, 538, 554, 602, 646, 676, 681
- Jolly, Oberstleutnant 398
- Keitel, Generalfeldmarschall 18, 66, 81, 152, 301 f., 305, 336, 359 ff., 467, 554, 676
- Kesselring, Generalfeldmarschall 42, 441, 654, 659 f., 664, 675
- King, Admiral, Oberbefehlshaber der amerik. Flotte 97 ff., 101, 104, 106, 111, 122 f., 130, 132, 163, 168, 171, 434, 612, 616
- Kirk, Admiral 211, 242
- von Kleist, Generaloberst 12 f.
- von Kluge, Generalfeldmarschall 77, 137, 155 f., 336 f., 347, 353, 358, 362, 365 f., 370, 375 ff., 380 ff., 387 ff., 396, 400 ff., 406 f., 421 f., 429 f.
- König, franz. General 197
- Koller, Chef des Luftwaffenführungsstabes 676 f.
- Konjew, russ. Heerführer 599, 601, 673
- Krebs, General 430
- Lavalle, frz. Außenminister 54, 56, 68
- Leber, dtsh. Sozialdemokrat 155, 358
- von Leeb, Generalfeldmarschall 74 ff.
- Leigh-Mallory, Luftmarschall 164 ff., 195 f., 199, 206, 209, 211 ff., 232 f., 236, 329 f., 351
- Lettau, Major 216
- Leuschner, dtsh. Sozialdemokrat 357
- Lüttwitz, General 562 ff., 577
- MacArthur, General, Befehlshaber im Pazifik 90, 119, 170, 448, 509, 615, 617
- Malinowski, russ. Heerführer 423, 607
- von Manstein, Chef des Stabes der Heeresgruppe A: 137 f., 155, 187, 421
- von Manteuffel, General, Kommandeur der 5. Panzerarmee 422, 479 f., 517 ff., 539, 545, 552, 557, 559, 562 ff., 573, 576 ff., 583, 585 ff.
- Marcks, General, Kommandeur des LXXXIV. Korps 252 f., 275, 296 f., 313
- Marshall, General 89 f., 93 f., 99 ff., 105, 110, 112, 119, 123 f., 128, 130, 162 ff., 168, 255, 327, 434 ff., 449, 548, 615 f., 639 ff., 668 ff., 673
- Matsuoka, jap. Außenminister 68 f., 81
- Maurice, Oberstleutnant (brit.) 276 f.
- Meindl, Kommandeur des 2. Fallschirmjägerkorps 290, 296, 410
- Metaxas, griech. Premierminister 58
- Meyer, Kommandeur der 12. SS-Panzerdivision 279 f., 286, 289 f., 399, 410
- Middleton, T. H., Generalmajor, brit. Befehlshaber des 8. Korps 386 f., 558 f., 562 f., 569
- Mikolajczyk, poln. Ministerpräsident 604, 614, 624, 661
- Milch, dtsh. Luftwaffengeneral 147 f.

- Model, Generaloberst 407 f., 410,
 420 ff. 425, 429 f., 453, 457, 459 ff.,
 466, 478, 480, 485, 487, 494, 512 f.,
 516 ff., 521, 524, 552 f., 556 ff.,
 564, 578, 581, 584 ff., 658 ff.
- Molotow, russ. Außenminister 60 ff.,
 94 ff., 102, 128, 424, 622 ff., 629,
 632, 661 ff.
- von Moltke 13, 151
- Montgomery, Feldmarschall 164 ff.,
 172 f., 182, 185 f., 190, 200 f.,
 204, 209, 212, 221 f., 232, 256,
 259, 261, 282, 290 ff., 300 ff.,
 308 f., 325 ff., 337, 341 ff., 351 ff.,
 375, 381 f., 387, 396, 404, 406,
 411, 419, 424, 438, 443 ff., 455,
 457 f., 465 ff., 481, 484, 504 ff.,
 508 ff., 513 ff., 519, 521, 523,
 525 f., 540 f., 543, 548 ff., 556 ff.,
 570 ff., 582 f., 585, 587 ff., 637,
 639 ff., 645 f., 648 ff., 656 ff., 667 ff.,
 672, 679, 680
- Moon, Konteradmiral (U.S.)
 240, 242
- Morell, Hitlers Leibarzt 238
- Morgan, Generalleutnant (brit.) 126 f.,
 159 ff., 327, 341
- Morgenthau 528
- Morison, amerik. Flottenhistoriker 93
- Mountbatton, Admiral, Chef des
 Stabes für amphibische Operationen
 174, 617
- Mussolini 50 f., 55 f., 58 ff., 67 ff.,
 83, 109, 113, 124, 126, 137, 438,
 553, 612
- Napoleon I. 17, 34, 57, 72
- Nebe, Chef der Kriminalabteilung
 Himmlers 360
- von Neurath, Sonderführer 412
- Newall, Luftmarschall 31
- Nimitz, U.S.-Admiral 170
- Nishi, jap. General 81
- O'Connor, Generalleutnant (brit.) 309,
 311, 331, 333 f., 343 ff., 349 f., 352
- Olbricht, General 156, 355 ff., 359,
 361 ff., 366
- Oster, Generalmajor 156
- Otway, Oberstleutnant (brit.),
 Kommandeur des 9. Fallschirmjäger-
 bat. 229 ff.
- Papagos, griech. General 69
- Park, Luftmarschall 43, 45
- Patch, Generalleutnant, Befehlshaber
 der 7. U.S.-Armee 441, 651
- Patton, amerik. Generalleutnant 191,
 375, 381, 386 ff., 392, 401, 405 f.,
 411 f., 441, 444 f., 448, 451 ff.,
 456 ff., 464 ff., 470, 472, 474 ff.,
 479 f., 509 ff., 517, 540 ff., 546 ff.,
 550, 560
- Pemsel, Stabschef der 7. Armee 236,
 275, 279
- Pétain, franz. Staatschef in Vichy 53 f.,
 58
- Pound, Admiral (brit.) 91
- Raeder, Großadmiral, OB. der
 Kriegsmarine 14, 16, 18, 20, 41, 44,
 50, 65 f., 68, 81 ff., 86, 116, 594
- Ramsey, Admiral (brit.) 164 ff., 171,
 185, 204, 206, 208 ff., 255, 304 f.,
 310, 373, 447
- Rauschnig 151
- Reichwein, dtsh. Sozialdemokrat 155,
 358
- Remer, Oberst 363 f., 366
- Rennie, Generalmajor (brit.) 270 f.
- Reynaud, franz. Premierminister (1940)
 30
- von Ribbentrop,
 dtsh. Reichsaußenminister 50, 52,
 54, 60 ff., 68 f., 81, 83, 88, 152, 676
- Richter, General, Kommandeur
 der 716. Division 216 f.
- Ridgway, Generalmajor (U.S.) 234,
 288, 571 f., 574 f.
- Ritchie, brit. Befehlshaber 182
- Roberts, Generalmajor (brit.),
 Kommandeur der 11. Panzerdivision
 348, 358, 468
- Röhm, Stabschef der SA 367
- von Rönne, Oberst 179
- Rokossowski, russ. Marschall 422, 600 f.
- Rommel, Generalfeldmarschall 69,
 96 f., 103, 124 f., 179 ff., 193, 201,

- 203 f., 216 f., 222, 232, 238, 241, 249, 260, 265, 273 f., 280 f., 283, 285 f., 288 f., 293 f., 297, 300 ff., 307 f., 311 ff., 321 ff., 325, 328, 331 ff., 335, 337, 339, 346 ff., 353, 358, 365, 370, 421
- Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten 49, 65, 68, 82, 89 f., 92 ff., 98 f., 101, 106, 108 f., 110 ff., 115, 119, 122, 124 f., 129 ff., 159, 162 ff., 168, 431 ff., 437, 440, 445, 523, 528, 602 ff., 634, 639, 661 ff., 664 f., 670 ff.
- von Rundstedt, Generalfeldmarschall, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A 12 f., 74 ff., 177 ff., 187 ff., 192 ff., 197, 203 f., 217, 236 ff., 273 ff., 279, 285, 290, 314, 316, 321 f., 325, 333, 335 f., 340, 422, 459, 461 ff., 513 ff., 539, 544, 548, 550 f., 554, 581, 583, 587, 593, 597 f., 645 f., 654 f.
- Sattler, General 320
- Schlieben, Generalleutnant 313 ff.
- Schlieffen 151
- Schmid, Chef des Nachrichtendienstes der Luftwaffe 42
- Schmidt, Dolmetscher Hitlers 62
- Schniewind, Admiral, Chef des Stabes der Seekriegsleitung 21
- Schukow, russ. Marschall 421 f., 605, 670, 673
- von Schweppenburg, General 184, 273 f., 290, 293
- von Seeckt 151
- Sforza, ital. Politiker 612
- Sherwood, amerik. Biograph 113, 130, 625 ff., 629
- Simon, brit. Außenminister (1935) 26 f.
- Simonds, Generalleutnant, Befehlshaber des 2. kanad. Korps 396 f., 399 f., 404, 525 f.
- Simpson, amerik. Generalleutnant 475, 544, 646, 649, 650 f., 658, 669, 671
- Sinclair, brit. Luftwaffenminister 32
- Skorzeny, SS-Offizier 553, 565
- Smith, Generalmajor, Kommandeur der 52. Lowlandedivision 507
- Spaatz, Befehlshaber der alliierten Luftstreitkräfte 195, 530
- Speer, dtsh. Rüstungsminister 80, 116, 139 ff., 146, 149 ff., 371, 412, 425 ff., 533 ff., 601, 633, 652 ff., 676 f.
- Speidel, General 236, 274, 279, 317, 323, 335, 372 f., 381, 430, 519
- Sperrle, Generalfeldmarschall 42, 336
- Stagg, brit. Meteorologe 207 ff., 216
- Stalin 17, 64 f., 68, 81, 88, 94 ff., 102, 108, 129 ff., 159, 308, 423, 425, 431 f., 437, 439, 538, 597, 599, 602 ff., 611, 613 ff., 617 ff., 630 ff., 661 ff., 667 f., 672 f., 680
- Stauffenberg, Klaus, Oberst 156, 355, 357 ff., 366 f.
- Stettinius 612 f., 615, 618 ff., 624, 627, 629
- Stimson, amerik. Kriegsminister 99, 163
- Straußler, Ingenieur 173
- Strong, amerik. Generalmajor 473, 568
- Student, General, OB. der Fallschirmjäger 462, 485, 494, 506, 512, 519
- Stülpnagel, General der Infanterie 362, 365 f.
- Suñer, span. Außenminister 52, 58
- Talbot, Konteradmiral 267 f.
- Taylor, Generalmajor, Kommandeur der 101. Division 233 ff., 254, 481
- Tedder, Oberluftmarschall 164, 196 f., 211, 327, 341, 352, 639
- Tempelhoff, Oberst 316
- Thomas, General, Chef des Wirtschafts- und Rüstungsamtes des OKW 141 f., 392
- Thomas, brit. Generalmajor 499 ff.
- Tito 132, 436, 523
- Tojo, jap. General 81
- Treskow, Oberst 336
- Truman 672 f.
- Tschiang Kai-schek, Generalissimus 129, 626, 628

- Urquhart, brit. Generalmajor 481 f.,
 486 f., 491, 493, 495 f., 498,
 500 ff., 505 ff.
- Vian, Konteradmiral (brit.) 258, 260
 von Vietinghoff, Generaloberst 679
 Victor Emanuel, König von Italien 55
 Wachtel, Regimentskommandeur des
 Flakregiments (155) 145, 305 f.
 Warlimont, General, stellv. Chef des
 Wehrmachtsführungsstabes 151,
 360, 366, 388, 400, 460
 Watson-Watt, brit. Physiker 28
 Wavell, General (brit.) 66 f., 69
 Westphal, Generalleutnant 430, 519
 Weygand, General, Oberbefehlshaber
 der Alliierten (1940) 11
- Wilhelmina, Königin von Holland 610,
 617
 Wilkie, U.S.-Präsidentschaftskandidat
 der Republikaner (1940) 51
 Wilson, Oberbefehlshaber der
 verbündeten Streitkräfte im
 Mittelmeerraum 434 ff., 663
 von Witzleben, Generaloberst 356,
 362, 365
 Wolff, SS-Obergruppenführer 663 f., 679
 Woroschilow, Stalins Stabschef 102
 Wyche, Generalmajor (U.S.),
 Kommandeur der 79. Infanterie-
 division 414
 Wyschinski 632
- Zeitler, Generaloberst 137, 178, 187

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
-------------------	---

Erster Teil DER WEG ZURÜCK

<i>Erstes Kapitel</i> Wenn nötig, allein	11
<i>Zweites Kapitel</i> David und Goliath	25
<i>Drittes Kapitel</i> Das Dilemma des Siegers	49
<i>Viertes Kapitel</i> Die Intuition marschiert	73
<i>Fünftes Kapitel</i> Auf der Suche nach einem Plan	87
<i>Sechstes Kapitel</i> Der große Plan	108
<i>Siebentes Kapitel</i> Die Stärke der Wehrmacht	135
<i>Achtes Kapitel</i> Das Führerprinzip in der Praxis	150
<i>Neuntes Kapitel</i> Von COSSAC zu SHAEF	158
<i>Zehntes Kapitel</i> Vorspiel zu Overlord	177
<i>Elftes Kapitel</i> Der harte Entschluß	203

Zweiter Teil DIE SCHLACHT IN DER NORMANDIE

<i>Zwölftes Kapitel</i> Sturmangriff aus der Luft	221
<i>Dreizehntes Kapitel</i> Sturmangriff von der See (I), Utah und Omaha	240
<i>Vierzehntes Kapitel</i> Sturmangriff von der See (II), Bayeux und Caen	258
<i>Fünfzehntes Kapitel</i> Der erste Abend	273
<i>Sechzehntes Kapitel</i> Um die Festigung des Landekopfes	285
<i>Siebzehntes Kapitel</i> Die Schlacht um den Aufmarsch	302
<i>Achtzehntes Kapitel</i> Caen	325
<i>Neunzehntes Kapitel</i> Attentat! Attentat!	355
<i>Zwanzigstes Kapitel</i> Der Ausbruch aus dem Landekopf	370
<i>Einundzwanzigstes Kapitel</i> Falaise und Paris	392

Dritter Teil DER WEG NACH BERLIN

<i>Zweiundzwanzigstes Kapitel</i> Die Zange schließt sich	419
<i>Dreiundzwanzigstes Kapitel</i> Roosevelt und der Balkan	431
<i>Vierundzwanzigstes Kapitel</i> Die große Streitfrage	442

<i>Fünfundzwanzigstes Kapitel</i>	Glückswende	459
<i>Sechszwanzigstes Kapitel</i>	Der Weg nach Arnheim	481
<i>Siebenundzwanzigstes Kapitel</i>	Verlorene Gunst der Stunde	504
<i>Achtundzwanzigstes Kapitel</i>	Die Wehrmacht erholt sich	520
<i>Neunundzwanzigstes Kapitel</i>	Der Stillstand im Herbst	540
<i>Dreißigstes Kapitel</i>	Hitlers letztes Spiel	556
<i>Einunddreißigstes Kapitel</i>	Maas und Weichsel	581
<i>Zweiunddreißigstes Kapitel</i>	Stalins größter Sieg	603
<i>Dreiunddreißigstes Kapitel</i>	Der Zusammenbruch	633
Wortlaut des letzten Briefes Generalfeldmarschall v. Kluges an Hitler		685
Kartenverzeichnis		688
Erklärung der in den Karten vorkommenden Bezeichnungen		709
Namenregister		711